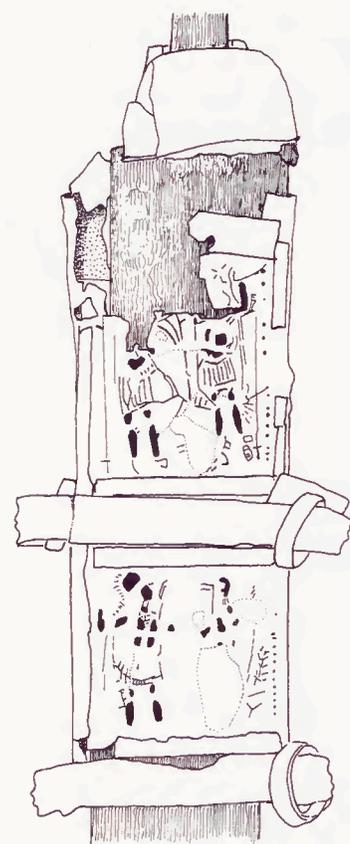


Xantener Berichte

Band 12

**Grabung
Forschung
Präsentation**



**LANDSCHAFTSVERBAND RHEINLAND
Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten**

XANTENER BERICHTE

Band 12

XANTENER BERICHTE

Grabung – Forschung – Präsentation

Eine Veröffentlichung des
Landschaftsverbandes Rheinland
Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten

XANTENER BERICHTE

Band 12

Grabung – Forschung – Präsentation

Festschrift Gundolf Precht

herausgegeben von

Anita Rieche, Hans-Joachim Schalles und Michael Zelle



VERLAG PHILIPP VON ZABERN · GEGRÜNDET 1785 · MAINZ

Gedruckt mit Mitteln
des Ministeriums
für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen

in Zusammenarbeit mit dem Römisch-Germanischen Museum Köln

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme
Grabung - Forschung - Präsentation :
Festschrift Gundolf Precht / hrsg. von Anita Rieche ... -
Mainz : von Zabern 2002
(Xantener Berichte ; Bd. 12)
ISBN 3-8053-2960-1



Redaktion: A. Rieche, H.-J. Schalles, M. Zelle

Alle Rechte vorbehalten
© Copyright Landschaftsverband Rheinland
Archäologischer Park Xanten/Regionalmuseum Xanten 2002
Druck: » gulde druck GmbH, Tübingen
ISBN: 3-8053-2960-1

Inhalt

ANITA RIECHE, HANS-JOACHIM SCHALLES, MICHAEL ZELLE, Vorwort	7
EDELTRAUD MITTAG, Schriftenverzeichnis Gundolf Precht	9
*	
HENNER VON HESBERG, Bauteile der frühen Kaiserzeit in Köln. Das Oppidum Ubiorum zur Zeit des Augustus	13
WERNER ECK, Ein Kölner in Rom? T. Flavius Constans als kaiserlicher Prätorianerpräfekt	37
HANSGERD HELLENKEMPER, Köln 260–355 A.D. – Ein unruhiges Jahrhundert Stadtgeschichte	43
STEFAN NEU, Eine silberne Zwiebelknopffibel von der Richard-Wagner-Straße in Köln	55
ARNOLD WOLFF, Eine römische Heizung unter dem Kölner Dom	61
JOHAN HENDRIK FREDERIK BLOEMERS, The Flavian-Trajanic Legionary Fortress in Nijmegen: A Pilot Study for Future Analysis	73
CHRISTOPH REICHMANN, Die Tabernae im Kastellvicus von Gelduba (Krefeld-Gellep)	89
ERNST KÜNZL, Münzvotive am Alzeyer Nymphenaltar	101
*	
HANS-HELMUT WEGNER, Der Siedlungsraum von Xanten und Umgebung in prähistorischer Zeit	109
HARALD BERKEL, Reste römischer Wasserleitungen bei Xanten	129
SABINE LEIH, Ein Hilfstruppenlager im Bereich von Insula 15 der Colonia Ulpia Traiana: Grabung – Prospektion – erste Ergebnisse	149
NORBERT ZIELING, Ein Palast in der Mühle? Die Ausgrabungen an römischen Gebäudestrukturen in einer neuzeitlichen Turmwindmühle in Xanten	155
ANNE LEY, Colonia Ulpia Traiana – Zur Baustruktur auf Insula 34. Untersuchungen von 1927 und 2001 und der Beitrag der Internationalen Archäologischen Sommerakademie Xanten (mit einem Beitrag von STEPHAN WEISS)	163
ULRICH BOELICKE, Anmerkungen zu zwei Lampenfehlbränden des ersten Jahrhunderts aus Xanten	185
EDELTRAUD MITTAG, Bemerkungen zu einem Gesichtsgefäß des ersten Jahrhunderts aus dem Stadtgebiet der Colonia Ulpia Traiana	189

HANS-JOACHIM SCHALLES, Ein dekoriertes Gladius des Typs Pompeji aus der vorcoloniazeitlichen Siedlung bei Xanten	197
ULRICH SCHÄDLER, Bemerkungen zur Kultkrone aus Vetera	203
MICHAEL ZELLE, Porträtplastik aus der Colonia Ulpia Traiana	215
ULRICH BRANDL, Kopf oder Zahl? – Bemerkungen zu besonderen Graffiti auf gestempelten Ziegeln der Colonia Ulpia Traiana	225
STEPHAN WEISS, Zwei Schreiftafeln aus dem Bereich der Colonia Ulpia Traiana/Xanten	231
THOMAS FISCHER, Eine Dame aus dem Ostalpenraum in Xanten	235
CLAUDIA KLAGES und BERND LIESEN, Silberschätze des 3. Jahrhunderts aus Xanten	239
*	
HANS-JOACHIM SCHALLES, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten – eine Zwischenbilanz	255
CLAUS DIESENBACHER, Colonia Ulpia Traiana – Ein multimediales Informationssystem zur Archäologie der römischen Stadt	267
JULIA OBLADEN-KAUDER, Archäologischer Landschaftspark Fürstenberg – Konzept eines archäologisch-kulturlandschaftlichen Reservats	279
BARBARA PRECHT VON TABORITZKI, Denkmallandschaften am Niederrhein	289
PETER KIENZLE, Vom Dilemma des Rekonstruierens. Ein Versuch der Annäherung an das Berufsbild des praktizierenden Architekten an archäologischen Ausgrabungsstätten	303
GÜNTHER STANZL, Die neuen Antiken – Archäologisches Experiment oder experimentelle Denkmalpflege? Ein Streifzug mit Fragezeichen	313
ANITA RIECHE, Bildung und Freizeit. Zu den Grenzen der Unterhaltung in Archäologischen Parks	321
GOTTFRIED GRUBEN, Anastilosis in Griechenland	327
KLAUS GREWE, Kaya Köy – Infrastruktur am Beispiel eines Toten Dorfes in der Türkei	339
GABRIELE ISENBERG, ‚ <i>Opus spicatum</i> ‘ – eine Variante Vitruvscher Bautechnik in der hochmittelalterlichen Sakralarchitektur Westfalens	345
MANFRED RECH, Zur Schindeldeckung bei den Sachsen	351
DANKWART LEISTIKOW, Burg Schüpf – eine Burgengrabung des 19. Jahrhunderts	361
WOLFGANG W. WURSTER, Maya-Pyramiden aus Lehm und Lianen: Denkmalpflege im Urwald Guatemalas	375

Vorwort

Am 19.12. 2002 feiert Gundolf Precht seinen fünf- undsechzigsten Geburtstag, Ende des Jahres geht er in den Ruhestand. Aus diesem Anlass widmen ihm Kolleginnen und Kollegen, langjährige Weggefährten und Freunde den hier vorliegenden Aufsatzband, der als zwölfter Band der Xantener Berichte erscheint.

Mit dem Ausscheiden von Gundolf Precht aus dem aktiven Berufsleben geht auch in Xanten eine Ära zu Ende: Das Projekt „Archäologischer Park Xanten“ des Landschaftsverbands Rheinland wurde 1973 mit der Vertragsunterzeichnung zur Gründung des Zweckverbands Grunderwerb Colonia Ulpia Traiana formell beschlossen; ein Jahr später begann die praktische Umsetzung. Seitdem lag die Verantwortung vor Ort in den Händen von Gundolf Precht. Vergleicht man 28 Jahre später den Bestand an Grundstücken in öffentlicher, auf den Erhalt des Bodendenkmals Colonia Ulpia Traiana gerichteter Hand und den aktuellen archäologischen Stadtplan der CUT mit dem Kenntnisstand von damals, so lässt sich unschwer ermessen, welche enorme Arbeit in dieser Zeit geleistet und welcher Erkenntnisfortschritt seither gewonnen worden ist. Dabei vergisst man allzu leicht, dass bei der Realisierung des Projekts in vielen Bereichen Neuland besritten werden musste, denn der Archäologische Park Xanten konnte sich kaum an Vorbildern orientieren. Prioritätensetzungen beim Grundstückserwerb, Verhandlungen mit den zuständigen Einrichtungen auf städtischer und auf Landesebene, Grabung, Interpretation des Befundes, Rekonstruktion (z. T. einschließlich der Inneneinrichtung und Möblierung), Suche nach geeigneten Herstellern und Handwerksfirmen, Parkpflegefragen: Gefordert war ein Allrounder, der neben der notwendigen Fachkenntnis auch über Zielorientierung und nicht zuletzt über die Fähigkeit verfügte, Termine zu halten. Gundolf Precht brachte für diese Aufgaben die besten Voraussetzungen mit. Als Architekt und Bauforscher ist er mit antiken Konstruktions-techniken, Bauweisen und Materialfragen bestens vertraut; zugleich besitzt er als Archäologe und Ausgräber ein geschultes Auge für den gerade in

Xanten nicht immer ganz einfach zu interpretierenden Befund. Und die praktischen handwerklichen Fähigkeiten, über die er verfügt, sind auch immer einmal wieder gefragt: Uns ist noch gut erinnerlich, wie er auf das Gerüst stieg, um dem Maler selbst vorzumachen, wie ein Wandbild freihändig und ohne Schablone angelegt wird.

Bis 1985 war der Archäologische Park eine Außenstelle des Rheinischen Landesmuseums Bonn, bei dem nicht nur die verwaltungsmäßige Zuständigkeit, sondern letztlich auch die wissenschaftliche Gesamtverantwortung für das Projekt lag. Dann wurden mit der Schaffung des Instituts Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten beide Einrichtungen vom Landesmuseum abgekoppelt und als eigene Außendienststelle des Landschaftsverbands Rheinland geführt. In dieser Phase der Lösung vom Mutterhaus und in den Jahren der Selbständigkeit danach hat Gundolf Precht die Einrichtung auf Kurs gehalten.

Gundolf Precht hat nicht nur in Xanten seine Spuren hinterlassen. Vor der Übernahme der Stelle in Xanten wirkte er einige Jahre lang in Köln. In dieser Zeit leitete er die für die Erforschung des antiken Köln so wichtige Großgrabung in der unmittelbaren Umgebung des Domes, bei der großflächige Wohnbebauung mit z. T. imposanter Innenausstattung zutage kam. Die baugeschichtliche Analyse des Praetoriums und die Rekonstruktion des Pöblicius-Grabmals sind ebenso mit seinem Namen verbunden wie die Kastellgrabungen in Deutz und die Untersuchung der Baugeschichte von Alt St. Heribert. Mit diesen Arbeiten im römischen Köln war sein Engagement für die Archäologie Kölns nicht beendet; Forschungen zum antiken Köln haben seine Tätigkeit in Xanten stets begleitet und befruchtet.

Die baugeschichtliche Untersuchung in Djebel Seis, einem Wüstenschloss der Omajyaden, und die Mitarbeit im Heraion von Samos belegen Gundolf Prechts großen Aktionsradius, der über die römischen Rheinlande weit hinaus geht.

Gundolf Precht gab seinen über Jahre angesammelten Wissensschatz in zahlreichen Gesprächen,

besonders aber während der praktischen Arbeit, an die jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler weiter, die am Archäologischen Park/Regionalmuseum Xanten arbeiteten. Er verschloss sich dabei nie wissenschaftlichen Diskussionen und ließ auch durchaus konträre Meinungen gelten, solange sie nur durch saubere wissenschaftliche Methodik untermauert wurden.

Die Beiträge dieses Bandes von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, Kollegen und Freunden spiegeln etwas von der Breite wider, die die Arbeit von Gundolf Precht selbst auszeichnet. Neben Fragen der Denkmalpflege bilden dabei naturgemäß die

Archäologie des Rheinlandes und speziell Xantens Schwerpunkte. Unser Dank gilt dem Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen, dem die Finanzierung dieses Bandes zu verdanken ist. Vor allem aber haben wir Ministerialrat Prof. Dr. Heinz Günter Horn zu danken, der auch diese Publikation wohlwollend begleitet und unterstützt hat.

Der Archäologische Park Xanten trägt die Handschrift Gundolf Prechts. Wenn nun eine neue Ära anbricht, ist zu hoffen, dass die Einrichtung weiterhin von seiner Erfahrung und seinem Wissen wird profitieren dürfen.

Anita Rieche

Hans-Joachim Schalles

Michael Zelle

SCHRIFTENVERZEICHNIS GUNDOLF PRECHT

ZUSAMMENGESTELLT VON EDELTRAUD MITTAG

1967

Architekturdenkmäler. In: Römer am Rhein. Ausst. Röm.-Germ. Mus. Köln 15.4.–31.7. 1967 (Köln 1967) 71–73. 77–83. 87–91. 93–100. 102–107. 111–112. 123–127.

1969

Römische und nachrömische Bauten an der West- und Südseite des Kölner Doms. In: O. DOPPELFELD u. a., Die neuen Grabungen am Kölner Dom. Vorläufiger Zwischenbericht. Kölner Domblatt 30, 1969, 186–190.

1970

Jüngste Ausgrabungsergebnisse und Rekonstruktionen eines Stadtviertels im Nordosten der römischen Stadt. In: Rom am Dom. Ausgrabungen des Römisch-Germanischen Museums Köln. Schriftenr. Arch. Ges. Köln 16, 1970, 13–19.

1971

Die Ausgrabungen um den Kölner Dom – Vorbericht über die Untersuchungen 1969/70. Kölner Jahrb. Vor- u. Frühgesch. 12, 1971, 52–64.

1972/73

Die Ausgrabungen im Bereich des Castellum Divitia – Vorbericht über die Kastellgrabungen. Kölner Jahrb. Vor- u. Frühgesch. 13, 1972/73, 120–128.

Baugeschichtliche Untersuchungen zum römischen Praetorium in Köln. Rhein. Ausgr. 14 (Köln 1973).

1974

Der Archäologische Park Xanten. Die Bauverwaltung 1/1974, 28–29.

Köln – Apud Aram Ubiorum; Köln – Deutz – Divitia. In: J.C. BOGAERS /CH.B. RÜGER (Hrsg.), Der Niedergermanische Limes. Materialien zu seiner Geschichte. Führer Rhein. Landesmus. Bonn 50 (Bonn 1974) 160–165. Der Archäologische Park Xanten. Rhein. Landesmus. Bonn 1974 Heft 3, 39–42 = Jahrb. Kr. Moers 1975, 79–82.

1975

Das Grabmal des Lucius Poblicius – Rekonstruktion und Aufbau (Köln 1975).

Städte erhalten römisches Bürgerrecht. In: Historische Museen der Stadt Köln (Hrsg.), Kölner Römer-Illustrierte 2/1975, 154–156.

Köln – Deutz, St. Heribert. In: Historische Museen der Stadt Köln (Hrsg.), Kölner Römer-Illustrierte 2/1975, 245.

Römische Stadt – Archäologischer Park Xanten. In: Landeskonservator Rheinland (Hrsg.), Xanten Europäische Beispielstadt. Arbeitsheft 9 (Köln 1975) 46–50.

1976

G. PRECHT/G. RUPPRECHT, Xanten, Colonia Ulpia Traiana. Bericht über die Forschungen vom 1.4. 1974 bis 28.2. 1975. Bonner Jahrb. 176, 1976, 337–356.

G. PRECHT/CH.B. RÜGER, Colonia Ulpia Traiana. Archäologischer Stadtplan. (Xanten, Kreis Wesel). (Köln [1] 1976, [2] 1978, [3] 1980).

Der Archäologische Park Xanten. Kreis Wesel. Rhein. Landesmus. Bonn. Sonderh. Rhein. Ausgr. '75 (Bonn 1976) 55–62 = Der Archäologische Park Xanten – 1. Arbeitsber. (1974–1975). In: Colonia Ulpia Traiana. 1. u. 2. Arbeitsber. Grabungen u. Rekonstruktionen ([1] Köln o. J.; [2] Bonn 1978) 7–14.

1977

Der Archäologische Park Xanten. Kreis Wesel. Rhein. Landesmus. Bonn. Sonderh. Rhein. Ausgr. '76 (Bonn 1977) 67–78 = Der Archäologische Park Xanten – 2. Arbeitsber. (1976). In: Colonia Ulpia Traiana. 1. u. 2. Arbeitsber. Grabungen u. Rekonstruktionen ([1] Köln o. J.; [2] Bonn 1978) 15–26.

Der Archäologische Park Xanten. Planungsgrundlagen (1974). In: Colonia Ulpia Traiana. 1. u. 2. Arbeitsber. Grabungen u. Rekonstruktionen ([1] Köln o. J.; [2] Bonn 1978) 5–6.

1978

Archäologischer Park Xanten. Kurzfürer (Köln 1978). St. Heribert in Köln-Deutz. In: Koldewey-Gesellschaft. Vereinigung für baugeschichtliche Forschung e.V. Ber. 29. Tagung Ausgrabungswissensch. u. Bauforsch. Köln 26.–30. Mai 1976 (Bonn 1978) 34–36.

St. Heribert. Der gotische Zentralbau in Deutz. In: A. LEGNER (Hrsg.), Die Parler und der schöne Stil 1350–1400. Handb. Ausst. Schnütgen-Museum Köln (Köln 1978) 151–152.

Der Archäologische Park Xanten, Kreis Wesel. Rhein. Landesmus. Bonn. Sonderh. Ausgr. Rheinland '77 (Bonn 1978) 156–187 = Colonia Ulpia Traiana. 3. Arbeitsber. Grabungen u. Rekonstruktionen (Bonn 1978) 6–31.

Der Archäologische Park Xanten. In: A. KUHN/G. SCHNEIDER (Hrsg.), Geschichte lernen im Museum (Düsseldorf 1978) 151–157.

Von der Colonia Ulpia Traiana zum Archäologischen Park Xanten. In: Stadt Xanten (Hrsg.), Studien zur Geschichte der Stadt Xanten 1228–1978. Festschr. zum 750-jährigen Stadtjubiläum (Köln 1978) 223–228.

Der Archäologische Park in Xanten. Deutsche Architekt- u. Ingenieur-Zeitschrift 1978 H. 1, 26–29.

1979

CH.B. RÜGER/G. PRECHT/H.H. WEGNER, Ein Siegesdenkmal der Legio VI Victrix. Bonner Jahrb. 179, 1979, 187–200.

Der Archäologische Park Xanten, Kreis Wesel. Rhein. Landesmus. Bonn. Sonderh. Ausgr. Rheinland '78 (Bonn 1979) 132–147 = Colonia Ulpia Traiana. 4. Arbeitsber. Grabungen u. Rekonstruktionen (Bonn 1980) 11–26.

1980

Castellum Divitia. Alt St. Heribert in Deutz. In: Führer vor- u. frühgesch. Denkm. 39, Köln III (Mainz 1980) 184–195.

Der Archäologische Park Xanten – eine bodendenkmalpflegerische Maßnahme zur Rettung der Colonia Ulpia Traiana. In: Koldewey-Gesellschaft. Ber. 30. Tagung Ausgrabungswissensch. u. Bauforsch. Colmar 24.–28.5. 1978 (Bonn 1980) 111–114.

Der Archäologische Park Xanten. Rhein. Landesmus. Bonn. Sonderh. Ausgr. Rheinland '79 (Bonn 1980) 100–123 = Colonia Ulpia Traiana. 5. Arbeitsber. Grabungen u. Rekonstruktionen (Bonn 1981) 7–30.

1981

Der Archäologische Park Xanten, Kr. Wesel. Ausgr. Rheinland '79/80. Kunst und Altertum am Rhein 104 (Bonn 1981) 90–105 = (gekürzt) Colonia Ulpia Traiana. 6. Arbeitsber. Grabungen u. Rekonstruktionen (Bonn 1984) 7–10.

Xanten/Colonia Ulpia Traiana. In: W. SÖLTER (Hrsg.), Das antike Germanien aus der Luft (Bergisch Gladbach 1981) 264–270.

1982

Zur Rekonstruktion und Sicherung des „Hafentempels“ in der Colonia Ulpia Traiana (CUT). In: Koldewey-Gesellschaft. Ber. 31. Tagung Ausgrabungswissensch. u. Bauforsch. Osnabrück 14.–18.5. 1980 (Bonn 1982) 89–91 = Colonia Ulpia Traiana. 6. Arbeitsber. Grabungen u. Rekonstruktionen (Bonn 1984) 22–23.

Tagungsbericht. In: Koldewey-Gesellschaft. Ber. 31. Tagung Ausgrabungswissensch. u. Bauforsch. Osnabrück 14.–18.5. 1980 (Bonn 1982) 6–8.

1983

Die Colonia Ulpia Traiana – der Archäologische Park Xanten. In: Der Kreis Wesel. Heimat und Arbeit (Stuttgart 1983) 197–205.

Der Archäologische Park Xanten. Ausgr. Rheinland '81/82. Kunst und Altertum am Rhein 112 (Bonn 1983) 65–76 = Der Archäologische Park Xanten (Stand 1982). Colonia Ulpia Traiana. 6. Arbeitsber. Grabungen u. Rekonstruktionen (Bonn 1984) 11–17.

G. PRECHT/CH.B. RÜGER/K. GREWE, Colonia Ulpia Traiana. Archäologischer Stadtplan (4. erw. Aufl. Köln 1983).

The Town Walls and Defensive Systems of Xanten – Colonia Ulpia Traiana. In: J. MALONEY/B. HOBLEY (Hrsg.), Roman Urban Defences in the West. Council British Arch. Research Report 51 (London 1983) 29–39.

G. PRECHT/D. VON BOESELAGER, Der Mosaikfund am Südturm des Kölner Domes. Bonner Jahrb. 183, 1983, 385–428.

1984

Römisches „Hotel“ am Niederrhein. Eine Herberge in der Colonia Ulpia Traiana. Das Rhein. Landesmus. Bonn 1983 H. 2, 28–32 = Zum Thema „Rekonstruktionen“ im Archäologischen Park Xanten. 6. Arbeitsber. Grabungen u. Rekonstruktionen (Bonn 1984) 24–28.

Tagungsbericht. In: Koldewey-Gesellschaft. Ber. 32. Tagung Ausgrabungswissensch. u. Bauforsch. Innsbruck 19.–23.5. 1982 (Bonn 1984) 7–9.

1985

Der Archäologische Park Xanten – Konzeption und Realisation. In: G. ULBERT/G. WEBER (Hrsg.), Konservierte Geschichte? Antike Bauten und ihre Erhaltung (Stuttgart 1985) 82–98.

Der Archäologische Park Xanten. Ausgr. Rheinland '83/84. Kunst und Altertum am Rhein 122 (Bonn 1985) 78–86 = (gekürzt) APX '83/84. Die Arbeiten im Archäologischen Park Xanten 1983 und 1984. Rhein. Landesmus. Bonn 1985 H. 4, 52–55.

1986

Der Archäologische Park Xanten. In: O. SCHWENCKE (Hrsg.), Museum – Verklärung oder Aufklärung. Kulturpolitisches Koll. zum Selbstverständnis der Museen 6.–8.9. 1985. Loccumer Protokolle 52/85 (Rheburg-Loccum 1986) 7–10.

Der Archäologische Park Xanten. Heimatkalender Kr. Wesel 1986, 110–114.

1987

Der Archäologische Park Xanten. Garten + Landschaft 97, 1987 H. 12, 35–39.

10 Jahre APX. 2,5 Millionen Besucher bestätigen das Konzept. In: Niederrhein-Kammer 43, 1987, 352–355.

Xanten, Römisches und mittelalterliches Ensemble. Wie reagieren die Touristen auf die Rekonstruktionen? In: CH. BECKER (Hrsg.), Denkmalpflege und Tourismus. Mat. Fremdenverkehrsgeogr. 15 (Trier 1987) 222–231.

Xanten – Colonia Ulpia Traiana – Archäologischer Park Xanten. In: H.G. HORN (Hrsg.), Die Römer in Nordrhein-Westfalen (Stuttgart 1987) 639–644.

Von der „CUT“ zum „APX“. In: Xantens Archäologischem Park wird Geschichte lebendig. In: Wir am Niederrhein. Zeitschr. Niederrhein. Krefeld 3. Jg., Dez. 1987, 39–41.

1988

Das römische Kastell und die ehemalige Benediktinerklosterkirche St. Heribert in Köln-Deutz. Rechtsrhei-

nisches Köln. Jahrb. Gesch. u. Landeskd. 14 (Köln 1988) 1–33.

Die geplante Stadt. Römischer Städtebau am Beispiel der Colonia Ulpia Traiana. Arch. Deutschland 1988 H. 2, 29–35.

1989

Die römischen Bäder – Ursprünge, Bautypen, Technik. In: G. PRECHT/A. RIECHE/H.-J. SCHALLES (Hrsg.), Die römischen Bäder. Colonia Ulpia Traiana – Coriovallum. Begleith. Ausst. 22.4.–24.6. 1990. Führer u. Schr. Arch. Park Xanten 11 (Köln 1989) 21–41.

Das Capitol der Colonia Ulpia Traiana. In: G. PRECHT/H.-J. SCHALLES (Hrsg.), Spurenlese. Beiträge zur Geschichte des Xantener Raumes (Köln 1989) 125–157.

G. PRECHT/H.-J. SCHALLES, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten – Entwicklungsmöglichkeiten und Zukunftsperspektiven. In: DIES. (Hrsg.), Spurenlese. Beiträge zur Geschichte des Xantener Raumes (Köln 1989) 297–305.

Archäologie im Experiment. Die Herbergsthermen der Colonia Ulpia Traiana im Archäologischen Park Xanten. Arch. Deutschland 1989 H. 4, 18–27.

1990

Die Colonia Ulpia Traiana und der Archäologische Park Xanten. In: H. HELLENKEMPER/H.G. HORN/H. KOSCHIK/B. TRIER (Hrsg.), Archäologie in Nordrhein-Westfalen. Geschichte im Herzen Europas. Ausst. Röm.-Germ. Mus. Köln 30.3.–8.7. 1990. Schr. Bodendenkmalpfl. NRW 1 (Mainz 1990) 58–67.

Der Archäologische Park Xanten und seine bisherigen Auswirkungen. Carnuntum-Jahrb. 1989 (Wien 1990) 43–51.

1991

Maschinelle Vorfertigung von Säulen und Säulentrommeln. In: E.-L. SCHWANDNER/W. HOEPFNER/G. BRANDS (Hrsg.), Bautechnik der Antike. Internat. Koll. Berlin 15.–17.2. 1990 Diskussionen Arch. Bauforsch. 5 (Mainz 1991) 178–183.

Colonia Ulpia Traiana. Archäologischer Stadtplan. (Xanten, Kreis Wesel). Archäologisch gesicherter Bestand des 2.–4. Jhs. n. Chr. (5. erw. Aufl. Köln 1991).

1993

Le Parc Archéologique de Xanten: „La sauvegarde du monument archéologique Colonia Ulpia Traiana“. In: Centre National de la Fonction Publique Territoriale ENACT PIERRE-TABANOU École Nationale d'Application des Cadres Territoriaux, Montpellier (Hrsg.), Conserver ou Détruire les Vestiges Archéologiques. La Carte Archéologique. L'Archéologie dans l'Aménagement du Territoire. Actes des quatrième et cinquième Rencontres Nat. de l'Arch. Montpellier 8.–10.4. 1992 (Montpellier 1993) 27–34.

The Archaeological Park Xanten. Internat. Symposium „Interpreting the Past“, 30.5.–4.6. 1993 University of

Haifa. Faculty of Humanities. Dept. Arch. Mus. Studies (o.J.) 52–53.

1994

Erhaltung und zukünftige Präsentation der großen Thermen. In: Praxis Archäologie. Materialien zur aktuellen Fachinformation für ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Ämter für Bodendenkmalpflege im Rheinland vom 8.–10.10. 1993. Führer u. Schr. Arch. Park Xanten 14 (Köln 1994) 18–20.

1995

Die Capitolsinsula der CUT. Untersuchung zur Einordnung eines älteren Grabungsbefundes sowie die baugeschichtliche Entwicklung der Tempelhofumbauung. Xantener Ber. 6 (Köln 1995) 323–342.

Bodendenkmalpflege im Bereich der Colonia Ulpia Traiana in Xanten. In: H.G. HORN/H. HELLENKEMPER/H. KOSCHIK/B. TRIER (Hrsg.), Ein Land macht Geschichte. Archäologie in Nordrhein-Westfalen. Ausst. Röm.-Germ. Mus. Köln 18.3.–24.9. 1995. Schr. Bodendenkmalpfl. NRW 3 (Mainz 1995) 67–78.

Ein römisches Wasserrohr mit Absperrventil. In: H.G. HORN/H. HELLENKEMPER/H. KOSCHIK/B. TRIER (Hrsg.), Ein Land macht Geschichte. Archäologie in Nordrhein-Westfalen. Ausst. Röm.-Germ. Mus. Köln 18.3.–24.9. 1995. Schr. Bodendenkmalpfl. NRW 3 (Mainz 1995) 236–237.

Die geschichtliche Entwicklung von Heizungsanlagen und deren Auswirkungen auf den Baubestand. In: U. MAINZER (Hrsg.), Wärmedämmung und Beheizung bei der Sanierung historischer Bauten. Mitt. Rhein. Amt Denkmalpfl. 11 (Köln 1995) 9–23.

1996

Diskussionsbeiträge. In: A. WOLFF (Hrsg.) Die Domgrabung Köln. Altertum – Frühmittelalter – Mittelalter. Koll. Baugesch. u. Arch. Köln 14.–17.3. 1984. Stud. Kölner Dom 2 (Köln 1996).

G. PRECHT/N. ZIELING, Colonia Ulpia Traiana. Archäologische Untersuchungen im Jahre 1994. Bonner Jahrb. 196, 1996, 489–504.

1997

Colonia Ulpia Traiana. Archäologische Untersuchungen im Jahre 1995. Bonner Jahrb. 197, 1997, 169–75 = Rhein. Vierteljahresbl. 1999, 169–175.

Die Colonia Ulpia Traiana und der Archäologische Park Xanten. In: Vernissage. Zeitschr. Ausst. „Das Haus lacht vor Silber“ 9.10.–31.12. 1997 Rhein. Landesmus. Bonn 5, 1997 H. 13, 42–47.

1998

Der Archäologische Park Xanten. Schutz und Präsentation der Colonia Ulpia Traiana. In: The Roman Town in a Modern City. Proceed. Internat. Coll. held on the occasion of the 100th anniversary of the Aquincum Museum 1994 Budapest = Aquincum Nostrum 2 (Budapest 1998) 126–132.

Colonia Ulpia Traiana. Archäologische Untersuchungen im Jahre 1996. *Bonner Jahrb.* 198, 1998, 121–128.

1999

Großbauten als bauliche Indikatoren für Urbanität – Die Gründung der Colonia Ulpia Traiana an der Reichsgrenze. In: E.L. SCHWANDNER/K. RHEIDT (Hrsg.), *Stadt und Umland. Neue Ergebnisse der archäologischen Bau- und Siedlungsforschung.* Koll. Berlin 7.–10.5. 1997. *Diskussionen Arch. Bauforsch.* 7 (Mainz 1999) 104–111.

Die Ursprünge der Colonia Ulpia Traiana. In: E. SCHALLMAYER (Hrsg.), *Traian in Germanien. Traian im Reich.* 3. Saalburgkoll. Bad Homburg v. d. H. 1999. *Saalburg-Schr.* 5 (Bad Homburg v. d. H. 1999) 213–225.

Das gerettete Denkmal: Xanten. *Thermen unter Stahl und Glas.* *Arch. Deutschland* 1999 H. 4, 62–63.

In der Römerstadt Xanten darf man über die Schulter schauen. In: *Standorte. Jahrb. Ruhrgebiet* 1999/2000, 1999, 543–548.

2000

Der Archäologische Park – Geleistetes und Perspektiven. In: H. KOSCHIK (Hrsg.), *Vom Umgang mit Ruinen.* Koll. Rhein. Verein Denkmalpfl. u. Landschaftsschutz Trier 12. 6. 1999. *Mat. Denkmalpfl. Rheinland* 12 (Köln 2000) 33–44.

Arbeitsplatzbeschaffung durch neue Medien in der Denkmalpflege – Chancen und Risiken für die Kulturdenkmäler. In: Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz. (Hrsg.), *Denkmalpflege und Beschäftigung.* Internat. Konferenz im Rahmen der dt. EU-Präsidentschaft Berlin 15.–16.4. 1999. *Schriftenr. Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz* 62 (Bonn 2000) 103–108.

Bodendenkmalpflege in der Colonia Ulpia Traiana/Xanten. In: H.G. HORN/H. HELLENKEMPER/G. ISENBERG/H. KOSCHIK (Hrsg.), *Fundort Nordrhein-Westfalen. Millionen Jahre Geschichte.* Ausst. Röm.-Germ. Mus. Köln 17.3.–27.8. 2000. *Schr. Bodendenkmalpfl. NRW* 5 (Mainz 2000) 37–46.

2001

Die Präsentation eines archäologischen Denkmals in Xanten – Schutzbau und didaktisches Modell. In: P. NOELKE/B. SCHNEIDER (Hrsg.), *Archäologische Museen und Stätten der römischen Antike – Auf dem Wege vom Schatzhaus zum Erlebnispark und virtuellen Informationszentrum?* 2. Internat. Koll. Vermittlungsarbeit Museen Köln 3.–6.5. 1999 (Bonn 2001) 102–106.

Archäologie und Marketing im Archäologischen Park Xanten. In: G. WEBER (Hrsg.), *Archäologie und Marketing. Alte und neue Wege in der Präsentation archäologischer Stätten.* *Neue Medien. Beitr.* 3. *Cambodunum-*

Symposium Kempten/Allgäu 9.–10.10. 1998 (Kempten 2001) 71–78.

Jahresbericht 1998. Bodendenkmalpflege im Bereich der CUT. *Xantener Ber.* 9 (Mainz 2001) 253–256.

Jahresbericht 1999, Aufbau des Archäologischen Parks Xanten. *Xantener Ber.* 9 (Mainz 2001) 264–266.

Neue Befunde zur vorcoloniazeitlichen Siedlung – Die Grabungen an der Südostecke der Capitols- und Forumsinsula. Koll. Xanten 17.–19.2. 1998. *Xantener Ber.* 9 (Mainz 2001) 37–57.

2002

Konstruktion und Aufbau sogenannter römischer Streifenhäuser am Beispiel von Köln (CCAA) und Xanten (CUT). In: R. GOGRÄFE/K. KELL (Hrsg.), *Haus und Siedlung in den römischen Nordwestprovinzen. Häuser römischer vici in den Nordwestprovinzen des römischen Reiches – Grabungsfund, Architektur und Ausstattung.* *Forschungen im römischen Schwarzenacker* 4 (Homburg/Saar 2002) 187–204.

Xanten – Die Colonia Ulpia Traiana und ihr römisches Erbe. *Schriftenreihe der Initiative Römisches Mainz e.V.* (Hrsg.), H. 2 (Mainz im Druck).

Herausgeberschaften

G. PRECHT/H.-J. SCHALLES, *Spurenlese. Beiträge zur Geschichte des Xantener Raumes* (Köln 1989).

Xantener Ber. 5. Grabung – Forschung – Präsentation. *Sammelb.* (Köln 1994).

Xantener Ber. 6. Grabung – Forschung – Präsentation. *Sammelb.* (Köln 1995).

Xantener Ber. 8. Grabung – Forschung – Präsentation. *Sammelb.* (Köln 1999).

TH. FISCHER/G. PRECHT/J. TEJRAL (Hrsg.), *Germanen beiderseits des spätantiken Limes.* *Mat.* 10. Internat. Symp. „Grundprobleme der frühgeschichtlichen Entwicklung im nördlichen Mitteldonauegebiet“ Xanten 2.–6.12. 1997 (Köln, Brno 1999).

G. PRECHT/N. ZIELING, *Genese, Struktur und Entwicklung römischer Städte im 1. Jahrhundert n. Chr. in Nieder- und Obergermanien.* Koll. Xanten 17.–19.2. 1998. *Xantener Ber.* 9 (Mainz 2001).

Rezensionen

O. DOPPELFELD/W. WEYRES, *Die Ausgrabungen im Dom zu Köln.* *Kölner Forsch.* 1. (Mainz 1980). In: *Literature, Music, Fine Arts. A Review of German-Language Research. Contributions on Literature, Music and Fine Arts.* *German Stud. Section* 3, Vol. 17 Nr. 2, 1984, 191–196.

Bauteile der frühen Kaiserzeit in Köln – Das Oppidum Ubiorum zur Zeit des Augustus

In seiner Untersuchung zu den korinthischen Kapitellen des Rheinlandes macht H. Kähler ein aus Kalkstein gearbeitetes Bauteil aus Köln, das vor dem Eigelsteiner Tor gefunden wurde, zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen. Es stellt für ihn gleichsam die Inkunabel einer Entwicklung dar, die sich in dieser Region vollzog¹. Im Vergleich mit den stilistischen Veränderungen der Kapitelle in Rom, Mittelitalien und Südfrankreich weist er es noch der augusteischen Zeit bzw. den Jahrzehnten danach bis zur Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. zu und vermutet, dass die Machart Handwerkern zu verdanken ist, die aus der Narbonensis an den Rhein kamen.

In der Zwischenzeit ist die Grundlage durch weitere Funde aus dem Stadtgebiet Kölns beträchtlich erweitert worden. Die Auswertung des Materials konnte mit der Vergrößerung des Fundus an Beispielen nicht Schritt halten, da in der

Nachkriegszeit andere Aufgaben im Vordergrund stehen mussten. Die Studien zu den Anfängen des römischen Köln vermitteln dadurch aber bisweilen den Eindruck, als spielten die Bauteile nun kaum noch eine Rolle². Die Fülle der Befunde ist ja auch beträchtlich, die Fundmenge der Bauteile dagegen eher gering und bezüglich der jeweiligen Fundüberlieferung oft fragwürdig. Die Konzentration auf die Betrachtung ausschließlich korinthischer Kapitelle kam hinzu. Deren reicher Aufbau reagiert zwar am sensibelsten auf stilistische Veränderungen und ermöglicht deshalb am ehesten eine exakte stilistische Einordnung³, aber eröffnet doch auch nur einen willkürlich eingeschränkten Einblick in das Material.

Ein schlüssiges Bild bezüglich der stilistischen Entwicklung wie auch der Prozesse der Monumentalisierung innerhalb der Stadt gewinnt aber erst Konturen und eine methodische Absicherung,

¹ KÄHLER 1939, 22 Nr. A 1 Taf. 1 (Wallraf-Richartz-Museum, Inv.Nr. 243). – Die vorliegende Studie versteht sich als Vorarbeit einer Untersuchung zu den ornamentierten Bauteilen des römischen Köln. Diese Arbeiten wurden durch I. Kader begonnen. Sie wurden stets durch das Entgegenkommen von H. Hellenkemper, F. Naumann-Steckner und vieler weiterer Mitarbeiter des Römisch-Germanischen Museums zu Köln, von denen an dieser Stelle nur Herr Olesch genannt sei, ermutigt und gefördert. Die photographische Dokumentation wurde von Ph. Groß vom Forschungsarchiv für Antike Plastik, Archäologisches Institut der Universität Köln, geleistet. A. Smadi vom Archäologischen Institut der Universität Köln hat die Skizzen zeichnerisch umgesetzt. M. Tabaczek hat die Daten geprüft. Finanzielle und ideelle Unterstützung erfuhr das Unternehmen aus dem Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen durch H.G. Horn. Allen Genannten gilt mein großer Dank. W. Eck, H. Hellenkemper und P. Noelke haben das Manuskript gelesen und eine Fülle zusätzlicher Informationen beigegeben, von denen ich dankbar profitierte.

² Festzuhalten ist für Köln auch ein anderer, überlieferungsbedingter Bestand an Materialien: FREMERSDORF 1925, 20 f.;

vgl. zur Architektur: H.G. NIEMEYER in: Römer am Rhein 35 ff.; LA BAUME 1972, 271 ff.; O. DOPPELFELD in: ANRW II 4 (Berlin, New York 1975) 718 ff.; 725 ff. (mit weiterer Lit.); HELLENKEMPER 1972/73, 61 ff.; DERS. 1975, 783 ff.; 787 ff. – Vgl. auch die verschiedenen Beiträge in: Köln I 1. Führer vor- u. frühgesch. Denkmäler 37,1 (Mainz 1980) 38 ff. und zuletzt im RGA² XVII, 88 ff. s. v. Köln (H. HELLENKEMPER); GALSTERER 1990, 117 ff.; PÄFFGEN/ZARNIER 1995, 111 ff.; M. CAROLL-SPILLECKE/S. SCHÜTTE, Neue Forschungen zum Oppidum Ubiorum. Arch. Köln 1 (Köln 1992); M. CAROLL-SPILLECKE, Neue vorcoloniazeitliche Siedlungsspuren in Köln. Arch. Inf. 18,2, 1995, 143 ff.; M. GECHTER/S. SCHÜTTE, Das Oppidum Ubiorum im Bereich des späteren Rathauses. In: W. GEIS/U. KRINGS (Hrsg.), Köln: Das gotische Rathaus und seine historische Umgebung (Köln 2000) 69 ff. – Auch in dem Kolloquiumsband G. PRECHT/N. ZIELING (Hrsg.), Genese, Struktur und Entwicklung römischer Städte im 1. Jahrhundert n. Chr. in Nieder- und Obergermanien. Xantener Ber. 9 (Mainz 2001) ist von der Bauornamentik als Leitform für die frühen Städte so gut wie keine Rede.

³ H. VON HESBERG in: Stadtbild und Ideologie 341 ff. – Vgl. aber auch die methodischen Bedenken, die M. TRUNK, Madrider Mitt. 39, 1998, 151 ff. äußerte.

wenn man neben den erhaltenen Resten der Bauten sämtliche Bauteile mit in den Blick nimmt. An dieser Stelle sollen deshalb unterschiedliche Formelemente betrachtet werden, um eine prägnantere Vorstellung von der Ausprägung des Stadtbildes in der Vorgängersiedlung der CCAA zu erhalten. Schon kleine Fragmente können ja auf Grund der bekannten typologischen Einheitlichkeit einerseits Aufschluss über die Art des Bauteiles, zu dem sie gehörten, und eingeschränkt auch über das Aussehen des Baus geben. Andererseits erlauben sie vielfach eine vergleichsweise präzise zeitliche Einordnung⁴. In der Summe dieser Einzelelemente ergibt sich somit auch eine Vorstellung vom Ganzen.

Es mag vielleicht überraschen, wenn zunächst Säulenschäfte betrachtet werden. Doch unter den erhaltenen Teilen fallen eine Reihe von Exemplaren mit 16 Kanneluren auf, eine Zahl, die schon für sich genommen eher in eine frühe Zeit weist⁵. Die urtümlich wirkende Gestaltungsweise findet nämlich ihren nächsten Vergleich in Säulen wie denen der Grabmonumente aus Sarsina, die allesamt dieselbe Gliederung besitzen⁶. Für diese Grabbauten wird ein zeitlicher Ansatz in spätrepublikanische bzw. frühaugusteische Zeit favorisiert. Nun wird man die Kölner Beispiele nicht in die gleiche Zeit setzen wollen, aber es fällt doch auf, dass unter den frühkaiserzeitlichen Grabmonumenten Südfrank-

reichs schon unterschiedliche Säulengestaltungen zu finden sind. Die des Monuments von Ugernum, das in die Jahrzehnte vor der Zeitenwende datiert wird, haben 16 Kanneluren⁷, die des bekannten Mausoleums der Julier von St. Remy, das vielleicht noch etwas früher entstanden ist, hingegen 20⁸. Gleiches gilt für die Bauten in der Tarraconensis, wie z. B. für den Tempel in Barcelona⁹, aber auch für Grabbauten ebendort oder in Tarragona¹⁰.

Vor allem ein Schaft aus Köln, der oben mit einem Perlstab abschließt (Abb. 1. 8a)¹¹, findet ausschließlich unter spätrepublikanischen oder früh-
augusteischen Bauten Italiens und der Narbonensis Vergleiche. Zu nennen wäre das Monument des A. Murcius Obulaccus in Sarsina, dessen Säulenabschlüsse in sehr ähnlicher Weise gestaltet sind und deren Perlstab aus großen kugeligen Einzelelementen besteht (Abb. 8b)¹². Die nächste Parallele bietet ein italisch-korinthisches Kapitell aus Tarragona mit angearbeitetem Perlstab¹³. Die gleiche Gestaltung am Obergeschoss des Juliermonumentes in Glanum wirkt feiner und ausgedünnter (Abb. 8c)¹⁴. Am Mausoleum in Ugernum ist sie hingegen stark zerstört und kaum für einen direkten Vergleich geeignet¹⁵. Aus der Tarraconensis und Südfrankreich lassen sich für Säulen der korinthischen Ordnung eine Fülle von Beispielen anführen. In der späten Republik und der frühen Kaiserzeit bildet dieses Schmuckmotiv geradezu ein kanonisches Ele-

⁴ Eine derartige Untersuchung hat beispielhaft FISCHER 1996 durchgeführt. Vgl. aber auch den Grad der Zerstörung, der im Tempelbezirk von Saint-Bertrand-des-Comminges zu fassen ist: BADIO/SABLAYROLLES/SCHENK 2000, 69 ff.

⁵ Allerdings weisen die Säulen des augusteischen Tempels in Evora (Th. HAUSCHILD in: S.F. RAMALLO ASENSIO (Hrsg.), *Templos Romanos de Hispania. Cuadernos de Arquitectura Romana* 1, 1992, 111 Abb. 5) und die auffallend kleinen Säulen der Hallen vor dem in neronischer Zeit errichteten Praetorium in Vetera (SCHULTZE 1924, 3 Abb. 3) nur 12 Kanneluren auf. Ein sicheres Datierungskriterium bietet die Zahl der Kanneluren folglich nicht.

⁶ AURIGEMMA 1963, 56 Abb. 55; 79 Abb. 84. Zum Motiv vgl. auch H. GABELMANN, *Römische Grabbauten der frühen Kaiserzeit* (Stuttgart 1979) 18.

⁷ BESSAC u. a. 1987, 56 ff. Abb. 147 ff. 209 ff.

⁸ ROLLAND 1969, Taf. 19 f. (5 Kanneluren sind nicht ausgearbeitet).

⁹ BASSEGODA NONELL 1974, 117 ff. Abb. 11 ff. Zur Datierung siehe zuletzt M. GUTIÉRREZ BEHEMERID in: *III Congrès d'Historia de Barcelona, Barcelona 1993* (Barcelona 1994) 71 ff.

¹⁰ PUIG Y CADAVALCH 1934, 309 ff.

¹¹ Inv.Nr. 23.641d; Standort: Römisch-Germanisches Museum, Insel Nr. 122 (vgl. zur Nummerierung die Übersicht in:

Kölner Römer-Illustrierte 1, 1974, 245 ff.); FO: Köln-Niehl, Nesselroderstraße; H. 85 cm, untere D. 46 cm, obere D. 45 cm; auf der Oberseite zentrisch ein Hebeloch: T. 3 × 11 u. 9,5 cm. Die Kanneluren sind sehr unregelmäßig, mit leicht unterschiedlichen Breiten gearbeitet. Nach FREMERDORF 1925, 24 f. Abb. 4 wurde der Schaft später für das Relief wiederverwendet. Vgl. auch E. ESPÉRANDIEU, *Recueil général des bas-reliefs de la Gaule Romaine* 10 (Paris 1928) 116 f. Nr. 7430. In diesem Fall wäre das Monument bald niedergelegt worden. Vgl. dazu auch den Rundbau vor dem Osttor von Augst: M. SCHAUB/A.R. FÜRGER, *Jahresber. Augst u. Kaiseraugst* 20, 1999, 71 ff. Auch die so genannte Krufter Säule wurde offenbar in trajanischer Zeit schon zerstört: GABELMANN 1973, 190. Gegen diese Interpretation der Kölner Säule s. u. U. Klatt (Anm. 29).

¹² AURIGEMMA 1963, 81 Abb. 86.

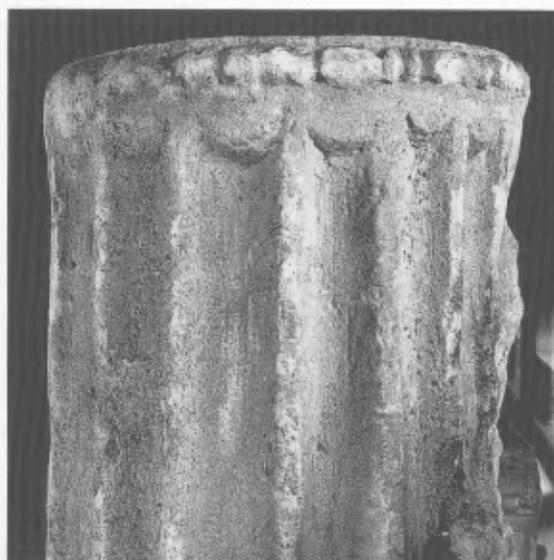
¹³ PUIG Y CADAVALCH 1934, 323 Abb. 410. – Vgl. auch eine Einzelsäule in Lleida (ebd. 330 mit Abb.) und den Tempel in Barcelona mit einer ausgedünnteren Form (ebd. 310 Abb. 386).

¹⁴ ROLLAND 1969, Taf. 17.

¹⁵ BESSAC u. a. 1987, 58 ff. Abb. 148 ff.



a Gesamtansicht



b Detail vom oberen Abschluss



c Figur des Barbaren

1 Säulenschaft mit angearbeiteter Figur,
Römisch-Germanisches Museum Köln.

ment¹⁶. Später begegnet es außerordentlich selten. Hier sei auf ein Beispiel aus Saintes verwiesen¹⁷.

Das Motiv selbst hat eine lang zurückreichende Geschichte und begegnet zunächst an Schäften ionischer Säulen schon in archaischer Zeit¹⁸. Der Schmuck findet in der Folge durchgehend bis in hellenistische Zeit immer wieder an ganz unterschiedlichen Bauten Verwendung, wobei auch Differenzierungen und Übertragungen auf andere Ordnungen festzustellen sind¹⁹.

Allerdings bleibt die Übertragung auf die korinthische Ordnung im griechischen Kulturraum selten, denn die Architekten variieren die oberen Schaftendigungen zwischen ionischen und korinthischen Säulen. Am Propylon des Ptolemaios in Samothrake sitzen die ionischen Kapitelle der Außenordnung z. B. auf Astragalringen, die korinthischen der zum Inneren des Heiligtums zugewandten Säulenreihe auf einer Art Überfall mit dem Profil des ‚Hawksbeak‘ auf²⁰. Eine derartige Lösung steht noch in der Tradition der vegetabilen Auffassung des Kapitells, nach der es aus dem Schaft hervorwächst. So ist es zumindest am Lysi-

kratesdenkmal formuliert²¹. Auch in anderen Regionen des hellenistischen Ostens begegnet die Kombination von Perlstab und korinthischem Kapitell äußerst selten, wie ein Blick auf Bauten der Seleukiden in Milet oder Athen²² oder der Ptolemäer in Ägypten²³ leicht belegt. Zu den Ausnahmen zählt möglicherweise ein Beispiel aus Klaros²⁴.

In Italien hingegen ist die Kombination besonders in der Verwendung der so genannten italisch-korinthischen Kapitelle beliebt und lässt sich in Solunt, Pompeji, Rom, Aquileja und Mailand nachweisen²⁵. Hinzu kommen Pilasterkapitelle aus dem Heiligtum der Fortuna in Praeneste²⁶. Daneben ist die Schmuckform bei den Figuralkapitellen ein vielfach gewählter Zusatz und gewinnt in dieser Kombination wiederum besonders in Italien, auf der iberischen Halbinsel und in Südfrankreich in der Zeit der späten Republik große Verbreitung²⁷. In den Regionen nördlich von Mittelitalien zeichnet sich durchgehend die Bereitschaft ab, das Motiv auf die korinthische Ordnung schlechthin zu übertragen. Die Städte Norditaliens und der Narbonensis bieten dazu eine Fülle von Belegen²⁸.

¹⁶ Zu einem Beispiel aus Rom siehe CH. REUSSER, *Der Fidestempel auf dem Kapitol in Rom und seine Ausstattung* (Rom 1993) 80 Abb. 13 f. Zu solchen aus Mittelitalien siehe Anm. 28. Eine bequeme Übersicht über Beispiele aus Gallien ermöglicht die Zusammenstellung von ROTH-CONGES 1983, 103 ff. Abb. 7. 13. 14. Vgl. ferner VON GLADISS 1972, 72 ff. Taf. 43 f. 50 ff.; HEILMEYER 1970, 111 Taf. 7,4; KÜPPER-BOHM 1996, 7 ff. Taf. 3. 10.

¹⁷ TARDY 1989, 69 f. Abb. 35 (Datierung: 2. Jh. n. Chr.).

¹⁸ Einen schnellen Überblick bietet die Zusammenstellung entsprechender Säulen durch G. GRUBEN in: *Säule und Gebälk* 74 ff. Abb. 17.

¹⁹ Vgl. unter vielen anderen ein Säulenhalsstück aus Gelibolu, das A. Peschlow-Bindokat bekannt gemacht und mit dem Propylon in Samothrake verbunden hat (A. PESCHLOW-BINDOKAT in: U. HÖCKMANN/A. KRUG [Hrsg.], *Festschr. F. Brommer* [Mainz 1977] 237 ff. Taf. 64 f.), aber auch Kapitelle aus Pergamon (V. KÄSTNER in: *Säule und Gebälk* 159 f. Abb. 10 [Akanthuskapitell]). Eine Übersicht bietet O. BINGÖL, *Das ionische Normalkapitell in hellenistischer und römischer Zeit in Kleinasien*. *Istanbuler Mitt. Beih.* 20 (Tübingen 1980) Taf. 1 ff.

²⁰ A. FRAZER, *The Propylon of Ptolemy II* (Princeton 1990) 153 ff. Taf. 49 f. 83 f.

²¹ H. BAUER, *Mitt. DAI Athen* 92, 1977, 206 Abb. 3.; DERS., *Korinthische Kapitelle des 4. u. 3. Jahrhunderts v. Chr.* *Mitt. DAI Athen Beih.* 3 (Tübingen 1973) 14 ff. Taf. 24 ff. Beil. 17.

²² H. KNACKFUSS, *Das Rathaus von Milet, Milet I 2* (Berlin 1908) 66 Taf. 9. In der dorischen Ordnung des Rathauses selbst und an den Innensäulen enden die Schäfte hingegen mit einer Perlschnur: ebd. 43 Abb. 21 f.; 55 Abb. 50;

RAKOB/HEILMEYER 1973, 19 ff. Taf. 31 f. (Olympieion und weitere Beispiele).

²³ P. PENSABENE, *Elementi architettonici di Alessandria. Repertorio d'arte dell'Egitto Greco-Romano* (Rom 1993) 109 ff. Taf. 26 ff.

²⁴ RAKOB/HEILMEYER 1973, 28 Anm. 72 Taf. 34,6. Die Zusammengehörigkeit beider Teile wird dort allerdings in Zweifel gezogen.

²⁵ LAUTER-BUFE 1987, 27 Nr. 40 ff.; 29 Nr. 45; 30 Nr. 47; 37 ff. Nr. 64 ff. Taf. 18. 19. 20. 22e. 27 ff.; V. SCRINARI, *I capitelli romani di Aquileia* (Padua 1952) 17 ff. Nr. 1 ff. Abb. 1 ff. (auch ionische und Polsterkapitelle); CAVALIERI MANASSE 1978, 44 ff. Nr. 2 ff. Taf. 1 ff.

²⁶ F. FASOLO/G. GULLINI, *Il santuario della Fortuna Primigenia a Palestrina* (Rom 1953) 176 Abb. 257 Taf. 23.

²⁷ E. VON MERCKLIN, *Antike Figuralkapitelle* (Berlin 1959) 40 ff. Nr. 102 ff. 161 ff. 298 ff. Abb. 165 ff. 274 ff. 536 f. 555 f. 565 f.

²⁸ Vgl. den in die Jahre 9/8 v. Chr. datierten Bogen von Susa: S. DE MARIA, *Gli archi onorari di Roma e dell'Italia Romana* (Rom 1988) 329 f. Nr. 110 Taf. 108,2.; ein Kapitell in Mailand: G.G. BELLONI, *I capitelli romani di Milano* (Rom 1958) 72 Nr. d 7 mit Abb.; eine korinthische Ordnung in Padua: ZAMPIERI/CISOTTO NALON 1994, 46 f. Abb. 42 f.; 76 f. Taf. 1; 124 ff. Nr. A4 ff. – In Mittelitalien eher eine Ausnahme stellen je ein Kapitell in Benevent (H. VON HESBERG in: X. LAFON/G. SAURON (Hrsg.), *L'art décoratif à Rome*, *Koll. Rom* (Rom 1981) 24 Abb. 16) und in Ascoli Picenum (U. LAFFI/M. PASQUINUCCI, *Ausculum I* (Pisa 1975) 33 f. Abb. 38 ff.) dar. Zum Thema allgemein siehe Anm. 16.

Insgesamt lässt sich also anhand des Denkmälerbestandes eine große Vorliebe für dieses Motiv im Westen des römischen Reiches während der beiden vorchristlichen Jahrhunderte nachvollziehen; in augusteischer Zeit findet es sich noch in den Westprovinzen, in der Kaiserzeit begegnet es dann allerdings kaum mehr. Die Kölner Säule wird man dabei schwerlich als Nachzügler verstehen können. Vielmehr handelt es sich um eine sehr originelle Gestaltungsweise, die nach den Ausführungen von U. Klatt offenbar regional begrenzt blieb²⁹.

Weiterhin legt auch der stilistische Habitus einen derartigen zeitlichen Ansatz nahe, denn der Perlstab besteht aus großvolumigen, kugeligen Einzelelementen, einer Form, die eher unter den Monumenten Italiens aus der Zeit der Republik zu finden ist, während die Beispiele aus Südfrankreich schon aus dünneren und spitzwinkliger begrenzten Einzelgliedern aufgebaut sind³⁰. Außerdem kommt noch ein typologisches Argument hinzu. Der Perlstab am Kölner Schaft schließt, der Regel entsprechend, oben nicht bündig ab, sondern bereits knapp unterhalb der Kante (Abb. 8a). Ein solch freier Umgang mit dem Motiv findet gewisse Parallelen bei einem Beispiel aus Aquileja, an dem der Schaft-

abschluss gleich von zwei übereinander angeordneten Perlstäben geschmückt ist³¹. Einen freien Umgang mit dem Schmuckmotiv würde man aber kaum in einer Phase erwarten, in der die Form schon außer Mode war.

Einer Datierung in augusteische Zeit stehen in Köln die bekannten Schwierigkeiten entgegen. Sicher in diese Zeit gehört nur das so genannte Ubiermonument, dessen Zuweisung in die Jahre nach 4 n. Chr. durch Dendrodaten gesichert ist³² und das in aller Regel als einfacher Bau ohne ornamentalen Schmuck verstanden wird. Man neigt dazu, sich das Gesamtbild der zugehörigen Siedlung ähnlich schlicht zu denken und den Beginn monumentaler Steinarchitektur im Zuge der Erhebung zur Kolonie 50 n. Chr. zu sehen. Allerdings kommen Indizien zu einer Reihe von Steinbauten aus der Zeit vor der Gründung der Colonia hinzu, wie z. B. Fundamentierungen aus großen, mit hölzernen Schwalbenschwanzklammern verbundenen Blöcken bei St. Alban, die erste Bauphase unter dem Praetorium oder wiederverwendete Blöcke im Nordtor der Stadt³³. Datiert man nun aber den hier betrachteten Schaft erst in die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr., ergeben sich gewisse, m. E. kaum

²⁹ Nach Abschluss des Manuskripts gewährte mir U. Klatt freundlicherweise Einblick in einen Beitrag, den sie in der Gedenkschrift für Hanns Gabelmann vorlegen wird. Darin behandelt sie diesen Säulenschaft monographisch und sieht ihn in einer Gruppe mit anderen, ähnlich gestalteten Schäften aus dem Rhein-Maas-Gebiet. Sie schlägt mit etwa denselben Argumenten, wie sie hier dargelegt wurden, eine Frühdatierung vor und versteht die Figuren m. E. sehr überzeugend als ursprünglichen Schmuck. Dafür sprechen u. a. auch noch die sehr unregelmäßig angelegten Kannelurenabschlüsse, die der Kontur der Figur folgen (Abb. 1b u. c). Dies wäre bei einer späteren Umarbeitung nicht erforderlich gewesen. Die Säulen vor den Aedikulen hätten also in ihrem oberen Abschnitt die Figuren von Barbaren getragen. Allerdings ist die Rekonstruktion des Ensembles problematisch, denn die Schäfte wirken dadurch im Vergleich mit entsprechenden Beispielen außerordentlich gedrungen. M. E. müsste man dann auch die Figur des Schaftes aus Niehl in augusteische Zeit datieren, worauf auch – wie U. Klatt hervorhebt – gewisse Ähnlichkeiten mit Figuren auf den Bögen in der Narbonensis hinweisen.

Von der Kombination von Säule und Figur her scheinen mir die nächsten Parallelen im Schmuck späthellenistischer Grabreliefs und Stelen zu liegen, in denen die Barbarenfiguren in gewisser Weise die Verlängerung der Stütze darstellen oder eine Attika schmücken, eine Form, die dann in Wandbildern des 3. Stils wieder begegnet. Vgl. A. SCHMIDT-COLINET, *Antike Stützfiguren* (Frankfurt a. M. 1977) 256 f. Nr. M 58. 68. 69 P 7 ff.; R.M. SCHNEIDER, *Bunte*

Barbaren (Worms 1986) 205 ff. Nr. SO 33 ff. Taf. 32 ff.; J. PINKERNEIL, *Studien zu den trajanischen Dakerdarstellungen* (Freiburg 1983) 33 ff. – Zur Grabstele von Morsano al Tagliamento mit Attis vor Säule siehe C. COMPOSTELLA, *Ornata Sepulcra* (Florenz 1995) 101 Abb. 15. Zu so genannten Attisfiguren im oberen Teil der Pilaster eines Grabmonuments von Valencia siehe J.L. JIMÉNEZ SALVADOR, *Saitabi* 46, 1996, 185 ff. Abb. 1 ff. Vgl. auch den späteren Grabbau der Armata in Termessos: G. NIEMANN, *Städte Pisidiens und Pamphyliens II* (Wien 1892) 116 Abb. 87. Zu Orientalen an Tischfüßen siehe R.M. SCHNEIDER, *Arch. Anz.* 1992, 295 ff.

³⁰ Vgl. die in Anm. 29 genannten Beispiele. Ein späteres Beispiel aus Köln findet sich an einem Architravfragment: NEU 1989, 316 f. Nr. 31 Abb. 103 f. Die Einzelformen sind deutlich gratiger gestaltet.

³¹ CAVALIERI MANASSE 1978, 48 Nr. 7 Taf. 3.

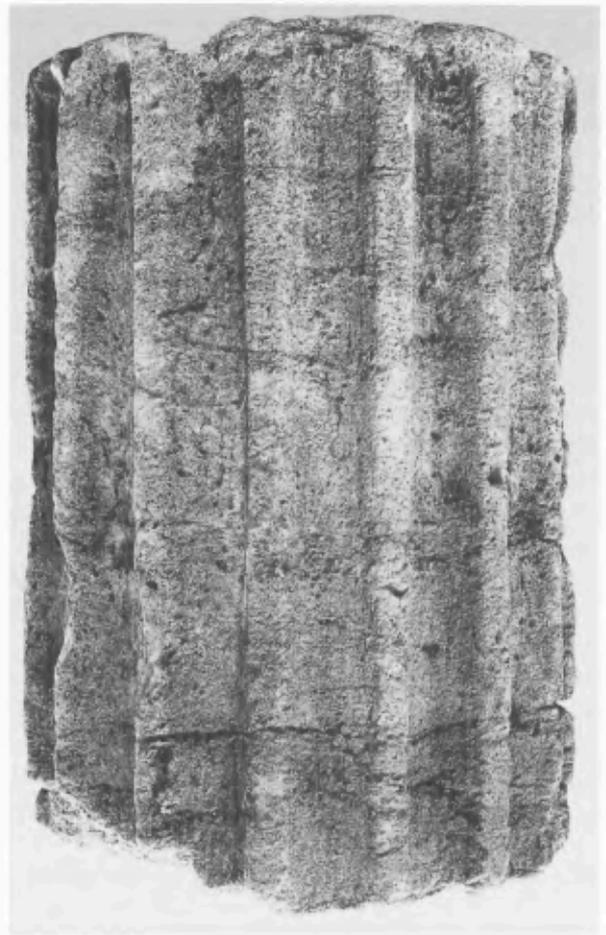
³² Römer am Rhein 82 Nr. 17; LA BAUME 1972, 276 ff. Abb. 5 f. (mit Hinweisen auf weitere Befunde dieser Art); HELLENKEMPER 1972/73, 60; S. SEILER in: Köln II. Führer vor- u. frühgesch. Denkmäler 38 (Mainz 1980) 40 ff.; ST. NEU, *Kölner Museums-Bulletin* 4, 1995, 14 ff. 18 Abb. 7 (mit einem Hinweis auf Säulentrommeln, die zu der Anlage gehört haben könnten. Die Deutung als unfertiges Kenotaph erscheint mir allerdings problematisch zu sein. Die aussagefähigen Reste verdienen in diesem Zusammenhang eine genauere Auswertung.).

³³ Darauf wiesen mich dankenswerterweise H. Hellenkemper und B. Irmeler hin.

lösbarer Aporien. Entweder muss man von Handwerkskern ausgehen, die auf dem Stand von Dekorationsmustern stehen geblieben sind, wie sie fast zwei Generationen vor ihrer Schaffenszeit en vogue waren. Im Prinzip wäre es denkbar, nur wo haben sie sich dann in der Zwischenzeit betätigt? Es müssten dann irgendwo in der Region zwischen Norditalien und dem Rhein Bereiche erkennbar sein, in denen diese Art der Gestaltung fortbestand³⁴. Man könnte die entscheidenden Impulse für derartige Gestaltungen auch mit den Auftraggebern in Verbindung bringen. Nur wie kamen sie darauf und was für Vorstellungen hätten sich an eine solche Art der Gestaltung geknüpft? Der Dekor hätte ja im Umfeld von Monumenten wie dem Bau, den sich L. Publicius errichtete, antikiert wirken müssen. Kann man aber unter den Auftraggebern in einem derartigen Ambiente mit einer bewussten Wiederbelebung einer ja gerade erst aus der Mode gekommenen Stilform rechnen? Wohl kaum, wie nicht zuletzt die aufwendigen Anlagen in den Lagern belegen, die doch wohl nach den Vorstellungen von Offizieren errichtet wurden³⁵. Ihnen und ihrem Formbewusstsein wären nämlich die ersten und entscheidenden Impulse in der Gestaltung der frühesten Steinbauten in einer solchen Siedlung zuzuschreiben. Von einer spezifisch konservativen Haltung ist aber nichts zu spüren.

Die scheinbar einfachste Lösung, nämlich dass die Stilformen einfach nur im provinziellen Milieu fortbestand, würde das Dilemma nur vergrößern, denn die Formen müssten trotz allem übertragen worden sein, und dieser Vorgang wäre nur in spätrepublikanisch-frühaugusteischer Zeit denkbar. Danach hätte es keine weiteren Impulse gegeben und somit hätte sich, geht man von diesem Erklärungsmuster aus, das Stilempfinden vor Ort behauptet. Aber zugleich müsste man Vorlagen aus den letzten Jahrzehnten des 1. Jahrhunderts v. Chr. fordern, die nach diesem Erklärungsmodell heute allesamt verschollen wären, aber kaum anders ausgesehen haben könnten.

In verschiedenen westlichen Regionen des römischen Reiches behaupteten sich in der Tat bis etwa in das mittlere Drittel des 1. Jahrhunderts n. Chr.



2 Oberste Trommel einer Säule mit 16 Kanneluren, Römisch-Germanisches Museum Köln.

hinein Muster architektonischen Dekors, die ihre Ursprünge in der spätrepublikanischen Zeit hatten. J.B. Ward-Perkins hat solche Vorgänge an Hand des so genannten ionischen Palmettenkapitells für Nordafrika und Sizilien nachweisen können³⁶. Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang auch das italisch-korinthische Kapitell aus Giallo Antico in Constantine, das wohl schon in die frühe Kaiserzeit zu datieren ist³⁷. Eine Reihe von Bauteilen auf der iberischen Halbinsel, die Eigenarten der Architekturornamentik des 1. Jahrhunderts v. Chr. aufweisen, sind möglicherweise auch erst einige Jahrzehnte später entstanden³⁸. Allerdings zeichnen

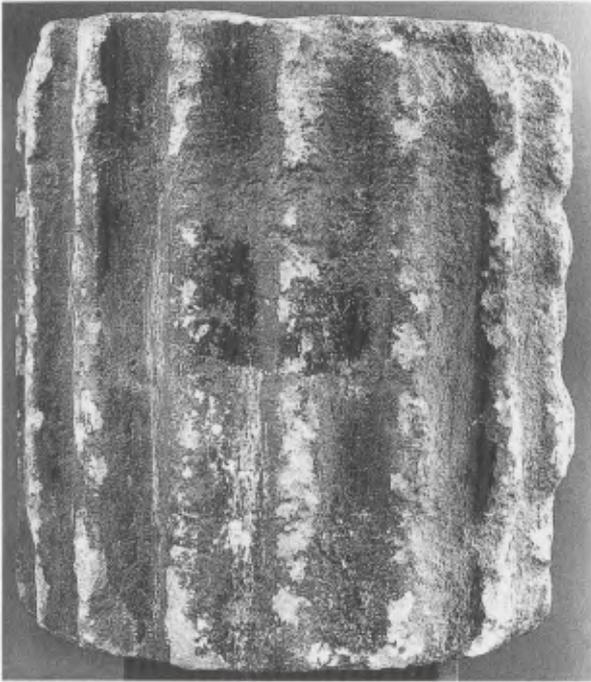
³⁴ Zu solchen Werkstätten vgl. F.S. KLEINER, *Mél. École Française Rome* 89, 1977, 661 ff. mit methodisch wenig überzeugenden Schlussfolgerungen. Vgl. auch GABELMANN 1972, 99 f.; 109 ff.; ST. NEU, *Kölner Jahrb. Vor- u. Frühgesch.* 23, 1990, 238.

³⁵ FÖRTSCH 1995, 618 ff.

³⁶ J.B. WARD-PERKINS, *Journal Roman Stud.* 60, 1970, 14 f. Abb. 14 Taf. 3.

³⁷ LAUTER-BUFE 1987, 63 Nr. 215.

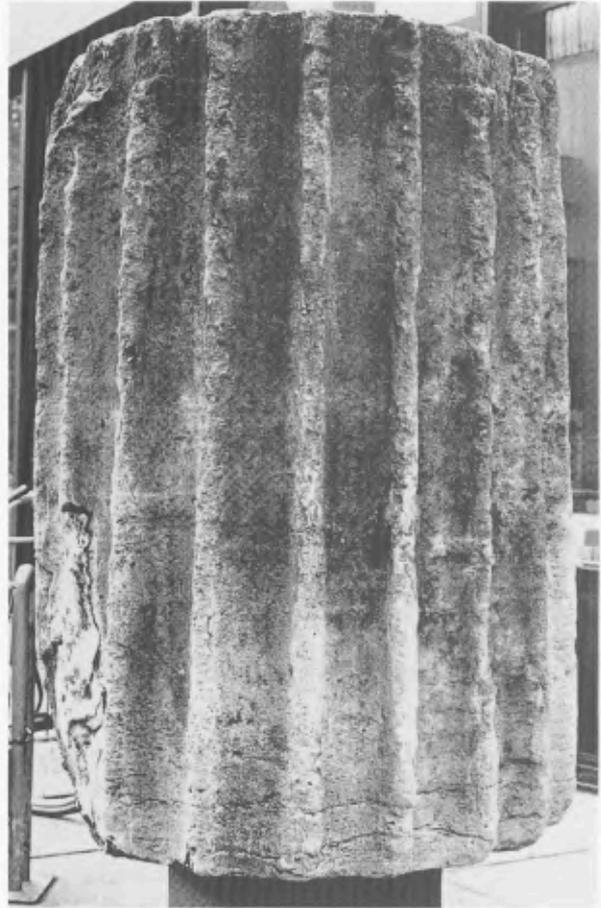
³⁸ H. VON HESBERG (Anm. 3) 341 ff. Taf. 33 ff.



3 Trommel einer Säule mit 16 Kanneluren,
Römisch-Germanisches Museum Köln.

sich vor diesem Hintergrund im Vergleich zu den Beispielen aus Köln deutliche Unterschiede ab. Denn die Grundmuster aus der Zeit der Republik in den genannten Regionen reagieren auf die neuen Formprinzipien der Kaiserzeit, wie vor allem die Kapitelle in Nordafrika belegen. Vor allem aber gab es dort in der Zeit des Hellenismus oder der späten Republik wirkliche Vorläufer. Es hatte sich somit eine regionale Tradition ausgeprägt, die in Form von einzelnen Motiven einige Zeit beibehalten wurde. Alles dies lässt sich für Köln ausschließen.

Alle denkbaren Versuche, eine deutliche Verzögerung in der Übermittlung zu erklären, haben deshalb wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Alles in allem halte ich vielmehr eine Datierung des Schaftes in den Zeitraum, in dem auch das so genannte Ubiermonument errichtet wurde, für sehr plausibel. Die Handwerker waren wohl aus Oberitalien oder auch Südfrankreich gekommen und hatten ihre Art der Gestaltung zu ihren Lebzeiten beibehalten. Auf diese Weise wäre eine zeitliche Brücke



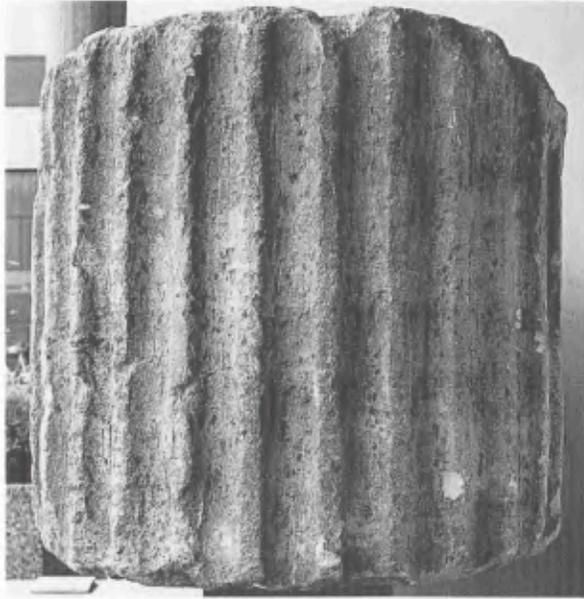
4 Schaft einer Säule mit 20 Kanneluren,
Römisch-Germanisches Museum Köln.

für den kurzen Abstand zwischen den Jahrzehnten der frühaugusteischen Zeit und den ersten Jahrzehnten des 1. Jahrhunderts n. Chr. erklärbar.

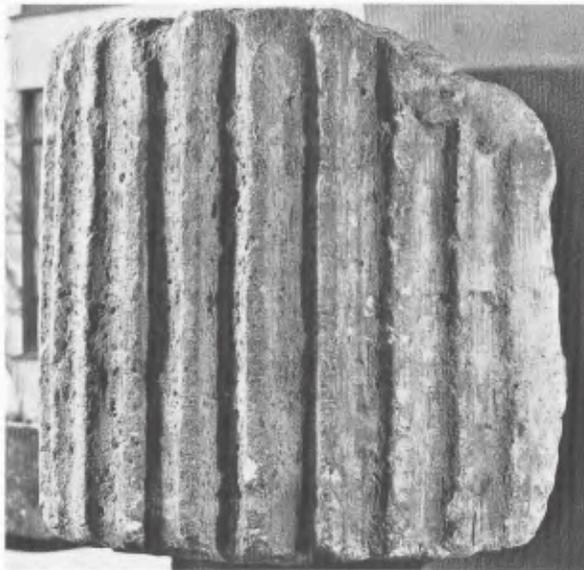
Unter den aus Köln bekannten Säulenschaftes lassen sich zwei weitere Beispiele nennen, die nur 16 Kanneluren aufweisen. Bei der einen Trommel muss es sich um den oberen Abschluss einer Säule handeln, denn auf ihrer Unterseite ist nur ein rundes Dübelloch erhalten. Ansonsten müsste man dort wohl ein Hebeloch erwarten. Die oberen halbrunden Kannelurenkehhlungen sind teilweise erhalten (Abb. 2. 8d)³⁹. Diese Trommel kann aber nicht zu dem zweiten, hier genannten Schaft (Abb. 3. 8e)⁴⁰ gehören, da die Breite von Stegen und Kanne-

³⁹ Inv.Nr. 22.7; Standort: Insel Nr. 22 vor dem Eingang zur Direktion des Römisch-Germanischen Museums (vgl. zur Nummerierung Anm. 11); H. 69,3 cm, untere D. 48,5 cm, obere D. 47,4 cm.

⁴⁰ Inv.Nr. 10.2 (oder 0.22); Standort: Insel Nr. 10, Römisch-Germanisches Museum; H. 52,2 cm, unterer Dm. (wie montiert) 47,3 cm, oberer Dm. 49,4 cm.



5 Fragment einer Dreiviertelsäule,
Römisch-Germanisches Museum Köln.
a. Außenansicht
b. Profilansatz



luren ganz unterschiedlich proportioniert ist. Die Trommeln stammen also nicht von derselben Säule oder einer Serie von gleichen Säulen. Wegen ihres Durchmessers ist auch die bereits erwähnte Trommel mit dem Perlstab davon zu trennen (Abb. 1. 8a). Eine andere, etwas dickere Säule mit 20 Kanneluren wird durch einen etwas längeren Schaft bezeugt (Abb. 4. 8f)⁴¹. Ihnen allen gemeinsam ist aber die Art der scharfkantigen Gestaltung und der vergleichsweise tiefen Kehlungen. Wir erfassen über die Trommeln damit insgesamt vier unterschiedliche Monumente.

Da ihr Fundort nicht immer bekannt ist, liegt zwar zunächst die Vermutung nahe, dass die Säulen Teile von Grabmonumenten sind. Den beträchtlichen Dimensionen nach zu urteilen hätten sie aber die oben genannten Monumente in Sarsina, Ugernum und Glanum in den Abmessungen der freistehenden Säulen übertroffen⁴². Es werden deshalb kaum alle Fragmente nur Grabmonumenten zugerechnet werden dürfen. Die Säulen des von M. Vipsanius Agrippa wiederhergestellten Valetudotempels in Glanum sind z. B. mit 16 Kanneluren nur ca. 45 cm dick⁴³, die Hallen vor dem in neronischer Zeit errichteten Praetorium in Vetera besaßen sogar Säulen mit einer Dicke von nur 30 cm⁴⁴.

Die Trommel einer Dreiviertelsäule verdient wegen merkwürdiger Kannelurenendigungen an den Seiten und einiger anderer Besonderheiten Aufmerksamkeit (Abb. 5. 8g)⁴⁵. Sie finden am ehesten eine Erklärung, wenn man sie als Teil eines Ehrenbogens ansieht, wozu auch die Abmessungen passen würden. Denn nur deren Ecken markieren solcherart herausgestellte Säulen, die schon über den Dreiviertelabschnitt hinausgehen und damit stärker freistehen⁴⁶, während sie an den Tempel- und Grabbauten eher an die Wand gebunden bleiben⁴⁷. Der sich in den Kanneluren abzeichnende Wulst wäre dann als Sockelleiste eines figürlich geschmückten Feldes zu verstehen, wie es bei Bö-

⁴¹ Inv.Nr. 0.33; Standort: neben der zuvor genannten Trommel auf Insel Nr. 22, Römisch-Germanisches Museum; H. 79,2 cm, unterer Dm. 56,7 cm, oberer Dm. 55,4 cm.

⁴² Siehe oben S. 14.

⁴³ H. ROLLAND, *Rev. Arch.* 46, 1955, 41 Abb. 8.

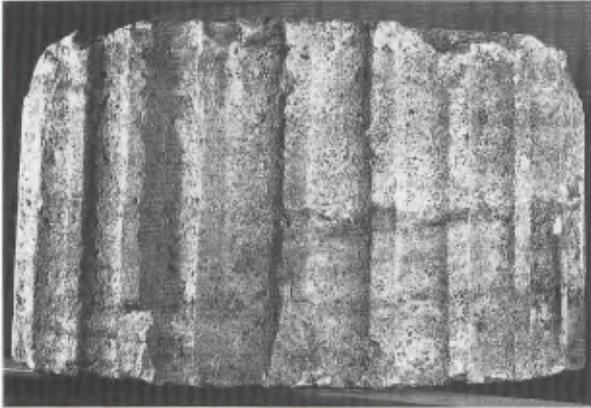
⁴⁴ SCHULTZE 1924, 3 Abb. 3.

⁴⁵ Inv.Nr. 0.24; Standort: Insel Nr. 11, Römisch-Germanisches Museum; H. 56,4 cm, obere D. 59,3 cm, untere D. 59,4 cm. Die Rekonstruktion des antiken Bauteils wird durch das Hebeloch ermöglicht (Dm. 2,5 × 10 cm, T. 10 cm), von dem nur noch der untere Ausbruch am Rand zu sehen ist. Die zweite, heute vollständig zerstörte Hälfte des Blockes band

also in die Wand ein. Vgl. dazu die konstruktiven Details an der Maison Carée: AMY/GROS 1979, 33 Abb. 11.

⁴⁶ Vgl. G. TRAVERSARI, *L'arco dei Sergi* (Padua 1971) 61 ff. Taf. 4 (Sergierbogen in Pola); ROLLAND 1977, 16 ff. Taf. 5 (Bogen in Glanum); R. AMY, *L'arc d'Orange*, *Gallia Suppl.* 15 (Paris 1962) 20 Abb. 2 (Bogen in Orange).

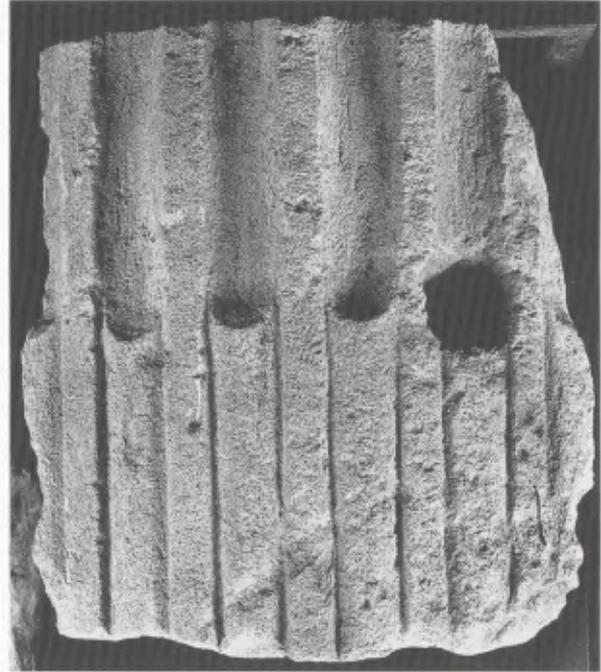
⁴⁷ ROLLAND 1969, 30 ff. Taf. 11 (Untergeschoss des Julierdenkmals von St. Remy); AMY/GROS 1979, 32 ff. Abb. 11 Taf. 12. 32 (Maison Carée, an der die Orthostatenzone mit einem Profil abgeschlossen ist). Bei einer solchen Lösung müssten aber am Kölner Block die Profile von beiden Seiten in die Kanneluren eingreifen.



6 Schaft einer monumentalen Säule,
Römisch-Germanisches Museum Köln.

gen die Regel ist, an Tempeln und Grabmonumenten aber nicht vorkommt⁴⁸. Die Gestaltung mit unregelmäßig verteilten Kanneluren, freigestellten Säulen und starken Sockelprofilen für die Bildfelder ist nun wiederum charakteristisch für die frühe Kaiserzeit. Ein Bogen in Köln wäre für die Ehrung des Augustus oder des Germanicus gut denkbar⁴⁹.

Eine weitere Trommel sei ebenfalls kurz erwähnt, weil sie ein größeres Gebäude bezeugt (Abb. 6. 7. 8h)⁵⁰. Sie weist mit ca. 90–80 cm Durchmesser Maße auf, wie sie für die Säulen der Eingangshallen verschiedener Tempel der frühen Kaiserzeit im Westen des Imperiums charakteristisch sind, wie z. B. für die in Barcelona⁵¹, Clunia⁵², Vernègues⁵³, die Maison Carée in Nîmes (Abb. 8i) oder den Tempel auf dem Schönbühl in Augst (Abb. 8k)⁵⁴. Das Kölner Säulenteil könnte daher am ehesten wohl auch von einem derartig dimensionierten Tempel stammen. Dessen Datierung ist über die Gestaltung der Trommel nicht zu gewinnen. Zwar fällt auf, dass die Kanneluren nicht sonderlich tief ange-



7 Schaftfragment einer monumentalen Säule
mit gefüllten Kanneluren im unteren Abschnitt,
Römisch-Germanisches Museum Köln.

legt sind, aber dabei könnte es sich auch um eine lokale Variante handeln. Ein Schaftfragment einer Säule gleichen Durchmessers hat 24 Kanneluren mit der später üblichen Füllung in ihrem unteren Abschnitt⁵⁵. Bezüglich der erhaltenen Kanneluren passen die beiden Säulenteile gut zusammen, so dass es sich um Fragmente derselben Ordnung handeln könnte. Der Tempel oder das Gebäude, dem auch noch weitere Bauteile in den Magazinen des Römisch-Germanischen Museums zugehören mögen, könnte freilich schon in der Zeit nach der Gründung der Kolonie errichtet worden sein, in der die Säulen mit

⁴⁸ KÜPPER-BÖHM 1996, 121 ff. Taf. 1. 3. 6 ff.

⁴⁹ Zum Mainzer Bogen, der m. E. auch wegen der Ornamentierung gut in die Zeit Domitians passt, vgl. H. BELLEN, Arch. Korrb. 19, 1989, 77 ff.; W. LEBEK, Zeitschr. Papyr. Epigr. 78, 1989, 57 ff.

⁵⁰ Standort: neugestaltete Glasvitrine des Durchgangs am Römisch-Germanischen Museum. Nach freundlicher Auskunft von H. Hellenkemper wurde sie in modernen Schuttaufüllungen an der Deutzer Brücke gefunden; ihre Herkunft aus dem Stadtgebiet lässt sich folglich nicht genauer eingrenzen.

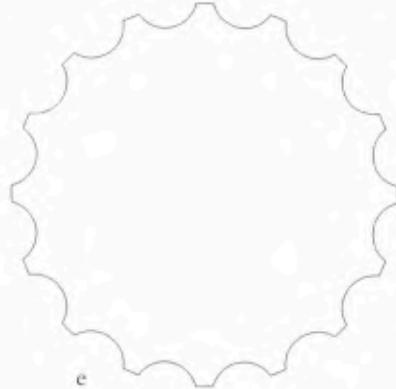
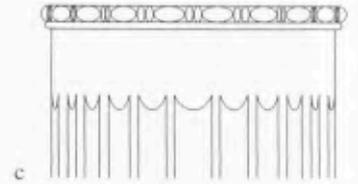
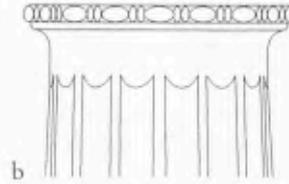
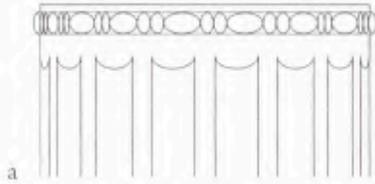
⁵¹ BASSEGODA NONNELL 1974, 110 ff. Abb. 10.

⁵² M.A. GUTIÉRREZ BEHEMERID/E. SUÍAZ PASCUAL, Archivo Español Arqu. 73, 2000, 147 ff.

⁵³ P. FOURNIER/M. GAZENBREEK, Rev. Arch. Narbonnaise 32, 1999, 181 ff. Abb. 3 ff.

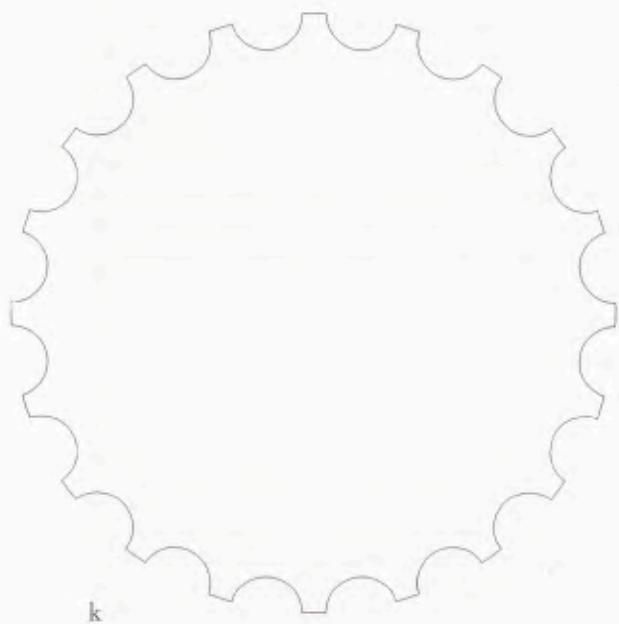
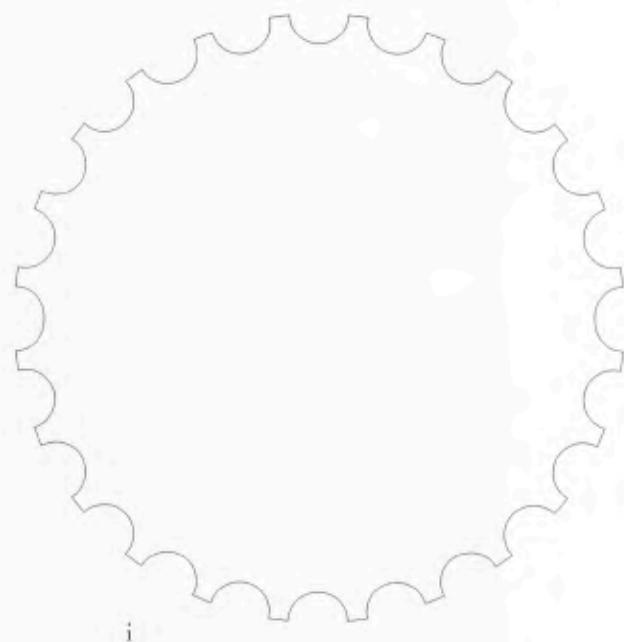
⁵⁴ AMY/GROS 1979, 45 ff. Taf. 13.; TRUNK 1991, 164 ff. Abb. 104 ff.

⁵⁵ Inv.Nr. 81.117 oder 81.115; Standort: Collage Nr. 20 hinter dem Römisch-Germanischen Museum; H. 62,7 cm, B. 56,5 cm, T. 31 cm. Die untere Fläche verläuft gerade und bildet damit den unteren Abschluss der Trommel. Die Kannelurenfüllungen sind von hier aus 29,5 cm hoch. – Vgl. Fragmente von St. Gereon mit ähnlichem Durchmesser, aber anderer Kannelurengliederung: BINDING/SCHUTZLIUS/WIEDENAU 1972/73, 162 Nr. b 1 Abb. 16.



8 Grund- und Umriss-Skizzen verschiedener Säulenschäfte

- a. wie Abb. 1
- b. Oberes Säulenende vom Grabmonument des A. Murcius Obulaccus, Sarsina
- c. Oberes Säulenende vom Juliermonument, Glanum
- d. wie Abb. 2
- e. wie Abb. 3
- f. wie Abb. 4
- g. wie Abb. 5
- h. wie Abb. 6 u. 7
- i. Schnitt durch eine Peristasensäule von der Maison Carée, Nîmes
- k. Schnitt durch eine Peristasensäule vom Tempel auf dem Schönbühl, Augst





9 Säulenbasis,
Römisch-Germanisches Museum Köln.



10 Säulenbasis,
Römisch-Germanisches Museum Köln.

gefüllten Kanneluren die Regel darstellten; ein früherer Ansatz ist aber vorerst nicht auszuschließen⁵⁶.

Die erhaltenen Säulenbasen weisen ein erstaunliches Spektrum an Varianten auf. Die meisten von ihnen sind den Bearbeitungsspuren nach zu urteilen mit Hilfe eines rotierenden Untersatzes in ihre Form gebracht worden⁵⁷. Die Unterschiede werden

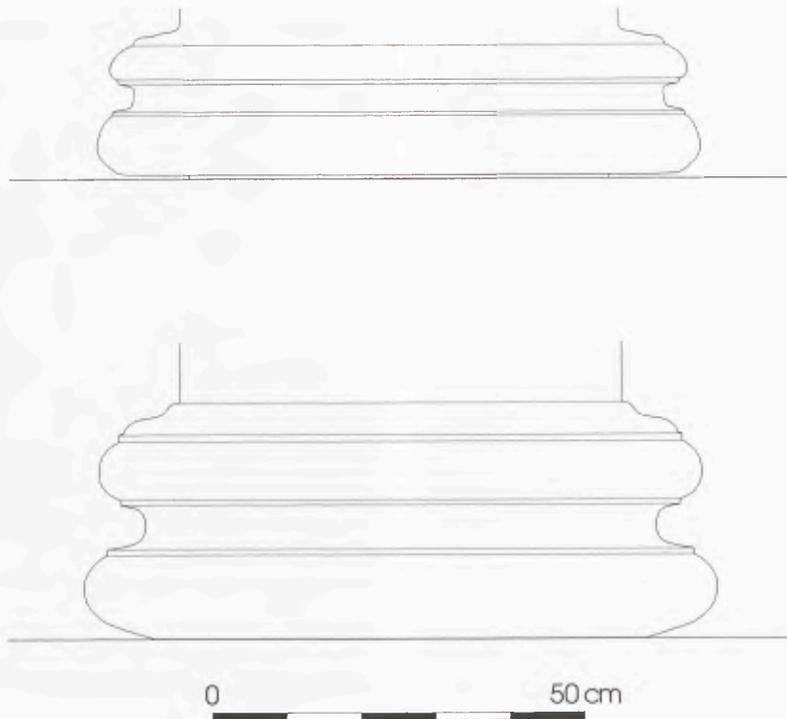
vor allem in den Proportionierungen und in der Ausführung der Details deutlich. Zunächst lassen sich grob zwei Gruppen voneinander scheiden. In der einen herrschen unkanonische, gegenüber der Erscheinung der üblichen ionischen Basen stark verzerrte Formen vor, die sich vor allem in dem weit ausschwingenden Ablauf des Säulenschaftes zum oberen Torus äußern. In der anderen Gruppe geht ein weitgehend kanonischer Aufbau mit einem knappen Ablauf und gefüllten Kanneluren der Schäfte einher. Diese wohl, wegen der Zugehörigkeit zu bestimmten Monumenten, etwas später zu datierende Gruppe sei hier nur cursorisch als Kontrast erwähnt⁵⁸.

⁵⁶ Säulen in Padua (ZAMPIERI/CISOTTO NALON 1994, 132 ff. Taf. 5 [neben S. 32]) und am Tempel von Murviel-lès-Montpellier (GASSEND/ESCALON/SOYRIS 1994/95, 87 f. Abb. 25) belegen den Kannelurenschmuck auch schon für die frühe Kaiserzeit. In Köln würden zu einem solchen Bau sehr gut Fragmente von Konsolen eines Gesimses passen (Inv.Nr. 72.623 A und D [im Haus Saaleck]), das bei gleichen Abmessungen auch den gleichen Typus von Konsolen wie die Maison Carée aufweist (AMY/GROS 1979, 159 f. Abb. 55 Taf. 22). Diese Gestaltungsvariante mit vorne nach oben eingerollten Voluten kommt aber nur in der frühen Kaiserzeit in Südfrankreich vor. Bezüglich der Dimensionen und Zeitstellung würde dazu wiederum ein Gesimsfragment von St. Gereon passen: BINDING/SCHUTZIUS/WIEDENAU 1972/73, 162 Nr. 6 Abb. 16. Vgl. AMY/GROS 1979, Taf. 22. Zu Tempeln in Köln vgl. HELLENKEMPER 1972/73, 102 ff. – Die Säulen des Kapitoltempels in Köln werden mit einem grö-

ßeren Durchmesser ergänzt: HELLENKEMPER 1975, 805 ff. Abb. 18. Eine Basis mit einem Durchmesser von ca. 110–120 cm belegt das Fragment 52.278 (Haus Saaleck), das nur noch aus einem Rest des oberen Torus und dem Ansatz des Trochilus besteht. Vgl. ein Fragment vom Forum von Saint-Bertrand-de-Comminges: BADIE/SABLAYROLLES/SCHENCK 2000, 75 Abb. 63. Die merkwürdigen Proportionen lassen allerdings Zweifel an der Interpretation zu.

⁵⁷ H. LAUTER-BUFE, Mitt. DAI Rom 79, 1972, 323 ff.; DIES., Mitt. DAI Rom 80, 1973, 275 ff. Taf. 8 f.; PRECHT 1991, 178 ff.

⁵⁸ Am Publiciusdenkmal sind die Kanneluren im Gegensatz zu den Säulen des neronischen Praetoriums in Vetera (SCHULTZE 1924, 10 Abb. 3) gefüllt. Ob sich daraus ein verbindliches Datierungskriterium gewinnen lässt, scheint mir beim Stand der bisherigen Überlegungen zweifelhaft.



11 Umrissrekonstruktion der Säulenbasen
 a. wie Abb. 9
 b. wie Abb. 10

Die Basen der ersten Gruppe sind allerdings chronologisch nicht leicht einzuordnen, denn sie finden offenbar auch als Basen für Tischfüße oder Geräte Verwendung, wie Beispiele aus Mainz belegen⁵⁹. Ferner weisen die Basen ein und desselben Monumentes eine große Varianz auf, wie die so genannte Militärarchitektur in Mainz zeigt⁶⁰. Datiert ist wiederum nur die Basis der Großen Jupitersäule in Mainz⁶¹, und sie bezeugt immerhin noch für die zweite Hälfte des 1. Jahrhunderts den klobigen Aufbau solcher Basen. Die Art der Gestaltung hat innerhalb der Region weithin Verbreitung gefunden, wie u. a. an Beispielen aus Trier abzulesen ist⁶². Damit wird eine zeitliche Zuordnung dieses Bauschmucks extrem erschwert und ist ohne genauere Prüfung der vergleichbaren Beispiele mit ihren

Profilen und Proportionierungen in den Städten des Rheinlandes an dieser Stelle kaum möglich.

Dennoch lässt sich Folgendes festhalten. Die Basen der frühen Gruppe finden ihre engsten Vergleiche in der frühen römischen Architektur Südfrankreichs. In der spätrepublikanischen Architektur Mittelitaliens hatte sich ein Typus der ionischen Basis ausgeprägt, in der sie wie eine weitausgreifende Scheibe wirkte und von deren Oberseite ein sehr flaches Profil zum Schaft hinführte⁶³. Diese Form begegnet nun wiederum an vielen der genannten Bauten in Oberitalien, auf der iberischen Halbinsel und in Südfrankreich. Als Beispiele seien nur der Tempel in Barcelona⁶⁴ oder das Julierdenkmal in Glanum⁶⁵ genannt. Eine Gegenüberstellung mit weiteren Beispielen macht zugleich deutlich, wie

⁵⁹ FRENZ 1992, 77 ff. Nr. 39 ff. Taf. 32 ff.

⁶⁰ H. BÜSING, Römische Militärarchitektur in Mainz (Mainz 1982) 5 ff. Taf. 13 f. 20 f.

⁶¹ BAUCHENS 1984, 6 Taf. 11.

⁶² HETTNER 1903, 199 Nr. 518.

⁶³ R. DELBRUECK, Hellenistische Bauten in Latium II (Straß-

burg 1912) 20 Abb. 19 Taf. 9.14 ff.; AMY/GROS 1979, 125 Abb. 51 f.

⁶⁴ BASSEGODA NONELL 1974, 140 mit Abb.

⁶⁵ ROLLAND 1969, 30 ff. Abb. 8 f.; 42 ff. Abb. 13 ff. Taf. 12. 19. Vgl. auch Beispiele aus Saintes: TARDY 1989, 23; 47; 151 ff. Abb. 6. 20. 71.

der Aufbau der Basen in Köln im Detail zu verstehen ist. Offenbar wird der Ablauf des Schaftes in ein eigenes Profil uminterpretiert, wie es z. B. die Säulen im Valetudotempel⁶⁶ oder die Dreiviertel-säulen am Bogen von Glanum besitzen⁶⁷. Die Basen des Publiciusmonumentes hingegen folgen schon dem kanonischen Aufbau⁶⁸.

Unter den Basen in Köln fällt eine auf (Abb. 9. 11a), deren Gestaltungsweise besonders urtümlich wirkt⁶⁹. Zum einen ist sie nämlich offensichtlich ähnlich wie die Basen der späten Republik in Mittelitalien als Scheibe gedreht, die auf dem Stylobat nicht in voller Breite aufsaß, sondern nur zentral im Durchmesser der darüber aufsitzenden Trommel⁷⁰. Zum zweiten ist dem Profil deutlich abzulesen, wie auf der rotierenden Scheibe mit dem Meißel so von oben herab gearbeitet wurde, dass sich für die Tori und Trochili keine exakten Halbkreisformen ergaben, sondern eher kantig aneinander stoßende Flächen, deren Ausrichtung von bestimmten Führungen des Meißels abhingen.

Die zweite Basis (Abb. 10. 11b) weist hingegen völlig andere Proportionen auf und es wirkt gegenüber dem bekannten Schema so, als seien die Höhenabmessungen proportional verdoppelt worden⁷¹. Offenbar erstrebte man, die Proportionen von solchen Basen wie an der Maison Carée zu imitieren⁷². Dass es sich aber um ein Missverstehen handelte, belegt die weitere Verwendung des Typus in Köln. Unter den Basen dieses Typus taucht eine derartige Proportionierung nicht wieder auf. Entweder sollte die Gestaltungsweise den neuen Formprinzipien der augusteischen Zeit Rechnung tragen, oder die

Bedeutung des Bauteils im Gesamtzusammenhang der Ordnung unterstreichen. Denn die Maßverhältnisse in den Basen waren von der Länge des Säulenschaftes und von der Basis selbst abhängig. Dort offenbaren sich im Milieu der Provinzen in der frühen Kaiserzeit öfter Unsicherheiten, da die Schäfte der korinthischen Säulen z. T. gegenüber den üblichen Proportionierungen extrem verkürzt wurden, wie an den Grabmonumenten in Sarsina oder in Glanum⁷³, oder weil die Basen deutlich hervortreten sollten, wie an einer Portikus in Escolives⁷⁴. Auch wenn sich also die Basen insgesamt nicht so sicher datieren lassen wie anderer Bauschmuck, muss sich die Form in der frühen Kaiserzeit etabliert haben. An einigen Orten des Rheinlandes behauptete sie sich noch im 1. Jahrhundert n. Chr. und vielleicht auch noch länger. In Köln hingegen fehlen vorerst exakt datierte Belege.

Die Gruppe der von H. Kähler zusammengestellten korinthischen Kapitelle lässt sich erweitern und dadurch zugleich auch die Grundlagen seiner Datierung absichern. Ein weiteres korinthisches Kapitell aus Kalkstein, das sich heute in der Glasvitrine des Durchganges im Außenbereich des Römisch-Germanischen Museums befindet, besitzt ähnliche Maße wie das von Kähler angeführte (Abb. 12)⁷⁵. Seine stilistischen Eigenheiten weisen es ebenfalls in die frühe Kaiserzeit. Unmittelbare Vorbilder waren Kapitelle, wie sie an der Porte d'Auguste in Nimes, die in die Jahre nach 16 v. Chr. datiert wird⁷⁶, erscheinen. Man beachte neben den Gesamtproportionen nur die Umriss- und Kehlungen

⁶⁶ H. ROLLAND, *Rev. Arch.* 46, 1955, 39 ff. Abb. 7 f. Ein Vergleich zwischen Photo und Zeichnung macht deutlich, dass der Umriss deutlich vereinfacht wurde, denn die photographische Wiedergabe zeigt das oben und unten abgesetzte Profil sehr deutlich: GROS 1981, 149 Abb. 47 (mit korrekter Profilzeichnung). Vgl. auch die Basen am Tempel von Murviel-lès-Montpellier: GASSEND/ESCALON/SOYRIS 1994/95, 90 Abb. 26. Ähnliche Basen begegnen auch an Grabbauten in der Baetica: CH. WEISS, *Madriider Mitt.* 41, 2000, 289 ff. Taf. 23.

⁶⁷ ROLLAND 1977, 14 ff. Abb. 1 Taf. 6 f. 43.

⁶⁸ PRECHT 1979, 54 Abb. 13. Im Rheinland behaupten sich allerdings beide Formen: vgl. z. B. Basen aus Xanten: H. HINZ/J. KRAMER/H. KÜHN, *Architekturglieder aus einem Bau in der Insula V. Rhein.* Ausgr. 12 (Köln 1972) 124 ff. Abb. 4 ff.

⁶⁹ Inv.Nr. 0.133; Standort: Insel Nr. 111, Römisch-Germanisches Museum; H. 62,3 cm, D. Schaft 58,5 cm. Auf der Insel mit angearbeiteter Trommel befinden sich zwei weitere

unkannelierte Trommeln (Inv.Nr. 0.134 u. 0.135) mit fast gleichem Durchmesser. Die oberste besitzt ein 9,5 cm tiefes Dübelloch.

⁷⁰ Vgl. auch die Säulen der Basilika in Augst: TRUNK 1991, 122 Abb. 59.

⁷¹ Inv.Nr. 128.1 (oder 0.147); Standort: Insel Nr. 128, Römisch-Germanisches Museum; D. Schaft 58,5 cm.

⁷² AMY/GROS 1979, 125 Abb. 51 Taf. 12. Allerdings ahmte man die Feinheiten wie Plinthe und Zwischenprofile nicht nach.

⁷³ AURIGEMMA 1963, 81 Abb. 86; ROLLAND 1969, Taf. 13. 19.

⁷⁴ R. KAPPS, *Escolives, Sainte Camille (Dijon 1974)* 35 ff. Taf. 1. 7.

⁷⁵ Inv.Nr. 72.3842; Standort: Glasvitrine in der Museums-passage, Römisch-Germanisches Museum; H. 52,8 cm, H. ohne Säulenansatz 43,6 cm, unterer Dm. 31,9 cm; 24 Kanneluren; Hebeloch auf Oberseite (T. 9,8 cm, L. 7,5 cm, B. 3,5 cm); FO.: Gereonskloster.

⁷⁶ KÄHLER 1939, 18 Beil. 6,4 f.



12 Korinthisches Kapitell, Römisch-Germanisches Museum Köln.



13 Korinthisches Kapitell, Römisch-Germanisches Museum Köln.

der Akanthusblätter und ziehe dazu die Beispiele heran, die W.-D. Heilmeyer oder D. Tardy für die frühe Kaiserzeit ausgewertet haben⁷⁷. Den zugehörigen Schaft gliederten 24 Kanneluren.

Diesem Kapitell ist nun in Maßen und Stil ein weiteres Kapitell, das im Museum ausgestellt ist, so ähnlich, dass beide zu einer Serie gehören könnten (Abb. 13)⁷⁸. Ein drittes Kapitell ist durch ein Fragment bezeugt, das in einer der Fragmentpräsentationen auf der Rückseite des Museums gezeigt wird (Abb. 14)⁷⁹. Sein unterer Durchmesser lässt sich auf 42 cm berechnen.

Das Fragment eines vierten Kapitells befindet sich im Magazinraum am Ubiermonument (Abb. 15)⁸⁰. Es verdient besondere Aufmerksamkeit, denn sein Säulenaufleger besaß einen Durchmesser von 80–



14 Fragment eines korinthischen Kapitells, Römisch-Germanisches Museum Köln.

⁷⁷ HEILMEYER 1970, 106 ff. Taf. 40 ff.; GROS 1981, 144 ff. Abb. 39 ff. Die dort zusammengestellten Kapitelle bilden eine Vorstufe zu den Kölner Beispielen. Grundlegend für die Narbonnensis siehe ROTH-CONGÈS 1983, 103 ff.; TARDY 1989, 15 ff. Abb. 1 ff. 72 f. Vgl. auch die Kapitelle vom Tempel in Murviel-lès-Montpellier: GASSEND/ESCALON/ SOYRIS 1994/95, 93 ff. Abb. 29 ff.

⁷⁸ Inv.Nr. 72.22; Standort: Insel Nr. 122, Römisch-Germanisches Museum; H. 48,7 cm, untere D. 33,5 cm; Material:

Kalkstein; Hebeloch auf Oberseite (T. 10 cm, L. 9 cm [aber nachträglich erweitert], B. 2,5 cm; FO.: Gereonskloster.

⁷⁹ Inv.Nr. 41.378; Standort: Wandcollage 16 Nr. 24, Römisch-Germanisches Museum; H. 16,5 cm, B. 30,5 cm, Blattbreite 16,5 cm.

⁸⁰ Inv.Nr. unbekannt; Nr. 45, Römisch-Germanisches Museum; H. 52 cm, T. 29 cm, Blattbreite ca. 34 cm; Material: Kalkstein.



15 Fragment eines korinthischen Kapitells,
Römisch-Germanisches Museum Köln.

90 cm. Damit gehört es wiederum in eine Kategorie, die der der Maison Carée in Nîmes entspricht. Die genannten Kapitelle schließen sich von ihrer Machart untereinander zusammen und unterscheiden sich insgesamt als Gruppe deutlich von den Beispielen, die St. Neu überzeugend mit Hilfe der auf den Steinen wiedergegebenen Porträts in tiberische Zeit gesetzt hat⁸¹ und deren Blattschnitt schon sehr viel flächiger ausfällt. Mit seiner Höhe von 55 cm und einem unteren Durchmesser von ca. 31 cm zählt das von H. Kähler publizierte Beispiel zu den kleineren Säulenabschlüssen in der römischen Architektur und bleibt sogar noch unter den Werten der Kapitelle vom Pobliciusdenkmal⁸². Wenn also Kähler eine Herkunft aus dem Stadtgebiet erwog, könnte man sich umgekehrt fragen, ob das Bauteil nicht eher zu einem Grabmonument an der Straße nach Neuss gehört hatte. Andererseits müssen nicht alle erwähnten Kapitelle von Grabbauten stammen, denn Durchmesser von 40 cm und mehr können auch auf öffentliche Bauten verweisen⁸³. Das heute beim Ubier-

monument gelagerte Fragment weist sogar auf ein Kapitell von ca. 80 cm Höhe und damit auf einen Schaftdurchmesser von ca. 85 cm mit einer Gesamthöhe der Säule von ca. 7 Metern. Eine möglichst exakte Datierung gäbe Aufschluss über die Eigenart des Stadtbildes vor oder nach der Gründung der Colonia. Der Stellenwert dieser Frage wird in der Diskussion um die zeitliche Stellung des Grabmonumentes für L. Poblicius deutlich⁸⁴. Setzt man ein solches Monument vor der Gründung der CCAA 50 n. Chr. an, verfügte schon das Oppidum Ubiorum über respektable Bauten im Weichbild der Siedlung. Insofern besteht eine gewisse Tendenz zu einem späteren Ansatz bald nach dem Gründungsdatum. Aber sehr weit wird man es kaum davon abrücken können, denn der Stil des Kapitells der großen Mainzer Jupitersäule, die in die Jahre 59–66 n. Chr. datiert werden kann, oder der Bauteile aus dem Praetorium von Vetera aus etwa denselben Jahren ist ein anderer⁸⁵. Gerade bezüglich der größeren Qualität der Ausführung, die sich z. B. im exakten Randschnitt äußert, fällt auf, dass die plastische Oberflächenmodellierung der an sich einfacher angelegten Blätter der Kapitelle des Pobliciusmonumentes stärker ausgeprägt ist⁸⁶. Man beachte nur die Überschneidungen und Kehlungen der Blätter, die an der Säule in Mainz bisweilen nur noch wie Ritzungen wirken. Die oben genannten Kapitelle nun sind aber allesamt eindeutig vor dem Monument des Poblicius entstanden.

Unter den Gesimsteilen verdient ein Fragment erwähnt zu werden, das offensichtlich zu einer auffallend reich geschmückten Archivolte gehörte (Abb. 16. 18a)⁸⁷. Bemerkenswert daran sind die plastisch ausgeführten Ornamente, die allesamt von ihrer Gestaltung her in die Jahrzehnte um die Zeitenwende zu datieren sind. Der Zahnschnitt zumindest mit seinen hochrechteckig proportionierten Einzelgliedern und seiner beträchtlichen Tiefe findet wiederum Parallelen in den Bauten der Provence, z. B. in dem Nischensaal des Quell-

⁸¹ NEU 1989, 286 ff. Nr. 17 f. Abb. 65 ff.

⁸² KÄHLER 1939, 22 Nr. A 1 Taf. 1; PRECHT 1979 Abb. 6. Etwas früher als dieses Kapitell dürfte die Serie von korinthischen Kapitellen von der Hohen Straße zu datieren sein, die F. FREMERSDORF, Urkunden zur Kölner Stadtgeschichte. Die Denkmäler des römischen Köln II (Köln 1963) 40 Taf. 18 bekannt gemacht hat.

⁸³ Siehe Anm. 42.

⁸⁴ PRECHT 1979, 46 ff.; GABELMANN 1973, 190 f.

⁸⁵ BAUCHENSS 1984, 32 f. Taf. 29,3; H. LEHNER, Vetera – Die Ergebnisse der Ausgrabungen des Bonner Provinzialmuseums bis 1929. Röm.-Germ. Forsch. 4 (Berlin, Leipzig 1930) 75 Abb. 54; SCHULTZE 1924, 2 ff.

⁸⁶ PRECHT 1979, Abb. 23.

⁸⁷ Inv.Nr. 0.92; Standort: Collage Nr. 20 auf der Rückseite des Römisch-Germanischen Museums; H. 26,3 cm, L. 45,2 cm, T. 34,5 cm.



16 Gesimsfragment einer Archivolte,
Römisch-Germanisches Museum Köln.

bezirks in Nîmes⁸⁸ oder am Tropaion von La Turbie bei Nizza⁸⁹. Die Betonung der Einzelglieder ähnelt Gesimsen am Theater von Arles⁹⁰, der Eierstab hingegen Beispielen von Gebälken am Julierheiligtum in Glanum⁹¹.

Die Verwendung eines reich geschmückten Gebälkabschlusses für eine Archivolte ist typisch für frühkaiserzeitliche Architektur im Westen. Mehrfach erscheint an dieser Stelle ein Zahnschnitt, wie z. B. an einem Bauteil aus dem Theater von Cassino⁹², oder Konsolengeisa, wie im Theater von Otricoli⁹³ oder am Arc du Rhône in Arles⁹⁴. Die

Archivolten der Bauten in Südfrankreich sind allerdings mit anderen Motiven und unterschiedlichen Ornamenten überzogen⁹⁵. Eine Datierung des Kölner Gesimsfragmentes in das erste Viertel des 1. Jahrhunderts n. Chr. würde folglich auch hier durch stilistische und typologische Erwägungen nahegelegt.

Der Durchmesser des Halbbogens müsste ca. 3 Meter betragen haben⁹⁶. Damit ist die Zugehörigkeit zu einem Grabmonument eher unwahrscheinlich, es sei denn, man würde von einer Anlage ausgehen, die doppelt so groß wie der Unterbau des Juliermonuments von Glanum war⁹⁷.

Das früheste für Köln bisher fassbare Konsolengesims könnte allein schon wegen seines Fundortes an der Luxemburger Straße zu einem Grabbau mit Säulen von ca. 40 cm Durchmesser gehört haben (Abb. 17. 18b)⁹⁸. Es besitzt jedenfalls ähnliche Abmessungen wie die späteren bekannten Beispiele seiner Art⁹⁹. Der frühe zeitliche Ansatz wird durch die Gestaltung des Zahnschnitts mit gefüllten Zwischenräumen nahegelegt, die in der frühen Kaiserzeit häufiger vorkommt¹⁰⁰.

Die Wiedergabe eines Giebels, der offensichtlich zu einem Tempel des Hermes gehörte, ist seit langem bekannt und wurde von P. Hommel in die frühe Kaiserzeit datiert. Zuletzt vertrat P. Noelke mit guten Gründen eine Datierung in die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr.¹⁰¹. Dennoch scheint mir zumindest der architektonische Dekor nicht dorthin zu passen. Auffallend ist die durch-

⁸⁸ R. NAUMANN, *Der Quellbezirk von Nîmes* (Berlin 1937) 14 ff. Taf. 18. 30 f. Spätere Ausführungen sind in der Regel geringerer und besitzen eine geringere Tiefe.

⁸⁹ J. FORMIGÉ, *Le trophée des Alpes* (Paris 1949) 77 ff. Abb. 12. 40.

⁹⁰ VON GLADISS 1972, 69 ff. Taf. 48 f.

⁹¹ Ebd. 70 f. Taf. 47, 2.

⁹² G. CARETONI, *Not. Scavi Ant.* 1939, 119 Nr. 40 Abb. 15.

⁹³ H. VON HESBERG, *Konsolengeisa des Hellenismus und der frühen Kaiserzeit*. Mitt. DAI Rom Erg. 24 (Mainz 1980) 111 Taf. 14, 2.; DERS., *Jahrb. DAI* 107, 1992, 139.

⁹⁴ VON GLADISS 1972, 69 ff. Taf. 28 ff.; KÜPPER-BÖHM 1996, 17 Abb. 5 f.

⁹⁵ ROLLAND 1977, 18 ff. Abb. 3 Taf. 59 ff.; M. JANON, *Le décor architectonique de Narbonne – Les rinceaux*. *Rev. Arch. Narbonnaise Suppl.* 13 (Paris 1986) 36 ff. Abb. 5 ff.

⁹⁶ Bei einer Sehne von 20,5 cm beträgt die Höhe 0,9 cm.

⁹⁷ ROLLAND 1977, 29 ff. Taf. 12 f. Ehrenbögen weisen allerdings in aller Regel breitere Durchgänge von ca. 4 m und mehr auf.

⁹⁸ Inv.Nr. 661; Standort: Collage Nr. 20 an der Rückseite des Römisch-Germanischen Museums (Nr. 1); H. 32,5 cm, B. 94,4 cm, T. 44,8 cm; FO.: Luxemburger Straße. – Ein ande-

res Fragment im Magazin (Inv.Nr. 72.423 M; H. 28,9 cm, B. 29,8 cm, T. 40,1 cm) könnte mit seinen 12 cm breiten Konsolen und ca. 24 cm breiten Kassetten zu einer Architektur mit ca. 50–60 cm dicken Säulen gehört haben, wie etwa dem oben S. 21 genannten Ehrenbogen.

⁹⁹ N. ANDRIKOPOULOU-STRACK, *Grabbauten des 1. Jahrhunderts n. Chr. im Rheingebiet*. *Bonner Jahrb. Beih.* 43 (Köln 1986) 151 ff. Taf. 40 ff.

¹⁰⁰ Vgl. u. a. Beispiele aus Pola (CAVALIERI MANASSE 1978, 145 ff. Taf. 53 ff.; FISCHER 1997, 87 ff. Taf. 26), das Tempelgebälk von Saint-Bertrand-de-Comminges in seiner Proportionierung (BADIE/SABLAYROLLES/SCHENCK 2000, 97 Abb. 100), mit dem bezüglich Größe und Details wieder gut ein Fragment von St. Gereon in Köln (BINDING/SCHUTZLIUS/WIEDENAU 1972/73, 162 Nr. 6 Abb. 16) oder ein Fragment in Padua (ZAMPIERI/CISOTTO NALON 1994, 179 f. Nr. H 6) vergleichbar ist.

¹⁰¹ Inv.Nr. 23.61; Standort: Insel Nr. 6, Römisch-Germanisches Museum. Vgl. FREMERSDORF 1925, 22 f. Abb. 1; HOMMEL 1954, 57 ff. Abb. 14; F. FREMERSDORF, *Neuerwerbungen 1923–27. Die Denkmäler des römischen Köln I* (Köln 1964) 34 Taf. 150; G. RISTOW in: *Kölner Römer-Illustrierte* 1, 1974, 139 Abb. 18. 268; NOELKE 1990, 100 ff. 118 f. Abb. 15.



17 Fragment eines Konsolengesimses,
Römisch-Germanisches Museum Köln.
a. Gesamt; b. Detail.

brochene Sima mit ihrer Komposition aus s-förmigen Teilen, für die Hommel schon eine Reihe von Vergleichen zusammengestellt hat¹⁰². An den späten Beispielen aus dem 2. Jahrhundert ist das Schema zu einem bloßen Rapport vereinfacht worden, während am Kölner Giebel die trennenden Spitzen gegenständig angeordnet sind. Diese Form stammt – wie seinerzeit schon F. Drexel herausgestellt hat – aus Oberitalien, wo sie z. B. in gleicher Anordnung und spannungsreichem Aufbau an der augusteisch datierten Grabädikula der Volumnier in Padua begegnet¹⁰³. Das Schmuckelement hat seinen Ursprung gewiss im Bronzeschmuck, der gelegentlich in Fragmenten erhalten ist¹⁰⁴. Der Aufbau kehrt ähnlich, aber in der Art des Kölner Giebels voluminöser gestaltet, im Giebelschmuck von Glanum¹⁰⁵ und Alesia¹⁰⁶ wieder, allerdings würde eine genaue Einordnung auch eine sorgfältige Prüfung des Bestandes der Überlieferung dieser Giebelbekrönung erfordern, die hier nicht möglich ist. Das Relief aus Köln könnte damit einen Tempel bezeugen, der in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. in der Siedlung errichtet wurde. Denn bei der Art des anspruchsvollen Figurenprogramms mit Merkur im Zentrum, Venus und vielleicht Fortuna oder Nemesis an seiner Seite und den Flussgöttern mit der Wiedergabe des Rheins in einem der Zwickel ist

¹⁰² HOMMEL 1954, 57 Anm. 579 f. Die ausführlichste Untersuchung des Motivs findet sich bei F. DREXEL, *Germania* 9, 1925, 35 ff., der schon auf die Herkunft aus Oberitalien und die Datierung in die frühe Kaiserzeit hingewiesen hatte. Vgl. K. WOELCKE, *Germania* 9, 1925, 33 ff. mit Abb.; G. BAUCHENS, *Zivile Grabdenkmäler. Bonn und Umgebung. CSIR Deutschland III 2* (Bonn 1979) 27 f. Nr. 21 Taf. 12 (mit weiteren Literaturhinweisen). Wie das Motiv durch Kölner Händler nach Pannonien gelangt sein könnte, belegt L. NAGY, *Germania* 16, 1932, 288 ff. Taf. 16,1. Eine Verfremdung erfährt das Ornament bei einigen Sockeln in Trier: W. BINSFELD/K. GOETHERT-POLASCHEK/L. SCHWINDEN, *Götter- und Weihedenkmäler. Katalog der römischen Stein- denkmäler des Rheinischen Landesmuseums Trier. CSIR Deutschland XII 1* (Mainz 1988) 223 f. Nr. 459 f. Taf. 110.

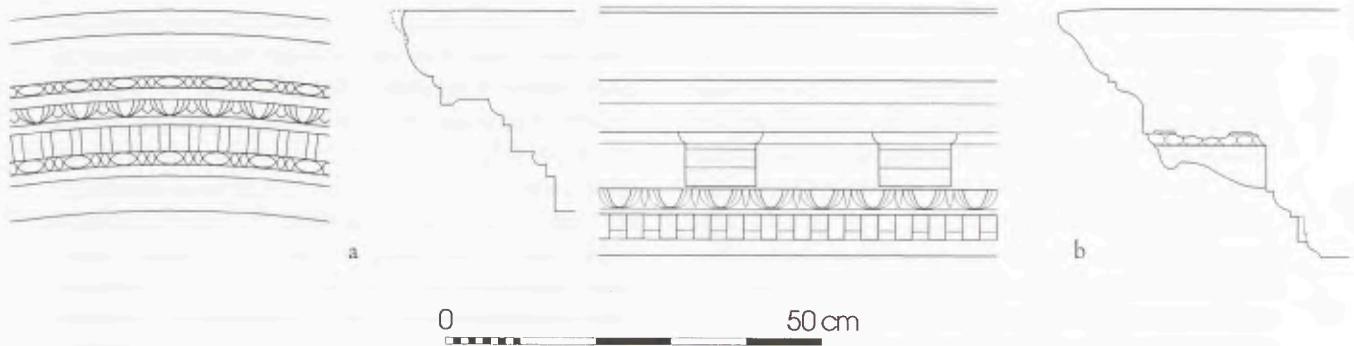
¹⁰³ F. GHEDINI, *Sculture greche e romane del Museo Civico di Padova* (Rom 1980) 104 ff. Nr. 42.

¹⁰⁴ M.P. ROSSIGNANI, *Contributi Ist. Arch. Milano* 2, 1969, 49 ff. Taf. 20. 26. 28. Vgl. aus Avenches einen bronzenen Akroter: M. BOSSERT, *Die figürlichen Reliefs von Avenches. Avenicum VII* (Lausanne 1998) 50 Abb. 12. Offenbar handelt es sich bei dem hier betrachteten Motiv um eine auf Norditalien und die Nordprovinzen beschränkte Form, zu der es sehr wohl auch anderswo grundlegende Varianten gab: E. PERNICE, *Gefäße und Geräte aus Bronze. Die hellenistische Kunst in Pompeji* (Berlin, Leipzig 1925) 18 f. Abb. 28.

¹⁰⁵ H. ROLLAND, *Fouilles de Glanum. Gallia Suppl. 11* (Paris 1958) 26 Taf. 6,1; GROS 1981, 130 ff. Abb. 6 ff. 20 ff. 26. 29. Das Muster an dem kleinen und großen Tempel ist allerdings durch eingeschobene Rosetten leicht verändert.

¹⁰⁶ A. OLIVIER, *Gallia* 46, 1989, 63 ff. Abb. 17 (mit einer Fülle von Beispielen aus Gallien).

¹⁰⁷ HOMMEL 1954, 58 ff. In der Tat ähneln die Figuren im Giebel denen am Jupiterpeiler vom Neumarkt (G. BAUCHENS/P. NOELKE, *Die Iupitersäulen in den germanischen Provinzen. Bonner Jahrb. Beih. 41* (Köln 1981) 472 f. Nr. 172 Taf. 90; NOELKE 1990, 118 f.), aber vom Typus her stehen zumindest die beiden weiblichen Gottheiten denen im Mars-Ulterior-Tempel auf dem Augustusforum nahe (HOMMEL 1954, Abb. 2). Ob nun der Verlust an spannungsreicher Räumlichkeit auf die Übertragung vom Zentrum in die Peripherie zurückgeht oder auf eine andere Zeitstellung, ist im Moment schwer zu übersehen. Zumindest fällt auf, dass in der zweiten Hälfte des 2. Jhs. derart detaillierte Wiedergaben von Giebeln so gut wie ganz fehlen und auch in den Provinzen an der Großbauten nicht vorkommen. Zum Merkur vgl. A. LEIBUNDGUT, *Jahrb. DAI* 99, 1984, 279 f. Abb. 22. Sie setzt das Vorbild des Giebels in claudische Zeit. Zur Personifikation des Rheins vgl. R. VOLLKOMMER, *Bonner Jahrb.* 194, 1994, 28 ff. Abb. 30. – Im Giebel eines Larariums (RISTOW [Anm. 101]; NOELKE 1990) hätte man öffentliche Architektur nachgeahmt. Eine derartige Architekturkopie scheint möglich, denn der Baldachin über der Bahre Caesars



18 Rekonstruktionsskizzen von Gesimsen
a. wie Abb. 16, b. wie Abb. 17

kaum eine rein fiktive Komposition und nicht ohne ein bestimmtes großformatiges Vorbild denkbar¹⁰⁷. Dass aber ein Giebel von einem Bau eines anderen Ortes wiedergegeben wurde, erscheint wenig wahrscheinlich.

Eine Reihe von Bauteilen lässt sich in die frühe Kaiserzeit datieren: Bei den Kapitellen gelingt dies nach stilistischen Kriterien, bei den Säulenschäften nach typologischen und bei Giebeln oder Basen nach motivgeschichtlichen. Die unterschiedlichen methodischen Formen der Annäherung erhöhen m. E. den Grad der Sicherheit, mit der man die Teile in die Frühzeit der Siedlung datieren kann. In der Summe kommt eine Gruppe von Bauteilen zusammen, die man ohne das Wissen um ihren Fundort in das letzte Viertel des 1. Jahrhunderts v. Chr. oder die ersten Jahrzehnte des 1. Jahrhunderts n. Chr. datieren würde. Ihre stilistischen und typologischen Eigenheiten verbinden sie mit ähnlichen Bauten in Norditalien oder Südfrankreich, ohne dass sich wirklich eine weitgehend sicher erkennbare Tradition einer Werkstatt abzeichnete. Die Formprinzipien, nach denen die Werkstücke gestaltet wurden, werden durch Gestaltungsweisen, wie sie sich im Pöbliciusmonument manifestieren, durchgehend abgelöst. Es geben sich damit für die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. zunächst zwei

Horizonte in der Art der Steinarbeit und -gestaltung zu erkennen, die aufeinander folgen.

Es wäre zu überprüfen, ob die Gestaltungsweise der späteren Phase direkt aus der früheren hervorging. Eine derartige Prüfung sollte möglichst viele Erscheinungen im ornamentalen Schmuck der Bauten mit in die Überlegungen einbeziehen. Erst dadurch würde deutlich, wie solche Prozesse des Wandels im Milieu einer Provinz ohne länger zurückreichende eigene Traditionen ablaufen. Diese Analyse konnte im Rahmen der vorliegenden Überlegungen nicht geleistet werden. Aber es ist vielleicht deutlich geworden, dass es zu der Phase des in Stein ausgeführten ornamentalen Schmucks, die durch das Pöbliciusmonument und die Fülle verwandter Denkmäler bezeugt ist, unter den Bauten auf dem Territorium von Köln zumindest eine Vorstufe gibt.

Köln rückte bei einer solchen Interpretation des Materials in die Nähe von Mainz, für das H.G. Frenz schon früher einen starken Monumentalisierungsschub in der Zeit der ersten römischen Kaiser konstatiert hatte. An Bauten nennt er das so genannte Drususdenkmal und vor allem die Giebelfront wohl eines Tempels, der im ersten Drittel des 1. Jahrhunderts n. Chr. errichtet worden war¹⁰⁸. Ferner scheint mir eine Serie von korinthischen

imitierte den Tempel der Venus Genetrix (Suet. Caes. 84) und im Lararium des Caecilius Iucundus in Pompeji waren Gebäude der Stadt wiedergegeben (G.K. BOYCE, *Corpus of the Lararia of Pompeii*. Mem. Am. Acad. Rome 14, 1937, 33 Nr. 80 Taf. 30). Die Verbindung mit einem Tempel für Mercurius Augustus in Köln bleibt allerdings völlig ungewiss (B. u. H. GALSTERER, *Die römischen Steininschriften aus Köln* [KÖLN 1974] 35 Nr. 121 [flavische Erneuerung]; HELLENKEMPER 1975, 808 f.; NOELKE 1990, 101 Anm. 62). Wie genau gerade in dieser Zeit Reliefs die Vorbilder der

großen Architektur imitierten, belegen die Reliefs der so genannten Ara Pietatis: E. LA ROCCA in: V.M. STROCKA (Hrsg.), *Die Regierungszeit des Kaisers Claudius* (Mainz 1994) 267 ff. Abb. 9 ff. Zu einem ähnlich gering dimensioniertem Giebel in Rom vgl. L. CORDISCHI, *Il frontoncino con la Dea Caelestis*. Boll. Mus. Comunal Roma 93, 1989/1990, 329 ff.

¹⁰⁸ H.G. FRENZ in: *Römische Okkupation* 89 ff. mit Abb.; DERS. 1992, 30 ff. Abb. 24 f. Taf. 26 f.

Halbsäulenkapitellen entgegen seiner Datierung in das letzte Viertel eher in die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. zu gehören¹⁰⁹. Orientiert man sich nämlich an der ja halbwegs sicher in die Jahre 59–66 n. Chr. datierten Jupitersäule des Samus und Severus und nimmt sie als stilistischen Fixpunkt¹¹⁰, so wirken die Kapitelle der Serie in ihrer Oberfläche spannungsreicher und bewegter. Das zeigt sich direkt in der Oberfläche, aber auch im Umriss der Blätter und schließlich innerhalb des Gesamtaufbaus im Verhältnis von Blattkranz und Voluten. Die dünnen Caulsstengel und die ösenartige Verbindung der unteren Blattenden wirken zwar befremdlich, sie tun dies aber eigentlich in jeder Stilstufe. Sie scheinen mir von Formgebungen so genannter korinthisierender Kapitelle der frühen Kaiserzeit ableitbar zu sein, mit denen sie ja auch den einfachen Blattkranz gemeinsam haben und für die H.U. Gans eine Reihe von Lösungen für die frühe Kaiserzeit zusammengestellt hat¹¹¹. Andere Bauteile wie der untere Blattkranz eines korinthischen Kapitells mögen hinzukommen¹¹².

In anderen Orten wie Trier und Augst freilich, die in der frühen Kaiserzeit eine entscheidende Ausprägung erfuhren, gibt sich die erste Phase, soweit das Material überschaubar ist, bisher nicht vergleichbar prägnant zu erkennen. Dass in Trier aber ebenfalls mit ähnlichen Anlagen zu rechnen ist, belegt m. E. die monumentale Inschrift für Lucius Caesar, die nach der Art der Blöcke und der Verklammerung zu urteilen am ehesten vom Architrav oder der Attika eines monumentalen Bauwerks wie z. B. eines Ehrenbogens stammen¹¹³. In die Jahre

um 30 n. Chr. datiert J. Krier überzeugend die Fragmente eines Grabmonumentes bei Bertrange in Luxemburg¹¹⁴. Erinnert sei auch an den so genannten Tiberiuspfeiler in Nimwegen, der wohl nach 16 n. Chr. errichtet wurde¹¹⁵.

Von den Monumenten aus Augst wäre der Altar auf dem Forum zu überprüfen¹¹⁶, dessen Eichenlaubgirlande sich stilistisch mit der der Ara von Lyon vergleichen lässt¹¹⁷. Zugleich macht ein solcher Vergleich auch ein gewisses Dilemma deutlich, denn an der Ara in Augst sind die Blätter gegenüber dem Beispiel aus Gallien in ihrer Oberfläche bewegter und subtiler wiedergegeben und auch die Girlande wirkt insgesamt voluminöser. Dies sind Eigenarten, die den Altar von Augst im Hinblick auf die stadtrömische Entwicklung vor die Platte aus Lyon setzen. Dort sind allerdings die Konturen schärfer herausgearbeitet und der Aufbau klarer. Die unterschiedlichen Qualitäten relativieren sich folglich untereinander¹¹⁸. Aus Augst nennt H. Kähler auch die Kapitelle der Curia¹¹⁹. Ein frühes korinthisches Kapitell führt er für Avenches an¹²⁰ und dort wurden ja jüngst sehr aufwendige Grabbauten der frühen Kaiserzeit freigelegt¹²¹.

Mit einem solchen Einblick in diese unterschiedlichen Bauten verbindet sich eng das Problem, wie die frühesten Monumentalisierungprozesse in den Siedlungen abgelaufen sein mögen. Vielfach sind unsere Vorstellungen von umfassenden Holzbauphasen geprägt, die sich archäologisch auch in den verschiedenen Plätzen gut nachweisen lassen. Die Lager hätten hölzerne Mauern besessen, in deren Schutz die Häuschen der Canabae standen¹²². Aller-

¹⁰⁹ FRENZ 1992, 26 ff.; 70ff. Nr. 24–27 Taf. 22 ff.

¹¹⁰ BAUCHHENS 1984, 5 ff. Taf. 29.

¹¹¹ H.U. GANS, *Korinthisierende Kapitelle der römischen Kaiserzeit* (Köln 1992) 24 ff. Abb. 1. 12. u. a.

¹¹² FRENZ 1992, 87 Nr. 76 Taf. 44,3. Es wäre zu prüfen, ob die Verwendung des roten Sandsteins die Datierung eingrenzt.

¹¹³ HETTNER 1893, 1 f. Nr. 1; H. HEINEN u. H. CÜPPERS in: DERS. (Hrsg.), *Trier. Augustusstadt der Treverer* (Mainz 1984) 42 f.; 48 ff.; 231 ff. Nr. 83. Die Inschrift ist ca. 8 m lang, d.h. ähnlich breit wie die auf dem Bogen der Sergier in Pola. Vgl. allgemein U. KAHRSTEDT, *Trierer Zeitschr.* 20, 1951, 68 ff.

¹¹⁴ J. KRIER, *Bull. Inf. Mus. Nat. Hist. Art*, Februar 2000, 8 f. mit Abb. – Zur Monumentalisierung der Siedlungen auf dem Titelberg und des Vicus bei Dalheim vgl. zuletzt G. DITMAR-TRAUTH, *Das Gallorömische Haus* (Hamburg 1995) 252 ff. 257 ff.

¹¹⁵ J.K. HAALBOS u. a., *Castra und Canabae. Ausgrabungen auf dem Hunerberg in Nijmegen* (Nimwegen 1995) 10 f. Abb. S. 4; H. VAN ENCKEVORT/K. ZEE, *Het Kops Plateau* (Nimwegen 1996) 31 mit Abb.

¹¹⁶ C. BOSSERT-RADTKE, *Die figürlichen Reliefs und Rundskulpturen aus Augst und Kaiseraugst. Forsch. Augst* 16 (Augst 1992) 44 ff. Nr. 32 Taf. 15 ff.; TRUNK 1991, 105 f. Abb. 40.

¹¹⁷ H. VON HESBERG in: ANRW II 16,2 (Berlin, New York 1978) 948 f. Nr. 23. Vgl. auch den Kranz des Augustuskopfes von einem Relief in Vienne: F. SALVIAT/D. TERRER, *Rev. Arch. Narbonnaise* 16, 1983, 136 Abb. 1.

¹¹⁸ H. VON HESBERG, *Mitt. DAI Rom* 88, 1981, 220 ff. Taf. 74 ff.; TH. GOLDA, *Puteale und verwandte Monumente* (Mainz 1997) 9 ff.

¹¹⁹ KÄHLER 1939, 23 Taf. 12; TRUNK 1991, 120 ff. Abb. 58 ff.

¹²⁰ KÄHLER 1939, 23 Taf. 1 A 2; TRUNK 1991, 104 f. Abb. 39.

¹²¹ D. CASTELLA/L. FLUTSCH, *Sanctuaires et monuments funéraires à Avenches. Arch. Schweiz* 13,1, 1990, 2 ff.

¹²² H. KLUMBACH in: Mainz. *Führer vor- u. frühgesch. Denkmäler* 11 (Mainz 1969) 38. Zitiert bei FRENZ 1992, 84. Zu Augst vgl. Anm. 116.

dings sprechen doch eine Reihe von Indizien dafür, dass die Holzbauphase nicht unbedingt ausschließlich mit improvisierter Architektur im Sinne von Barackenanlagen zu assoziieren ist. Denn wie R. Förtsch hervorgehoben hat, orientieren sich die Offiziershäuser in den augusteischen Lagern an der repräsentativen Wohnarchitektur der Villen und Stadthäuser in Italien¹²³. Die Nekropole von Haltern belegt ferner, dass die großen Rundmausoleen in Rom in der Holzarchitektur vor Ort imitiert wurden¹²⁴. Auch wenn der auf Dauer berechnete, in Stein ausgeführte Schmuck der Bauten fehlt, verraten die Anlagen trotz allem etwas von dem repräsentativen Anspruch, den ihre Erbauer damit zum Ausdruck bringen wollten. Die Holzbauten wird man sich folglich in den Siedlungen am Rhein und im Hinterland nicht zu primitiv vorstellen dürfen. Vielmehr werden ihnen sehr bald bei besonderen exponierten Bauten Ausführungen einzelner Teile in Stein oder auch ganzer Anlagen an die Seite getreten sein.

Unklar bleibt zunächst noch, welche Dynamik solch einen Prozess voranbringt. Wir würden wohl erwarten, dass auf das Provisorium, als das wir gewiss die Holzbauten gerne verstünden, eine sukzessive Verwandlung in Stein folgte. Sie müsste sich in einer kontinuierlichen Anreicherung unseres Bestandes an Steindenkmälern in den Jahrzehnten nach Augustus niederschlagen. Zwingend ist ein solches Entwicklungsmodell nicht. Schon R. Förtsch wies darauf hin, dass die aufwendige Wohnarchitektur in den Lagern der späteren Zeit keine Nachfolge mehr fand, dass also in der Region grundlegend neue Konzepte erstrebt und umgesetzt wurden, die sich aber nicht unbedingt als kontinuierli-

che Ausprägung einer bestimmten Grunddisposition verstehen lassen. Zu erwägen wäre, ob wir nicht in der nachaugusteischen Zeit mit gewissen Rücknahmen in dem Bemühen um Monumentalisierung rechnen müssen, um stattdessen die Infrastruktur der Städte und auch des Umlandes insgesamt zu sichern. Die baulichen Aktivitäten hätten sich dann darauf verlagert.

Ferner darf man in den Siedlungen früh mit einem starken Potential an fähigen Handwerkern rechnen, was ja die Grabsteine eindrucksvoll belegen. Die bekannte Stele des M. Caelius aus Vetera bei Xanten weist im Giebfeld einen qualitätvollen Rankendekor auf¹²⁵. Bildhauer seines Zuschnitts dürften deshalb sehr wohl auch imstande gewesen sein, entsprechende Ornamente in der Architektur zu schaffen. Dies belegen nicht zuletzt die von St. Neu bekannt gemachten Fragmente vom Kölner Rheinufer¹²⁶.

Versucht man die hier zusammengetragenen Indizien zu einem, wenn auch vagen Bild von den Anfängen des römischen Köln zusammenzufügen, so ist festzuhalten, dass es schon in augusteischer Zeit in den Jahren um die Zeitenwende die ersten Steinbauten mit aufwendigerem architektonischen Dekor gegeben haben muss. Ihre Bedeutung im Verhältnis zur übrigen Ausstattung der Stadt ist freilich im Moment noch schwer zu bestimmen¹²⁷. Das Bild der Stadt mag in einzelnen Zügen durchaus Städten in Norditalien, auf der iberischen Halbinsel und in Südfrankreich geähnelt haben¹²⁸. Auftraggeber werden zum einen wohl die höheren Chargen des römischen Heeres und der römischen Verwaltung gewesen sein¹²⁹, zu denen sehr bald andere hinzugekommen sein mögen¹³⁰. Ihr Ziel war es

¹²³ FÖRTSCH 1995, 617 ff. Abb. 1 ff.

¹²⁴ R. ASSKAMP/J.S. KÜHLBORN in: *Ausgr. u. Funde Westfalen-Lippe* 4, 1986, 129 ff.; S. BERKE in: *Römische Okkupation* 149 ff. Abb. 2 ff.

¹²⁵ GABELMANN 1972, 74 f. Abb. 2.

¹²⁶ NEU 1989, 358 (mit Verweisen).

¹²⁷ Zum ersten Straßensystem, das dem späteren offenbar weitgehend im Verlauf entsprach siehe F. FREMERSDORF, *Neue Beiträge zur Topographie des römischen Köln* (Berlin 1950) 2 ff. Taf. 1 f. Zu den Häusern siehe G. PRECHT, *Die Ausgrabungen unter dem Kölner Dom*. *Kölner Jahrb. Vor- u. Frühgesch.* 12, 1971, 52 ff. Abb. 1 ff. Zu den Wandmalereien der frühen Kaiserzeit siehe R. THOMAS, *Römische Wandmalerei in Köln*, *Kölner Forsch.* 6 (Mainz 1993) 36 ff. Abb. 77. 116 u. a. Ein aufschlussreicher Befund könnte sich auch in der Anlage unter Groß St. Martin verbergen. Wenn er tatsächlich als *Piscina* und als *Palaestra* zu interpretieren ist, wie H. HELLENKEMPER in: *Köln II. Führer vor- u. frühgesch.*

Denkmäler 38 (Mainz 1980) 131 f. Abb. 2 f. vorgeschlagen hat, liegt eine Verbindung zu den als *Campus* angesprochenen Anlagen der frühen Kaiserzeit nahe: H. DEVEIJER/F. VAN WONTERGHEM, *Il Campus nell'impianto urbanistico delle città Romane*. *Acta Arch. Lovanensia* 20, 1981, 33 ff. (mit einer Reihe von Beispielen aus Italien, der Baetica und Gallien). Damit wäre eine sehr spezifische Qualität itali-scher Städte an den Rhein übertragen worden. – Vgl. auch GALSTERER 1990, 117 ff.; PÄFFGEN/ZARNIER 1995, 117 ff.; I. MARTELL, *Die Lokalisierungsfrage von Oppidum und Legionslager im Spiegel der Fibelfunde*. *Kölner Jahrb. Vor- u. Frühgesch.* 32, 1999, 703 ff.; W. ECK in: *Geschichte der Stadt Köln* (in Druckvorbereitung).

¹²⁸ B. FREYBERGER, *Südgallien im 1. Jahrhundert v. Chr.* (Stuttgart 1999) 110 ff.

¹²⁹ HELLENKEMPER 1972/73, 59 ff.; GABELMANN 1973, 193 ff.

¹³⁰ GALSTERER 1990, 123 Anm. 43.

gewiss, einen entsprechenden Lebensstandard auf die Regionen am Rhein zu übertragen. Dazu mag zusätzlich beigetragen haben, dass das Oppidum Ubiorum mit seiner Ara, die wohl einem zentralen Kult diente, eben auch als zentraler Ort einer zukünftigen Provinz angesehen werden sollte. Gerade in den Jahrzehnten um die Zeitenwende kulminierten diese Bemühungen. Spätestens seit spät-augusteisch-tiberischer Zeit errichteten Soldaten und Einheimische größere Grabstelen und beweisen damit ihr Interesse an einer monumentalen Selbstdarstellung, die sich des in Norditalien etablierten Formapparates bediente¹³¹. Die Übergänge zur Architektur und ihrer Ornamentierung sind dabei fließend¹³². In jedem Fall ist in der Grabausstattung dieser Wunsch nach monumentaler Selbstdarstellung

deutlich zu spüren. Nun ist es aber kaum wahrscheinlich, dass sich dieses Bestreben nur im Kontext der Gräber manifestiert hat. Vielmehr wird man erwarten dürfen, dass auch der öffentliche Raum zumindest an markanten Brennpunkten des Gemeinschaftslebens, d. h. an den Orten, an denen man für politische oder religiöse Zeremonien zusammenkam, entsprechend ausgestaltet war. Neben der eigentlichen Ara Ubiorum dürften wohl auch größere Tempel, steinerne Hallen, Ehrenbögen, Bauten der Administration und des Wirtschaftsbetriebes ihren Platz gefunden haben. Einen Teil der hier betrachteten Fragmente könnte man ohne weiteres als bescheidenes Zeugnis derartiger Bauten verstehen.

Abkürzungsverzeichnis

AMY/GROS 1979

R. AMY/P. GROS, *La Maison Carée de Nîmes* (Paris 1979).

AURIGEMMA 1963

S. AURIGEMMA, *I monumenti della necropoli Romana di Sarsina*. *Boll. Centro Stud. Storia Architettura* 19, 1963, 5 ff.

BADIE/SABAYROLLES/SCHENCK 2000

A. BADIE/R. SABAYROLLES/J.-L. SCHENCK, *Le temple du Forum, Saint-Bertrand-de-Comminges 1* (Toulouse 2000).

BASSEGODA NONELL 1974

J. BASSEGODA NONELL, *El templo romano de Barcelona* (Barcelona 1974).

BAUCHHENS 1984

G. BAUCHHENS, *Die große Jupitersäule aus Mainz*. *CSIR Deutschland II 2* (Mainz 1984).

BESSAC u. a. 1987

C. BESSAC u. a., *Ugernum. Beaucaire et le Beaucairois à l'époque romaine 2* (Caveirac 1987).

BINDING/SCHUTZIUS/WIEDENAU 1972/73

G. BINDING/S. SCHUTZIUS/A. WIEDENAU, *Das spätrömische Atrium und mittelalterliche Stift von St. Gereon in Köln*. *Kölner Jahrb. Vor- u. Frühgesch.* 13, 1972/73, 140 ff.

CAVALIERI MANASSE 1978

G. CAVALIERI MANASSE, *La decorazione architettonica romana di Aquileia, Trieste, Pola* (Aquileja 1978).

FISCHER 1996

G. FISCHER, *Das römische Pola. Eine archäologische Stadtgeschichte* (München 1996).

FÖRTSCH 1995

R. FÖRTSCH, *Villa und Praetorium. Zur Luxusarchitektur in frühkaiserzeitlichen Legionslagern*. *Kölner Jahrb. Vor- u. Frühgesch.* 28, 1995, 617 ff.

FREMERSDORF 1925

F. FREMERSDORF, *Aus dem Wallraf-Richartz-Museum in Köln*. *Germania* 9, 1925, 88 ff.

FRENZ 1992

H.G. FRENZ, *Bauplastik und Porträts aus Mainz und Umgebung*. *CSIR Deutschland II 7* (Mainz 1992).

GABELMANN 1972

H. GABELMANN, *Die Typen der römischen Grabstelen am Rhein*. *Bonner Jahrb.* 172, 1972, 64 ff.

GABELMANN 1973

H. GABELMANN, *Römische Grabmonumente mit Reiterkampfszenen im Rheingebiet*, *Bonner Jahrb.* 173, 1973, 132 ff.

¹³¹ GABELMANN 1972, 63 ff.; DERS. 1973, 132 ff.; vgl. zu Glanum: P. GROS, *Rev. Arch.* 1986, 72 ff.

¹³² NEU 1989, 288 ff. Die Datierung des Rundbaus für den *dispensator augusti* erscheint mir revisionsbedürftig und ein Ansatz in die Jahre um 20/30 n. Chr. eher vertretbar zu sein. Der Nachweis soll an anderer Stelle erfolgen.

GALSTERER 1990

H. GALSTERER, Von den Eburonen zu den Agrippinensiern. *Kölner Jahrb. Vor- u. Frühgesch.* 23, 1990, 117 ff.

GASSEND/ESCALON/SOYRIS 1994/95

J.M. GASSEND/G. ESCALON/P. SOYRIS, Un temple du début de l'Empire à Muriel-lès-Montpellier. *Rev. Arch. Narbonnaise* 27/28, 1994/95, 57 ff.

VON GLADISS 1972

A. VON GLADISS, Der „Arc du Rhône“ von Arles. *Mitt. DAI Rom* 79, 1972, 17 ff.

GROS 1981

P. GROS, Les temples géminés de Glanum. *Rev. Arch. Narbonnaise* 14, 1981, 125 ff.

HEILMEYER 1970

W.-D. HEILMEYER, Korinthische Normalkapitelle, *Mitt. DAI Rom Ergh.* 16 (Heidelberg 1970).

HELLENKEMPER 1972/73

H. HELLENKEMPER, Oppidum und Legionslager in Köln. *Kölner Jahrb. Vor- u. Frühgesch.* 13, 1972/73, 59 ff.

HELLENKEMPER 1975

H. HELLENKEMPER, Architektur als Beitrag zur Geschichte der Colonia Claudia Ara Agrippinensium. In: ANRW II 4 (Berlin, New York 1975) 783 ff.

HETTNER 1903

F. HETTNER, Die römischen Steindenkmäler des Provinzialmuseums zu Trier (Trier 1903).

HOMMEL 1954

H. HOMMEL, Römische Figurengiebel (Berlin 1954).

KÄHLER 1939

H. KÄHLER, Die römischen Kapitelle des Rheingebietes. *Röm.-Germ. Forsch.* 13 (Berlin 1939).

KÜPPER-BÖHM 1996

A. KÜPPER-BÖHM, Die römischen Bogenmonumente der Gallia Narbonensis in ihrem urbanem Kontext (Espelkamp 1996).

LA BAUME 1972

P. LA BAUME, Das römische Köln. *Bonner Jahrb.* 172, 1972, 271 ff.

LAUTER-BUFE 1987

H. LAUTER-BUFE, Die Geschichte des sikeliotisch-korinthischen Kapitells (Mainz 1987).

NEU 1989

ST. NEU, Römische Reliefs vom Kölner Rheinufer. *Kölner Jahrb.* 22, 1989, 241 ff.

NOELKE 1990

P. NOELKE, Ara et aedicula. *Bonner Jahrb.* 190, 1990, 79 ff.

PÄFFGEN/ZARNIER 1995

B. PÄFFGEN/W. ZARNIER, Überlegungen zur Lokalisierung von Oppidum Ubiorum und Legionslager im frühkaiserzeitlichen Köln. In: W. CZYSZ u. a. (Hrsg.), *Provinzialrömische Forschungen. Festschr. G. Ulbert (Espelkamp 1995)* 111 ff.

PRECHT 1979

G. PRECHT, Das Grabmal des L. Pablicius (Köln 1979).

PRECHT 1990

G. PRECHT, Maschinelle Vorfertigung von Säulen und Säulentrommeln. In: A. HOFFMANN u. a. (Hrsg.), *Bau-technik der Antike. Diskussionen Arch. Bauforsch.* 5 (Mainz 1991) 178 ff.

PUIG Y CADAFALCH 1934

J. PUIG Y CADAFALCH, L'arquitectura romana a Catalunya (Barcelona 1934).

RAKOB/HEILMEYER 1973

F. RAKOB/W.-D. HEILMEYER, Der Rundtempel am Tiber in Rom (Mainz 1973).

Römer am Rhein

O. DOPPELFELD (Hrsg.), *Römer am Rhein, Ausstellungskat. Köln* (Köln 1967).

ROLLAND 1969

H. ROLLAND, Le Mausolée de Glanum. *Gallia Suppl.* 21 (Paris 1969).

ROLLAND 1977

H. ROLLAND, L'arc de Glanum. *Gallia Suppl.* 31 (Paris 1977).

Römische Okkupation

B. TRIER (Hrsg.), *Die römische Okkupation nördlich der Alpen zur Zeit des Augustus. Koll. Bergkamen 1989. Bodenalt. Westfalen* 26 (Münster 1989).

ROTH-CONGÈS 1983

C. ROTH-CONGÈS, L'acanthé dans le décor architectonique protoaugustéen en Provence. *Rev. Arch. Narbonnaise* 16, 1983, 103 ff.

Säule und Gebälk

E.-L. SCHWANDNER u. a. (Hrsg.), *Säule und Gebälk, Koll. Berlin 1994. Diskussionen Arch. Bauforsch.* 6 (Mainz 1996).

SCHULTZE 1924

R. SCHULTZE, Das Prätorium von Vetera. *Bonner Jahrb.* 126, 1924, 1 ff.

Stadtbild und Ideologie

W. TRILLMICH/P. ZANKER (Hrsg.), Stadtbild und Ideologie. Koll. Madrid 1987 (München 1990).

TARDY 1989

D. TARDY, Le décor architectonique de Saintes antique. Aquitania Suppl. 5 (Paris, Bordeaux 1989).

Abbildungsnachweis

1-6, 9-10, 12-17 Fotos Ph. Groß, Forschungsarchiv für Antike Plastik des Archäologischen Instituts, Universität Köln;

TRUNK 1991

M. TRUNK, Römische Tempel in den Rhein- und westlichen Donauprovinzen. Forsch. Augst 14 (Augst 1991).

ZAMPIERI/CISOTTO NALON 1994

G. ZAMPIERI/M. CISOTTO NALON (Hrsg.), Padova Romana (Padua 1994).

7 Foto nach Rheinisches Bildarchiv Neg.-Nr. 185653
8, 11, 18 Zeichnungen A. Smadi, Archäologisches Institut der Universität Köln, nach Angaben des Verf.

Ein Kölner in Rom? T. Flavius Constans als kaiserlicher Prätorianerpräfekt

Es erregte einiges Aufsehen in der Öffentlichkeit, als vor nicht allzu langer Zeit der erste Deutsche türkischer Herkunft in den Bundestag als Abgeordneter einzog. Vermutlich hätte dies im Senat des kaiserzeitlichen Rom des 2. Jahrhunderts n. Chr. weniger Überraschung ausgelöst. Dort hatte man sich längst daran gewöhnt, dass Leute aus Mittel- und Südfrankreich, aus Andalusien und Katalonien, aus Tunesien, Griechenland oder Makedonien, ebenso aber aus allen Teilen der Türkei, auch aus dem inneranatolischen Ankara, sowie von Kreta und aus Syrien in der höchsten römischen Reichsversammlung saßen und hohe militärische und zivile Ämter senatorischen und ritterlichen Ranges im Zentrum des Reiches, aber auch in den Provinzen übernahmen¹. Ihre ethnische Herkunft war im Allgemeinen offensichtlich von geringer Bedeutung; wichtig war neben dem römischen Bürgerrecht, der Zugehörigkeit zu einer wohlhabenden Familie sowie einem gewissen kulturellen Standard vor allem ihre Loyalität gegenüber dem Kaiser und Rom. Auch ein römischer Bürger, der am Rheinufer geboren war, hätte in der Hauptstadt des Reiches kein allzu großes Aufsehen erregt. Denn man kannte dort zwar das Klischee von den hosentragenden Galliern und Germanen. Aber ein Römer vom Rhein, der im Zentrum Italiens etwas werden wollte, trug dort ganz selbstverständlich Tunica und Toga, das offizielle Kleid des römischen Bürgers. Er wäre also kaum aufgefallen.

Bewohner der römischen Colonia Claudia Ara Agrippinensium (CCAA), die Eintritt in die römische Führungsschicht erhielten, sind aber nach unseren bisherigen Kenntnissen in Rom offensichtlich sehr selten geblieben, obwohl die rheinische Stadt die größte und vermutlich auch wohlhabendste Selbstverwaltungseinheit der Provinz Germania Inferior war. Nur einen C. Titius Similis hat die historische Forschung bisher mit absoluter Sicherheit nachweisen können, der sich selbst Agrippinensis nannte und relativ hohe Funktionen im kaiserlichen Dienst absolviert hat – und er lebte erst im 3. Jahrhundert n. Chr., die Kolonie aber war bereits im Jahr 50 n. Chr. gegründet worden². Unter anderem war dieser kaiserliche Funktionär für den Einzug der Steuern in Moesia Inferior, im heutigen Rumänien und Bulgarien, zuständig gewesen; zuvor hatte er Gleiches in der Provinz Lusitania, ungefähr im heutigen Portugal gelegen, erledigt³. Für eine große und angesehene Kolonie wie Köln ist dieser eine Titius Similis als Mitglied der Führungsschicht des Reiches eine sehr magere Ausbeute⁴.

Im Römisch-Germanischen Museum in Köln steht ein Altar, den viele kennen, dessen Bedeutung für die Stellung der römischen Kolonie und den sozio-politischen Aufstieg einer Kölner Familie aber nicht unmittelbar klar wird. Gefunden wurde das Weiheobjekt zu Anfang des 20. Jahrhunderts in Köln in der Wolfstraße⁵. Das Relief (Abb. 1) zeigt einen älteren Mann, der die Toga über den Kopf

¹ Der umfassendste und neueste Überblick über die Herkunftsorte bzw. -provinzen der Senatoren findet sich bei S. PANCIERA (Hrsg.), *Epigrafia e ordine senatorio II* (Rom 1982). Dass es inzwischen eine große Zahl von zusätzlichen Informationen gibt, ist in unserem Zusammenhang unerheblich. Für Ritter ist zumindest auf folgende Werke zu verweisen: H.-G. PFLAUM, *Les procurateurs équestres sous le Haut-Empire romain* (Paris 1950) 170 ff.; S. DEMOUGIN, *L'ordre équestre sous les Julio-Claudiens* (Rom 1988) 503 ff.; H. DEVIJVER, *Prosopographia militiarum equestrium* (Leuven 1976 ff.).

² Siehe aber unten S. 40 ff.

³ CIL II 484 = D. 1372.

⁴ Siehe als letzten Überblick über die Bewohner Kölns, die den Aufstieg in einen der *ordines* des römischen Reiches schafften: W. ECK, *Senatoren aus Germanien, Rätien, Noricum*. In: *Epigrafia e ordine senatorio II* (Anm. 1) 539 ff.; ferner G. ALFÖLDY, *Les equites Romani et l'histoire sociale des provinces Germaniques de l'Empire romain*. *Corsi di cultura sull'arte ravennate e bizantina* 24, 1977, 7 ff.

⁵ J. POPPELREUTER, *Röm.-Germ. Korrbl.* 3, 1910, 2 ff.; CIL XIII 12057 = D. 9000 = B. u. H. GALSTERER, *Die römischen Steininschriften aus Köln* (Köln 1975) Nr. 146.



1 Weihaltar des T. Flavius Constans für die Göttin Vagdavercustis, Römisch-Germanisches Museum Köln (Foto Rhein. Bildarchiv, Neg.-Nr. 107242).

gezogen hat und auf einem kleinen Altar ein Weihrauchopfer darbringt. Um ihn gruppieren sich vier andere Personen: eine bläst die Flöte, eine andere reicht ihm ein Gefäß mit Weihrauch für das Opfer, zwei weitere sehen aufmerksam zu. Dargestellt ist also eine Opferszene, und zwar wegen der Darstellung des Opfernden *capite velato* nach römischem Ritus. Wem das Opfer gilt, sagt die Inschrift über dem Relief:

*Deae
Vagdavercusti
Titus Flavius*

*Constans praef(ectus)
praet(orio) em(inentissimus) v(ir).*

Der Altar ist der Göttin Vagdavercustis, einer einheimischen germanischen Gottheit, für die Weihungen ausschließlich aus dem niedergermanischen Gebiet bekannt sind, geweiht⁶. Der Text sagt auch, wer das Opfer darbringt: Titus Flavius Constans, Prätorianerpräfekt, der den Rangtitel *eminentissimus vir* trägt.

Wenn man die Inschrift liest, merkt man im ersten Augenblick vielleicht gar nicht, wie außergewöhnlich diese Information ist. Denn dass hohe römische Amtsträger einen Altar oder ein Bildwerk einer Gottheit weihen, ist nichts so Außergewöhnliches⁷. In Rom amtierten fast stets zwei Prätorianerpräfekten, die Kommandeure der kaiserlichen Leibwache, die aber längst darüber hinaus auch viele administrative, iudikative und politische Aufgaben übernommen hatten⁸. Einer dieser beiden Präfekten, ein römischer Bürger, ließ weitab von Rom, in der römischen Kolonie an der Grenze zum freien Germanien, einer germanischen Göttin einen Altar errichten, auf dem er selbst als Opfernder dargestellt ist. Wir kennen nur wenige Zeugnisse für diese Vagdavercustis und alle sind in Niedergermanien gefunden worden⁹. Es ist also ganz sicher eine einheimische Göttin, die nur derjenige verehren konnte, der die Region am Niederrhein persönlich sehr gut kannte, entweder weil er von dort stammte oder weil er sich lange dort aufgehalten hatte. Wie aber konnte dies bei einem Prätorianerpräfekten geschehen? Er hatte sich, wenn er nicht einen außergewöhnlichen Auftrag erhielt, stets dort aufzuhalten, wo auch der Kaiser weilte. Er war, wie der römische Dichter Martial sich ausdrückte, *lateris custos*, der verantwortliche Schützer an der Seite des Kaisers¹⁰. Die Prätorianerpräfekten garantierten die Sicherheit des Princeps. Außerhalb Roms trifft man

⁶ RE VII A.2 (1948) 2072 f. s. v. Vagdavercustis (H. SCHMITZ).

⁷ Siehe die zahllosen Beispiele, die bei R. HAENSCH, *Capita provinciarum. Statthaltersitze und Provinzialverwaltung in der römischen Kaiserzeit*. Kölner Forsch. 7 (Mainz 1997) passim, bes. 727 ff. verzeichnet sind. Ebd. 733 wird gezeigt, dass fast alle Weihungen vom Amtssitz bezeugt sind, in besonderem Maß gilt das für den Finanzprokurator der Dacia Apulensis. Ähnliches zeigen auch die meisten, noch

unpublizierten Inschriften von Prokuratoren aus Caesarea Maritima.

⁸ Die prosopographischen Informationen zu ihnen sind zuletzt von M. ABSIL, *Les préfets du prétoire d'Auguste à Commode* (Paris 1997) gesammelt worden.

⁹ Siehe Anm. 5.

¹⁰ Martial 6,76,1.

sie deshalb fast nur dann, wenn sie ihren Herrn auf einer Reise in die römischen Untertanengebiete begleiteten. Doch hat in der Zeit zwischen den Kaisern Hadrian (117–138) und Marc Aurel (161–180), in die der Altar zumeist datiert wird, wenn nicht sogar sehr genau in die Jahre zwischen 165 und 167¹¹, kein Kaiser die Rheinlande besucht¹². Wie also sollte Flavius Constans als Prätorianerpräfekt ins römische Köln gekommen sein? Und wie soll er außerdem dann mit der Verehrung und dem Kult der germanischen Göttin Vagdavercustis so vertraut geworden sein, dass er ihr den recht aufwendigen Altar weihte? Unter den Weihungen aus römischer Zeit, die aus Köln erhalten sind, stellt der Altar ein außergewöhnliches Exemplar dar.

Einige Wissenschaftler haben gedacht, Constans habe, bevor er zum Kommandeur der Prätorianer ernannt wurde, als ritterlicher Prokurator den Steuerbezirk Belgien-Germanien geleitet¹³. Als er von dort nach Rom befördert worden sei, habe er der Göttin seinen Dank durch diesen Altar abgestattet¹⁴. Doch es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass der Leiter der kaiserlichen Finanzen in unserer Region direkt zum *praefectus praetorio* ernannt wurde. Zwischen zwei solchen Stellungen, einer Finanzprokurator in einer kaiserlichen Provinz und der Prätorianerpräfektur in Rom, mussten im allgemeinen noch mehrere andere Ämter übernommen werden. Nur unter außergewöhnlichen politischen Umständen war solches möglich¹⁵. Gerade das aber ist in dem Zeitraum, in den der Altar vermutlich gehört, kaum wahrscheinlich; vielmehr gehorchen vor allem in dieser Zeit die Laufbahnen einer außergewöhnlichen Regelmäßigkeit. Zudem befand sich die Zentrale des Steuerbezirks Belgica-Germaniae in Trier, nicht in Köln; Flavius Constans hätte also seinen Sitz in der Moselstadt gehabt. Weshalb sollte

er aber dann den Altar in der niedergermanischen Hauptstadt und nicht in Trier errichtet haben¹⁶? Dass der Prokurator regelmäßig auf Dienstreise auch die niedergermanische Metropole besucht hat, ist zwar möglich, aber nicht so ganz wahrscheinlich. Nur dann aber wäre es vorstellbar, dass er mit der Göttin und ihrer Wirksamkeit so vertraut geworden wäre. Schließlich aber ist vor allem zu fragen, warum er denn, wenn er eben erst von der Fiskalprokurator zur Leitung der Prätorianerkohorten befördert worden war, seine bisherige Dienststellung nicht in der Inschrift angegeben hat? Die beiden Ämter zusammen hätten doch unmittelbar gezeigt, wie schnell sein Aufstieg vor sich gegangen ist und auch in welcher außergewöhnlichen Weise. Dass Constans auf seine sehr hohe sozio-politische Stellung stolz war, kann man an dem Text selbst sehen: er führt nämlich eigens den Rangtitel *eminentissimus vir* an. Damals kam diese Bezeichnung allein den Prätorianerpräfekten zu, keinem anderen Amtsträger. So lohnte es sich besonders, sie herauszustellen. Dann aber wäre es verwunderlich, wenn er das andere Zeichen eines überraschenden Aufstiegs, den außergewöhnlichen Sprung vom Provinzprokurator zum Prätorianerpräfekten, nicht auch der Öffentlichkeit präsentiert hätte. Dieser Lösungsvorschlag ist also ganz unwahrscheinlich.

Andere haben angenommen, Flavius Constans sei in einem Sonderauftrag um das Jahr 165 in die Rheinlande gesandt worden und habe, da er Bataverkohorten unter seinem Befehl hatte, die diese Göttin verehrten, die Gottheit auf diesem Weg kennen gelernt¹⁷. Doch gibt die gesamtpolitische Situation keinen Hinweis auf eine solche außergewöhnliche Gefahr, die es nötig gemacht hätte, in eine mit Truppen wohlausgestattete Provinz wie Niedergermanien, die zudem einem konsularen

¹¹ Siehe z. B. H.-G. PFLAUM, *Les carrières procuratoriennes équestres sous le Haut-Empire romain* (Paris 1960) 349 ff. Nr. 149; GALSTERER (Anm. 5) 40 Nr. 146; SCHMITZ (Anm. 6) 2073.

¹² Zu den kaiserlichen Reisen H. HALFMANN, *Itinera principum* (Stuttgart 1986). Ob Hadrian das Rheinland besucht hat, ist nicht absolut sicher, aber wahrscheinlich. Dies geschah jedoch zu Beginn seiner Regierung, wohl im Jahr 122.

¹³ Siehe H. FINKE, *CIL XIII*, Nr. 12057 (Kommentar); A. STEIN, *Die römischen Reichsbeamten von Dazien* (Budapest 1944) 31; *PIR² F* 247.

¹⁴ Siehe dazu PFLAUM (Anm. 11) 349 ff. Nr. 149.

¹⁵ Ende des Jahres 97 oder Anfang 98 wurde Sex. Attius Suburanus Aemilianus, damals *procurator provinciae Belgicae*, von Traian unmittelbar zum *praefectus praetorio* ernannt, weil er als neuer Kaiser einen Vertrauten in diesem Amt benötigte, um einen nicht vertrauenswürdigen anderen Präfekten, Casperius Aelianus zu ersetzen. Siehe dazu W. ECK, *An Emperor is made: Senatorial Politics and Trajan's Adoption by Nerva in 97*. In: G. CLARK/T. RAJAK (Hrsg.), *Philosophy and Power. Essays in honour of Miriam Griffin* (Oxford 2002).

¹⁶ Diese Frage stellte zu Recht auch PFLAUM (Anm. 11) 351.

¹⁷ So A. V. DOMASZEWSKI, *Röm.-Germ. Korrb.* 3, 1910, 3 f.; PFLAUM (Anm. 11) 351 f.; L. SCHUMACHER, *Römische Inschriften* (Stuttgart 1988) 123 f.

Statthalter unterstand, einen Prätorianerpräfekten mit einem Sonderauftrag zu senden¹⁸.

All diese Überlegungen führen zu keinem widerspruchsfreien Ergebnis. Eine andere Erklärung liegt näher: Titus Flavius Constans kam nicht von außen und lernte nicht nur nebenbei die Göttin Vagdavecustis kennen. Vielmehr dürfte seine Familie in Köln ihren Ursprung gehabt haben, er war vermutlich in der CCAA geboren¹⁹. Er hatte hier wohl seine frühen Jahre verbracht und auf diese Weise auch die germanische Götterwelt kennen gelernt, darunter die kriegerische Göttin Vagdavecustis. Vielleicht war es eine Göttin, die in seinem Elternhaus verehrt wurde. Erst etwa zwei Generationen vorher war einer seiner Vorfahren überhaupt römischer Bürger geworden, in der flavischen Zeit (zwischen 70 und 96 n. Chr.) wie sein Name T. Flavius zeigt²⁰. Als Constans in den kaiserlichen Dienst eintrat, vermutlich über eine ritterliche Position im römischen Heer als Präfekt einer Kohorte, musste er selbstverständlich Köln verlassen; doch er hat während der verschiedenen Stellungen im Heer, später auch in der Zivilverwaltung, seine Heimat nicht vergessen²¹. Seine weitere Familie lebte wohl noch dort, und auch ein Teil seines Besitztums in Form von Ländereien dürfte sich weiterhin in der Umgebung der niedergermanischen Hauptstadt befunden haben. Die Erträge aus seinem Besitz, vielleicht auch aus Immobilien innerhalb der römischen Kolonie, wurden ihm nach Rom überwiesen. Der Kontakt brach also nie ab. Das war bei fast allen Familien so, die aus ihrem munizipalen Kontext in die Reichselite, in den Ritter- oder Senatorenstand aufstiegen. Als er schließlich den Sprung nach ganz oben gemacht hatte und das Kommando über die Prätorianer in Händen hielt, da erinnerte er sich seiner Kindheit und Jugend und auch der Göttin, die er damals verehrt hatte und deren Schutz er vielleicht seinen Aufstieg zuschrieb. Vagdavecustis in ihrem

Land, das auch seine Heimat war, zu danken, schien im nötig. Er wollte ihr einen Altar aufstellen lassen zum Dank für die Protektion, die sie ihm stets gewährt hatte. Doch brauchte er dazu nicht persönlich nach Köln zu reisen, was für ihn als Prätorianerpräfekt auch kaum möglich gewesen wäre; es genügte für ihn, einen Brief zu schreiben und die nötigen Geldmittel bereit zu stellen bzw. den Verwalter seines Besitzes in Niedergermanien oder auch einen Verwandten entsprechend anzuweisen. Auch den Text, der auf dem Altar ihn selbst repräsentieren sollte, sandte er vermutlich mit. So sahen auch seine Landsleute, dass er seine Heimat nicht vergessen hatte und wie hoch er inzwischen gestiegen war. Es war für die Kölner gut zu wissen, dass ein Mitbürger im Zentrum des Reiches saß und unmittelbar zum Kaiser Zugang hatte. Man kannte sich und man brauchte sich – ein Spruch, den Kölner Bürger bis heute in Ehren halten.

Spekulation über einen Kölner des 2. Jahrhunderts in Rom? Ja und nein. Direkt überliefert ist uns die Geschichte nicht. Aber das eindrucksvolle Monument des Prätorianerpräfekten im Römisch-Germanischen Museum, direkt gegenüber dem rekonstruierten römischen Reisewagen aufgestellt, macht diese Vermutungen recht wahrscheinlich: Ein römischer Bürger aus der CCAA wachte in Rom über das Leben des Kaisers. In diesem Falle wäre er der höchste römische Amtsträger gewesen, der aus Köln stammte, aber in Rom sein Glück gemacht hatte.

Dieser Rang könnte Flavius Constans freilich streitig gemacht werden. Denn ein neues, eben publiziertes Militärdiplom bezeugt, dass ein Macrinus Regulus, ritterlicher Präfekt der pannonischen Flotte im Jahr 146, aus einer Stadt Noviomagus stammt²². Nach aller Wahrscheinlichkeit ist damit Ulpia Noviomagus gemeint, das heutige Nijmegen, das wie die CCAA in der Provinz Germania inferior

¹⁸ Einen solchen Fall haben wir bei Iulius Placidianus, *praefectus praetorio* unter Claudius II., der in in der Narbonensis Truppen kommandierte und dabei auch eine Götterweihung dedizierte: *Ignibus aeternis* (CIL XII, 1551).

¹⁹ SCHMITZ (Anm. 6) 2073 hatte gemeint, Flavius Constans sei Bataver gewesen. Doch kann er das Faktum, dass die Weihung in Köln erfolgte, auf diese Weise nicht erklären.

²⁰ Im Inschriftenmaterial der CCAA findet sich noch ein weiterer T. Flavius Constans, der als *centurio protector* seinen Bruder, der *centurio* in der *legio XXX Ulpia* gewesen war, bestattete (GALSTERER [Anm. 5] Nr. 229). Ein Zusammenhang zwischen den zwei namensgleichen Personen be-

steht nicht, da der *centurio* erst nach der Mitte des 3. Jhs. zu datieren ist. Auch mit anderen Titi Flavii in Kölner Inschriften ist keine Verbindung herzustellen.

²¹ Der Prätorianerpräfekt wird im allgemeinen mit dem namensgleichen Prokurator von Dacia Inferior am Ende der hadrianischen Regierungszeit identifiziert: PIR² F 247; PFLAUM (Anm. 11) 349 ff.; ABSIL (Anm. 8) 181. Dies ist zwar sehr naheliegend, aber nicht sicher. In diesem Fall müsste man die Datierung zu klären versuchen.

²² W. ECK/P. WEISS, Die Sonderregelungen für Soldatenkinder seit Antoninus Pius. Ein Niederpannonisches Militärdiplom vom 11. Aug. 146. Zeitschr. Papyr. Epigr. 135, 2001, 195 ff.

lag. Diese Stadt, ein Hauptort der Bataver, hatte wohl durch Traian eine Statusveränderung erfahren; zumindest kann man den Beinamen Ulpia so verstehen²³. Dass aus einer solchen Selbstverwaltungseinheit eine ritterliche Familie stammte, ist nicht so besonders überraschend, auch wenn bisher römische Ritter aus Niedergermanien nur in recht geringer Zahl bekannt sind und die meisten von ihnen erst dem 3. Jahrhundert angehören²⁴.

Doch nicht nur Noviomagus, sondern auch die CCAA wird durch den neuen Fund betroffen. Denn wir kannten schon bisher zwei Mitglieder der römischen Reichselite, die das Gentilnomen Macrinus tragen: einen Macrinus Vindex, der ebenfalls wie Flavius Constans Prätorianerpräfekt war, und zwar unter den Kaisern Marc Aurel und Lucius Verus (161–169)²⁵, und dessen Sohn M. Macrinus Avitus Catonius Vindex, der zunächst wie der Vater eine ritterliche Laufbahn absolvierte, dann aber in den Senatorenstand überwechselte, etwa im Jahre 175 zum Konsulat gelangte und schließlich im Jahre 176 als Statthalter von Moesia Inferior starb²⁶.

Für beide hatte man schon bisher vermutet, sie müssten wegen ihres im nördlichen Gallien und an der Rheingrenze relativ häufigen Namens aus dem keltisch-germanischen Bereich stammen. Dazu ist aber für Macrinus Avitus Catonius Vindex zusätzlich bekannt, dass er in die Tribus Claudia eingeschrieben war²⁷. Vermutungsweise hatte man versucht, ihn, und damit auch seinen Vater, gerade wegen der spezifischen Namen und der Tribus entweder der CCAA oder der Kolonie Camulodunum in Britannia zuzuweisen²⁸. Beide Städte waren Koloniegründungen des Claudius, deren Einwohner in die Tribus Claudia eingeschrieben waren. Doch diese Hinweise waren allein nicht stark genug, um zu einer halbwegs sicheren Entscheidung zu kommen. Mit dem neuen direkten Zeugnis für Macrinus Regulus, der ebenfalls dem römischen Ritterstand angehörte, und aus Noviomagus stammte, ändert sich aber die Situation. Denn das Gentil-

nomen Macrinus ist vor der Zeit des Antoninus Pius bisher weder im Senatoren- noch im Ritterstand bezeugt²⁹. Da beide ritterlichen Macrinii, Macrinus Regulus und Macrinus Vindex, ihre ritterlich-prokuratorische Laufbahn unter Antoninus Pius begannen, wäre es schon sehr auffällig, wenn sie nichts miteinander zu tun hätten. Man wird vielmehr annehmen dürfen, dass sie beide verwandtschaftlich verbunden, vielleicht sogar Brüder waren, wie beispielsweise Varius Clemens und Varius Priscus, zwei ritterliche Brüder aus Celeia in der Provinz Noricum, die ebenfalls unter Antoninus Pius jeweils eine ritterliche Laufbahn einschlugen und zu hohen und höchsten Amtsstellungen gelangten³⁰. Wenn die beiden Macrinii miteinander verwandt waren, dann müsste unter normalen Voraussetzungen aber auch ihre geographische Herkunft identisch sein.

Das Problem ergibt sich nun freilich aus der Tribus Claudia, in die der Senator Macrinus Avitus Catonius Vindex eingeschrieben war. Die Tribus Claudia erwartet man im gallisch-germanischen Bereich am ehesten in Städten, die von Claudius gegründet oder zumindest privilegiert worden waren³¹. Ulpia Noviomagus gehört nicht dazu, wohl aber die Colonia Claudia Ara Agrippinensium. Somit könnte die Tribus Claudia bei Macrinus Avitus Catonius Vindex auf dessen Verbindung mit dem römischen Köln verweisen. Wie aber wäre das mit der Herkunftsangabe Noviomagus bei seinem mutmaßlichen, älteren Verwandten Macrinus Regulus zu vereinbaren?

Eine sichere Aussage erlauben die beschränkten Quellen nicht; aber man kann sich zumindest vorstellen, wie es gewesen sein könnte. Denkbar wäre etwa, dass der spätere Prätorianerpräfekt Macrinus Vindex, wenn er ein Bruder des Flottenpräfekten Macrinus Regulus war, aus dem batavischen Noviomagus in die CCAA übersiedelte und so die dortige Stadttribus Claudia übernahm, wie sie dann bei seinem Sohn bezeugt ist. Vorstellbar wäre aber

²³ M.-Th. RAEPSAET-CHARLIER, *Les institutions municipales dans les Germanies sous le Haut-Empire: bilan et questions*. In: M. DONDIN-PAYRE/M.-Th. RAEPSAET-CHARLIER (Hrsg.), *Cités, Municipales, Colonies* (Paris 1999) 271 ff.; bes. 278 ff.

²⁴ Siehe ALFOLDY (Anm. 4). Aus Noviomagus ist allerdings schon aus hadrianischer Zeit noch ein weiterer Ritter, ein *praefectus cohortis*, bekannt, von dessen Namen in einem Militärdiplom freilich nur das Cognomen [S]uper erhalten geblieben ist: *Année Epigr.* 1995, Nr. 1283.

²⁵ PIR² M 25.

²⁶ PIR² M 22.

²⁷ CIL VI 1449 = D. 1107.

²⁸ W. ECK in: *Epigrafia e ordine senatorio* (Anm. 1) 550; A.R. BIRLEY, ebd. 538 ff.

²⁹ Siehe dazu PIR² M p. 125 ff.

³⁰ DEVIJVER (Anm. 1) V 52; 52bis.

³¹ Vgl. J.W. KUBITSCHKE, *Imperium Romanum tributum discriptum* (Prag 1889, ND 1972) 221.

genauso, dass die Macrinii ursprünglich Bürger der CCAA waren und später aus irgendeinem, ihnen wichtigen Grund ihren Wohnsitz nach Noviomagus verlegten, ohne freilich dabei die Tribus Claudia zu wechseln. Im einen wie im anderen Fall hätte jedenfalls diese ritterlich-senatorische Familie eine enge Beziehung zum römischen Köln gehabt, wo sich ja auch tatsächlich Macrinii nachweisen lassen, wenn auch erst in späterer Zeit³².

Falls der Prätorianerpräfekt Macrinus Vindex

und sein in den Senatorenstand aufgenommener Sohn aber tatsächlich ihren Familienwohnsitz in der CCAA gehabt hatten, dann treten sie neben den vermutlichen Kölner T. Flavius Constans als Mitglieder der Reichsaristokratie im 2. Jahrhundert n. Chr. Das würde den Rang Kölns im Gefüge des Reichsganzen gewaltig steigern, weit über das hinaus, was bisher wahrscheinlich schien³³. Doch Gewissheit darüber können nur neue Quellenfunde bringen.

³² CIL XIII 7877 (aus Düren); H. NESSELHAUF, Neue Inschriften aus dem römischen Germanien und den angrenzenden Gebieten. Ber. RGK 27, 1938, 98 f. Nr. 164 (aus Bonn).

³³ Siehe dazu zuletzt W. ECK in: *Epigrafia e ordine senatorio* (Anm. 1) 539 ff.

Köln 260–355 A.D. Ein unruhiges Jahrhundert Stadtgeschichte

Vor mehr als dreißig Jahren hat Gundolf Precht in seinen Kölner Jahren Spuren in der Stadt hinterlassen¹. Seine Ausgrabungen und Forschungen sind wesentliche Stationen der Kölner Archäologie: Ausgrabungen im spätrömischen Kastell Köln-Deutz, Bauforschungen im spätrömischen Praetorium, Leitung der Ausgrabungen am Kölner Dom, Ausgrabungen in Alt St. Heribert und die Rekonstruktion des Grabmals des L. Pobladius. So sei ihm der Entwurf eines Kapitels Kölner historisch-archäologischer Stadtgeschichte gewidmet, die in den vergangenen Jahrzehnten neue Konturen gewonnen hat.

Das römische Köln war eine artifizielle Gründung, eine Reißbrettstadt in einem Entwicklungsland². Ihre Gründungsväter, wohl hochrangige Offiziere im Stab des Agrippa, konnten nicht voraussehen, dass ihrer Ortswahl an der weiten Biegung des Flusses in der niederrheinischen Ebene eine mehr als zweitausendjährige kontinuierliche Geschichte beschieden sein würde. Die ältere Forschung verband die Anfänge mit Agrippas erster Statthalterchaft in Gallien 38 v. Chr., die jüngere Forschungsansicht neigt eher in die Zeit der zweiten Statthalterchaft 20/19 v. Chr.³, die ältesten römischen Siedlungsspuren des *oppidum Ubiorum* reichen in das 1. Jahrzehnt vor der Zeitenwende.

Für das spätantike Köln sind nicht die Etappen der Gründung, vielmehr der urbane Rahmen der mittleren römischen Kaiserzeit entscheidend. Mit dem Privileg der Erhebung zur Kolonie, vermutlich im Jahre 50 n. Chr. auf Betreiben Agrippinas, war in den Folgejahren der Bau einer neuen Stadtmauer aus Stein verbunden. Sie hatte eine Länge von 3911 m und umschloss eine innere Stadtfläche von 96,8 Hektar. Diese Mauer wurde, was niemand voraussehen konnte, für ein Jahrtausend der Sicherheitsgürtel der Stadt und vielleicht das bestimmendste Element der Stadtentwicklung bis an die Schwelle des Hochmittelalters. Das orthogonale Straßennetz, bereits um die Zeitenwende ausgesetzt, gliederte den urbanen Innenraum in über fünfzig ungleich große *Insulae*.

Die Auswirkungen eines großen Flächenbrandes, der im Jahre 58 n. Chr. auf die Stadt übergriff⁴, lassen sich gegenwärtig noch nicht näher beschreiben; die Forschungen in den privaten Wohnvierteln sind mit ihrer örtlichen Chronologie noch nicht so weit gediehen, dass der Umfang des Schadensfeuers sich abschätzen ließe.

Die Prosperität der Stadt führt seit Beginn der flavischen Zeit offenbar zu einer schrittweisen Erneuerung der Stadtquartiere. Zu den älteren Heiligtümern, der Ara Ubiorum, dem Altar und Kult-

¹ G. PRECHT, Die Ausgrabungen um den Kölner Dom. Vorbericht über die Untersuchungen 1969/70, Kölner Jahrb. 12, 1971, 52–64, Taf. 6–10, Beil. 2; D. v. BOESELAGER/G. PRECHT, Der Mosaikfund am Südturm des Kölner Domes, Bonner Jahrb. 183, 1983, 385–428; G. PRECHT, Die Ausgrabungen im Bereich des Castellum Divitia. Vorbericht über die Kastellgrabungen, Kölner Jahrb. 13, 1972/73, 120–130; DERS., Baugeschichtliche Untersuchung zum römischen Praetorium in Köln. Rhein. Ausgr. 14 (1973); DERS., Alt St. Heribert in Deutz. In: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern. Köln III (1980) 190–195; DERS., Das Grabmal des L. Pobladius (1975).

² Zur principatzeitlichen Stadtanlage und Architektur vgl. H. HELLENKEMPER, Architektur als Beitrag zur Geschichte der

Colonia Claudia Ara Agrippinensium, ANRW II 4 (Berlin-New York 1975) 783–824 mit der älteren Literatur.

³ Dazu jetzt J. HEINRICHS, Ubier, Chatten, Bataver. Entwicklung an Mittel- und Niederrhein anhand germanischer Münzen. In: TH. GRÜNEWALD u. a. (Hrsg.), Kontinuität und Diskontinuität. Die Niederrhein-Region am Beginn und am Ende der römischen Herrschaft. Beiträge des deutsch-niederländischen Kolloquiums in Nijmegen (27.–30. Juni 2001). RGA² Ergbd. (Berlin/New York 2002), im Druck.

⁴ Tac. ann. 13,57: *Sed civitas Ubiorum socia nobis malo improviso adflicta est. Nam ignes terra editi villas arva vicospassim corripiebant ferebanturque in ipsa conditae nuper coloniae moenia.*

mittelpunkt für Rom und das Kaiserhaus, und dem Marstempel tritt in der Rheinfassade der Stadt das Kapitol. Es liegt nicht im Umfeld des Forums, sondern an der Stelle ehemals wohl privater Baugrundstücke über dem Hafen. Ara Ubiorum und Marstempel sind noch nicht zweifelsfrei lokalisiert – dies ist ein Forschungsziel seit über einhundert Jahren –, aber die Überlegungen konzentrieren sich auf die Ost-West-Achse der Stadt zwischen Rheinfassade und innerer Stadtmitte.

Durch geduldige, langjährige Forschung ist ein monumentaler öffentlicher Bau im Zentrum als östlicher Abschluss des Forums nun erschlossen: eine über 140 m weit ausgreifende halbkreisförmige *Porticus*, möglicherweise flavischer Zeit, die mit einer Länge von ca. 195 m, auf einer *Kryptoporticus*, einer unterirdischen Halle, stand⁵. Seit spätrepublikanischer Zeit gehören halbkreisförmige Portiken in Verbindung mit Kryptoportiken zum Repertoire repräsentativer römischer Architekturentwürfe sowohl in der privaten als auch in der öffentlichen Architektur. Es ist auffällig, dass alle bislang bekannten Forumsanlagen in Oberitalien und in den nordwestlichen Provinzen des römischen Reiches dreiseitig gewinkelte Kryptoportiken mit oberirdischen Portiken zeigen. Diese Architekturen umfassen Tempelbauten, die sich zur Forumsfläche öffnen – in Köln kennen wir bisher nur den Ausschnitt eines Fundamentkerns für ein solches Heiligtum.

Die urbanistische Planung mit deutlichen stadtgestaltenden Akzenten zeigt sich im Osten in den Insulae über dem Hafen. Hinter der Stadtmauer, die in der Rheinaue gegründet ist, wird die rheinische Niederterrasse durch zwei über mindestens 270 m geführte Stufenmauern an ihrer Hangkante gegliedert. Diese terrassierte östliche Schauseite der Stadt nimmt italische Vorbilder für einen monumentalen Architekturprospekt auf. Bis zu einer Höhe von zwanzig Metern scheinen nach Osten geöffnete Heiligtümer und das Praetorium die Stadtmauer zu überragen und eine grandiose Fassade gegenüber dem Barbaricum zu entfalten. Dieser Stadtprospekt hat vermutlich die Zeit der römischen Herrschaft überdauert und ging erst in merowingisch-karolin-

gischer Zeit verloren. Dafür spricht beispielsweise, dass die Cella des Kapitolstempels noch in spätmrowingischer Zeit als Stadtburg von Plektrudis genutzt wurde. Auch das Praetorium mit einer über 130 m langen Ostfassade über der Stadtmauer prägte mit seinem spätrömischen Entwurf als Regia das Stadtbild bis zur karolingischen Zeit.

Die Flächengröße der kaiserzeitlichen Privathäuser, oft über eintausend Quadratmeter hinausgehend, hat dazu geführt, dass der Immobilienmarkt für Baugrundstücke und Häuser schon in flavischer Zeit so erstarrte, dass zahlreiche Bauherren mit ihren Stadtvillen in die Randzonen vor die Stadtmauern ausweichen mussten, weil die eingesessenen Familien ihren Besitz offenkundig vererbten. Die Suburbien im Süden, Westen und Norden folgten den innerstädtischen Baumustern: Die Mehrheit der Villen vor den Mauern war auf Haupt- und Nebenstraßen ausgerichtet, seit der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts gesäumt von den charakteristischen Straßenkolonnaden, die auch das innerstädtische Bild prägten. Allerdings war in den Außenzonen das Bild variantenreicher, da auf diesen Bauparzellen unterschiedliche Bauformen wechselten. Zwischen den Villen und giebelständigen Streifenhäusern lagen zuweilen großflächige Manufakturbetriebe zur Keramik-, Glas- und Metallproduktion.

Der weite Kranz der Landvillen (*villae rusticae*) mit ihren landwirtschaftlich intensiv genutzten Feldflächen setzte seit dem 1. Jahrhundert im Abstand von ein bis zwei Kilometern vor der Stadt ein. Bis an Erft und Rur war die niederrheinische Lössbodenzone als Villenlandschaft umgestaltet⁶.

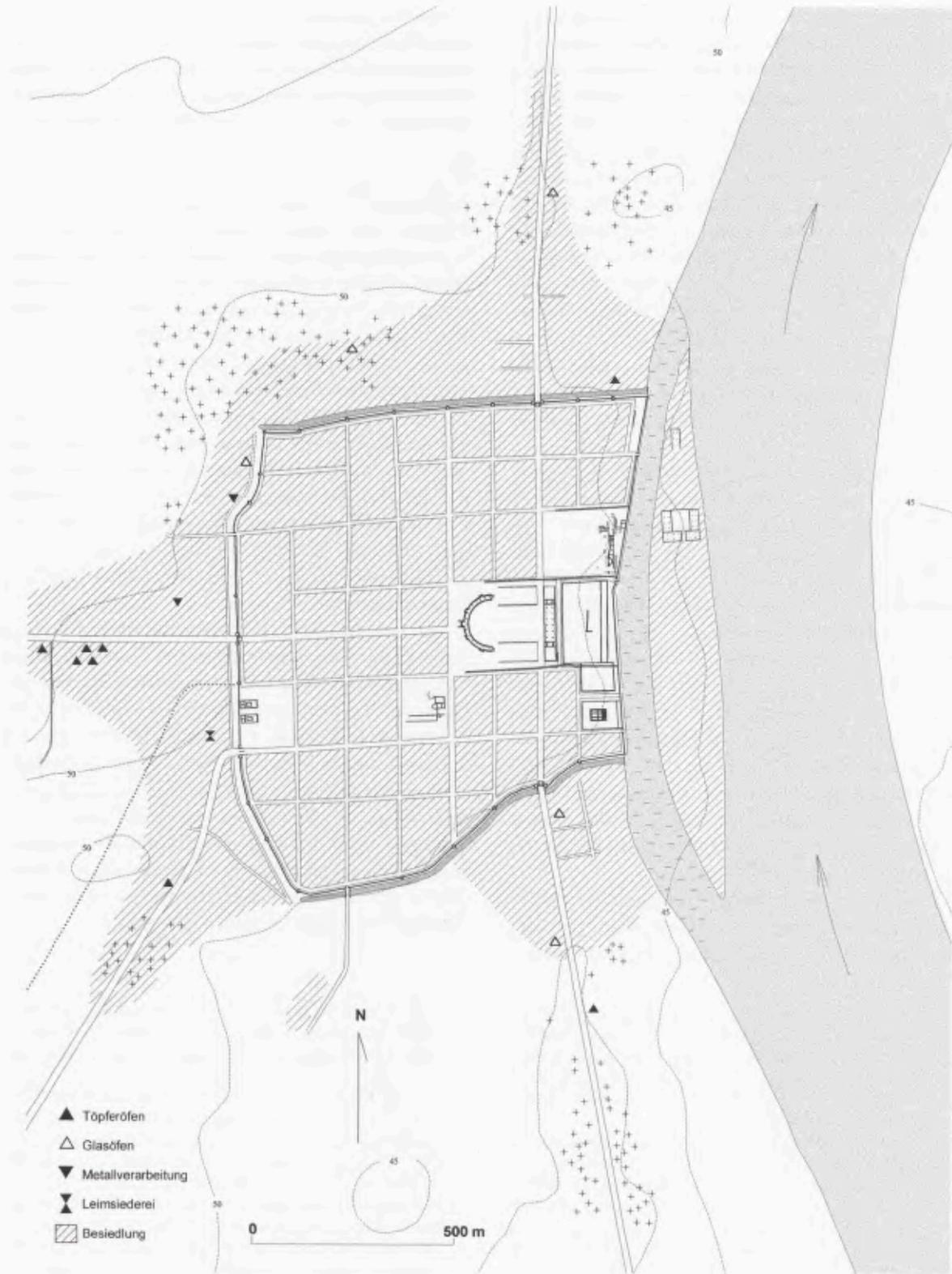
Dieses Bild einer römischen Planstadt, zugleich die Residenz des Statthalters und Hauptort der Provinz Niedergermaniens, spiegelt im 2. Jahrhundert den städtischen Reichtum, der alle Provinzen des Römischen Reiches während der Pax Romana erreicht. Bis in die Zeit von Septimius Severus und Caracalla bewahrt die Stadt ihren hohen Wohlstand. Dies lässt sich beispielhaft an den Neuausstattungen der Stadthäuser mit Mosaiken oder mit Wandmalerei erkennen⁷. Alle öffentlichen Bauten

⁵ B. IRMLER, Die Cryptoporticus am Forum der Colonia Claudia Ara Agrippinensium. In: H.G. HORN u. a. (Hrsg.), Fundort Nordrhein-Westfalen. Millionen Jahre Geschichte (Mainz 2000) 324–327.

⁶ Vgl. K.H. LENZ, Die ländliche Besiedlung der frühen und mittleren Kaiserzeit im Hinterland des römischen Köln, Kölner Jahrb. 32, 1999, 807–821; DERS., Siedlungen der

Römischen Kaiserzeit auf der Aldenhovener Platte. Rhein. Ausgr. 45 (Köln-Bonn 1999).

⁷ Überblick bei D. VON BOESELAGER, Wohnviertel (Bausstattung): Mosaiken. In: H.G. HORN (Hrsg.), Die Römer in Nordrhein-Westfalen (Stuttgart 1987) 475–478; R. THOMAS, Römische Wandmalerei in Köln. Kölner Forsch. 6 (Mainz 1993).



1 Köln – Colonia Claudia Ara Agrippinensium
Topographisches Siedlungsbild der Stadt im 2./3. Jahrhundert
Entwurf: Römisch-Germanisches Museum der Stadt Köln

sind aus importiertem Stein gebaut, eingeführt vom oberen Rhein und der oberen Mosel. Dies gilt freilich nicht für die Privathäuser, denn gelegentlich lässt sich erweisen, dass selbst reiche Stadtvillen wie das Haus mit dem Dionysosmosaik, nur auf Steinsockeln, im aufgehenden Mauerwerk aus Lehmziegeln und Pisé gebaut sind. Dies schränkt auch die Höhe der privaten Häuser ein. Die Mehrzahl der Häuser wird kaum höher als eineinhalbgeschossig gewesen sein, jedenfalls fehlen hierfür archäologische Anhaltspunkte. Die Stadt profitiert von einer blühenden Landwirtschaft, einer vielfältigen Kleinindustrie und von einem regen Binnen- und Außenhandel. Als größte Stadt am Rhein nimmt Köln sicher den Hauptstrom des Warenaustausches zwischen dem freien Germanien und den ostgallischen Provinzen auf.

Dennoch gibt es auch Beobachtungen, die wir nicht hinreichend erklären können: Um 200/220 n. Chr. bricht die schier endlose Produktion von Terrakotten im Westen vor der Stadt ein. Der Rückgang der Produktionsstätten für Gefäßkeramik ist erheblich⁸. In der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts verringert sich deutlich – soweit aus den erhaltenen Denkmälern zu schließen – die Zahl der Weihe- und Grabdenkmäler aus Stein. Sind dies Zeichen einer Stagnation, eines veränderten Konsumverhaltens oder ein erstes Flackern wirtschaftlicher Unsicherheit – oder täuschen wir uns aufgrund verlorener Befunde? Es ist ein schmaler Grat, hier Interpretationen zu wagen, denn immer schwingt mental das allgemeine Leitbild der jeweiligen römischen Geschichte mit.

Aber seit der Mitte des 3. Jahrhunderts werden die Zeichen düsterer: Grenzeinbrüche, erst der Alamannen, dann der Franken, in den Quellen

zumeist Germanen genannt, zwingen den römischen Kaiser an die Rheinfront. Valerian und Gallien sind wohl die ersten Kaiser seit den Reisen Hadrians die ihr Hauptquartier in den Jahren von 256 bis 260 – über die Dauer ihrer Aufenthalte ist die Forschung noch unsicher – zeitweilig an den Rhein nach Köln verlegten, um die Reichsgrenze zu stabilisieren⁹. Galliens Aufenthalt hat Spuren hinterlassen: Der Kaiser eröffnet in Köln eine zeitweilige Reichsmünzstätte¹⁰, um die Soldzahlungen an das verunsicherte Militär zu sichern. Die Geldwertverschlechterung hatte schon in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts mit der Einführung des Antoninians statt des guten Denars begonnen. Solche wirtschaftlichen Veränderungen lassen jeden Bürger spüren, dass die Zeiten sich wandeln. Wir wissen nichts über Teuerungen, Missernten, Seuchen oder Naturkatastrophen im rheinischen Raum, aber Köln als Statthaltersitz wie auch die Anwesenheit des Kaisers und seines Gefolges machen die Stadt zu einem Nachrichtenplatz, wo beunruhigende Meldungen eingehen und sich schnell Gerüchte verbreiten können.

Die Anwesenheit der Kaiser ist für den Rat der Stadt Anlass, den alten Stadtnamen *Colonia Claudia Ara Agrippinensium* um einen neuen Namen zugunsten des regierenden Kaiserhauses zu erweitern: *Valeriana Gallieniana* zu Ehren von Valerian und Gallien, also für Vater und Sohn¹¹. Der zusätzliche Namensbestandteil, wohl erst anlässlich des Kaiseraufenthaltes seit 257¹², wird weithin sichtbar auf der unteren Faszie des mittleren nördlichen Stadttorbogens in großen Lettern eingemeißelt. Vielleicht trugen die anderen Landtore ebenso den neuen Namen, aber diese Bögen sind verloren.

⁸ H. LANGE, Die Koroplastik der Colonia Claudia Ara Agrippinensium. Untersuchungen zu Typologie, Technik, Werkstattfunden, Betrieben, Signaturen und Produktionszeit. Kölner Jahrb. 27, 1994, 117–309 bes. 171 f.; C. HÖPKEN, Die Produktion römischer Gefäßkeramik in Köln. Kölner Jahrb. 32, 1999, 759–770.

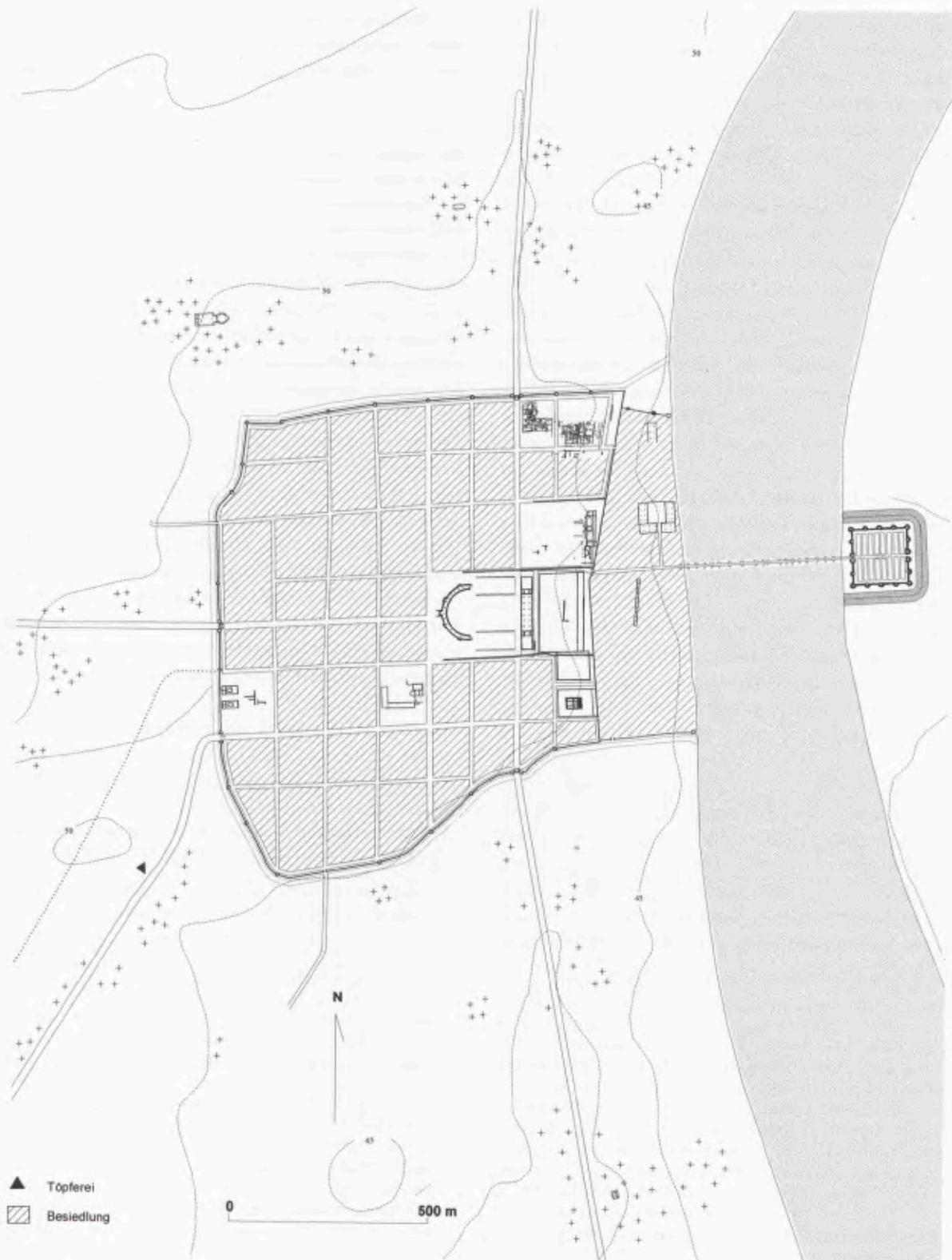
⁹ I. KÖNIG, Die gallischen Usurpatoren von Postumus bis Tetricus. Vestigia 31 (München 1981); J.F. DRINKWATER, The Gallic Empire. Separation and Continuity in the North-Western Provinces of the Roman Empire AD 260–274. Historia Einzelschr. 52 (Stuttgart 1987); M. CHRISTOL, Les déplacements du collège impérial de 256 à 258: Cologne, capitale impériale. Cahier Centre Glotz 8, 1997, 243 ff.

¹⁰ G. ELMER, Die Münzprägung der gallischen Kaiser in Köln, Trier und Mailand. Bonner Jahrb. 146, 1941, 1 ff.; M. CHRISTOL, Effort de guerre et ateliers monétaires de la périphérie au III^e siècle apr. J.-C. L'atelier de Cologne sous

Valérien et Gallien. In: Armées et fiscalité dans le monde antique (Colloque C.N.R.S.) 1977, 235–277; D. NONY, Gallien à Cologne, une propagande provincialiste. Rev. Études Anciennes 82, 1980, 60–66 Abb. 1–31.

¹¹ Ich folge der Lesung *Va[le]riana Gallieniana* von W. BINSFELD, Die Namen Kölns zur Römerzeit. In: Mouseion. Studien aus Kunst und Geschichte für O.H. FÖRSTER (Köln 1960) 72–80, bes. 73 mit Anm. 11–13 und Liste der Quellen Nr. 43 (anders CIL XIII 8261, danach B. u. H. GALSTERER, Die römischen Steininschriften aus Köln. Wiss. Kat. Röm.-Germ. Mus. Köln 2[Köln 1975] 46 Nr. 184 Taf. 39).

¹² J. REYNOLDS in: Ch. ROUECHÉ, Aphrodisias in Late Antiquity (London 1989) 4–8. Mit einem Kaiserbrief des Valerian (?) und Gallien aus Köln an einen unbekanntenen Adressaten in Aphrodisias. J. Reynolds erwägt, dass beide Herrscher 254 oder 256 in Köln anwesend sind.



2 Köln – Colonia Claudia Ara Agrippinensium
Topographisches Siedlungsbild der Stadt im 4. Jahrhundert
Entwurf: Römisch-Germanisches Museum der Stadt Köln

Solche zeitweiligen Neubenennungen von Städten mit kaiserlichen Namen sind im gesamten Reich, insbesondere im 3. Jahrhundert, eine devote Verneinung vor den regierenden Herrschern¹³. Köln wird für diesen von den Kaisern akzeptierten Akt vermutlich Privilegien erhalten haben, welche wissen wir aber nicht.

Aus der Nennung des erweiterten Stadtnamens hat man zuweilen den Bau der Stadtbefestigung abzuleiten versucht¹⁴, doch lassen sich dafür gegenüber der Datierung im 3. Viertel des 1. Jahrhunderts keine tragfähigen Argumente beibringen. Instandsetzungsarbeiten oder Reparaturen im 3. Jahrhundert sind angesichts der heraufziehenden Bedrohungen nicht auszuschließen. An der Nord-Ost-Ecke der Stadt, dort wo die Stadtmauer im Auen-
gelände auf unsicherem weichen Grund steht, zeigt sich ein Bauschaden, der offenkundig schon im späten 3. Jahrhundert deutliche Spuren zeigte¹⁵.

Gallien schätzt die Lage an der Rheingrenze im Jahre 260 trotz seiner Sicherungsversuche noch so instabil ein, dass er sich entschließt, seinen offenbar noch minderjährigen Sohn Saloninus in Köln – ein Symbol kaiserlicher Präsenz – zurückzulassen. Die Zeichen der politischen und wirtschaftlichen Krise werden in der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts im

unmittelbaren Vorfeld der Stadt, in den Außenbezirken vor den Mauern, evident. Der Siedlungsgürtel verfällt¹⁶. Der archäologische Befund hat eine solche Aussagesicherheit, dass wir nach den Ursachen einer solch offensichtlich flächendeckenden Verödung oder Zerstörung fragen müssen. Unschärf bleibt freilich, ob wir es hier mit dem Verfall des Vorstadtgürtels über mehrere Jahrzehnte oder anlässlich eines plötzlichen Ereignisses zu tun haben. Flächendeckende Brandschichten mit gesicherten Münzhorizonten fehlen, zumindest bisher¹⁷.

Als Deutung dieses Befundes neige ich dazu, ein Ereignis herauszustellen, das in der Diskussion bisher nicht als möglicher markanter Einschnitt in der Stadtgeschichte gesehen worden ist. Eine unscheinbare Nachricht ist nach älteren Quellen bei Zosimos überliefert: „Da auch Postumus, dem das Kommando über Truppen in Gallien anvertraut worden war, sich zum Aufstand entschloss, führte er die Soldaten, die mit ihm zusammen abgefallen waren, gegen Köln, eine sehr große Stadt, die am Rhein liegt; er belagerte dort Saloninus, den Sohn des Gallien“¹⁸. Postumus ließ wissen, dass er die Belagerung nur gegen die Auslieferung des Saloninus aufgab. Vielleicht unter dem Druck der Bürger übergaben sie oder die Soldaten (d. h. wohl

¹³ Vgl. B. GALSTERER-KRÖLL, Untersuchungen zu den Beinamen der Städte des Imperium Romanum. In: *Epigr. Studien* 9 (Köln-Bonn 1972) 85. Auf der *Porta dei Borsari* in Verona heißt der Name der Stadt *Colonia Augusta Verona Nova Gallieniana* (CIL V 3329).

Mopsuestia in Kilikien übernimmt zeitweilig die Namen des Kaiserpaars: R. ZIEGLER, Städtisches Prestige und kaiserliche Politik. Studien zum Festwesen in Ostkilikien im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. (Düsseldorf 1985) 129: *Valeriano*, *Gallieniano*.

¹⁴ Schon R. SCHULTZE, Die Stadtanlage der *Colonia Agrippinensis*. *Bonner Jahrb.* 130, 1925, 260 f., hat solche Überlegungen aus seiner genauen Kenntnis der Stadtmauer, deren Bau er in flavischer Zeit erwägt, zurückgewiesen.

¹⁵ Vgl. R. SCHULTZE/C. STEURNAGEL, *Colonia Agrippinensis*. *Bonner Jahrb.* 98, 1895, 15.

Schultze und Steuernagel dokumentieren anlässlich des Baues des Eisenbahnviaduktes (Fundjahr 1892) in der Baugrube des Pfeilers IV als Nordostecke der römischen Stadtmauer eine über einen Holzrost gegossene Platte aus *opus caementicium* (Plattenhöhe OK + 3,72 K.P. = 39,65 m ü. NN), es ist die gleiche Bautechnik wie für den Hafenturm an der Südostecke („Ubirmonument“), Oberkante der Sockelplatte dort ca. 39,08/39,14 m ü. NN. Unmittelbar südlich ist ein nach Norden abgekipptes Fundamenteil der Ostmauer der römischen Stadt als Zeichnung festgehalten (ebd. Taf. 1 Lageplan u. Taf. 10 mit Schnitt L–M). Hierzu passt vielleicht der von U. BACK, Untersuchungen an der

römischen Stadtmauer unter der Sakristei des Kölner Domes. *Kölner Jahrb.* 23, 1990, 393–400 als Erneuerung erwogene Mauerbefund.

¹⁶ Beispiele: E.M. SPIEGEL, Die römische Westnekropole an der Aachener Straße in Köln. Ansätze einer Strukturanalyse. *Kölner Jahrb.* 27, 1994, 595–609, bes. 599–600. – Villa Hahnenstraße an der römischen Fernstraße nach Westen (RGM FB. 1989.003); R. THOMAS, Gräber und Wohnbauten vor der westlichen römischen Stadtmauer in Köln. *Kölner Jahrb.* 23, 1990, 401–412. – Villa an der Luxemburger Straße (Barbarossaplatz, RGM FB. 1990.004); DIES., Eine römische Vorstadtvilla auf dem Barbarossaplatz. *Archäologie in Köln* 1 (Köln 1992) 56–62 mit schmucklosem Sandsteinsarkophag und Beigaben aus dem frühen 4. Jahrhundert. – B. KNITTMAYER, Die römische ‚Villa‘ unter St. Pantaleon in Köln. *Kölner Jahrb.* 32, 1999, 831–839 mit D.W. STOETZEL, Die römerzeitlichen Funde der Grabungen von St. Pantaleon zu Köln. *Kölner Jahrb.* 32, 1999, 823–830. – Villa mit Bad in der Benesisstraße: M. CARROLL-SPILLECKE, An early bathhouse in the suburb of Roman Cologne. *Journal Roman Arch.* 10, 1997, 263–270.

¹⁷ Die vereinzelt Münzfunde in den Wohnbauten der südlichen und westlichen Suburbien reichen bis in die siebziger Jahre des 3. Jahrhunderts.

¹⁸ Zosimos I.38, vgl. auch Zitat bei W. ECK, Die Statthalter der germanischen Provinzen vom 1. bis zum 3. Jahrhundert, *Epigr. Studien* 14 (Köln-Bonn 1985) 222–224 s. v. Postumus.

die kaiserliche Leibgarde, die Gallien zurück gelassen hatte) den Kaisersohn und Silvanus, seinen Vormund. Postumus ließ Saloninus und Silvanus hinrichten.

Der entscheidende Vorgang für unseren Zusammenhang ist die Belagerung: Postumus steht Mitte 260 n. Chr. mit seinen aufständischen Truppen vor der Stadtmauer. Die chronologische Überlieferung der Zeit ist nicht so dicht, dass sich die Dauer der Belagerung, ob Tage oder Wochen, erschließen ließe. Aber ein Belagerungsring rund um die Stadt – auch das Kalkül, loyale Truppen könnten zum Entsatz heranrücken – kann in dieser für Postumus entscheidenden Situation keine Rücksicht auf den Vorstadtgürtel nehmen. Die Truppen waren gezwungen, dicht an die Mauern heranzurücken, um der Forderung nach Übergabe des Kaisersohnes (und des Silvanus) Nachdruck zu verleihen und einen Angriff auf die Mauern vorzubereiten. Diese Belagerung mit der wohl einhergehenden Verwüstung scheint den Verfall der Wohnviertel vor der Mauer eingeleitet zu haben, nachfolgend die latente fränkische Bedrohung in den beiden folgenden Jahrzehnten.

Dieses Jahr 260 war für Köln und die Rheinlande das Ende der *pax romana*. Köln als Residenzstadt des Usurpators Postumus und seiner Nachfolger, der Tetrici, Vater und Sohn, konnte nicht der glänzende Ort sein, den die frühere Forschung postuliert hat¹⁹. Auch die strahlende Goldmünzenprägung des Postumus kann meines Erachtens nicht darüber hinwegtäuschen²⁰. Die Lebensbedingungen, d. h. die Wirtschaft, hatten sich im gesamten Reich entscheidend verschlechtert. Unmittelbar erkennbares Zeichen war der sich beschleunigende Verfall der Reichswährung. In Köln und in den Rheinlanden wurden barbarisierte Notmünzen ausgebracht²¹.

Archäologische Zeugnisse, die diese Zeit spiegeln, sind gering: Nur durch eine Negativliste lassen sich Stagnation und Rezession aufzeigen. Es sind keine neuen privaten oder öffentlichen Baumaßnahmen zu erkennen. Nach der Mitte des 3. Jahrhunderts setzen Inschriften aus, dies gilt für Bau- und Weiheinschriften wie auch für Grabinschriften. Der nahezu vollständige Rückgang der Bauaktivitäten führt erkennbar zum Zusammenbruch der Steinlieferungen und somit der Steinbrüche.

Der Herrscherwechsel in Köln hat aber eine schnelle, sichtbare Spur hinterlassen: Unmittelbar nach dem Einzug des Postumus wird, so dürfen wir schließen, der neue Stadtname [*C.*] *Valeriana Gallieniana* auf dem Bogen des Nordtores wieder gelöscht und das alte Namenskürzel CCAA eingemeißelt²².

Die Herrschaft des Postumus in Köln hat vermutlich das Selbstwertgefühl der Bürger zeitweilig gestärkt, andererseits aber wohl den Zeitgenossen die äußere Bedrohung vor Augen geführt. Auch wenn die Stadt Köln, der literarischen Überlieferung nach zu urteilen, von den Frankenüberfällen und ihren Zügen nach Gallien nicht unmittelbar durch Brandschatzung oder Belagerung betroffen ist, so ist doch ein ‚Angsthorizont‘, kenntlich an mehreren Münzvergrabungen, im weiteren Gebiet des Stadt-Territoriums erkennbar²³.

Ein deutlicher archäologischer Befund im Kölner Gebiet illustriert dennoch die Wirren der Zeit: Südlich der Stadt, in einer Entfernung von zwei Meilen, stand das Marinelager der Germanischen Flotte, das Hauptquartier mit der Kommandozentrale für die Sicherung des Rheins – wie eine römische Kleinstadt über dem Hochufer am Strom gelegen. Münzfunde machen deutlich, dass das

¹⁹ O. DOPPELFELD, Von Postumus zu Konstantin. Über die Kunst und die Stellung Kölns im 3. Jahrhundert. Wallraf-Richartz-Jahrb. 18, 1956, 7–26. Dazu: G. HELLENKEMPER SALIES, Hofkunst in der Provinz? Zur Denkmalüberlieferung aus der Zeit des Gallischen Sonderreiches. Bonner Jahrb. 184, 1984, 67–96.

²⁰ B. SCHULTE, Die Goldprägung der gallischen Kaiser von Postumus bis Tetricus. Typos 4 (Aarau 1983); C.F. ZSCHUCKE, Die römische Münzstätte Köln – Ihre Entstehung, Entwicklung und Bedeutung für die Geldgeschichte des gallischen Sonderreiches., Kl. num. R. Trierer Münzfreunde 8 (Trier 1993).

²¹ W. GAITZSCH u. a., Notgeld des späten 3. Jahrhunderts aus dem Hambacher Forst. In: H.G. HORN u. a. (Hrsg.), Ein Land macht Geschichte (Mainz 1995) 254 f.

²² Die Rasur der Buchstaben ist breit und tief. Wohl erst nach der Rasur sind auf der darüber liegenden Fascie die Buchstaben CCAA als Ersatz eingeschlagen worden; die Buchstaben stehen einer Capitalis des 1. Jahrhunderts sehr fern. Vgl. hierzu BINSFELD (Anm. 11) 73: „Gegen eine Frühdatierung spricht ... die allzu gequetschte Unterbringung in der schmalen oberen Fascie des Bogens.“ Postumus führt auf seinen Münzprägungen den offiziellen Namen CCAA: BINSFELD a.O. 77 Nr. 41.

²³ R. ZIEGLER, Der Schatzfund von Brauweiler, Rhein. Ausgr. 42 (Köln-Bonn 1983). Mit Verbreitungskarte der Schatzfunde der Zeit in Gallien; R. SCHULTZKI, Der Katastrophenhorizont der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts. Historisches Phänomen und numismatischer Befund. Kölner Jahrb. 34, 2001, 7–88.

Flottenlager in den Jahren um 275/280 n. Chr. untergegangen ist²⁴. Die archäologischen Befunde erlauben jedoch keine Bestimmung, ob das Lager aus politisch-militärischen Gründen aufgegeben wurde, einem Schadensfeuer zum Opfer fiel oder durch Fremdeinwirkung, d. h. bei einem fränkischen Überfall, unterging. Vielleicht lässt sich hierzu nie eine schlüssige Antwort finden. Auffällig ist aber die zeitliche Nähe zu Kampfhandlungen des Kaisers Probus um 280/281 n. Chr. bei Köln, in deren Verlauf er die Gegenkaiser Bonosus und Proculus besiegt. Bonosus soll sich, gemäß einer ungesicherten Überlieferung in der *Historia Augusta*, aus Angst nach einem germanischen (wohl fränkischen) Brandangriff auf die römischen Patrouillenschiffe (*lusoriae*) zum Kaiser erhoben haben²⁵. Es ist vorstellbar, dass die Schiffe auf dem Ufersaum im Hafen des Marinelagers lagen. Spätestens zu dieser Zeit ist das Marinelager aufgegeben und nicht mehr als Militärstützpunkt am Rhein genutzt worden.

Das folgende Vierteljahrhundert bleibt für Köln nahezu quellenlos, abgesehen von einem belegten Aufenthalt Maximinians, der in *Agrippina*, so nun die Kurzform des Stadtnamens, 294 n. Chr. ein Gesetz ausgefertigt hat²⁶. Sicher scheint, dass der Vorstadtgürtel, abgesehen von Squatterspuren, unmittelbar vor der Stadt weiterhin verödet; sicheres Indiz hierfür ist, dass Bestattungen der Zeit zunehmend in Mauernähe – teilweise in den Ruinen ehemaliger Villen – erfolgen²⁷. Die Angst der Zeit, vielleicht auch eine allmähliche Abnahme der Stadtbevölkerung, hält die Bürger hinter den Mauern. Die erste Tetrarchie lässt eine deutliche Abnahme der Spannungen an der Rheingrenze erkennen, un-

ter Diokletian begann die Konsolidierung der Grenzverteidigung²⁸.

Der Abwehrkampf über nahezu ein halbes Jahrhundert, um die Grenze am unteren Rhein zu stabilisieren, zeigt unter Konstantin erste Erfolge. Nach seiner Erhebung zum Augustus 306 in York trägt er noch im Herbst des gleichen Jahres oder im Frühjahr 307 die Kampfhandlungen gegen die Franken auf die andere Rheinseite²⁹. Die Präsenz am Ort bietet ihm die Möglichkeit, die Schwächen des Limes am Rhein zu erkennen. Es geht um die Wiederherstellung, teilweise sogar den Neubau von Grenzverteidigungsanlagen und um die Neuorganisation des Heeres. Bei diesen Planungen spielt Köln eine Schlüsselrolle, dies lässt sich aus der Verbindung von literarischen, epigraphischen, numismatischen und archäologischen Quellen erschließen; die Verbindung der Quellen untereinander erlaubt darüber hinaus eine chronologische Rekonstruktion.

Die Erfahrungen der Jahre 306/307 müssen den konstantinischen Generalstab bewegt haben, Köln zu einem zentralen Festungsort auszubauen. Seit der diokletianischen Neuordnung war die Stadt nunmehr Hauptstadt der *Germania II* (zuvor *Germania inferior*); im Gegensatz zu anderen Provinzen gab es für diese Grenzprovinz keine Reduktion oder eine Aufteilung. Konstantins Ziele lassen sich aus einer panegyrischen Rede des Jahres 310 erschließen, die zu seinen Ehren in der Trierer Residenz gehalten wurde³⁰. In diesem Jahr, 310, hatte Konstantin erneut einen Feldzug im Rechtsrheinischen gegen die Franken unternommen. Die Lobrede des Anonymus stellt den Moment heraus, dass

²⁴ Münzfunde: E. NUBER, *FMRD VI Nordrhein-Westfalen 1,1 Stadt Köln* (1984) 593 f.: 1010 Marienburg Nr. 266–276; A. GEISSEN/B. PÄFFGEN/G. QUARG, *Die Fundmünzen der Jahre 1981–1985 aus Köln*. *Kölner Jahrb.* 25, 1992, 541 Nr. 26–29; M. CARROLL/Th. FISCHER, *Archäologische Ausgrabungen 1995/96 im Ständlager der römischen Flotte (Classis Germanica)*. *Kölner Jahrb.* 32, 1999, 562 Nr. 87–90. H. HELLENKEMPER in: H.G. HORN u.a. (Anm. 5) 54–57. Zu den neueren Forschungen im Flottenlager vgl.: *Studien zum römischen Flottenlager Köln-Marienburg (Alteburg)* in *Kölner Jahrb.* 31, 1998. 32, 1999. 34, 2001. – H.C. KONEN, *Classis Germanica. Die römische Rheinflotte im 1.–3. Jahrhundert n. Chr.* *Pharos XV (XXXX 2000)*.

²⁵ H.A. *quatt. tyr.* 15,1f. – KONEN (Anm. 24) 455–457 mit kritischer Diskussion.

²⁶ *Cod. Iust.* 5,12,21.

²⁷ s. o. Anm. 17. – Hierzu gehören beispielsweise auch die beiden reichen Gräber mit Diatretgläsern in der Bene-

sisstraße: L. URLICHS, *Vasa diatreta in Coeln*. *Bonner Jahrb.* 5/6, 1844, 377–382.

²⁸ Zu den Reformen Diokletians und Konstantins P. SOUTHERN/K. R. DIXON, *The Late Roman Army* (London 1996) 15–20, 33 (Deutz).

²⁹ Zur Geschichte Nordostgalliens in der 2. Hälfte des 3. und der 1. Hälfte des 4. Jahrhunderts: H. v. PETRIKOVITS, *Reichs- und Volkstumsgrenze am linken Niederrhein im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr.* In: DERS., *Beiträge zur römischen Geschichte und Archäologie*. *Bonner Jahrb. Beih.* 36 (Bonn 1976) 69–92; DERS., *Altertum*. In: F. PETRI/G. DROEGE, *Rheinische Geschichte 1,1* (Düsseldorf 1978): *Die Krise und ihre Bewältigung*, 167–202; B. MÜLLER-RETTIG, *Der Panegyricus des Jahres 310 auf Konstantin den Großen*. *Übersetzung und historisch-philologischer Kommentar*. *Palingenisia* 31, 1990, 152–163.

³⁰ *Panegyrici Latini VI (7)*. – MÜLLER-RETTIG (Anm. 29) *passim*.

dort, wo der Rhein „durch die reißende Strömung schon unbändig wild und nicht länger zufrieden mit nur einem Flussbett, danach strebt und drängt, sich in seine beiden Arme zu teilen“³¹, eine Brücke im Bau ist. Die Brücke in Köln ist ausdrücklich gegen die Franken gerichtet. Die Darstellung des Rhetors ist kryptisch, sie widerspricht unserer gegenwärtigen Annahme, dass zu dieser Zeit, Anfang des 4. Jahrhunderts, der Rheinhafen vor der Ostmauer der Stadt schon landfest, zumindest von Schiffen nicht mehr anzulaufen war³².

Die Lagerichtung der Brücke ist eindeutig, sie nimmt die Achse des Decumanus maximus der Stadt auf und setzt sie gleichsam über den Rhein fort. Militäringenieure haben also nicht eine möglicherweise günstigere Bauflucht gesucht. Für den Bau gab es genügend Vorbilder, die alte Brücke über den Rhein in Mainz, die Trierer Moselbrücke, die Donaubrücke des Apollodoros. Der Bau war ein großes logistisches Unternehmen; für die Flusspfeiler, für das Sprengwerk und die Fahrbahn, weit über 400 m lang, musste sehr gutes Bauholz vom Oberrhein herangeführt werden³³. Den Aufwand für die Organisation und den Bau der Brücke sollte man nicht unterschätzen. Auf die Holzroste wurden Pfeiler aus Naturstein gesetzt (Pfahlrostbrücke). Hier gab es einen eklatanten Mangel: Die Steinbrüche der mittleren Kaiserzeit waren längst geschlossen, das Baumaterial mussten in großem Umfang die Nekropolen der Stadt liefern. Die Unverletzlichkeit der Gräber galt nicht mehr – die großen Grabdenkmäler in den weitläufigen Nekropolen beiderseits der Fernstraßen nach Norden, Westen und Süden wurden abgebaut. Die Aufgabe der Gräber, auch wenn die Familien und Erben vermutlich schon lange nicht mehr lebten, war Spiegel einer tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderung

und eines Wertewandels. Schon seit mehr als einem halben Jahrhundert hatte die Stadt gelernt, mit einer Recyclingwirtschaft zu leben³⁴. Natursteine als Baustoffe waren rar geworden. Dies galt auch für den Bau der neuen Brückenkopffestung Divitia, Köln-Deutz. In den Fundamenten finden sich neben abgebauten Grabdenkmälern zerschlagene Weihe-denkmäler³⁵, die seit Generationen als fromme Stiftungen in unterschiedlichen Heiligtümern gestanden hatten. Als Basislager für offensive militärische Operationen jenseits der Reichsgrenze entstand die Festung Deutz, eine quadratische Anlage mit einer Seitenlänge von 141 m, streng geometrisch gegliedert, mit bis zu 3,35 m breiten, überdimensionierten Kurtinen und 18 Rundtürmen. Im Lagerinneren standen in zwei regelmäßigen Reihen sechzehn Kasernen; die gesamte Anlage war ein Musterbeispiel spätrömischer Militärarchitektur³⁶. Für die Natursteinschalen aus Tuff scheinen eigens die aufgelassenen Tuffbrüche im Brohlthal zeitweilig wieder geöffnet worden zu sein. Hier zeigen sich keine Spuren von Spolien. Das Lagerinnere enthält offensichtlich keine herausgehobenen Bauten, wie beispielsweise eine Kommandantur. Daraus ließe sich vielleicht der vorsichtige Schluss ableiten, dass die höheren Offiziere nicht im Lager, sondern beispielsweise im Praetorium (*regia*) saßen. Die Kapazität der Kasernen reichte aus, eine spätrömische Legion in einer Stärke von etwa eintausend Mann unterzubringen.

Der Bau der Musterfestung und wohl auch der Brücke ist 315 nach einer Bauzeit von fünf bis sechs Jahren fertiggestellt. Die Bauinschrift über dem Osttor spricht von Konstantin als Sieger über die Franken. Dieses staatliche Dokument ist verloren, aber von Rupert von Deutz 1128 aufgefunden und in seiner Schrift *De incendio* überliefert³⁷. Kon-

³¹ MÜLLER-RETTIG (Anm. 29) 27 (Übersetzung).

³² Die Erwägungen in der Literatur zum Zeitpunkt und Vorgang der Verlandung des Kölner Flusshafens vor der römischen Ostmauer der Stadt sind widersprüchlich. Die bisherigen archäologischen Aufschlüsse sind noch nicht hinreichend ausgewertet, vgl. zuletzt B. PÄFFGEN/M. TRIER, Köln zwischen Spätantike und Frühmittelalter. Eine Übersicht zu Fragen und Forschungsstand. Beitr. Mittelalterarch. Österreich 17, 2001, 21–24.

³³ O. KRAUS, Die römische Rheinbrücke zu Köln. Bonner Jahrb. 130, 1925, 232–247.

³⁴ Dazu H. GREGAREK, Wandernde Steine. Das Überleben römischer Werkstücke in der CCAA, für Kölner Jahrb. in Druckvorbereitung.

³⁵ Vorläufige Liste bei M. CARROLL-SPILLECKE, Das römische

Militärlager Divitia in Köln-Deutz. Kölner Jahrb. 26, 1993, 382 f., 439–443.

³⁶ G. PRECHT, Die Ausgrabungen im Bereich des *castellum Divitia*. Vorbericht über die Kastellgrabungen. Kölner Jahrb. 13, 1972/73, 120–128, Beil., Textabb. 1–3, Taf. 55–58;

³⁷ Th. GRÜNEWALD, Ein epigraphisches Zeugnis zur Germanenpolitik Konstantins des Großen: Die Bauinschrift des Deutzer Kastells (CIL XIII 8502). In: Labor omnibus unus. Festschrift Gerold Walser. Historia Einzelschriften 60 (Stuttgart 1986) 171–185; M. GECHTER, Zur Überlieferung der Bauinschrift des Kastells Divitia (Deutz). Kölner Jahrb. 24, 1991, 377–380. – Zur Namensherkunft des Kastells: W. SCHMITZ, Die spätantiken und frühmittelalterlichen Grabinschriften in Köln (4.–7. Jahrhundert n. Chr.). Kölner Jahrb. 28, 1995, 754–761 (= Kap.: Das konstantinische Kastell in Deutz und die Divitienses).

stantin feiert die Vollendung in einer Trierer Festemission des Jahres 315: Die Rückseite des Goldmultiplums zeigt Brücke und Kastell und in seiner Mitte die Statue des Kaisers mit Redegestus, flankiert von den Personifikationen der besiegten Franken und Alamannen³⁸. Die stilisierten Türme (insgesamt sieben) tragen Helmdächer, sie waren also augenscheinlich nicht als Geschützplattformen vorgesehen.

Brücke und Legionslager ließen aber auf der linken Rheinseite im Norden und Süden der ehemaligen Insel eine Sicherheitslücke offen. Das östliche Vorfeld der Stadt mit Versorgungsbauten (*horrea*) des 2. Jahrhunderts blieb gefährdet. Eine Durchsicht der Ausgrabungsbefunde im Bereich der Kölner Philharmonie ließ im Norden, etwa in Höhe der Domachse, eine Bodenverfestigung aus Eichenhölzern als Sperre im ehemaligen Hafen erkennen, dazu die unterste Packlage (wiederum aus Spolien) eines nahezu quadratischen Baufundamentes³⁹. Dieser Befund des 4. Jahrhunderts zeigt, dass im Norden eine ehemalige Schutzmauer die offene Flanke abgeschirmt hat⁴⁰. Im Süden ist ein solcher Befund noch nicht nachgewiesen, aber aufgrund der topographisch-strategischen Situation zu erwarten⁴¹. Das Rheinufer blieb möglicherweise offen, um hier spät-römische Flotteneinheiten, Versorgungs- und Handelsschiffe auf das flache Ufer zu ziehen. Wann die fortifikatorische Abgrenzung im 4. Jahrhundert erfolgte, bleibt einstweilen offen: Sie könnte noch unter Konstantin oder seinem Nachfolger errichtet worden sein, spätestens wohl aber nach Julians Rückeroberung der Stadt im Jahre 356 n. Chr.⁴².

Die Ausgrabungen auf dem Heumarkt vor wenigen Jahren haben einen ungewöhnlichen spät-

römischen Bau auf einer Länge von über 120 m freigelegt, der in seiner regelmäßigen gestreckten Gliederung mit einem Kammersystem deutliche Parallelen zu Mannschaftsbauten in den Flottenlagern der *Classis Britannica* in Dover und Boulogne-sur-Mer aufweist⁴³. Literarische Zeugnisse bezeugen direkt oder indirekt, dass im gesamten 4. Jahrhundert römische Flottenverbände auf dem Rhein operierten. Es liegt nahe, nach dem Verlust des Marinelagers in Köln-Marienburg das zentrale Quartier der Rheinflotte im Ufervorfeld der *Colonia Agrippina* zu suchen.

Mit dem flussübergreifenden Verteidigungssystem und der Stationierung von Truppen und Flottenverbänden war Köln seit Konstantin zu einer Festungsstadt geworden. Die Stadt hatte ihren Charakter gegenüber der Prinzipatszeit tiefgreifend verändert, nicht nur im Stadtbild, vor allem in der Gesellschaft. Einen Reflex dieses Wandels glauben wir auf den Friedhöfen der Stadt zu erkennen: Eine kleine Zahl von außergewöhnlichen reich ausgestatteten Gräbern steht der Masse von karg bestatteten Toten gegenüber – wohl Zeichen der Verarmung des früheren Mittelstandes. Es ist das Bild, das die historische Forschung aus den literarischen Quellen erschlossen hat.

Mit den beiden Schenkelmauern im Norden und Süden war das umwehrte Areal der Stadt auf 120 Hektar angewachsen. Diese Vergrößerung der Stadt ist in den nordwestlichen Provinzen des römischen Reiches eine ungewöhnliche Entwicklung. Während in Gallien die großflächigen bedeutenden Städte schrumpfen und mit kleineren Schutzmauern umschlossen werden, weitet sich das umwehrte Kölner Stadtareal. Autun, ursprünglich mit einer

³⁸ M. R.-ALFÖLDI, Das Trierer Stadtbild auf Konstantins Goldmultiplum: ein Jahrhundertirrtum. *Trierer Zeitschr.* 54, 1991, 239–248. S. 245 Anm. 27 sieht sie auch den anderthalbfachen Solidus Constantinus I. RIC Trier 2 in Zusammenhang mit dem Abschluss der Bauarbeiten des Lagers und der Eröffnung der Brücke.

³⁹ St. NEU, Römische Reliefs vom Kölner Rheinufer. *Kölner Jahrb.* 22, 1989, 241–364, vgl. den Übersichtsplan in der Beilage mit den Baubefunden.

⁴⁰ Es ist auffällig, dass diese verlorene Nordschenkelmauer nicht an der Nordostecke der älteren Stadtmauer anbindet, vielmehr um ca. 40 m einspringt. Dieser Einsprung steht offenbar in unmittelbarem Zusammenhang mit dem oben (Anm. 15) angeführten Bauschaden (Baugrundsinkung und Absturz eines Kurtinenabschnittes der Ostmauer).

⁴¹ Die zum Jahre 988 erstmals genannte *porta frumentii*/ Kornpforte in der *fossa civitatis* (Erstnennung 948) könnte auf ein spätrömisches Tor in der wesentlich längeren Süd-

schenkelmauer zurückgehen, um das neu befestigte Vorfeld der Stadt nach Süden zu erschließen.

⁴² Amm. 16.3.1–2 spricht zum Jahr 356 von der stark bewehrten Stadt (*urbs munitissima*): in Jul. epist. Sen. Athen. S. 279 B kein ausdrücklicher Hinweis auf Befestigungsarbeiten in Köln, aber Libanios, orat. 18,46 f. lässt auf einen Ausbau oder eine Instandsetzung der Mauern schließen, ebenso allgemein Amm. 20,10,2–3 (für das Jahr 360) eine erneute Sicherung der Grenzverteidigungsanlagen am Rhein, die wohl auch Köln einschließt.

⁴³ N. ATEN u. a., Ausgrabungen auf dem Heumarkt in Köln. *Kölner Jahrb.* 31, 1998, 488–491 m. Abb. 7–9. – Dover: B. PHILP, The Excavation of the Roman forts of the *Classis Britannica* at Dover 1970–1977. Kent. monogr. Ser. 3 (Dover Castle 1981). – Boulogne-sur-Mer: R. BRULET, The Area of Influence of the *Dux Belgicae Secundae*. In: V. MAXFIELD (Hrsg.), *The Saxon Shore. A Handbook*, Exeter Studies in History 25 (Exeter 1989) 60–72.

Fläche von 180 Hektar, wird auf ein Castrum von 10 Hektar reduziert, Paris mit 150 Hektar im 1. Jahrhundert auf 8 Hektar im 4. Jahrhundert, Vienne umfasst nur noch 20 Hektar, Lyon 21,5 Hektar⁴⁴.

Dieser Zugewinn an vergrößerter bebauter Stadtfläche in spätrömischer Zeit hat für die Kölner Stadtgeschichte entscheidende Bedeutung: bislang galt das östliche Vorgelände der frühkaiserzeitlichen Stadtmauer bis zum Beginn des Hochmittelalters als unbebaute, weitgehend sumpfige Fläche. Erst im 10. Jahrhundert, erschlossen aus den urkundlichen Erwähnungen eines *murus Reni* (vor 988) und einer *fossa civitatis* (948), sei das Vorgelände als erste (mittelalterliche) Stadterweiterung in die Stadt einbezogen worden⁴⁵. Die Stadterweiterung vollzog sich weit mehr als ein halbes Jahrtausend früher und die ‚Rheinstadt‘ war zugleich Keimzelle für die früh- und hochmittelalterliche Siedlungsverdichtung bis in die Flussaue am Rheinufer.

Trotz der aufwendigen Kölner Verteidigungsanstrengungen hat der Schutz nur knapp vierzig Jahre gewirkt. In der Mitte des 4. Jahrhunderts nehmen die fränkischen Übergriffe wieder erheb-

lich zu. Usurpatoren wie Magnentius erheben sich. Die gallischen Provinzen leiden unter furchtbaren Bluttaten, Plünderungen und Brandschatzungen, so der Historiker Ammianus Marcellinus⁴⁶. Als junger Offizier wird er im August 355 Zeuge, als in Köln der Usurpator Silvanus in der *regia*, das ist das Praetorium, ermordet wird⁴⁷. Danach verlässt Ammian die Stadt und notiert Jahrzehnte später: „Eine Nachricht besagte, Colonia Agrippina, eine Stadt von bedeutendem Ansehen in der Germania secunda, sei von den Barbaren hartnäckig belagert, mit starken Kräften geöffnet und zerstört worden.“⁴⁸ Bis zu diesen Novembertagen des Jahres 355 war die Stadt über dreieinhalb Jahrhunderte nie erobert worden; es war eine Katastrophe. Die Spuren der Brandschatzung haben sich in der gesamten Stadt erhalten⁴⁹. Erst zehn Monate später, im Spätsommer 356, gelang es dem Caesar Julian Köln zurückzugewinnen. Auf den Ruinen begann noch einmal römisches Leben bis in das frühe 5. Jahrhundert, als die Stadt schutzlos von den Franken übernommen wurde.

⁴⁴ Angaben nach C.R. BRÜHL, *Palatium und Civitas. Studien zur Profantopographie spätantiker Civitates vom 3. bis zum 13. Jahrhundert. Bd. 1 Gallien* (Köln-Wien 1975) passim.

⁴⁵ H. KEUSSEN, *Topographie der Stadt Köln im Mittelalter* (Bonn 1910) 33*, 182*.

⁴⁶ Amm. Marc. 15,5,2–31.

⁴⁷ Zur aktuellen Diskussion über spätrömische *Praetoria*: L. LAVAN, *Late-antique governors' palaces: a gazetteer. Antiquité Tardive* 7, 1999, 135–167; DERS., *The praetoria of civil governors in late antiquity*. In: DERS. (Hrsg.), *Recent Research in Late-Antique Urbanism. Journal Roman Stud. Suppl. Series 42* (Portsmouth, Rhode Island 2001) 39–56.

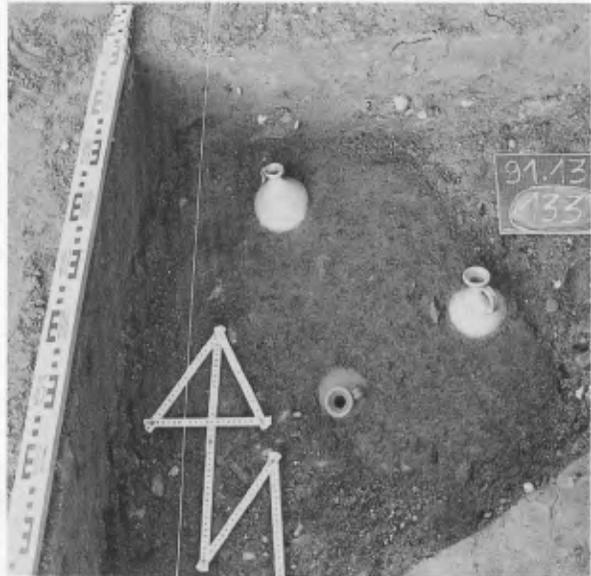
⁴⁸ Amm. Marc. 15,8,19. – R. SCHOLL, *Historische Beiträge zu den julianischen Reden des Libanios. Palingenesia* 48 (Stuttgart 1994) 29–39 (Libanios und die Ereignisse des Jahres 355 in Köln).

⁴⁹ H. HELLENKEMPER, *Von der spätantiken zur mittelalterlichen Stadt, Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern Köln I,1* (1980) 183 mit den verschiedenen Fundstellen. Vgl. jetzt auch zu den *insulae* in der Nordostecke der Stadt S. RISTOW, *Die frühen Kirchen unter dem Kölner Dom. Befunde und Funde vom 4. Jahrhundert bis zur Bauzeit des Alten Domes. Studien zum Kölner Dom 9* (Köln 2002) 58 f. 206 f.

Eine silberne Zwiebelknopffibel von der Richard-Wagner-Straße in Köln

Vor nunmehr gut zehn Jahren musste an der Richard-Wagner-Straße ein Grundstück archäologisch untersucht werden, weil dort ein Studentenwohnheim errichtet wurde¹. Das Gelände liegt im westlichen Vorfeld der römischen Stadt, welches beiderseits der Aachener Straße in römischer Zeit als Friedhof genutzt wurde². Am Ostrand des Grundstücks lag neben einem Weg eine Reihe von Aschenkisten mit teils beraubten, teils unberührten Gräbern, von denen das mit dem Achilles-Pokal inzwischen allgemein bekannt geworden ist³. Im Norden der Reihe wurde ein Brandschüttungsgrab (Nr. 133; Abb. 1) mit einer silbernen Zwiebelknopffibel ausgegraben, das gegenüber der Reihe der anderen Gräber etwas versetzt lag und anders als jene nicht nordsüdlich, sondern von NNO nach SSW ausgerichtet war. Es lag zwischen dem Grab mit dem Achilles-Pokal (Nr. 103) und dem des Mädchens mit den goldenen Ohrringen im Bleisarg (Nr. 109⁴), unweit eines in seiner Wiege bestatteten Säuglings (Nr. 125⁵) sowie direkt neben einem weiteren Kindergrab (Nr. 108). Aufgrund der in ihm gefundenen Zwiebelknopffibel ist es als Männergrab zu bezeichnen⁶. Die Beigaben dieses Grabes möchte ich hier vorstellen.

Zunächst wurden drei glattwandige Einhenkelkrüge (Abb. 2) ausgegraben⁷. Statt der üblichen drei sog. Tränenkrüglein vom Typ Niederbieber 64⁸, die man häufig in Kölns römischen Gräbern findet, gab man hier drei größere Krüge, die noch in der Tradition des Typs Niederbieber 62 a stehen, als Beigaben ins Grab. Zwei von ihnen (einer sandfarben, einer rötlich) haben eine wulstförmige Lippe, beim dritten, ebenfalls sandfarbenen Krug ist die Lippe becher-



1 Köln, Richard-Wagner-Str. Grab 133.

artig geknickt. Ihre Böden sind glatt abgeschnitten, also ohne Rille. Die Form datiert sie in das 3. oder 4. Jahrhundert⁹. Damit ist die Bestattung möglicherweise später anzusetzen als die übrigen Gräber dieses Friedhofs, die mehrheitlich in die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts gehören. Man wird sie jedoch nicht ins 4. Jahrhundert hinein datieren, weil die Sitte der Brandbestattung im späten 3. Jahrhundert aufgehört zugunsten der Körperbestattung¹⁰.

Im Leichenbrand lag die – abgesehen vom Fehlen der Knöpfe am Querarm – makellos erhaltene sil-

¹ ST. NEU, Archäologie in Köln 1, 1991, 63 ff.; DERS. in H.G. HORN/H. HELLENKEMPER/H. KOSCHIK/B. TRIER (Hrsg.), Ein Land macht Geschichte (Mainz 1995) 265 ff. – Für lehrreiche Gespräche und interessante Diskussionen danke ich I. Gürçay-Damm und R. Gottschalk herzlich.

² E.M. SPIEGEL, Kölner Jahrb. 27, 1994, 595 ff.

³ ST. NEU, Ant. Welt 25, 1994, 54 ff.

⁴ DERS., Arch. Köln 1, 1991, 71.

⁵ Ebd. 71 f.

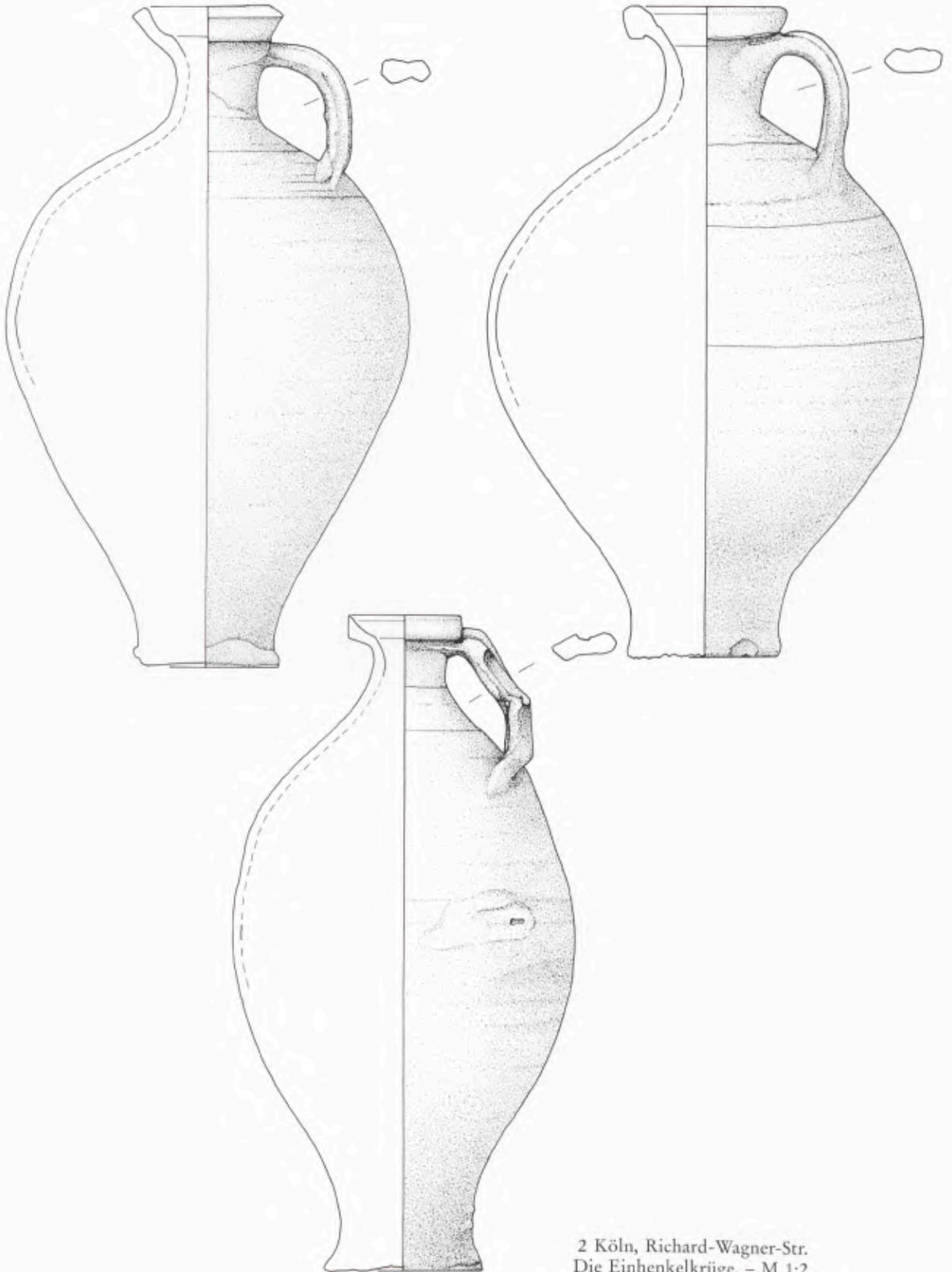
⁶ s. u. S. 58.

⁷ Inv.-Nr. RGM: 91, 167, 1–3.

⁸ F. OELMANN, Die Keramik des Kastells Niederbieber (Frankfurt/Main 1914).

⁹ Ich danke M. Riedel herzlich für diese Datierung.

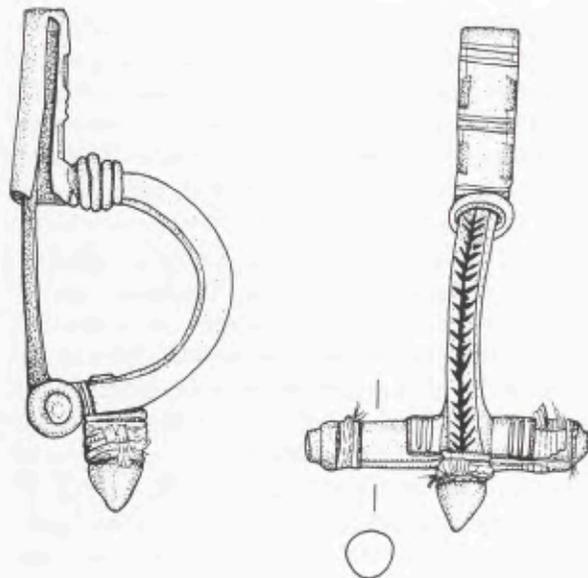
¹⁰ F. NAUMANN-STECKNER, Tod am Rhein (Köln 1997) 28 f.



2 Köln, Richard-Wagner-Str.
Die Einhenkelkrüge. – M 1:2.



3 Köln, Richard-Wagner-Str, Fibel.



4 Köln, Richard-Wagner-Str, Fibel. – M 1:1.

berne Zwiebelknopffibel (Abb. 3), die offensichtlich nicht verbrannt, sondern vor der Einäscherung von der Kleidung des Toten abgenommen und nachher der Asche beigelegt worden war¹¹. Sie lag zuunterst in der Asche, wird also wohl als erstes in der ausgeschachteten Grabgrube niedergelegt worden sein. Ihre Länge beträgt 66 mm, die Breite 38 mm und die Höhe 28 mm (Abb. 4). Sie wiegt 25,08 g. Das Fehlen der Knöpfe am Querarm ist nicht etwa durch Korrosion zu erklären; vielmehr wird die Fibel schon zu Lebzeiten ihres Trägers nicht mehr intakt gewesen sein. Auch der nicht ganz rechtwinklige Ansatz des Querarmes deutet auf eine Beschädigung; die Verbiegung ist gewaltsam erfolgt. Der Bügel ist im Querschnitt ungefähr quadratisch (Seitenlänge 4 mm). Er ist gegossen und anschließend gefeilt worden; Spuren der Feile sind noch zu erkennen. In seinen Rücken ist ein Band aus Niello mit nach beiden Seiten weisenden, wechselständigen Dornen eingelassen. Am fußseitigen Ende wird der Bogen von einem im Querschnitt runden Silberdraht in fünf Windungen umwunden. Die sonst rechtwinkligen Kanten des Bügels sind dort abgeschragt. Der Fuß ist als ebene Platte, die am Ende halbkreisförmig umgeknickt ist, zusammen mit dem Bügel gegossen. Um diese Platte wurde der Nadel-

halter in Form einer halbzyklindrischen Hülse mit dem Schlitz für die Nadel an der rechten Seite gelötet. Die Oberseite wurde dann direkt an dem Bügel mit einer, in der Mitte und am Ende mit je zwei Kerben geschmückt. Die scharfen Kanten zwischen den Kerben der so gestalteten Platte wurden abgeschragt.

Am vorderen Ende des Bügels ist zusammen mit diesem zur Befestigung des Querarmes eine Platte gegossen, die beiderseits durch zwei Kerben geschmückt ist. Daran wurde der Querarm gelötet (deutlich sichtbare Naht), der aus einer zylindrischen Hülse besteht. Diese ist aus einem rechteckigen Silberblech gebogen, wie die Fuge an der Unterseite zeigt. In der Hülse liegt die bronzenne Achse, um die sich die ebenfalls bronzenne Nadel bewegte. Die Achse ragt an beiden Seiten ca. 4 mm aus der Hülse hervor. An der rechten Seite ist das herausragende Ende von einem bronzenen Ring umgeben, der links fehlt, ursprünglich aber wohl auch dort vorhanden war. Es ist anzunehmen, dass über diesen beiden beringten Enden eiförmige Knöpfe aus Silber steckten wie der mittlere, der am Bügel erhalten ist. Auch dieser nämlich verkleidet das Ende eines bronzenen Stiftes, der durch ein Loch im Bogen gesteckt ist; sein anderes Ende ist in der

¹¹ Inv.-Nr. RGM: 91,167.4; E.E. Schmidt dokumentierte die Ausgrabung des Grabes und die Bergung der Fibel.

Innenfläche des Bogens nagelkopffähnlich vernietet. Merkwürdigerweise sind alle drei Achsen an der Ansatzstelle der Knöpfe mit Fäden umwickelt. Es handelt sich bei diesen Fäden, wie mir U. Reichert freundlicherweise mitteilte¹², um weißen (gebleichten?) einstufigen Zwirn, z-gedreht aus zwei Garnen ohne erkennbare Drehung. Das Material der Fäden ist eine celluloseische Bastfaser, wahrscheinlich Leinen. Es gibt anscheinend keine Vergleichsbeispiele für Fibeln, die mit Fäden umwickelt sind; eine durch eine Parallele belegte wissenschaftlich begründete Erklärung ist daher nicht möglich. Ich halte es für wahrscheinlich, dass die silbernen Knöpfe des Querarmes im Laufe der Zeit abgefallen sind und die hässlichen Bronzestümpfe mit weißen Fäden umwickelt wurden, um die Beschädigung ein wenig zu kaschieren. Der Faden am erhaltenen mittleren Knopf dürfte gewickelt sein, um der Fibel ein einheitliches Aussehen zurück zu geben.

Zwei Besonderheiten machen eine Einordnung in die üblichen Fibeltypen¹³ schwierig: der quadratische Querschnitt des Bügels und die zylindrische Form des Querarmes. Üblicherweise hat der Bügel einen trapezförmigen Querschnitt und der Querarm ist sechskantig geformt. Sieht man von diesen Besonderheiten ab, ähnelt unsere Fibel sehr einer von K. Horedt publizierten silbernen Fibel aus Prostea Mica (Kleinprobstdorf, Rumänien)¹⁴. Der Bogen jener Fibel ist ebenfalls niello-verziert; dort sind die Dornen jedoch gegenständig, nicht wechselständig angebracht. Der Grabfund, aus dem sie stammt, ist anhand eines mitgefundenen Antoninian Gordians III. (238–244) in die Zeit nach diesem Kaiser, andererseits natürlich vor den Verlust Dakiens im Jahre 270¹⁵, datiert. Die rumänische Fibel wird von Ph. M. Pröttel der Gruppe 1 in der von Keller aufgestellten Typologie zugerechnet¹⁶. Während Keller den Typ 1 in das letzte Jahrzehnt des 3. und die ersten beiden des 4. Jahrhunderts datiert, zeigt Pröttel, dass dieser Typ schon in den sechziger Jahren des 3. Jahrhunderts entstanden sein muss. Darüber hinaus weist er darauf hin, dass die ältesten Zwiebelknopffibeln überwiegend aus Edelmetall

gearbeitet waren¹⁷. Eine silberne Zwiebelknopffibel aus Leuna sieht der aus Prostea Mica sehr ähnlich; ihr Träger erhielt als *obulus* einen stempelfrischen Aureus des Tetricus (270–273) ins Grab; die Bestattung ist also ins letzte Drittel des 3. Jahrhunderts zu datieren¹⁸. Aufgrund dieser Vergleichsstücke liegt es nahe, die neu gefundene Fibel unter die frühen einzuordnen. Dafür sprechen auch die eiförmigen Knöpfe, die z. B. bei den Scharnierfibeln aus dem Kastell Niederbieber, die zeitlich vor der Entstehung der Zwiebelknopffibeln stehen¹⁹, die Regel sind, später aber zugunsten der zwiebel-förmigen verschwinden. Der quadratische Querschnitt des Bügels und der hülsenförmige, nicht sechskantige Querarm sind darüber hinaus vielleicht ein Zeichen dafür, dass sie gefertigt wurde, als die später für diesen Typ charakteristischen Einzelheiten noch nicht verbindlich waren. Die Scharnierfibeln aus dem Kastell Niederbieber haben bis auf wenige Exemplare zylindrische, also nicht sechskantige Querarme. Man wird die Fibel also in die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts, möglicherweise schon in die sechziger oder siebziger Jahre datieren.

Zwiebelknopffibeln sind Abzeichen von Männern im Staatsdienst, also Soldaten oder Beamten²⁰. Sie hielten auf der rechten Schulter den Mantel, das *sagum*, zusammen. Silberne Fibeln dieser Art sind Rangabzeichen von Amtsträgern, sei es Offizieren oder höheren Beamten. Ihre Zahl ist im Verhältnis zu den bronzenen dementsprechend gering. Wir wissen, dass die goldenen Zwiebelknopffibeln nur höchsten Würdenträgern zustanden²¹. Scheinbar im Widerspruch dazu steht der Befund, dass dem Toten dieses Grabes nur drei glattwandige Eihenkelkrüge beigegeben wurden und dass seine Asche nicht in einer Steinkiste oder einem anderen Behältnis geborgen wurde. Die Tatsache, dass die Fibel schon zu Lebzeiten ihres Besitzers nicht mehr intakt war, kann vielleicht zu einer Erklärung dieses Befundes beitragen. Die notdürftige Kaschierung der Schäden mit den um die Fehlstellen gewickelten Fäden – für eine fachgerechte Reparatur fehlten

¹² Deutsches Textilmuseum Krefeld; sie führte die Untersuchung in Zusammenarbeit mit M.L. Kehren durch. Beiden sei herzlich gedankt.

¹³ E. KELLER, Die spätrömischen Grabfunde in Südbayern (München 1971) 31 ff.; Ph.M. PRÖTTEL, Jahrb. RGZM 35, 1988, 347 ff.

¹⁴ K. HORED, Arch. Korrb. 3, 1973, 227

¹⁵ J. WERNER, Jahresschr. Mitteldt. Vorgesch. 72, 1989, 129.

¹⁶ PRÖTTEL (Anm. 12) 352.

¹⁷ Ebd. 353.

¹⁸ WERNER (Anm. 14) 123 f.

¹⁹ M. GECHTER, Bonner Jahrb. 180, 1980, 589 ff.

²⁰ KELLER (Anm. 12) 171 ff.

²¹ R. NOLL, Bonner Jahrb. 174, 1974, 238 ff.

anscheinend die Mittel – zeigt, dass der Verstorbene zumindest kurz vor seinem Tode nicht mehr über standesgemäße Möglichkeiten für eine Instandsetzung verfügte. Vielleicht aber ist der Bestattete nicht mit dem ursprünglichen Besitzer des Rangabzeichens identisch, sondern durch Erbschaft oder auf andere Weise in den Besitz des kostbaren Stückes gelangt. Auch für die goldenen ‚Kaiserfibeln‘ aus Niederremmel z. B. nimmt R. Noll an, dass der Servandus, der sie in roher Ritzung als sein Eigentum auswies, nicht der ursprüngliche Besitzer war²². Ähnliches lässt sich für das Diatretglas aus Köln-Braunsfeld vermuten: es wurde – ebenfalls beschädigt²³ – in einem Grab eines durchschnittlichen Bauernhofes²⁴, wie es zahlreiche in der Umgebung Kölns und darüber hinaus gab²⁵, gefunden. Ein solches ‚Glas der Caesaren‘²⁶ dürfte keineswegs für einen durchschnittlichen Bauern im westlichen Vorfeld der römischen Stadt erschwinglich gewesen sein, auch wenn er – darauf weisen der Sarkophag und die sonstige üppige Ausstattung des Grabes sowie die benachbarten Gräber hin – wohlhabend war. Dass die hohe Stellung eines Offiziers in jener Zeit nicht selbstverständlich eine Garantie für wirtschaftlichen Wohlstand seiner Erben war, zeigt auch der Kölner Grabstein des Liberalinius Probinus, den seine Witwe Barbarinia Accepta ihm und der gemeinsamen Tochter Liberalinia Probina setzte:

Probinus war Militärtribun im separatistischen Gallicischen Sonderreich und als solcher Mitglied einer Elite. Wenn die Meinung, unsere Fibel gehöre zu den frühesten ihrer Gattung, zutrifft, dürfte Liberalinius Probinus ihren Träger persönlich gekannt haben, da dieser derselben gesellschaftlichen Schicht in der CCAA angehörte. Die Witwe des Tribunen aber hatte anscheinend kein Geld für einen Sarkophag, wie er zu der Zeit in den Gräbern wohlhabender Menschen üblich war²⁷, sondern musste sich mit einem Grabstein begnügen, für den – trotz des Verbotes der *sepulcri violatio*²⁸ – eine alte Grabstele aus der Wende vom ersten zum zweiten Jahrhundert wieder verwendet wurde, nämlich der Grabstein, den C. Julius Maternus für sich und seine Gattin Maria Marcellina hatte anfertigen lassen²⁹.

Das Grab 133 an der Richard-Wagner-Straße wirft also ein interessantes Schlaglicht auf die politischen und gesellschaftlichen Bedingungen einer Zeit des historischen Umbruchs, der für die Geschichte Kölns und des römischen Reiches insgesamt von besonderer Bedeutung war³⁰, und lässt uns indirekt Anteil nehmen am Schicksal eines Mannes (oder seiner Erben), der von diesem Umbruch betroffen war. Darüber hinaus ist die schöne Fibel ein hervorragendes Beispiel der Silberschmiedekunst zur Zeit der beginnenden Spätantike.

Abbildungsnachweis

1.2 Röm.-Germ. Mus. Köln; 3 Rhein. Bildarchiv, R. Zimmermann; 4 Röm.-Germ. Mus. Köln, S. Haase.

²² Ebd. 227.

²³ O. DOPPELFELD, Kölner Jahrb. 5, 1960, 23.

²⁴ Ebd. 9 ff.

²⁵ W. GAITZSCH, Bonner Jahrb. 186, 1986, 397 ff.

²⁶ D.B. HARDEN, Glas der Cäsaren (Mailand 1988).

²⁷ Beispiele: DOPPELFELD (Anm. 22) 13 ff.; P. NOELKE, Germania 62, 1984, 373 ff.

²⁸ RE 2 A (1921) 1625 ff. s. v. sepulcri violatio (I. Pfaff).

²⁹ B. u. H. GALSTERER, Die Steininschriften des römischen Köln (Köln 1975) 50; P. NOELKE in: H. WALTER (Hrsg.), La sculpture d'époque Romaine dans le Nord, dans l'Est des Gaules et dans les régions avoisinantes (Paris 2000) 67 f.

³⁰ J.F. DRINKWATER, The Gallic Empire. Historia Einzelschr. 52, 1987.

Eine römische Heizung unter dem Kölner Dom

Am 26. Mai 1946 begann Otto Doppelfeld mit den von Dombaumeister Willy Weyres angeregten, am 22. Oktober 1945 vom Metropolitankapitel beschlossenen und bald darauf von diesem in Auftrag gegebenen archäologischen Ausgrabungen unter dem Kölner Dom. Damals ahnte niemand, dass daraus einmal ein höchst erfolgreiches Unternehmen entstehen würde, das sich noch nach dem Jahre 2000 mit hohem Einsatz und mit modernsten wissenschaftlichen Methoden um die Erforschung der Vergangenheit der Kathedrale und ihrer Vorgängerbauten bemühen würde. Gewiss waren Doppelfeld und Weyres, der 1963 selbst die Leitung der Grabung übernahm und sie bis kurz vor seinem Tode im Jahre 1989 beibehielt, davon überzeugt, dass sie aufsehenerregende Ergebnisse vorlegen können, doch den wirklichen Reichtum der Funde und Erkenntnisse konnten sie nicht voraussehen,

ebenso wenig die Fülle der darüber veröffentlichten Literatur¹.

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Domgrabung nachzuzeichnen, die zweifellos eine eingehende, bislang nicht geschriebene Darstellung verdiente². Vielmehr gilt es, den Architekten und Archäologen Gundolf Precht zu ehren, dem Köln die Rückgewinnung des Publiciusgrabmals im Römisch-Germanischen Museum verdankt³, dessen eigentliches Lebenswerk aber die Erforschung und die Rekonstruktion der römischen Colonia Ulpia Traiana bei Xanten ist, der er den überwiegenden Teil seiner beruflichen Tätigkeit widmete. Zu den herausragenden Ergebnissen dieser Arbeit gehören zweifellos die Ausgrabung der großen Thermen⁴ und der Wiederaufbau einer kompletten, voll funktionsfähigen kleineren Thermenanlage⁵. Im Hinblick auf die sich daran anschließenden Fragen zum antiken Heizungs-

¹ Allein in der 1949–1974 im Kölner Domblatt abgedruckten (nicht immer vollständigen) Dombibliographie sind 215 Arbeiten zur Domgrabung aufgeführt. Eine vollständige Bibliographie der Kölner Domgrabung würde weit über 400 Titel umfassen. Die erste Veröffentlichung zur Domgrabung war: O. DOPPELFELD, Ein Schnitt durch den Untergrund des Kölner Doms. *Forsch. u. Fortschr.* 24, Nr. 9/10, 1948, 97–101. Danach erschienen jährlich Vorberichte im Kölner Domblatt, *Jahrb. des Zentral-Dombau-Vereins* 1, 1948–65, 2001. Der technische Ablauf der Grabung wird laufend im Kölner Domblatt in den Dombauberichten festgehalten. Eine Zusammenfassung der 36 wichtigsten Aufsätze bis einschließlich 1979/80 enthält H. HELLENKEMPER (Hrsg.), O. Doppelfeld, W. Weyres, Die Ausgrabungen im Dom zu Köln. *Kölner Forsch.* 1 (Mainz 1980). Eine erste Gesamtdarstellung bringt W. WEYRES, Die vorgotischen Bischofskirchen in Köln. *Stud. zum Kölner Dom* 1 (Köln 1987).

² Vorerst sei verwiesen auf G. HAUSER, 50 Jahre Domgrabung. *Kölner Domblatt* 61, 1996, 315; A. WOLFF, 37. Dombaubericht. ebd. 48; A. WOLFF, Zur Geschichte der Kölner Domgrabung in: Die Domgrabung Köln. *Altertum, Frühmittelalter, Mittelalter. Koll. zur Baugesch. u. Arch.* 1984. *Stud. zum Kölner Dom* 2 (Köln 1996) 27.

³ G. PRECHT, Das Grabmal des Lucius Publicius, Rekonstruktion und Wiederaufbau (Köln 1975).

⁴ G. PRECHT, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten. Bericht über die Tätigkeit in den Jahren 1990 und 1991. *Bonner Jahrb.* 192, 1992, 443 (mit Grundrissen der großen Thermen).

⁵ Die sog. Herbergsthermen in der Insula 38. Der Wiederaufbau begann im Herbst 1985 und war im April 1989 beendet. *Bonner Jahrb.* 191, 1991, 663; H.-J. SCHALLES/A. RIECHE/G. PRECHT, Colonia Ulpia Traiana-Coriovallum. Die römischen Bäder. *Führer u. Schr. Arch. Park Xanten* 11 (Köln 1989, Neuauflage 2000); U. HEIMBERG/A. RIECHE, Colonia Ulpia Traiana. Die römische Stadt. *Führer u. Schr. Arch. Park Xanten* 18 (Neubearbeitung U. GROTE, Köln 1998) 24, 46, 98–101; H.-J. SCHALLES, Die Herbergsthermen in der Colonia Ulpia Traiana bei Xanten: ein Versuchsmodell römischer Bädertechnik. In: J. DELAINE/D.E. JOHNSTON (Hrsg.), *Roman Baths and Bathing* 2. *Proceed. First Internat. Conference on Roman Baths. Bath* 30.3.–4.4. 1992. *Journ. Rom. Arch. Suppl.* 37, 1999, 199–205; H. SCHMIDT, Archäologische Denkmäler in Deutschland, rekonstruiert und wiederaufgebaut (Stuttgart 2000) 57. – In der CUT wurden noch weitere Hypokaustenheizungen freigelegt, z. B. G. PRECHT/N. ZIELING, CUT, Archäologische Untersuchungen im Jahr 1994. *Bonner Jahrb.* 196, 1996, 492 Abb. 3.

wesen soll hier der Versuch unternommen werden, zu diesem Thema einen kleinen Baustein aus dem Befundmaterial der Domgrabung beizutragen⁶.

Römische Hypokaustenheizungen

Römische Hypokaustenheizungen, die sowohl in Bädern wie auch in Wohnräumen vorkommen und deren wichtigstes Merkmal die Erwärmung eines Raumes durch den Fußboden ist, wurden in der Vergangenheit in großer Zahl ausgegraben und veröffentlicht. Ihre Konstruktion und ihre Funktionsweise sind daher wohlbekannt. Sie wurden schon von Vitruv beschrieben, dem die heute gebräuchlichen Fachausdrücke verdankt werden, darunter auch das namengebende Wort *hypocaustis*, d. h. Erwärmung durch Verbrennung von unten⁷.

Um eine solche Heizung zu bauen, wurden, nach Vitruv, auf einem Unterboden aus Ziegelplatten oder einem dünnen Estrich zwei Fuß (ca. 0,6 m) hohe Pfeilerchen aus runden oder quadratischen zweidrittelfüßigen Ziegeln (ca. 0,20 m Durchmesser) mit einem Achsabstand von ebenfalls zwei Fuß aufgemauert. Diese deckte man mit quadratischen Ziegelplatten von zwei Fuß Kantenlänge ab und brachte über ihnen eine starke, 0,5 bis 1,5, manchmal auch 2 Fuß (= 0,15 bis 0,45 bzw. 0,60 m) hohe Mörtelschicht mit Zuschlag gröberer Bestandteile von Ziegelbruch oder Tuffsteinen auf, die sogenannte *suspensura*. Auf dieser wurde dann der eigentliche Fußboden verlegt, der ein einfacher Estrich, ein Plattenbelag aus Ziegeln oder Naturstein oder auch ein Mosaik sein konnte. Außerhalb des Hauses oder in einem Nebenraum befand sich die Feuerstelle, in der das Holz verbrannt wurde, bei Vitruv *praefurnium* genannt. Dieses war mit dem Hohlraum unter dem Fußboden, dem Hypo-

kaustum, durch einen Kanal verbunden. Um die mit reichlicher Luftzugabe einströmenden Verbrennungsgase entweichen zu lassen, hatte man in die Wände des zu beheizenden Raumes Schächte aus übereinandergestellten rechteckigen Tonröhren, den Tubuli, eingelassen, die unterhalb der Dachtraufe ins Freie geführt wurden. Wenn die Tubuli die gesamte Wand bedecken, spricht man von einer Tubulatur. Diese war mit dem Hypokaustum verbunden, so dass die heiße Luft in ihr hochsteigen und somit die gesamte Wand erwärmen konnte. Vitruv erwähnt noch, dass der Boden des Hypokaustums zum Praefurnium hin ein gewisses Gefälle haben sollte. Meistens war der Fußboden eines zu beheizenden Raumes auf seiner gesamten Fläche hypokaustiert. Es gab aber auch weniger oft ausgeführte Sonderformen, die von dieser Norm abwichen. Von einer solchen handelt dieser Beitrag.

Hypokaustenpfeiler und Kanäle unter dem Kölner Dom

Im Juli 1979 stießen Weyres und sein Ausgrabungsleiter Wilhelm Schneider im Kölner Dom unter dem Mittelschiff des Langhauses, im ersten Joch westlich der Vierung, auf die Reste einer römischen Heizung⁸. In einer Tiefe von nahezu fünf Metern unter dem auf der Höhe 55,25 m ü. NN liegenden Domfußboden erschien zunächst eine Gruppe von 17 runden und fünf quadratischen Hypokaustenpfeilern, die bei Höhe 50,44 m ü. NN auf einem schwach gebundenen Estrich [1114] standen (Abb. 1, 2 und 4 mit Eintragung der im Folgenden erwähnten Befundnummern)⁹. Sie wurden, um sie für spätere Untersuchungen zu sichern, gleich wieder in Schutt eingebettet. Erst im Februar 1980 grub man die Pfeilerchen erneut frei. Dabei stellte sich zur Überraschung der

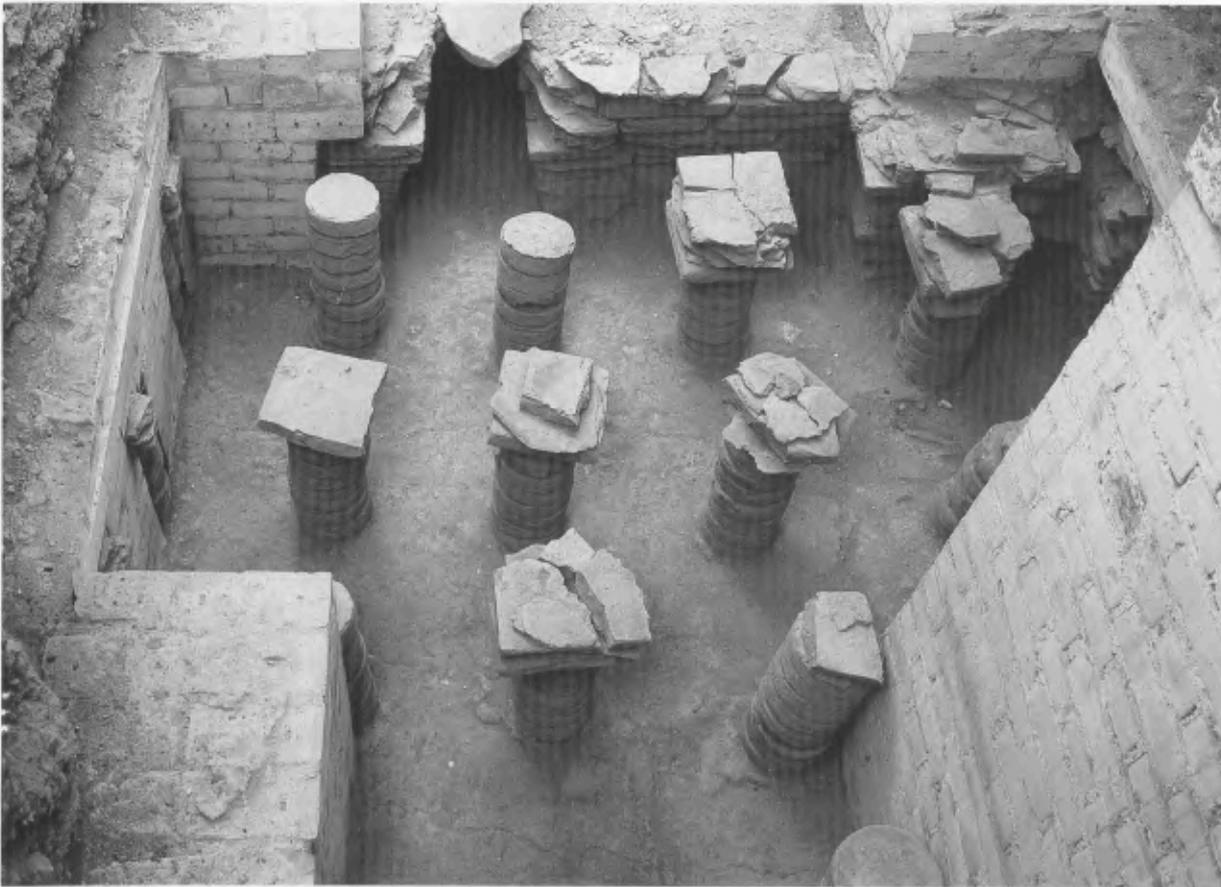
⁶ Einen ersten Hinweis auf ein beheiztes Gebäude auf dem Gelände des Domes gab Doppelfeld bereits im Jahre 1948, als er ganz im Osten unter der Achskapelle ein kurzes Stück eines Heizkanals fand, der jedoch nichts mit der hier vorgestellten Anlage zu tun hat. O. DOPPELFELD, Die Domgrabung III. Kölner Domblatt 1, 1948, 37; DERS., Die Domgrabung IV. Kölner Domblatt 2/3, 1949, 133. 151, Nr. 273. Schnitt durch den Kanal: 159. Taf. 5.

⁷ Vitr. V 10. – Die Wortform ‚hypocaustum‘ erscheint in den frühen Druckausgaben des Vitruv, z. B. in: D. Barbaro, Venedig 1567, 197.

⁸ A. WOLFF, 21. Dombaubericht. Kölner Domblatt 44/45,

1979/80, 399. – Photo in: A. WOLFF/T. DIEDERICH (Hrsg.), Das Kölner Dom-Jubiläumsbuch (Köln 1980) 23; DIES., Das Kölner Dom Lese- und Bilderbuch (Köln 1990) 17.

⁹ Befundnummern [in eckigen Klammern] nach dem Katalog von W. SCHNEIDER in: W. WEYRES, Die Domgrabung XXIII. Kölner Domblatt 46, 1981, 152. Hier finden sich auch erste Aufmaßzeichnungen von Schneider: Abb. 4, 5, 8 und 10 sowie 10 a–d. Der Katalog wird fortgesetzt in W. WEYRES, Die Domgrabung XXV. Kölner Domblatt 48, 1983, 142. Die Abb. 7 und 8 bringen eine erste Zusammenzeichnung aller zu den beiden beheizten Räumen gehörigen Bauteile (hier nach die Abb. 2 und 4 dieses Beitrags).



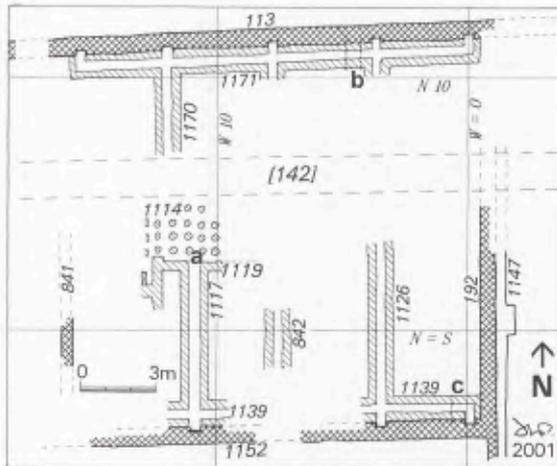
1 Die Hypokaustenpfeiler unter dem Kölner Dom. Am oberen Bildrand die Südwand [1119] des Hypokaustums und der Abgang des Kanals [1117].

Archäologen heraus, dass von der Südwand [1119] des hypokaustierten Bereiches ein Heizkanal [1117] nach Süden abging (Abb. 1; a in Abb. 4, 5 und 6). Nachdem der Schutt herausgeräumt war, konnte einer der die Grabung durchführenden Steinmetzen in den etwa 6 m langen Kanal hineinkriechen. Er stellte fest, dass dieser auf einen von Ost nach West laufenden Kanal [1139] traf und, gegenüber der Einmündung noch 0,30 m weiterlaufend, an einer Ost-West-Mauer [1152] endete. Das südliche Kanalende schmiegte sich ausgerundet in diese Mauer hinein und öffnete sich nach oben in eine rechteckige Tonröhre, zweifellos ein Tubulus, wie er aus vielen antiken Heizanlagen bekannt ist.

Erst 1983 wurde ungefähr 7 m weiter östlich eine Fortsetzung des Ost-West-Kanals [1139] aufgedeckt. Hier endete er in dem Winkel zwischen einer Nord-Süd-Wand [192] und der Ost-West-Mauer [1152] und öffnete sich in diese ebenfalls mit

einer ausgerundeten Schmiege nach oben, wo allerdings kein Tubulus mehr gefunden wurde (c in Abb. 4 u. 5). Etwa 3 m westlich der Wand [192] fand man einen vom Ost-West-Kanal [1139] rechtwinklig abgehenden Nord-Süd-Kanal [1126], der immerhin noch 6,5 m weit durchkrochen werden konnte. Er endete an der Baugrube zur nördlichen Mittelschiff-Fundamentmauer [142] des karolingischen Domes. Jetzt wurde auch klar, dass ein bereits früher entdecktes, genau auf der Mitte zwischen den beiden anderen liegendes baugleiches Kanalstück [842] zum selben System gehörte.

Nachdem eher zufällig nördlich der karolingischen Fundamentwand [142] das südliche Ende eines weiteren Nord-Süd-Kanals [1170] entdeckt worden war, der, wenn auch ein wenig nach Westen versetzt, gegenüber dem zuerst gefundenen [1117] nach Norden abging, erkannten die Ausgräber, dass sie mit den bis dahin gemachten Funden erst die südliche Hälfte



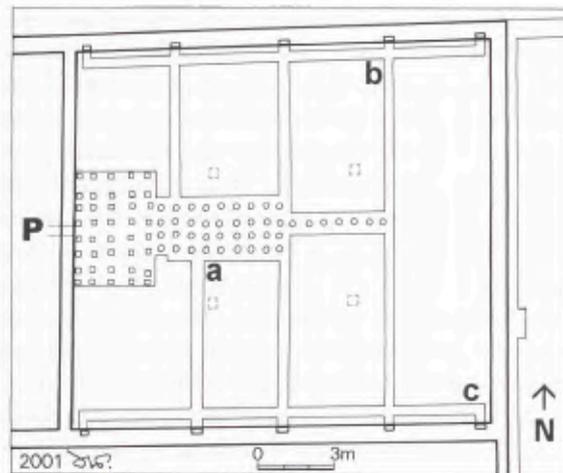
4 Befundplan des jüngeren beheizten Raumes.
Kreuzschraffiert: aufgehende Mauern;
schwach schraffiert: Bauteile der Heizanlage unter der
Fußbodenebene.

wäre er 9,7 m breit und 12,45 m lang gewesen, hätte also eine Fläche von ca. 120 m² gehabt (Abb. 3). Doch auch wenn seine Nordwand durch die karolingische Baugrube zerstört worden wäre, hätte seine Größe immerhin noch 55 bis 70 m² betragen. Falls er, was auch noch möglich wäre, nicht bis zur Westwand [841] gereicht haben sollte, hätte er eine Breite von nur 6,50 m, eine Fläche aber von mindestens 40 m² gehabt.

Nun sind hypokaustierte Räume in Köln nicht gerade ungewöhnlich. Allein in der Dömumgebung sind davon fünfzehn nachgewiesen worden¹¹. Sie sind alle sehr viel kleiner und messen im Durchschnitt unter 20 m², höchsten aber 28,4 m². Selbst der größte nicht beheizte Raum im Umfeld des Domes, der Speisesaal mit dem Dionysosmosaik, ist nur 7,0 × 10,6 m und damit 74,2 m² groß.

Der jüngere hypokaustierte Raum

Leider wurden keine Objekte gefunden, die Rückschlüsse auf die Nutzung oder die Datierung dieses älteren Raumes erlaubt hätten. Offenbar genügte er irgendwann den Anforderungen nicht mehr, weil er zu klein war. Man brach ihn ab und ersetzte ihn durch einen doppelt so großen (oder noch größeren) Neubau. Teile der Nordwand [113] und der



5 Rekonstruktionsversuch des jüngeren beheizten
Raumes. Gestrichelt eingetragene die vier
möglichen Stützen.

Westwand [841] wurden wiederverwandt, die Ostwand [192] auf die starke Stützmauer [1147], die sicherlich auf der Grundstücksgrenze stand, gesetzt und die Südwand [1152] 2,65 m südlich der früheren völlig neu gebaut. Auch Teile der Heizungseinrichtung wie die 17 Hypokaustenpfeiler auf dem Estrich [1114] wurden von der älteren Anlage übernommen (Abb. 2 u. 4). Der Abstand der beiden Nord-Süd-Wände [192 und 841] beträgt 16,28 m, die Ost-West-Mauern [113 und 1152] liegen im Westen 14,91 m, im Osten 15,22 m voneinander entfernt. Die gesamte Fläche des leicht trapezförmigen Raumes beträgt demnach 245,25 m².

Um Aussagen zur Heiztechnik dieses Raumes machen zu können, ist es zunächst erforderlich, die gesamte aus hypokaustierten Flächen und Kanälen bestehende Anlage zu rekonstruieren. Da große Teile noch verborgen unter den zwei bis vier Meter hohen Auffüllungen liegen, kann dies jedoch nur ein vorläufiger Versuch sein, der sich nach späteren Ausgrabungen als verfehlt herausstellen mag.

Wenn die Heizanlage einigermaßen symmetrisch aufgebaut war, dann kann der Bereich mit den 17 aufgedeckten Rundpfeilern nicht mehr als die noch erhaltenen vier Reihen in Ost-West-Richtung gehabt haben. Er war demnach etwa 2,60 m breit (Abb. 5). Es fällt auf, dass westlich der runden Pfeiler quadratische ansetzen und dass der mit

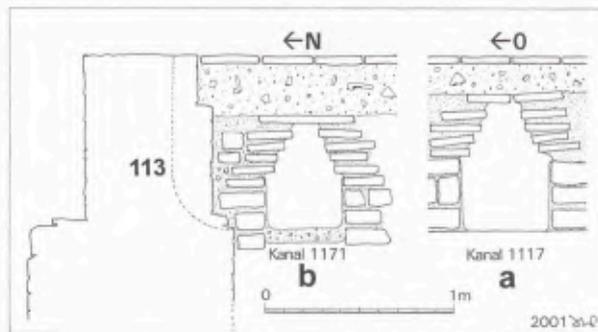
¹¹ G. PRECHT, Die Ausgrabungen um den Kölner Dom. Vorbericht über die Untersuchungen 1969/70. Kölner Jahrb. Vor-

u. Frühgesch. 12, 1971, 52 Beil. 2.

diesen ausgestellte Bereich nach Süden um etwa einen Meter breiter ist. Wird die gleiche Erweiterung nach Norden angenommen, so hätte dieser Teil des Hypokaustums eine Breite von etwa 4,50 m gehabt. Das Praefurnium muss westlich seiner Westwand [841] gelegen haben, denn an der Südwand konnte nirgends der Eintritt eines Heizkanals festgestellt werden. Wegen der Wallgasse war auch an der Nordseite keine Feuerstelle unterzubringen. Die Ostseite scheidet ebenfalls aus, denn hinter der stärkeren und älteren Stützmauer [1147], auf der die Ostwand [192] steht, fiel das Gelände stark ab.

Die heißen Verbrennungsgase strömten also vom Praefurnium aus zunächst in diesen 4,50 m breiten Teil des Hypokaustums, um danach in den nur 2,60 m breiten einzutreten, der sich bis zum Abgang des mittleren Kanalpaars erstreckt haben dürfte. Daran muss sich östlich ein noch schmälere Bereich angeschlossen haben, denn der östlichste Nord-Süd-Kanal [1126] ist noch heute 6,50 m lang. Deshalb wurde angenommen, dass der letzte Strang des Hypokaustums nur noch eine einzige Reihe von Pfeilern hatte und weniger als einen Meter breit war. Möglicherweise gab es aber auch nur einen etwas verbreiterten Kanal ohne Stützen. Der Hohlraum unter dem Fußboden wurde also mit der Entfernung von der Wärmequelle immer schmaler.

Die Bauweise der Kanäle geht aus Abb. 6 hervor. Einige sind auf dem noch vom Vorgängerbau stammenden Estrich [1114] aufgebaut, andere haben eine eigene, etwa 0,08 m starke Sohle aus Kalkmörtel. Die Seitenwände, etwa 0,30 m breit, sind bis zu einer Höhe von ca. 0,30 m aus Natursteinen, in der Hauptsache Grauwacke oder Tuffstein, mit hellem Kalkmörtel errichtet und mit Lehm verputzt. Darüber liegen, eingebettet in starke Mörtellagen, fünf bis sechs Schichten von 0,04 m dicken Ziegelplatten, von denen man die jeweils höher liegenden stets etwas weiter vorkragen ließ, bis die Restlücke, wie bei den sog. ‚falschen‘ Gewölben üblich, mit einer einzigen Tafel geschlossen werden konnte. Darüber liegt die an ihrer Oberseite mit 0,04 m starken Ziegelplatten abgedeckte Suspensura, deren Dicke je nach Höhe des Kanals, zwischen 0,18 und 0,26 m beträgt. Dies hängt damit zusammen, dass auch die Kanäle eine immer geringere Abmessung haben, je weiter sie vom Praefurnium entfernt sind. So misst der westliche Nord-Süd-Kanal [1117] bei seinem Austritt aus dem Hypokaustum (a in Abb. 4 und 6) 0,47 m in der Breite und 0,67 m in der Höhe, was, unter der Berücksichtigung der vorkragenden Ziegel



6 Zwei Heizkanäle des jüngeren beheizten Raumes. Die Buchstaben a und b verweisen auf die Lage der Kanäle in Abb. 2 und 5. Die gestrichelte Linie zeigt den Verlauf der Ausrundung, die zu den Tubuli führt.

im oberen Bereich, einem Querschnitt von etwa 0,265 m² entspricht. Der nördliche Ost-West-Kanal [1171] hat dort, wo er aufgebrochen wurde, (b in Abb. 2 und 6) nur noch 0,42 × 0,57 m und damit etwas mehr als 0,177 m². Am schmalsten ist der südliche Ost-West-Strang [1139] an seinem östlichen Ende (c in Abb. 2), wo man nur noch 0,39 × 0,55 m misst, also etwa 0,163 m².

Neue Erkenntnisse in der Heiztechnik?

Natürlich kann man dies für Zufall halten oder auf Bauungenauigkeiten, die bei der Anlage nachweislich auch vorhanden sind, zurückführen. Es ist aber auch möglich, dass mit der Verengung der Kanäle die gleiche Absicht wie mit der Verschmälerung des Hypokaustums verfolgt wurde. Irgendwann müssen die antiken Heizungsbauer die Erfahrung gemacht haben, dass eine Anlage besser arbeitet, wenn man die Querschnitte vom Praefurnium an verringert.

Einem heutigen Feuerungstechniker ist dies geläufig. Warme Luft nimmt mehr Raum ein als kalte, und diese ist wiederum bei gleichem Druck und gleichem Volumen schwerer als warme. Oder anders ausgedrückt: Auch Luft dehnt sich bei Erwärmung aus und wird dadurch auf das Volumen bezogen leichter. Bei modernen Großfeuerungsanlagen macht man sich dieses Erkenntnis zu Nutze, indem man etwa hohe Schornsteine nach oben immer schlanker werden lässt, um ihre Zugwirkung zu verbessern. Bei Kühltürmen verwendet man die Erscheinung für den gegenteiligen Zweck. Man

führt die Außenwände zunächst zusammen, spreizt sie dann aber ab einer gewissen Höhe auseinander. So kann der heiße Dampf zwar aufsteigen und sich dabei abkühlen, aber den Turm nicht verlassen, weil die schwereren Massen ihn wie ein Pfropfen verschließen. Der Dampf kondensiert und regnet ab.

Der Ausdehnungskoeffizient der Luft beträgt 1:272,5 oder 0,00367. Das bedeutet, dass 1 m³ Luft bei einer Erwärmung um 1° bereits ein Volumen von 1,00367 m³ einnimmt, oder aber dass das Gewicht von 1 m³ Luft, die bei 0° = 1,29327 kg/m² wiegt, bei gleichbleibendem Druck nur noch 1,28848 kg beträgt. Das mag zunächst wenig erscheinen, wirkt sich aber bei größeren Temperaturunterschieden ganz erheblich aus. Denn schon bei 190° wiegt 1 m³ Luft gerade einmal halb soviel wie bei 0°, nämlich nur noch 0,647 kg. Für die Gase, die bei der Verbrennung des Feuerholzes entstehen, gelten zwar geringfügig andere Koeffizienten, aber im Prinzip verhalten sie sich wie die Luft.

Über den Wärmeverlauf innerhalb einer antiken, mit Holz befeuerten Heizung gibt es aufgrund von praktischen Versuchen und von Nachberechnungen genügend Angaben in der Literatur¹². So soll die Temperatur im Praefurnium 220° bis 348°, im Hypokaustum dagegen nur noch 160° bis 120°, vielleicht auch nur 100° betragen haben. Dies entspricht einem Gewicht des Luft-Gas-Gemisches von 0,723 bis 0,898 kg/m³. Innerhalb der Hohlräume gibt das Gemisch schnell seine Wärme ab, so dass seine Temperatur am Ende der Kanäle beim Eintritt in die Tubuli lediglich 50° bis 30° misst. Das Gewicht hat hier schon 1,076 bis 1,158 kg/m³ erreicht. Wäre der Querschnitt überall gleich, müsste dies dazu führen, dass die kühleren, schwereren Massen der entfernteren Hohlräume die leichteren weil wärmeren in Richtung Praefurnium zurückdrücken würde, so dass der Wärmefluss erheblich gemindert

wenn nicht gar ganz unterbunden wäre¹³. Durch die Verringerung des Querschnittes wird erreicht, dass das Gesamtgewicht der in den entfernteren Bauteilen befindlichen Gase dennoch geringer ist und daher von den wärmeren vorwärts getrieben werden kann, wobei der geringer werdende Querschnitt auch dafür sorgt, dass die Luftgeschwindigkeit nicht abnimmt und ein Druckverlust vermieden wird. Da die Temperatur der Außenluft in den Zeiten, zu denen geheizt wird, noch deutlich geringer ist, tritt das Luft-Gas-Gemisch am oberen Ende der Tubuli leicht aus und erzeugt dabei die für den Verbrennungsvorgang so wichtige Zugwirkung.

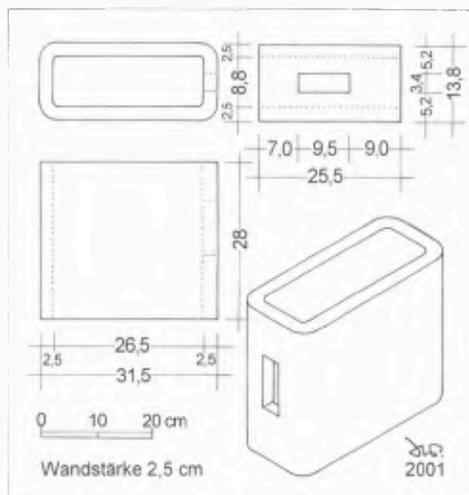
Eine wärmephysikalisch einwandfreie Berechnung dieses Phänomens wäre wegen der komplizierten Gestalt des Systems sehr aufwändig. Deshalb seien hier lediglich die Gewichte des Luft-Gas-Gemisches am Beginn und am Ende des unter dem Fußboden liegenden Hohlraumes verglichen. Nimmt man an, dass die Temperatur im westlichsten Bereich des Hypokaustums, also unmittelbar hinter dem Praefurnium, nur 100° betragen hätte, so wäre für den ersten laufenden Meter mit einem Volumen von 2,58 m³ (4,5 × 0,67 m nach Abzug der Pfeiler) bei einem Gasgewicht von 0,898 kg/m² ein Gesamtgewicht von 2,317 kg anzunehmen. Bei 160° hätte das Gewicht hier 1,865 kg betragen. Ein laufender Meter Luft-Gas-Gemisch von 50° am Ende eines Kanals [1139] hätte 0,163 × 1,076 = 0,175 kg gewogen, an allen vier Enden zusammen 0,702 kg, also deutlich weniger als im ersten Meter des Hypokaustums. Selbst wenn die Temperatur nur noch 25° betragen hätte, wäre nur ein Gewicht von 0,163 × 1,179 × 4 = 0,769 kg zu erwarten gewesen. Die vom Praefurnium einströmenden heißen Verbrennungsgase hätten schon aufgrund ihres Gewichtes die kälteren am Ende der Kanäle in die Tubuli drücken können¹⁴.

¹² F. KRETZSCHMER, Hypokausten. Saalburg Jahrb. 12, 1953, 7; DERS., Die Heizung der Aula Palatina in Trier. Germania 33, 1955, 200; H. HÜSER, Wärmetechnische Messungen an einer Hypokaustenanlage in der Saalburg. Saalburg Jahrb. 36, 1979, 12; D. BAATZ, Heizversuche an rekonstruierten Kanalheizungen in der Saalburg. Ebd. 31 (hiernach Abb. 8); H.-CH. GRASSMANN, Wirkungsweise und Energieverbrauch antiker römischer Thermen, ermittelt mit modernen wärmetechnischen Methoden für die großen Thermen in Weissenburg. Jahrb. RGZM 41, 1994, 297; DERS., Wirkungsweise und Energieverbrauch der Römischen Thermen in Weissenburg/Bay. Balnearia. Newsletter Intern. Assoc. for the Study of Ancient Baths 2/2, December

1994, 4 (kritische Stellungnahme: K.W. USEMANN, in: Balnearia. Newsletter Intern. Assoc. for the Study of Ancient Baths 4/1, Juni 1995, 9).

¹³ Probleme dieser Art scheinen besonders beim Anheizen aufzutreten. G. PRECHT, Bonner Jahrb. 191, 1991, 664 berichtet über die Heizversuche bei den Herbergsthermen in Xanten, dass sich dort „ein gleichmäßiger Zug erst einstellte, nachdem die kalte Luft aus dem Hypokaustum und der Tubulatur herausgedrückt war. Dieser Prozess dauerte drei bis fünf Tage.“ Vgl. auch SCHALLES (Anm. 5) 204.

¹⁴ Für die Überprüfung der heiztechnischen Ausführungen danke ich Herrn Graff von der Firma Theodor Mahr Söhne Heiz- und Klimatechnik, Aachen.



7 Idealrekonstruktion eines Tubulus aus der jüngeren Heizung.

Die Tubuli

Tubuli aus gebranntem Ton wurden, wie es scheint, bei fast allen römischen Heizungen beobachtet. In Köln fanden sich Bruchstücke in dem Schutt, der aus dem zuerst entdeckten Kanal [1117] ausgeräumt worden war, darunter einige, die sich zu einem nahezu vollständigen Exemplar zusammenfügen ließen. Eine Idealrekonstruktion dieses Tubulus zeigt Abb. 7. Seine Grundfläche beträgt $0,138 \times 0,315$ m, die Höhe $0,28$ m. Bei einer Wandstärke von $0,025$ m misst der innere Querschnitt $0,265 \times 0,088$ m = ca. $0,0233$ m². Bei der Trierer Palastaula, die mit 1.876 m² Grundfläche einer der größten beheizten Räume der Antike war, sind die Tubuli außen $0,165 \times 0,235$ m groß und $0,32$ m hoch, das Innenmaß ist nur $0,10 \times 0,12$ m¹⁵. Die Tubuli der Saalburg haben einen quadratischen Querschnitt. Bei einer Höhe von $0,40$ m misst ihr Grundriss $0,15 \times 0,15$ m. In Weißenburg sind sie innen $0,08 \times 0,12$ m groß und $0,22$ m hoch. Ähnliche Maße finden sich auch bei den Tubuli in Silchester. Der Kölner Tubulus scheint demnach von allen der flachste zu sein, was wiederum für ein hohes Verständnis von der Wirkungsweise dieses

Baugliedes spricht, denn die zur Wärmeabgabe geeignete Fläche ist hier im Verhältnis zur hindurchströmenden Warmluft am größten.

Fast alle in den Publikationen vorgestellten Tubuli haben rechteckige Löcher in einer oder manchmal auch in beiden der schmälern Seiten. In Köln ist ein solches Loch $0,095 \times 0,034$ m groß, in der Saalburg $0,14 \times 0,035$ m. Die Funktion dieser Löcher ist nicht bekannt. Für den Durchgang von Warmluft haben sie mit Sicherheit keine Bedeutung, denn dafür sind sie viel zu klein. Vielleicht waren sie als Greifloch beim Versetzen gedacht, denn es passen gerade die vier Finger einer Hand hinein.

Andere antike Kanal- und Kompositheizungen

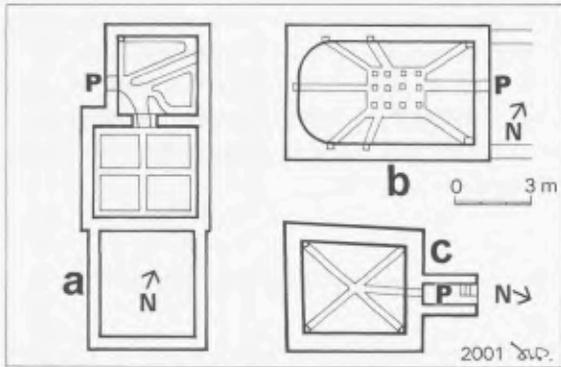
Von den unzähligen antiken Heizungsanlagen, die bisher bekannt wurden, sind die der Thermen am besten erforscht. Hierüber gibt es nicht nur eine umfangreiche Literatur, sondern auch Nachbauten mit Heizversuchen wie die in Xanten oder in der Saalburg und umfangreichen Nachberechnungen, etwa an den großen Thermen in Weißenburg¹⁶. Wie bereits oben erwähnt, ist in den meisten Fällen die gesamte Fußbodenfläche hypokaustiert. Kanalheizungen sind dagegen eher selten.

Eine gewisse Verwandtschaft mit der Kölner Anlage scheint zu der immer wieder zitierten Heizung unter dem sogenannten Quaestorium in der Saalburg, der heutigen Bibliothek, zu bestehen. Auch hier gehen von einem Hypokaustum mit 12 Pfeilern in der Mitte des etwa 4×7 m großen Raumes insgesamt sieben Kanäle aus, die in die Tubuli an den Wänden einmünden (b in Abb. 8). Dieser Typ wird in der Literatur als Kompositheizung bezeichnet. Doch ist der Raum viel zu klein, um einen Vergleich sinnvoll erscheinen zu lassen (die Grundrisse aller Heizungen sind im gleichen Maßstab gezeichnet). Auch scheint das Prinzip der Verengung der Leitungswege hier zu fehlen, es sei denn, man habe, was aus den veröffentlichten Grundrissen nicht hervorgeht, die Höhe

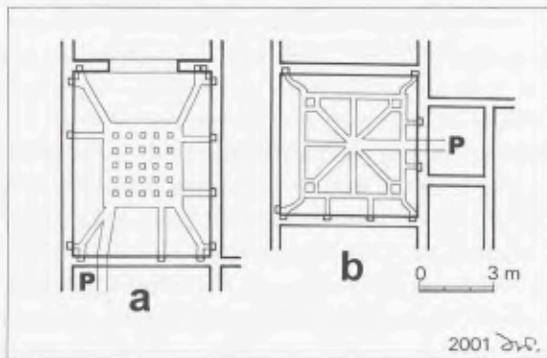
¹⁵ W. REUSCH, Die Aula Palatina in Trier. *Germania* 33, 1955, 189; F. KRETZSCHMER, ebd. 200.

¹⁶ E. BRÖDNER, Die römischen Thermen und das antike Badenwesen (Darmstadt 1983); HÜSER/BAATZ (Anm. 12); GRASS-

MANN (Anm. 12). – Kanalheizungen, wie sie in Lauriacum erwähnt werden, sind in keiner Weise mit der in Köln vergleichbar. L. ECKHARD, Das „Haus der Heizkanäle“. In: *Forsch. in Lauriacum*. 2 (Linz 1954) 58.



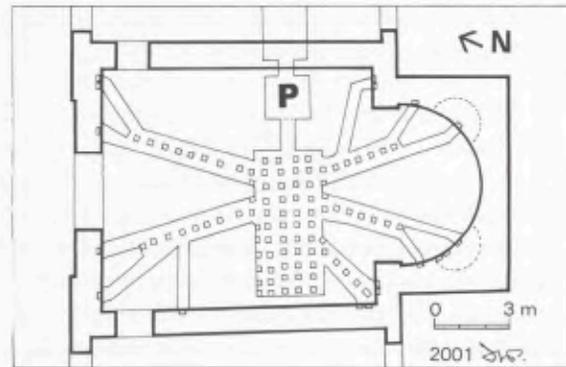
8 Bad Homburg v.d.H., Saalburg. Zwei Kanalheizungen (a und c) und eine Kompositheizung (b).



9 Silchester. Eine Kompositheizung (a) und eine Kanalheizung (b).

der Kanäle zu den Wänden hin verringert. Auch die beheizbaren Räume im englischen Silchester sind nicht viel größer¹⁷. Hier wurden mehrere reine Kanalheizungen, wie sie auch in der Saalburg vorkommen (a und c in Abb. 8) mit teilweise recht phantasievollen Linienführungen ergraben (b in Abb. 9), aber auch einige mit zentralem Hypokaustum, die somit den Typus der Kompositheizung vertreten. Ein etwa 7,20 × 5,50 m großer Raum (a in Abb. 9) ist dem oben erwähnten in der Saalburg sehr ähnlich, aber für einen Vergleich mit Köln ebenfalls zu klein.

Nur eine einzige der bisher veröffentlichten Heizungen scheint in Größe und Funktionsweise der in



10 Konz, kaiserliche Villa. Heizung des Apsidensaales.

Köln ähnlich zu sein. Es ist die des großen Apsiden-saales der kaiserlichen Villa in Konz bei Trier¹⁸. Seine Grundfläche ist zwar mit 142 m² nur wenig größer als die des älteren Hypokaustenraumes, doch das Heizsystem ist mit dem des jüngeren eng verwandt. Im Zentrum dieses Saales befindet sich ein etwa 5,60 × 2,60 m großes, von 55 Pfeilern getragenes Hypokaustum (Abb. 10). Von ihm gehen fünf breite Kanäle aus, die jeweils eine mittlere Pfeilerreihe besitzen. Sie verzweigen sich an den Enden in schmalere, stützenlose Kanäle, die zu den Tubuli in den Wänden führen. Eine Verengung der vom Praefurnium weiter entfernten Kanalquerschnitte scheint zunächst nicht gegeben zu sein, denn im Grundriss addieren sich die stützenlosen Endkanäle zu der gleichen Breite wie die mit Pfeilern versehenen. Allerdings beträgt die lichte Höhe im Hypokaustum etwa einen Meter, in den Endkanälen jedoch nur noch 0,5 m¹⁹. Damit dürfte auch hier wie bei der Heizung unter dem Dom das Prinzip der Verringerung der Querschnitte vorliegen. Bemerkenswert ist, dass zwei der insgesamt elf Endkanäle jeweils zwei Tubuli versorgen, einer sogar vier. Außerdem erscheinen in der Apsis die Enden von zwei Tubulisträngen, die mit keinem der Kanäle direkt verbunden sind. Vielleicht sind sie der Rest einer über die ganze Wand flächendeckend ausgebreiteten Tubulatur, die auf irgend eine Weise mit dem Hypokaustum in Verbindung stand. Möglicherweise bildeten sie jedoch nur eine Wärme-

¹⁷ J. WARD, *Romano-British Buildings and Earthworks* (London 1911); G.C. BOON, *Silchester. The Roman Town of Calleva*, Newton Abbot (London 1974) (hiernach die Abb. 9).

¹⁸ A. NEYSES, *Die spätrömische Kaiservilla in Konz* (Trier 1987) (hiernach die Abb. 10); K.-P. GOETHERT, *Die Villa in*

Konz. In: *Führer vor- u. frühgesch. Denkmäler 34* (Mainz 1977) 260.

¹⁹ Aus den publizierten Unterlagen geht nicht zweifelsfrei hervor, dass der Boden in den Kanälen vom Hypokaustum an kontinuierlich ansteigt, doch scheint eine Nebenzeichnung (Schnitt D-D) dies anzudeuten.

dämmung der Wand, wie sie aus Bädern in südlichen Gegenden bekannt sind.

Warmluftheizung oder Strahlungsheizung?

Auch in der Antike hat es, wie heute in Kirchen und anderen Großräumen, Warmluftheizungen gegeben. Hierbei nutzte man, ähnlich wie beim historischen Backofen, das Wärmespeichervermögen massiver Bauteile aus. Waren diese genügend aufgeheizt, löschte man das Feuer und ließ Frischluft durch die Heizkammer in die Räume strömen²⁰. Bei den hier behandelten Heizungen wird jedoch die Warmluft nicht direkt in den Raum, sondern aus den Kanälen in die Tubuli geleitet, die stets hinter der Oberfläche der Wand aufsteigen. Sie reichten vermutlich bis an die Oberkante des Raumes und traten unterhalb des überstehenden Daches ins Freie²¹. Die dünnwandigen Tonröhren, die nach außen durch die dicke Mauer vor Wärmeverlust geschützt waren, zum Inneren aber nur einen dünnen Verputz trugen, erwärmten sich durch die in ihnen aufsteigenden Verbrennungsgase und gaben deren Wärme dann, wie bei einem modernen Warmwasserheizkörper, als Strahlung in den Raum ab. Sehr eindrucksvoll konnte dies in der Trierer Palastaula nachgewiesen werden, wo hinter den Marmortafeln, mit denen die Wände bis zu einer Höhe von 8 m verkleidet waren, die Tubuli hochstiegen²². Eine solche Anlage kann man demnach als eine Wandstrahlungsheizung bezeichnen.

Allerdings stellt sich die Frage, ob die insgesamt zehn Schächte mit den innen je 0,265 m breiten Tubuli einen nennenswerten Beitrag zur Beheizung des 245 m² großen Raumes unter dem Kölner Dom hätten leisten können. Um als echte Wandstrahlungsheizung wirken zu können, hätten die beiden einander gegenüberliegenden Wände [1152 und 113] flächendeckende, von den zehn Schächten ausge-

hende Tubulaturengruppen besitzen müssen, also Röhrensysteme, die die Wand serpentinenartig überzogen und in allen Teilen von Warmluft durchströmt wurden. Doch dies lässt sich nur vermuten, aber aufgrund des bis jetzt aufgedeckten Befundes nicht beweisen.

Datierung und Nutzung

Allgemein werden die Kanalheizungen als die späteste Entwicklungsstufe des antiken Heizwesens angesehen. Da es aber bislang keine verbindliche Chronologie der Heizungstypen gibt, kann auch die Datierung der Villa in Konz in die Zeit um 350 n. Chr. nicht einfach auf die Kölner Anlage übertragen werden. Deshalb wird hier vorgeschlagen, sich ihrer zeitlichen Einordnung über die mögliche Nutzung des Raumes zu nähern.

Hierzu müsste zunächst mindestens der über der Heizung liegende Teil des Gebäudes in Grund- und Aufriss rekonstruiert werden. Es ist ja nicht einmal erwiesen, dass es überhaupt nur ein einziger Raum war. Es könnte auch eine ganze Raumgruppe gewesen sein²³. Da von den errechneten 245 m² nur zehn ausgegraben wurden, davon etwa sieben innerhalb des Hypokaustums, wo der Fußboden völlig verschwunden ist, und nur drei im Bereich der Kanäle, könnten unter den zwei bis vier Meter hohen Auffüllungen auch heute noch die Spuren von Zwischenwänden verborgen sein. Wenn es aber nur ein einziger großer Raum war, stellt sich die Frage der Überdeckung. Eine Steinwölbung kommt wegen der zu geringen Mauerstärke nicht in Frage. Auch Holzbinder von 15 m freier Spannweite wären viel zu schwer. Es müssten also Zwischenstützen vorhanden gewesen sein. Leider sind in dem kleinen aufgedeckten Stück des Fußbodens keinerlei Reste davon gefunden worden. Doch lässt die Anordnung des Hypokaustums und der Kanäle schnell mögliche Tragsysteme erkennen. Wenn man

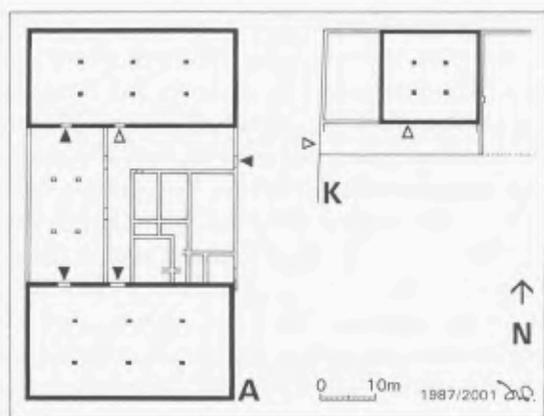
²⁰ H.O. LAMPRECHT, Hypokausten. In: Der Neue Pauly 5 (Stuttgart-Weimar 1998) Sp. 260. Das Prinzip wird auch bei der modernen Nachtstrom-Speicherheizung angewandt, bei der keramische Speicherkörper nachts durch billigeren Strom erhitzt werden und ihre Wärme über Tag mittels eines Gebläses an den Raum weitergeben.

²¹ Die Zugwirkung von Auslassöffnungen unterhalb der Dachtraufe ist deutlich geringer als bei einem das Dach überragenden Kamin. Dieser Umstand kann besonders beim Anheizen Probleme bereiten (vgl. Anm. 13), könnte aber auch

der Grund für die hier angesprochene Neuerung der Verengung der Hohlraumquerschnitte sein.

²² Vgl. Anm. 15.

²³ Weyres erwähnt zwar die Heizungsanlagen, nimmt aber keine Stellung zu der Frage, ob es sich um einen oder mehrere Räume handelt. Im Vorbericht (Die Domgrabung XXIV. Kölner Dombl. 47, 1982, 117) vermutet er aufgrund des Hypokaustums, dass es vor dem Bau der ersten Kirchen auf dem Gelände „eine bessere Wohnbebauung“ gegeben habe; s. auch WEYRES (Anm. 1) 40.



11 Frühe Kirchenanlagen in Aquileia (A) und Köln (K) im gleichen Maßstab.
Schwarze Pfeile: gesicherte Eingänge;
offene Pfeile: mögliche Eingänge.

annimmt, dass keine Stütze über einem Hohlräum gestanden hat, so ergeben sich relativ zwanglos zwei Reihen von je zwei oder je vier Stützen, die den Raum in drei mehr oder weniger gleich breite Schiffe teilten. In Abb. 5 ist eine der möglichen Stützenpositionen versuchsweise eingetragen, wobei hier einer Version mit nur vier Stützen der Vorzug gegeben wurde, weil bei dieser Anordnung die Spannweiten in der Oberkonstruktion mit ca. 5,2 und 4,9 m nach beiden Richtungen annähernd gleich sind.

Der auf diese Weise rekonstruierte Grundriss gleicht auffällig dem der beiden in Aquileia ergrabenen Kirchen des frühen 4. Jahrhunderts, die durch eine Inschrift im Fußbodenmosaik in die Zeit des im Jahre 319 gestorbenen Bischofs Theodorus datiert werden können (Abb. 11)²⁴. Darauf gründet sich die Vermutung, dass zumindest der jüngere beheizbare Raum unter dem Kölner Dom zu Be-

ginn des 4. Jahrhunderts den Christen von Köln als Kirche gedient haben könnte²⁵. Aus dieser Zeit ist auch erstmals der Name eines Bischofs bekannt, nämlich der des hl. Maternus²⁶. Historisch überliefert ist, dass dieser im Jahre 313 von Kaiser Konstantin zu einer Synode nach Rom berufen wurde. Unter den dort versammelten Bischöfen befand sich auch Theodorus aus Aquileia. Im Jahr darauf fand eine weitere Synode in Arles statt, auf der wiederum beide Bischöfe zugegen waren.

Maternus kannte also aus persönlichen Begegnungen den Bischof von Aquileia und vielleicht auch die beiden Kirchen, die ihm als Kathedrale dienten. Dabei ist es unerheblich, ob sie als Kirchen gebaut oder, was wahrscheinlicher ist, als Profanbauten errichtet und erst später für kirchliche Zwecke genutzt wurden²⁷. In der Grundrissgestalt stimmen die Anlagen von Aquileia und Köln weitgehend überein. Der Kölner Raum war zwar kürzer, hatte aber die gleiche Breite und vermutlich auch ein ganz ähnliches Stützensystem wie die beiden Räume in Aquileia.

Das Haus, zu dem nacheinander die beiden beheizbaren Räume gehörten, liegt auf einem Eckgrundstück, und zwar genau dort, wo die erste Nebenstraße östlich des nach Norden führenden Stadttors in die Wallgasse einmündet. An einer solchen Stelle innerhalb der Stadt lag auch die bereits 256 n. Chr. zerstörte Hauskirche von Dura Europos in Syrien²⁸. Dies ist keineswegs ein Zufall, denn für zahlreiche Bischofskirchen an anderen Orten des römischen Reiches lässt sich ebenfalls die gleiche charakteristische Lage nachweisen, darunter allein 37 in Gallien²⁹. In Spanien trifft dies unter anderem auf die Kathedralen von Astorga, Avila, Gerona und Leon zu, in Italien auf Aquileia, Como, Florenz, Lucca, Luna, Ravenna, Turin und Verona.

²⁴ H. KÄHLER, Die frühe Kirche. Kult und Kultraum (Berlin 1972) 43 Abb. 9. Auch als Taschenbuchausgabe (= Ullstein Kunst Buch 36 066, Berlin 1982).

²⁵ A. WOLFF, Vorbericht über die Ergebnisse der Kölner Domgrabung 1946–1983. Forschungsber. des Landes Nordrhein-Westfalen Nr. 3000 (Opladen 1983) 29; DERS., Vermutungen über die frühesten christlichen Bauanlagen unter dem Kölner Dom. Röm. Quartalschrift 83, 1988, 44.

²⁶ Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, Bd. 1, bearb. von F.W. OEDIGER (Bonn 1954–61) 9; A. WOLFF, Quellen zur Frühgeschichte der Kölner Kirche. In: WOLFF (Anm. 2) 63; G.D. MANSI, Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio II (Nachdr. Leipzig 1901) 469.

²⁷ S. RISTOW, Zur Frage einer frühchristlichen Bischofskirche

unter dem Kölner Dom. Jahrb. Antike u. Christentum 40, 1997, 176 lehnt u. a. mit Hinweis darauf, dass die Hallen in Aquileia zunächst als Profanbauten errichtet wurden, eine Deutung der hypokaustierten Räume unter dem Dom als Kirche ab.

²⁸ RAC IV, Sp. 358, m. umfangreicher Literaturangabe; KÄHLER (Anm. 24) 40.

²⁹ A. WOLFF, Zur Lage der frühchristlichen Kirche in der antiken Stadt. In: Akten XII. Intern. Kongr. für Christl. Arch. (= Jahrb. Antike u. Christentum Ergbd. 20,2 [Münster 1995]) 1299 Anm. 14. In diesem Aufsatz finden sich auch Überlegungen zur Herleitung der offensichtlich weit verbreiteten Praxis, für die Bischofskirche einen Platz an der Stadtmauer zu bevorzugen.

In Nordafrika wäre Tipasa zu nennen, in England Lincoln und vielleicht London. Rein zufällig wurde bei der Suche nach verwandten Heizungssystemen entdeckt, dass auch in Silchester die dort ausgegrabene Marienkirche, eine schlichte Basilika mit Westchor, unmittelbar an der Stadtmauer liegt, und zwar genau an der Einmündung der ersten Nebenstraße südlich des Tores, durch das die Straße nach London führte³⁰.

Nicht ohne Bedeutung dürfte auch die Tatsache sein, dass sowohl in Köln wie auch in Aquileia die kirchliche Nutzung des Geländes bis in die Gegenwart erhalten blieb. Auch dies ist kein Einzelfall sondern die Regel, denn es trifft auf fast alle der oben erwähnten Bischofskirchen zu.

Sollten sich diese Überlegungen als richtig erweisen, so wäre die römische Heizung unter dem Kölner Dom mit aller Vorsicht in das Jahrzehnt nach 313 zu datieren. Allerdings käme ihr dann auch eine Bedeutung zu, die weit über die technischen Aspekte einer für antike Verhältnisse hochgradig perfektionierten Hypokaustenanlage hinausging. Doch um der Beantwortung dieser für die Frühgeschichte der Kirche von Köln so bedeutenden Frage näher zu kommen, müsste man die Ausgrabungen unter dem Kölner Dom fortsetzen. Vielleicht erweist sich dann, dass der große hypokaustierte Raum einmal die Kathedrale des hl. Maternus war.

Abbildungsnachweis

1 Photo Dombauarchiv Köln, Matz und Schenk; 2–3 nach W. Schneider, 1983; 8 nach D. Baatz, 1979; 9 nach

J. Ward, 1911; 10 nach A. Neyses, 1961/62; 11 nach H. Kähler, 1972.

³⁰ BOON (Anm. 17) Abb. 28 und Faltpfan am Schluss des Bandes.

The Flavian-Trajanic legionary fortress in Nijmegen

A pilot study for future analysis

1. Introduction

1.A A definition of the problem

The subject of this paper is the great legionary fortress on the Hunerberg at Nijmegen dating from the period of the Flavian emperors and Trajan, large parts of which were excavated between 1951 and 1983. In the Flavian-Trajanic period, the fortress was the central element of the military complex on the Hunerberg which also included the camp village – the *canabae legionis* – and the cemeteries belonging to it outside the fortress. The excavations in the legionary fortress discussed in this study were carried out under the direction of H. Brunsting (mainly from 1957 to 1967) and the author (from 1972 to 1982). Two field technicians, R. Woudstra, until 1972, followed by K. Greving, played an important part in the fieldwork. Up to now, only brief preliminary surveys or sub-aspects chosen more or less at random have been published on this extensive investigation¹. The volume and complexity of the data collected is exceptional by current standards, and analysing all of it requires the effort and dedication of a small, though constant team of researchers during a succession of years.

The main problem is how to analyse and publish the results of these excavations so that they will be useful, and this is essentially technical as well as a matter of content. To what end must the huge quantity of data be analysed and how is it to be published in text and illustration? The problem stems from two general trends in the archaeology of the 1970s, which were not confined to the Netherlands. One was the expansion of fieldwork in the excavation of more or less complete settlements and their inclusion in regional projects; the other was the change in objective in which,

under the influence of the processual paradigm, more value is attached to ‘meaningful analysis’ by a method and hypothesis which are more explicitly formulated than was usually the case. The increase in scale and project organisation means that research spans many years and even decades. Staff members, hypothesis and method change in the course of time, so that there can be a discrepancy between the nature and quality of the data collected and the desired objective in the final analysis.

As to the technical difficulties, we may be relatively brief. Basically, they consist of how to condense hundreds of cubic metres of finds, thousands of find numbers and tens of thousands of square metres of soil traces into a manageable and reasonably intelligently ordered pile of bound paper, known as a book. The solution to this technical problem is of vital importance, particularly for the large-scale archaeological projects of the 1970s and 80s, and must be found in the 1990s or 2000s, if only for the reason that the professional careers of most of the researchers involved will come to an end in this period. If no solution is found one might rightly wonder what was the point of all this research and why it is still being continued. The answer to the technical problem cannot be exclusively sought in technical solutions such as the use of computer science, even though these may prove useful. Nor is a restriction to ‘objective’ reporting and documentation of observations acceptable in the present view. Only the conscious and explicit formulation of the concept and objective for analysis can restrict the quantity of information and produce ‘meaningful’ statements which will still be satisfactory in the future. The significance attached to the term ‘meaningful’ depends on the trend followed by the researcher, be it conscious or not². This is the ‘subjective’ element in the research which is inherent in the chosen analysis.

¹ BLOEMERS et al. 1979, 37–56.

² For a survey of trends: HODDER 1991².

There is no need to go into these general developments whose validity and topicality is not confined to Dutch or European archaeology³.

The conceptual point of departure, which is that processual archaeology is a useful frame for investigating the cultural, historical and ecological aspects of human communities in context, was specifically chosen for the investigation in question. This approach is useful in ordering the wealth of data and possibilities, and in tracing links and solving problems. The quantification of the relations in a strictly systemic sense or the formulation of generalisations of an explanatory nature is not the goal pursued here. It is clear that explanations will tend to be qualitative and that they will not exclusively result from the processual approach. The theories of contextual archaeology about the significance of human actions and perception may also play an important explanatory part⁴.

The general spatial and socio-economic starting-point is the extensive settlement at Nijmegen, particularly in the decennia around AD 100. It is evident that its significance cannot be separated from the eastern river area which is the surrounding area and part of the Roman border defences along the Rhine⁵. The actual integration of the two levels of investigation, settlement at Nijmegen and in the surrounding area, is, in itself, a methodological problem; it will not be discussed here. This means that the emphasis comes to lie on the so-called 'intra-site' analysis of finds and traces and their interrelation as an expression of the use of space by human communities, and also on the transformation processes to which finds and traces are subjected⁶. This type of analysis is advisable for settlements from the Roman period, but has not yet been carried out often⁷. In the cases where this has been done the first results are promising. Several more or less random examples of this kind of research or attempts at it are the analyses of finds and traces from military fortifications at Valkenburg, Longthorpe, Newstead, Usk, Oberstimm and Windisch

and the villa at Stutheien⁸. Results of analysis in analogous subrecent contexts of border settlements with a specific function also point in the same direction⁹.

The Roman military occupation in the widest sense of the term in the period around AD 100 at Nijmegen and the investigation of it is perhaps particularly suitable for spatial and socio-economic analysis because of the inherent characteristics of this kind of settlement and our detailed knowledge of the most common types of finds. The settlement features consist of the legionary fortress, the surrounding camp village, the cemeteries and the rubbish dumps. The legionary fortress and its occupants can be considered a reflection of Roman society at the end of the first century AD, albeit on a reduced scale, in the context of military organisation, and therefore with the emphasis on the male component. The lay-out of the fortress was determined by functional and social aspects (Fig. 1). The infrastructure serves the housing and support of an army unit of about 5.000 men with a wide range of requirements, tasks and specialisms. The general social branches and the military hierarchy also found their expression in the division of space. Approximately 75% of the eastern part of the fortress was excavated, i.e. ca 35% of the total surface area of 15–16,5 hectares. In combination with our general knowledge of Roman army organisation this is a good basis for formulating a number of hypotheses for analysis. The existence of the camp village is closely connected with that of the fortress, but it has a much more irregular structure and knowledge of this type of settlement is far more limited because it received less attention in research. It is usually assumed to have had a trading, craft and recreational function for the fortress. Since 1972, large sections of the camp village at Nijmegen have been excavated, and eventually this settlement feature may play an interesting part in the analysis. For the time being, however, it will be left aside, as will the large

³ RENFREW 1983.

⁴ BLOEMERS/VAN DORP 1991, 63–72.

⁵ For a recent topographical overview see VAN ENCKEVORT/THIJSSSEN 1966. For the Batavian regio see WILLEMS 1981 and WILLEMS 1984. In 2001 the NOW-funded research program 'Roman Nijmegen: headquarters and capital in the region of the Batavians' has started, which focuses on Roman Nijmegen as military and civilian central place and its regional function.

⁶ Intra-site analyses: CARR 1984; HIETALA 1984. – Transformation processes: BLOEMERS/VAN DORP 1991, 144–145.

⁷ VON PETRIKOVITS 1975, 53.

⁸ Valkenburg GLASBERGEN/GROENMAN-VAN WAATERINGE 1974. – Longthorpe, Newstead and Oberstimm: BISHOP 1986; SCHÖNBERGER 1978. – Usk: GREENE 1984. – Stutheien: ROTH-RUBI 1986. – Windisch: HOLLIGER/HOLLIGER 1985; HOLLIGER/HOLLIGER 1986.

⁹ SOUTH 1974; LEWIS 1977; FEISTER 1984.

rubbish dump between the fortress and the camp village in the northeast. This dump offers the opportunity to gain insight in the way in which rubbish was dealt with. The position of the cemeteries has been determined fairly accurately but up to now not one site excavation has been done. This is regrettable since it prevents a comparison being made between the culture of the living and the dead.

Earlier research in connection with the military occupation of Nijmegen resulted in a singular knowledge of the typochronology of the most common find groups, in particular pottery. The pottery analyses of Holwerda (Belgic and Holdeurne Ware), Brunsting and Stuart (the so-called common pottery) provide an excellent instrument for accurately describing the large quantity of pottery from the excavations as to form and date¹⁰. In addition to which, knowledge of Terra Sigillata, coins, glass and bronze ware/vessels is available in a more or less specific form thanks to years of research. This means that the analysis of a great many finds can concentrate on the socio-economic information instead of the typochronological information.

Finally, it is of the utmost importance that, according to the present view, the active military occupation was limited to a relatively short and sharply defined timespan of no more than 50–60 years between about AD 70 and 120–130. Roughly speaking, two periods of settlement can be distinguished in the fortress and the camp village at that time in the form of wooden buildings and defences which were replaced by stone structures¹¹.

1.B Aim and starting points

The aim of the study described here is to determine the feasibility of the approach outlined above, which focuses on the spatial and socio-economic aspects of the entire Roman military occupation of Nijmegen in the period AD 70–120/130. In short, it concerns a pilot study to find the key to the final analysis and presentation. Three sub-regions of the legionary fortress were taken as a first experiment. In this way, we can gain insight in the kind of questions that may arise and the type of information provided by the answer to these questions. In the second place, the method of working and its results

can be determined. Finally, a decision will have to be made on the basis of this experiment whether the approach is useful and feasible. The nature of the experiment implies that the approach and the method are, in a certain sense, more important than the present archaeological results, but also that the development and working out of both are unfinished and incomplete in this stage of the investigation.

The basic assumption is that soil traces and material remains reflect human behaviour of the past in a meaningful way. This reflection, nevertheless, has been distorted by cultural and natural transformation processes. In the case of the legionary fortress, we should first be aware of the fact that the fortress underwent a conversion from wood to stone, and was finally abandoned in a regular way; as to the manner of dismantlement, nothing is known at present. There is certainly no question of any Pompeii-like situation in which we find life petrified as it was at the moment the settlement was abandoned. Second, it is obvious that the extremely concentrated buildings and settlement meant that, from a functional and hygienic point of view, waste disposal had to meet special requirements; much of the refuse would have been removed from the fortress. Finally, there are two post-depositional processes which have resulted in much loss of information. In the Late Middle Ages, the remains of tuff stone walls were almost entirely broken away and used for mortar. It is from this period that the first Roman finds date, and also the first scientific interest in the Romans. The second and much more systematically performed process of destruction was archaeological investigation. In particular, the removal by machines of the so-called disturbed topsoil caused the loss of many finds which, it is true, were not usually in their original positions but may well have been approximately so. Agricultural use of the area in the period between these two great post-depositional processes of destruction would only have caused relatively slight damage.

If we take these transformation processes into account, we may assume that the fortress reflects the social, functional and economic-logistic structure of Roman army organisation at the legionary level. This legionary level implies that organisation was not a purely local task, but that it also played

¹⁰ BRUNSTING 1974; HOLWERDA 1941; HOLWERDA 1944; STUART 1977a; STUART 1977b.

¹¹ BLOEMERS et al. 1979, 38–56.

a part in the Northwest sector of the Rhine border. Moreover, it is essential that this organisation could hardly have been self-sufficient as far as production and reproduction were concerned, but that it was embedded in the socio-economic system of the empire; in other words, the treasury was the main, if not sole economic basis. Social organisation was very differentiated and a blend of civilian and military hierarchy. For the higher-ranking officers from the classes of senators or *equites*, the military position was often one stage in their careers, with civilian offices as another important part; the lower military ranks were occupied by professional soldiers. Military hierarchy can be summarised for our purpose in the ranks of commander, staff officers, officers, men and specialists. The functions of the fortress comprise a. the role of military centre for attack and defence in Nijmegen itself, but also for the coordination of attack and defence in the downstream area of the Rhine zone, b. the aspect of feeding and housing the garrison and c. care for the economic-logistic structure in the form of supply and treatment of raw materials for housing, food, equipment, transport etc. These social, functional and economic-logistic aspects can all be found, to a certain extent, in the division of space and the use of the material culture. The division between defences, craft and housing facilities with their variation in surface area in accordance with rank, facilities for food storage and preparation, drinking water, hygiene in the form of buildings and inventory are the subjects of this investigation.

The objective of this pilot study – to determine the feasibility of a spatial and socio-economically oriented analysis – which is, for the time being, limited – naturally conceals a more fundamental problem: which of the questions about aspects outlined above will actually be answered by means of archaeological investigation in Nijmegen.

1.C The choice of three sub-areas

In the eastern section of the legionary fortress three sub-areas were chosen from a provisional series of 14; they are numbers 3, 5 and 9 (Fig. 1).

Area 3 is situated in the Northeast of the fortress, has a surface area of 9.022 m², and probably served to meet general needs in the form of crafts and a central water supply; the outer side borders the Northeast defence zone of the fortress.

It was completely excavated in the first years of the investigation between 1959 and 1961, a period in which excavation was done mainly by hand. Area 5 lies in the centre of the camp and comprises four houses for high-ranking officers, probably with a living and working function for a comparatively small group of high-ranking persons together with their staff. The excavated surface area is 2.477 m², but only the Northeast section of the area with a surface area of 2.084 m² was completely excavated. The excavation was carried out in various stages between 1962 and 1965 by hand and by machine. Area 9 is situated in the Southeast of the fortress and has an excavated surface area of 1.533 m², in which a barracks for a *centuria* and adjoining *intervallum* and road were uncovered. Living and working accommodation for about 80 soldiers and their officers must have been located here. A section was excavated in 1962 and again in 1974, and another section was investigated in 1974 and 1977.

The three areas are representative of various aspects which are of importance to the analysis. They are spread over the fortress producing different situations with regard to the intensity of occupation and nature of preservation. The socio-economic status and function is represented by staff officers, officers, infantrymen and craftsmen distributed over a space in which they lived and worked and where central facilities such as the water supply were to be found. Finally, the different excavation techniques which were used in the course of time are allowed for in this way. Area 3 was one of the first areas to be excavated. The results may have been influenced on the one hand by unfamiliarity with the expected phenomena, or on the other hand by the fact that the excavation was mainly carried out by hand. By the start of the excavation of area 5, there was a good idea of the nature of settlement, but here the presence of modern buildings and parcellation made it difficult to achieve a complete and more or less simultaneous survey of the traces. The same applied to excavations in area 9 in 1964, but a coherent picture was achieved in 1974 and 1977. This was the first time that more or less systematic use had been made of a metal detector and sieving and flotation techniques in search of special categories of finds.

The choice of these three areas means that a number of others which might throw more light on the matter in question have temporarily been left

aside. For example, the differences in rank between the cohorts (e.g. areas 2 and 4), area 1 with its specific storage function in the form of *horrea*, the *principia* with its administrative centre in area 6 and the possible refuse dump outside the fortress along the Southeast slope of the Beekmansdal.

1.D The choice of analysed traces and finds and the method of analysis

1.D.1 The choice of soil traces

The soil traces were analysed per area; wherever it proved necessary, the areas were subdivided into sub-areas. This was done when smaller functional units could thus be formed or when the variation in surface area of the areas could be given less extreme values. In most cases the sub-area was the most important unit for a first analysis. A division into periods was done on the basis of the division between wooden and stone buildings, for which there is generally one phase each; only very exceptionally are two phases found for each type of building. The division into sub-areas was generally applied to the wooden building phase as well as to the stone building phase, since there is great similarity between both periods with regard to the division of space. Incidentally, and particularly in area 3, occupation layers were useful for periodising the traces. Some of the pits can be placed in relative succession on the basis of cuts by or of building traces.

The sub-areas area spread over the built and unbuilt space. Buildings were only analysed superficially. No more attention than absolutely necessary was paid to lay-out, function and periodisation. Wherever possible, the position of rooms, galleries or inner courts and main entrances was determined. Variables in the analysis are the construction in wood or stone, the overall shape, the surface area of the building as a whole and obvious details such as interior plan, floors, entrances, pools and heating systems. Roads were also included in the open spaces outside buildings; variable used were surface area, shape and possible paving.

In addition to the built and unbuilt space, special attention was focused on the pits. It is, after all, from these that most of the finds come, and insight in the significance of the pits is of course essential to find analysis. All the pits, even those without any

finds, were analysed, with the exception of true postholes belonging to buildings, fences and the like. In general, pools and deepened spaces of a hypocaust were counted as pits; ditches and gutters were not included. A total of 588 pits were found in all areas and divided over the three areas as follows:

Area	3	5	9	Total
Number of pits	324	89	175	588

The variables of the pits are numbers and measurements expressed in surface area and if possible in volume. It was decided not to make a distinction between pits inside or outside buildings at this stage. In principle, attention was only paid to difference in function, form and fill during the preliminary analysis; it has not yet yielded any useful information in further analysis. Nevertheless, some pits stand out as a result of their extremely clean fill, large quantities of charcoal or roofing material, or greater depth or content. This information has been mentioned whenever relevant.

1.D.2 The choice of the finds

Only the finds from pits as described above have been analysed. The consideration is that most of the finds collected came from pits and that these have a reliable location and association. Pit contents were primarily analysed per individual pit, then per area and if necessary per sub-area and per period. The idea behind this was that the number of finds per pit was too small to produce reliable results, certainly if they were divided into categories. Greene came to the same conclusion when analysing the pit complexes of the legionary fortress at Usk¹². It can only be done in the case of very large complexes. No distinction was made between complexes situated inside or outside buildings.

Only the handformed and wheelthrown Roman pottery was included in the finds analysis; waste products, crucibles and fragments of millstones were only included ad hoc with the help of the preliminary inventory lists. Pottery is by far the largest group and here too the main problem is the method of analysis, objective and representativeness. The total number of specimens was established from all the identifiable forms and types of which the number of specimens could be determined in the find complex after removing the wall fragments

¹² GREENE 1984, 408–409.

of Smooth and Coarse Wares. A number of bases which could not be identified further as to form and type and which were unique in their find complex were added. A total of 2971 vessels from all areas were used for the detailed analysis, which are divided over the three sub-areas as follows:

Area	3	5	9	Total
Number of vessels	1909	582	480	2971

The following were not included: coins, glass, metal, building materials, rooftile stamps, graffiti and bone material. Of the groups analysed, quantity, type or form, function, make, size, wear traces and date were registered according to current typochronology. In the case of pottery, a preliminary conclusion was drawn on the grounds of generally accepted views, about the place of production in terms of local, regional and supra-regional origin without any kind of origin analysis being done. No attention was paid to aspects of distribution of finds which fitted each other or belonged together and the degree of fragmentation and weathering as a symptom of formation processes, the investigation of possible food remains on pottery or the refinement of the current typochronology.

1.D.3 The method of analysis used for soil traces and their relation to the finds

Within the scope of the pilot study, the most important unit for the analysis of traces and finds is the sub-area or area, if the latter is not too large. The analysis of most of the data was limited to simple forms of quantification; whenever it was considered useful, incidental attention was paid to the qualitative aspects. Ratios were estimated whenever possible to facilitate comparison of data, and then mostly with regard to the surface area of the sub-areas. The chronostratigraphical difference between wood construction and stone construction was only used when the amount of data used remained large enough to be useful. The following positions or combinations of positions are chronostratigraphically possible: under (UFW), contemporaneous with (FW) and through or over (TFW) the Flavian wooden buildings, under (UFS), contemporaneous with (FS) and through or over the Flavian stone buildings (TFS).

The soil traces and finds were processed and described in two separate procedures. The ca-

tegories of data were subsequently linked up and analysed from a spatial and socio-economically oriented perspective. The results were then considered in the light of the aims of the pilot study, which were to determine the practicability of this type of analysis.

1.D.4 Methods of analysis for the contents of the pits

The methods of analysis used for the contents of the pits can be distinguished into methods connected with typochronology and chronostratigraphy, quality and quantity. The results of the analyses were finally recorded in such a way that the data could be processed by a computer.

1.D.4.a Typochronology and chronostratigraphy

Only limited use was made of typochronological and chronostratigraphical analysis. A number of pits had already been excluded on chronostratigraphical and typochronological grounds since a preliminary inventory had shown that they belonged to the pre-Flavian occupation of the site¹³. In addition, a number of types and forms were removed from the database at a later stage for typochronological reasons because they were considered to be the evidence of earlier activities on the site of the *castra*. Neither method of analysis was used since it could be assumed that the Flavian and pre-Flavian settlement and use of the site had only lasted for about fifty years – and only thirty-five years on an intensive scale. It did not then appear relevant to this investigation to subdivide this period any further, partly because of the fact that a typochronological refinement, on the basis of the few fragments of easily datable Terra Sigillata, would prove difficult, if not impossible.

1.D.4.b Qualitative analysis

The first qualitative analysis of the contents of the pits was done by means of a classification of the mobilia into material groups and categories. A similar though overall classification had already been made on the basis of a system designed by the State Service for Archaeological Investigations (ROB) for the computer processing of the Nijmegen find material¹⁴.

1. The classification was restricted to the following

¹³ This preliminary inventory was carried out by J.H.F. Bloemers, W.J.H. Willems and P.A.M. Zoetbrood.

¹⁴ The system was designed and adapted to process the analyses by P.A.M. Zoetbrood.

groups, namely: Terra Sigillata, Fine Wares, Gallo-Belgic Wares, Colour-coated Wares, Smooth Wares, Thick-walled Pottery, Coarse Wares and Native Pottery.

2. The material groups were subsequently more closely specified into categories like for example the coarse pottery¹⁵. The pottery of this category which was fired in an oxidising atmosphere and which is mostly reddish-orange in colour is considered, on the basis of these features, to originate mainly from the military pottery on the Holdeurn near Berg en Dal, although this has not yet been confirmed by ceramological research¹⁶. It could also have been produced in potteries in the immediate surroundings of the legionary camp¹⁷. We may assume that this category of roughwalled pottery and the fine Nijmegen ware comes from the local legionary potteries. As to the assumed military provenance a distinction is made between the other roughwalled pottery and the Nijmegen roughwalled ware. However, this does not mean that the other, mainly reduced roughwalled pottery may not be of local origin, as one might expect from the large quantities found¹⁸.
3. A third variable in the qualitative analysis is identification according to form and type¹⁹. This was done on the basis of the literature consulted, which was usual in the case of Nijmegen finds²⁰.
4. A fourth method of analysis regarding quality is research into and determination of the function of pottery forms. The aim of this research is eventually to gain insight in the spatial distribution of functions, so that activities connected with certain functions can be localised. It is still difficult to find an answer to the question of what specific aims a certain type or form was used for, because our knowledge of functional analysis, even that of Roman pottery, is still very limited.

In order to determine the functions, an inventory

was first made of the expected functions of the pottery. This provided a division of the functions into five main groups, namely: tableware, kitchenware, storage/transport, lighting and craft. Two groups were added for the remainder, diverse and unknown. The groups table and kitchenware, storage/transport and diverse were further subdivided into specific functions.

To support the identification of functions, an inventory was made for each specimen if possible, of traces which could give a clue to its use. At the same time the workability and possibilities of this analysis of wear traces were tested. Traces made during the manufacturing process were disregarded. Intentional traces caused by scratches or butts, in the form of graffiti were not considered to be traces of use.

In the description of the traces of use, location, sort and intensity of the traces were indicated by means of a numeric code.

5. A fifth form of qualitative analysis is that concerning the value of a vessel. Little or no attention was paid to this in the investigation, mainly because an analysis of this kind has not yet been systematically done anywhere and therefore we have little knowledge of this field. It is, however, important that attention is paid to this aspect in the future since it provided a good instrument for determining differences in, for example, the level of wealth and status. Although not investigated and described as such, differences in value seen in the effort made in the decoration and the distance between area of production and place of use were taken into account in further analysis.
6. A sixth method of qualitative analysis concerns the fragmentation of a vessel, although here there is an overlap with quantitative analysis. The number of rim, wall and base fragments of each vessel was recorded, but no further analysis of these data has been done.

¹⁵ The techniques mentioned under coated wares are based on Stuart's description of these techniques: STUART 1977b, 20.

¹⁶ HOLWERDA 1944, 5-7.

¹⁷ HAALBOS/THIJSEN 1977, 107-8. - Ovens were found at the town of Ulpia Noviomagus in which similar pottery was produced. The ovens, however, date from after the middle of the second century AD, and the types found here are seldom found in military potteries: HAALBOS 1990, 163.

¹⁸ An oven was found in the western *canabae* in which reduced coarse pottery among other things was produced: BOGAERS/HAALBOS 1988, 34-7.

¹⁹ The thick-walled amphoras were identified by J.H. van der Werff.

²⁰ If applicable, the abbreviation used for the various types is given in brackets: Dragendorff 1895 (DRAG); Dressel 1899/1978 (DRES); Déchelette 1904 (DECH); Knorr 1907 (KNORR); Loeschke 1909 (HA = HALTERN); Ritterling 1912 (HOFH = HOFHEIM); Oelmann 1914 (NB = NIEDERBIEBER); Albrecht 1938 (OB = OBERADEN); Holwerda 1941 (HBW = HOLWERDA BELGISCHE WAAR); Holwerda 1944 (HNW = HOLWERDA NIJMEEGSE WAAR); Pélichet 1946 (PEL); Hawkes & Hull 1947 (CAM = CAMULODUNUM); Stuart 1977 (ST); van der Werff 1984; Peacock & Williams 1986.

1.D.4.c Quantitative analysis

This method of analysis in particular is of the greatest importance to this type of investigation. All previous analyses were finally rounded off with the determination of the number of specimens present per material group, category, type or form, giving numerical insight in the proportions per established unit.

At first, the individual pit was taken as the starting-point for the quantitative analysis of the finds, despite Greene's data²¹. The finds were inventoried per pit because this was their most direct find context, bearing in mind the fact that further investigation would be done at the level of the individual pit, so that all the data required would be available. Starting from the pit as a closed find complex, it was decided that each fragment or group of fragments which was unique on the basis of material and form characteristics within this context represented one specimen. In this way the number of vessels represented in the pit was then established. This approach was adjusted for various reasons at a later stage in the investigation²².

2. Relation between features, finds and the socio-economic function of the (sub-)areas

2.A Introduction

The observations concerning (sub-)areas, building traces, pits and finds may be significant for various phases of activity in the legionary fortress: the layout c.q. building of a part of the camp, the actual active use with and without full occupation, the maintenance c.q. rebuilding and renovation and final abandonment (Fig. 1).

In the layout c.q. building of the space a distinction can be made between the use of buildings and open spaces as intended for the functioning of the legionary organisation and as was actually the case and at variance with the original intention, for example, if the camp was not fully occupied temporarily. The pits may be the reflection of various activities connected with the original objective such as work, building activities, maintenance and renovation or work to do with the final abandonment

c.q. breaking up/dismantling of the fortress. The finds may be the random and chance material reflection of the daily use of the space, insofar as mobilia were not removed as refuse or taken away on departure. What remained is in this case a highly selective and fragmentary part of what was originally used. The pit contents may also be the product of specific circumstances like the clearance of household goods and commodities left behind, whether or not subjected to a prior selection, which were purposefully deposited as a complex. The finds may again be the residue of work from different phases of use of the camp which were not subjected to selection.

The following description of the three areas is restricted to the essentials of analysis and conclusion. They are based on the detailed analysis of features and finds, which however is left out.

2.B Area 3

2.B.1 Sub-area 3A

The number of pits and finds in sub-area 3A is the highest of all the areas; The number of pits remains high, relatively speaking, and there is an average number of finds. There is, therefore, intensive activity of various kinds.

The spatial function of sub-area 3A is a. a rampart/wall with *intervallum* 7 m wide, where there are comparatively few pits, most of which have no finds; and b. a 10 m wide space behind a. where, during the timber building phase, there was an atypical rectangular building, and in the stone building phase a small, also atypical room.

The conclusion from detailed analysis is that in sub-area 3A

- a. more than normal quantities of refuse were deposited;
- b. craft activities took place in which fire was used and slag was left behind as refuse;
- c. more was drunk and discarded than usual, which is perhaps connected with the activities around fires;
- d. the defence function of the rampart/wall and the *intervallum* was not in conflict with the deposition of refuse and the craft activities, and
- e. the function of the buildings is not clear.

²¹ GREENE 1984, 408–9.

²² The analysis of the finds was carried out by R. van Dierendonck, (Bloemers et al. in prep. Chapter IV.4.B; see Acknowledgements).

2.B.2 Sub-area 3B

The number of pits and finds in sub-area 3B is, relatively speaking, among average for the sub-areas. In an absolute sense, the finds are remarkable because of their large numbers.

The spatial division is similar to sub-area 3A with regard to the defence function of rampart and *intervallum*. Behind these there was an atypical rectangular timber building in the wooden building phase, and a small stone extension to the large building in sub-area 3C in the stone building phase. During the latter phase the open space was paved with tuff.

The conclusion is that in sub-area 3B

- a. more than normal quantities of refuse were deposited;
- b. this was not adverse to the defence function of the rampart and *intervallum* and
- c. the function of the buildings is obscure.

2.B.3 Sub-area 3C

The number of pits is average, the quantity of finds is relatively and absolutely small. The number of cooking utensils is below average.

During both the wooden and the stone building phases there was a large building with an inner courtyard in this sub-area. The stone building was interpreted by von Petrikovits as a „Magazin vom Hofytp“.

Sub-area 3C can be interpreted as a space reserved for collective use. Evidence for this are the small number of finds, fewer cooking utensils, the construction of the stone building around an inner courtyard with a pond which could only be reached via the building, thus restricting free use of it. The find assemblage would appear to support von Petrikovits' interpretation of a warehouse, based on the appearance of the stone building; it could not have been a permanent residence. It seems probable that the wooden building may also have served the same purpose. It would then have been a warehouse in which pottery used for transport or storage was apparently of little importance.

2.B.4 Sub-area 3D

There are very many finds in sub-area 3D, in both a relative and an absolute sense, certainly in comparison with the small number of pits. The majority of the finds, 68%, originates from three pits (nos. 1, 2 and 38). Pit no. 1 contained the greatest number of vessels of all the pits and stands out for its extremely

large quantity of Coarse Nijmegen Ware. Among the pottery the drinking-vessels (Coated Wares) and the cooking utensils of Nijmegen make (Coarse Ware type HNW 66) are conspicuous. In addition there are waste products (no. 001/ofs) and crucibles (no. 472/dfs) in the corner of the stone building. Most of the pits are older than the stone building phase.

The sub-area has a defence function with a rampart, tower and *intervallum* which was unusually narrow in the stone building phase. The space was unbuilt in the wooden building phase, and in the stone building phase there was an atypical building interpreted by von Petrikovits as a „Werkhalle“ or *fabrica*.

The conclusion is that in sub-area 3D

- a. a relatively large quantity of refuse was deposited mainly prior to the stone building phase, when this site was unbuilt;
- b. some craft activities took place, prior to but also contemporaneous with (or after?) the stone building phase;
- c. drinking and cooking vessels were used or at least deposited;
- d. the possibilities for using the *intervallum* were limited by its narrowing to 2,5–3 m;
- e. the function of the stone building is difficult to determine, but it may have been connected with craft activities.

2.B.5 Sub-area 3E

There are very few finds, both relatively and absolutely. However, the number of crucibles (pit no. 136 with 64 fragments) and waste products (pit no. 24 with 24 specimens) is striking.

During the wooden building phase there was a building here with a large inner courtyard, and in the stone building phase this is an open, though walled space.

The use of sub-area 3E shows similarities to that of sub-area 3C as regards the small number of finds; the space must have had a collective function on the basis of its shape and the finds. There is evidence of craft activities, some spread over the area, some still possibly belonging to similar activities in sub-area 3D (nos. 20, 24 and 467).

2.B.6 Sub-area 3F

In sub-area 3F there are very few finds in an absolute sense and relatively very few pits. Rampart and *intervallum* represent the defence function. Buildings during the stone building phase are connected with

the (central?) drinking-water supply of the fortress. The finds and buildings consisting of a wellhouse and a reservoir clearly indicate that the site had a collective function. The deposition of refuse is therefore minimal, for obvious reasons of hygiene, so the area was kept clean. The sub-area with the wooden building from the preceding phase possibly served the same purpose, which was the drinking-water supply, assuming that there was continuity in spatial use. Evidence for this are, for example, the channels from the wooden building phase which were interpreted as water pipes or gutters.

2.B.7 Sub-area 3G

The finds and pits are similar to those in sub-area 3F: very few finds and very few pits. Rampart and *intervallum* make up the defensive elements of the area. Only in the stone building phase was there an atypical rectangular building here. It is significant that the sub-area borders the *via principalis* and *porta principalis dextra*. The site must have had a public function, and must therefore have been kept free from refuse. On the basis of its position between the *via principalis* and sub-area 3F with the water supply, it may have been a place where arriving and departing groups of people and animals could wash and refresh themselves.

2.B.8 Summary Area 3

The functions of area 3 may be summarised as follows:

- | | |
|--|---|
| a. defence | sub-areas 3A, B, D, F, G |
| b. refuse deposition (in wooden building phase?) | sub-areas 3A, B, D |
| c. craft | sub-areas 3A (and D) |
| d. collective storage | sub-areas 3C, E (wooden building), D (stone building) |
| e. water supply, square | sub-areas 3F, G |

2.C Area 5

2.C.1 Sub-area 5A

The number of pits and finds is average, relatively speaking; in an absolute sense, the finds are quite numerous, but 40% of them originates from two large pits (nos. 962/ofs and 992/dfs). Among the cooking ware, the Nijmegen Coarse Ware forms HNW 62 and 66 are prominent, also in pit no. 963. In addition the virtually exclusive occurrence of Eifel region jars is striking.

The building in sub-area 5A must have served as a house for a high-ranking staff officer. In the wooden building phase there are no direct indications for any special status apart from position, size and shape; however, in the stone building phase the presence of a heating system may be an indication.

The conclusion for sub-area 5A is that

- it had a living and working function for a high-ranking staff officer;
- for a relatively small community of one officer and his personnel it yielded a relatively large quantity of finds compared to sub-area 9C, where a whole cohort was stationed;
- the large quantity of cooking ware points to cooking activities which made use of ordinary pottery, and Nijmegen Coarse Ware forms had a prominent place;
- less tableware was found, which may be accounted for if metal ware was used and taken away on departure;
- the large pit no. 962 may be a special deposition complex which was collected prior to the demolition of the wooden building.

2.C.2 Sub-area 5B

Here few finds were discovered, both absolutely and relatively. However, Terra Sigillata drinking bowls and wine amphoras are relatively distinctive due to their numbers, although there are few in an absolute sense. One pit contained 5 decorated Terra Sigillata drinking vessels (no. 825). Here too, Eifel region jars are common. In the wooden building phase there was a building here for a high-ranking officer; the function of the building in the two stone building phases is unknown, there is a hypocaust and wall-paintings were added (pit nos. 983+984), which may indicate a certain status.

The Terra Sigillata drinking bowls, the wine amphoras and the Eifel region jars may also point to a certain luxury, though this need not have been reserved for the officer himself but may also have been for his personnel.

2.C.3 Sub-areas 5C, D and E

These sub-areas were insufficiently excavated for them to play a part in the interpretation.

2.C. Summary area 5

See under 2.D.5 (summary areas 5 and 9).

2.D Area 9

2.D.1 Sub-area 9A

An average number of pits and finds were found. In both phases the area had the function of defence and intervallum.

2.D.2 Sub-area 9B

An average number of pits and finds were found. Among the finds, cooking ware is less frequently represented which corresponds to the spectrum of area 9 as a whole; tableware is better represented.

In the wooden and stone building phases there was a *centurio* house here with an open inner courtyard.

2.D.3 Sub-area 9C

There are many pits in sub-area 9C; 7 of them were enclosed stratigraphically between the wooden and the stone building phases; many of the pits were probably connected with the replacement of the wooden building by the stone one. The number of finds is average in a relative sense, and high in an absolute sense, but very low compared to the number of men, c. 80, of a *centuria*. The sub-area stands out from all the others due to the find of 12 millstone fragments. Apart from this, relatively many wine and olive-oil amphoras were found.

In the sub-area there was a barracks for a *centuria* of c. 80 men in the wooden and stone building phases plus an open space belonging to it.

The large number of pits and finds appears to reflect the dense population of c. 80 men, but the quantity of finds is, nevertheless, small for such a number. Compared with this, the number of finds in sub-area 5A is greater. The soldiers apparently ground their corn themselves²³.

2.D.4 Sub-area 9D

A comparatively large number of finds originate from one pit with a very large volume (no. 123/41), but this is very small, absolutely speaking.

2.D.5 Summary areas 5 and 9

For the sake of comparison, areas 5 and 9 are discussed together. Areas 5 and 9 (with the exception of sub-area 9A) represent the living and working space of high-ranking staff officers and men be-

longing to one *centuria*. The difference in the number of inhabitants appears to correspond in an absolute sense to the number of finds; in sub-areas 5A and 5B this is less, in sub-area 9C more; in a relative sense this is quite the reverse. It is difficult to explain why relatively more material was found in sub-areas 5A and 5B. Did the officers and their staff have more tableware at their disposal and were they in a better position to afford it, so that it was treated with less care? Did the soldiers have to be more careful with it? The pattern of food preparation may also have differed. It appears that cooking was done in the officers' section, but that no corn was ground there. The reverse seems to have been the case in the soldiers' section: the men cooked less frequently, but did grind their corn. Cooking may have taken place in the *intervallum*²⁴. The absence of dolia may indicate a form of central storage, although secondarily-used amphoras may also have served as dolia. The Nijmegen Coarse Ware forms HNW 62 and 66 and the Eifel region jars perhaps played a special part in the officers' food supply or preparation. It is obvious that large amounts of refuse must have been transported. The 349 specimens of pottery from sub-area 9C are the material expression of the c. 50-year stay of c. 80 men, which is less than 1 specimen per man per year. Moreover we know that probably the majority of the refuse was deposited outside the camp, namely on the slope of the ice-pushed ridge on the northeast side of the camp. Some of these layers of refuse were cut in trench 147. The results of a small test to establish the percentages of amphoras and dolia from the pits in the three areas and from the refuse layer are illustrative. In the case of the dolia from the three areas 1,3 dolium per 100 m² was found, whereas 9,3 dolium per 100 m² were found in the refuse layer, which is more than seven times as many. With the amphoras the difference is even more striking: 7,6 amphoras per 100 m² come from the pits and 72,2 amphoras per 100 m² from the refuse layer, which is nine times as many!

Many of the pits in sub-area 9C cannot be fitted in stratigraphically, but cut through the wooden and stone building traces. Do they perhaps reflect digging activities during the habitation of this sub-area?

²³ JOHNSON 1983, 197–202.

²⁴ JOHNSON 1983, 200–202.

3. Evaluation of the results in the light of the objectives of the pilot-study

3.A Introduction

In this concluding section, the results of the analysis from paragraph 2 are evaluated in the light of the objectives of the pilot study as described in paragraph 1.B: the practicability of a method of approach focused on the spatial and socio-economic aspects of the entire Roman military occupation of Nijmegen in the period AD 70–120/130. The aim was in the first place to gain insight in the kinds of questions that can be asked and the sort of information that the answer to these questions may provide. In the second place, the method of working and its proceeds could be established. For the working-out, three areas were selected which were assumed to comprise various aspects important to the analysis that could be investigated:

- a. the spatial distribution over the fortress, so that different situations would be created with regard to the intensity of habitation and manner of preservation;
- b. the socio-economic function and status represented by staff officers, officers, foot-soldiers and craftsmen spread across a space in which people lived and worked and where central facilities such as that for drinking-water and storage were to be found;
- c. the differences in excavation methods in the course of time.

In the discussion an attempt has been made to restrict it to main issues in order to avoid as much as possible the repetition of specific information from the above sections.

3.B The spatial and socio-economic aspects

There are clear differences in the nature and intensity of the spatial use and the type of information available. The built-on area is characterised by its primary function of living and working, and to a lesser extent by the finds associated with this because refuse was frequently transported elsewhere. Many of the pits in the built-on area are connected with the conversion of sections of the camp from wood to stone, and much of the find material therefore reflects the final stage of use and abandonment of the wooden building phase and the conversion activities

themselves. The nature and intensity of the use of the vacant space can almost exclusively be derived from the position inside the fortress and specific elements such as a wellhouse, a gallery or paving. Pits and find material are of secondary importance. When deviations from this pattern occur in the built and unbuilt areas, they are all the more conspicuous. Examples of this are sub-area 3A, where a great deal of refuse was deposited in an open space and where there is also evidence of primary craft activities, and sub-areas 5A and 9C where some find groups certainly appear to reflect primary use and differences in primary use.

The manner of preservation influences to a large extent the quality and significance of the observations. The conversion from wood to stone by the Roman army and the breaking away of the stone foundations in the Middle Ages has greatly restricted the information value of the built-on space. The custom of removing refuse from the army camp has also determined the extent and significance of the find material discovered. The difference in treatment between pits with finds and those without may also prove important for a good understanding of the use of space and the handling of refuse.

In establishing the socio-economic function and status aspects, the spatial division of the fortress and the structure of the buildings is of major importance. The value of pits and finds from pits as an independent source of information is too restricted. Its significance lies primarily in the possibility of confirming and specifying statements on the basis of the spatial division and the buildings. An integrated approach to soil traces and finds therefore generally provides the best opportunity to arrive at good interpretations.

The socio-economic function can be regularly traced, though not always through the presence of finds. Refuse deposition and craft activities were established in sub-areas 3A, B and D from the pits and finds, and thus influence the interpretation of the buildings. Warehouse functions (sub-areas 3C, D (stone building) and E (wooden building), water supply (sub-areas 3F and G) and defence (sub-areas 3A, B, D, F, G and 9A) were determined by position and structure, but, with the exception of sub-areas 3A, B and D, stand out for their relatively small number of pits and/or finds. It is surprising that the pottery from area 3 with its collective character (defence, craft, storage, water supply, open space)

when arranged into table ware and cooking ware does not differ significantly from that in areas 5 and 9 with a living-working function, and so is the fact that the storage character is not reflected in the pottery. The differences in find material between areas 5 and 9 – both with a living-working function – may be an indication of different methods of use of the space: in area 5 there are relatively more kitchen activities than in area 9, but on the other hand there is more storage and food preparation in the form of millstones in area 9 than in area 5.

Differences in status are only apparent to a limited extent in the find material, and concern area 5, where high-ranking staff officers must have lived. The higher relative frequency of decorated Terra Sigillata bowls and wine amphoras, Coarse Nijmegen Ware and cork-urns from the Eifel region might indicate a more luxurious eating and drinking pattern together with a preference for the use of a certain type of pottery. On the same line of thought the low proportion of tableware among the pottery might be explained by the use of a more costly metal service which the officers took with them when they left the camp.

3.C Method

With respect to the applicability of the working method used here to the data in question, some statements must be made which are of vital importance to the continuation of this approach in processing the settlement traces at Nijmegen from the period AD 70–120/130.

First, it is fundamentally important that a useful analysis must not be made at the level of the individual soil feature, a pit or a trench, or the individual find complex or even the individual find, but at the level of a sub-area and of material groups and categories. In the future, the method of analysis of the majority of traces and finds will have to focus on this. This will also prevent the too-detailed specification of features, complexes and material groups/categories resulting in such small numbers that all significance is lost. Attention will of course have to be paid to cases where features, individual find complexes such as (very large) pits with much find material or material groups and categories deviate from the general picture.

Second, it is of vital importance that differences in excavation techniques resulting from the long

period spanned by the excavations have only very exceptionally had a noticeable influence on the quality of the data processed. It concerns the depth of the pits which was registered less frequently before 1967 than after 1972, so that only the surface area and not the volume could be used as a variable. This means that the groups of data which were excavated at different times can be treated as a whole.

Noticeable differences will be seen in other, not yet processed find categories such as metal, bone and organic remains, where the use of a metal detector or sieving and flotation techniques may strongly influence the results.

Naturally, some remarks of a more general nature can be made about the working method.

One recurring problem is how to define the norm for what is 'normal' and what deviant. Up to now, a relative norm has been used, for example in the form of the surface area of (sub)-areas and average values for pits and finds. The degree to which something differs from this was determined in a rather subjective way. One should consider whether a more statistically based approach should be developed.

In the previous section it has been made clear that buildings, spaces, pits and finds must be analysed in context in order to gain insight in their relation. Stratigraphical information in the form of covering layers or cutting is of major importance but conditions are often unfavourable. The robbing of stone foundations in the Middle Ages in particular has destroyed much information.

The results of the method followed here can be improved in two ways. First, the unprocessed data from the areas investigated must be included in the analysis. This concerns the relation between specific features and finds and roof tile stamps for dating and periodisation, and especially find groups such as glass, metal, millstones and bone material which can provide additional information as to function and use. Subsequently, the extension of this form of research to other areas inside and outside the camp can increase understanding of the significance of similarities and differences. A final, though still distant step is comparison with other findspots where analysis has focused on similar questions. These are still few in number (see paragraph 1.A).

Finally, one should not forget that in a subsequent and definitive stage of analysis all kinds of additional

information will still have to be assimilated. Soil traces will have to be presented per area in a detailed form, important find complexes and unusual individual finds must be described and, if necessary, illustrated. This kind of information is part of the documentation underlying the sort of analysis and interpretation aimed at in this pilot study.

3.D Conclusion

The conclusion is that it is possible to gain in-depth knowledge of the spatial and socio-economic aspects of the Roman military occupation of Nijmegen in the period AD 70–120/130. As to the degree of detailing of questions and answers one should not expect too much. They are determined primarily by the spatial structures which are interpreted comparatively quickly inside an army camp. The analysis of other traces and especially the find material adds new information to some of these. This can have a great influence on the final interpretation as, for example, the pits which must be considered to belong to a conversion phase, and the unusual occurrence of Nijmegen Coarse Ware in area 5.

The working method appears to be suited to the question in view theoretically, but it still has to be

expanded. It may then become the key to an attractive and meaningful analysis of (part of) an extensive excavation complex like that of Roman Nijmegen. The advantage as regards a more usual description and analysis is that the method followed here has a less descriptive and more analytical character. Because of this it links up better with recent developments in archaeology which attach a greater value to 'meaningful analysis' by a more explicitly formulated method and hypothesis.

Acknowledgements:

This paper is a shortened version of a chapter IV, prepared and written in the early 90's of the last century by J.H.F. Bloemers and R.M. van Dierendock, in: J.H.F. BLOEMERS et al., *Four approaches to the analysis of the excavations at Nijmegen, I. Aspects of cultural evolution, acculturation, contextual function and continuity*. Nederlandse Oudheden (Amersfoort, in prep.). Mr. van Dierendock was responsible for the analysis of the finds. The text was translated by Mrs. Chr. Jefferis. Mr. M. Kosian (ROB, Amersfoort) adapted Figure 1 for its present purpose.

Abbreviations

BISHOP 1986

M. BISHOP, *The Distribution of Military Equipment within Roman Forts of the First Century A.D.* In: C. UNZ (ed.), *Studien zu den Militärgrenzen Roms III*. Vorträge 13. Intern. Limeskongress Aalen 1983. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 20 (Stuttgart 1986) 717–723.

BLOEMERS et al. 1979

J.H.F. BLOEMERS/J.E. BOGAERS/J.K. HAALEBOS/S.L. WYNIA, *Noviomagus. Auf den Spuren der Römer in Nijmegen* (Nijmegen 1979).

BLOEMERS/VAN DORP 1991

J.H.F. BLOEMERS/T. VAN DORP (eds.), *Pre- & Protohistorie van de Lage Landen* (Houten 1991).

BOGAERS/HAALEBOS 1988

J.E. BOGAERS/J.K. HAALEBOS, *Opgravingen op het terrein van het voormalige Canisiuscollege*. Numaga 35, 1988, 25–41.

BRUNSTING 1974

H. BRUNSTING, *Het grafveld onder Hees bij Nijmegen. Een bijdrage tot de kennis van Ulpia Noviomagus* (Amsterdam-London 1974=1937).

CARR 1984

C. CARR, *The Nature of Organization of Intrasite Archaeological Records and Spatial Analytic Approaches to Their Investigation*. In: M.B. SCHIFFER (ed.), *Advances in Archaeological Method and Theory* 7 (New York 1984) 103–222.

H. VAN ENCKEVORT/J. THIJSSSEN 1996

Graven met beleid. Gemeentelijk archeologisch onderzoek in Nijmegen 1989–1995, Abcoude/Nijmegen.

FEISTER 1984

L.M. FEISTER, *Material Culture of the British Soldier at „His Majesty's Fort of Crown Point“ on Lake Champlain, New York, 1759–1783*. *Journal Field Arch.* 11, 1984, 123–132.

GLASBERGEN/GROENMAN-VAN WAATERINGE 1974

W. GLASBERGEN/W. GROENMAN-VAN WAATERINGE, *The Pre-Flavian Garrisons of Valkenburg* Z.H. Cingula 2 (Amsterdam 1974).

GREENE 1984

K. GREENE, *The Roman Fortress at Usk, Wales, and the Processing of Roman Pottery for Publication*. *Journal Field Arch.* 11, 1984, 405–412.

HAALEBOS 1990

J.K. HAALEBOS, *Het grafveld van Nijmegen-Hatert. Een begraafplaats uit de eerste drie eeuwen na Chr. op het platteland bij Noviomagus Batavorum. Beschrijving van de verzamelingen in het Provinciaal Museum G.M. Kam te Nijmegen* 11 (Nijmegen 1990).

HAALEBOS/THIJSSSEN 1977

J.K. HAALEBOS/J.R.A.M. THIJSSSEN, *Some remarks on the legionary pottery ('Holdeurn Ware') from Nijmegen*. In: B.L. VAN BEEK/R.W. BRANDT/W. GROENMAN-VAN WAATERINGE (eds.), *Ex Horreo*. Cingula 4 (Amsterdam 1977) 101–113.

HIETALA 1984

H.J. HIETALA (ed.), *Intrasite spatial analysis in archaeology* (Cambridge 1984).

HODDER 1991²

I. HODDER, *Reading the past. Current approaches to interpretation in archaeology* (Cambridge 1991).

HOLLIGER/HOLLIGER 1985

C. HOLLIGER/C. HOLLIGER, *Bronzegefäße aus Vindonissa*. *Jahresber. Ges. Pro Vindonissa* 1985, 5–44.

HOLLIGER/HOLLIGER 1986

C. HOLLIGER/C. HOLLIGER, *Bronzegefäße aus Vindonissa. Nachträge und Tabellen*. *Jahresber. Ges. Pro Vindonissa* 1986, 29–48.

HOLWERDA 1941

J.H. HOLWERDA, *De Belgische waar in Nijmegen. Beschrijving van de verzameling van het Museum G.M. Kam te Nijmegen* 2 ('s-Gravenhage 1941).

HOLWERDA 1944

J.H. HOLWERDA, *Het in de pottenbakkerij van de Holdeurn gefabriceerde aardewerk uit de Nijmeegsche grafvelden*. *Oudheidk. Mededelingen N.R. Suppl.* 24 (Leiden 1944).

JOHNSON 1983

A. JOHNSON, *Roman Forts of the 1st and 2nd centuries AD in Britain and the German Provinces* (London 1983).

LEWIS 1977

K.E. LEWIS, *Sampling the Archaeological Frontier: Regional Models and Component Analysis*. In: S. SOUTH (ed.), *Research Strategies in Historical Archaeology* (New York 1977) 151–201.

VON PETRIKOVITS 1975

H. VON PETRIKOVITS, *Die Innenbauten römischer Legionslager während der Prinzipatszeit* (Opladen 1975).

RENFREW 1983

C.R. RENFREW, *Divided we stand: aspects of archaeology and information*. *American Antiq.* 48, 1983, 4–15.

ROTH-RUBI 1986

K. ROTH-RUBI, *Die Villa von Stutheim/Hüttwilen TG. Ein Gutshof der mittleren Kaiserzeit* (Basel 1986).

SCHÖNBERGER 1978

H. SCHÖNBERGER, *Kastell Oberstimm. Die Grabungen von 1968 bis 1971*. *Limesforsch.* 18 (Berlin 1978).

SOUTH 1974

S. SOUTH, *Method and Theory in Historical Archaeology* (New York, San Francisco, London 1974).

STUART 1977a

P. STUART, *Een Romeins grafveld uit de eerste eeuw te Nijmegen. Onversierde terra sigillata en gewoon aardewerk* (Leiden 1977).

STUART 1977b

P. STUART, *Gewoon aardewerk uit de Romeinse legerplaats en de bijbehorende grafvelden te Nijmegen. Beschrijvingen van de verzameling in het Rijksmuseum G.M. Kam te Nijmegen* 6 ('s-Gravenhage 1977=1963).

WILLEMS 1981

W.J.H. WILLEMS, *Romans and Batavians. A Regional Study in the Dutch Eastern River Area I*. *Ber. Rijksdienst Oudheidk. Bodemonderzoek* 31, 1981, 7–127.

WILLEMS 1984

W.J.H. WILLEMS, *Romans and Batavians. A Regional Study in the Dutch Eastern River Area II*. *Ber. Rijksdienst Oudheidk. Bodemonderzoek* 34, 1984, 39–331.

Die Tabernae im Kastellvicus von Gelduba (Krefeld-Gellep)

Während der Grabungen in den Jahren 1987/88 wurde hinter dem flavischen Kastellbad, dem wahrscheinlich ältesten Steinbau in Gellep, ein kleines Nebengebäude freigelegt (Abb. 1)¹. Das in Holz und Lehm über eingetieften Fundamentgräbchen errichtete Gebäude war offenbar in der Mitte der 80er Jahre des 1. Jahrhunderts n. Chr. zusammen mit dem Bad einem Feuer zum Opfer gefallen. Es stieß mit der Südostseite unmittelbar an eine zum Hofen führende Straße, seine Vorderseite (Südwestseite) öffnete sich jedoch zum Hof hinter dem Bad bzw. dem angrenzenden Praefurnium. Eingänge ließen sich aufgrund der fragmentarischen Erhaltung der Baubefunde nicht mit letzter Sicherheit festlegen. Es hat allerdings den Anschein, dass Raum 2 (Abb. 2) in der Ostecke eine Tür zur Straße besaß, da hier ein deutlicher Zwischenraum zwischen den Fundamentgräben der Südostfront und der inneren Querwand erkennbar ist. Vermutlich gab es einen weiteren Zugang im Südwesten. Das Gebäude hatte einen ungefähr quadratischen Grundriss mit den Außenmaßen 10,20 × 10,40 m und war in fünf unterschiedlich große Räume unterteilt (Abb. 2). Die beiden größeren Innenräume im vorderen, südwestlichen Hausteil (Raum 1 und 2) waren durch eine Brunnengrube aus dem 3. Jahrhundert sowie eine im 2. Jahrhundert errichtete steinerne Wandelhalle stark gestört (Abb. 2), so dass sie nur ausschnitthaft untersucht werden konnten. Eine Funktionsbestimmung ist somit schwierig. Da stellenweise ein mit Kies angereicherter Estrich erhalten war, lässt sich allerdings sagen, dass die Böden offenbar für eine starke Beanspruchung ausgelegt waren. An der rückwärtigen Seite befand sich zunächst ein Wohnraum (Raum 3: ca. 3,60 × 2,60 m),

der durch eine, möglicherweise mit Kamin ausgestattete Feuerstelle vor der Ostwand beheizt wurde. An ihn schloss sich eine kleine Kammer an (Raum 4: ca. 3,60 × 2,10 m), deren Funktion als Abtritt durch eine, in den Boden eingetieft hölzerne Kastenlatrine bezeugt wird. In der Füllung dieser Latrine fand sich das Fragment eines überlebensgroßen Phallus aus Tuffstein (Abb. 3). Daran schloß sich wieder ein größerer Raum an (Raum 5: 3,50 × 3,80 m), der, seiner Einrichtung sowie den zahlreichen einschlägigen Funden nach zu urteilen, offenbar als Küche gedient hat. Die Herdstelle lag mittig vor der Nordwand. Neben ihr muss sich ein Ausguss, verbunden mit einem Fenster oder einer Luke, befunden haben, hinter dem außerhalb des Hauses eine Abfallgrube lag. Vor allem in dieser Grube wurden zahlreiche Funde geborgen, darunter Reste eines eisernen Herdgrilles (Abb. 4,3), ein abgebrochenes Messer (Abb. 4,2), eine eiserne Talglampe (Abb. 4,1), eine vollständige größere Schüssel mit Horizontalrand (Abb. 5,1), ein kleiner Kochtopf (Abb. 5,2), ein fast vollständiger einfacher Glasbecher (Abb. 5,3), ein Zirkusbecher (Abb. 6) sowie zahlreiche Knochen und Scherben. Die flavische Zeitstellung dieses Fundensembles bestätigen zwei prägefrische Asse Kaiser Domitians².

Die aus der Abfallgrube geborgenen Knochen wurden durch H.P. Krull untersucht. Es handelt sich überwiegend um Küchenabfall, allein die Hausmaus, deren Knochen in der aufrecht stehenden Schüssel im oberen Bereich des Abfallhaufens gefunden wurden, dürfte dort eher zufällig verendet sein. Insgesamt wurden 223 Knochen untersucht. Wegen des hohen Zerlegungsgrades waren allerdings nur 119 von ihnen genauer bestimmbar. Von diesen

¹ CH. REICHMANN, Das flavische Militärbad von Krefeld-Gellep. Arch. Rheinland 1987, 76 ff. – Das kleine Gebäude neben dem Bad war während der Erstellung des Vorberichtes noch nicht vollständig ausgegraben und wurde irrtümlicherweise als halbes Gebäude rekonstruiert.

² 1. As des Domitian, Rom, 82 n. Chr. RIC 242b; 2. As des Domitian, Rom, 77/78 n. Chr. RIC 791a; 3. As des Caligula für M. Agrippa, Rom, 37/41 n. Chr., RIC 58. Bestimmung K. Dahmen (Krefeld). Alle drei Münzen fanden sich im Bereich der Küche (siehe Abb. 2, Raum 5).



1 Lage des flavischen Kastellbades am Nordwestrand des vicus.

waren 47 dem Schwein, 38 dem Rind, 24 dem Schaf oder der Ziege (einer stammte sicher von einer Ziege) und einer dem Reh zuzuweisen. Mithin kam gelegentlich Wild auf den Tisch. Fünf Knochen stammten von Vögeln, darunter vier vom Haushuhn und einer von einem Finken. Letzterer könnte bestätigen, dass Singvögel während der Antike auch in Gellep gerne gegessen wurden. Zu den Säugetierknochen kamen 35 Stück von Fischen (15,8% des Gesamtbestandes), von denen sich jedoch nur einer genauer, nämlich der Rotfeder zuordnen ließ. Die aufgefundenen Knochen zeigen, dass die Tiere nicht am Ort geschlachtet sondern bereits zerlegt angeliefert wurden. Insgesamt bestätigen sie, dass der an die Grube grenzende Raum als Küche gedient hat. Vermutlich war sie nicht als Endlager gedacht,

sondern als ein Abfallplatz, der in gewissen Abständen entleert werden mußte. Daher haben wir hier wahrscheinlich nur den Niederschlag eines enger begrenzten, durch den Brand des Gebäudes vorzeitig abgeschlossen Reinigungsintervalles vor uns.

Das Gebäude lässt sich aufgrund der Funde relativ eindeutig als Gaststätte bestimmen, genauer als *caupona* (Schenke) mit Küche und beheiztem Hinterzimmer. Zwar könnte Letzteres dem Wirt als Wohnung gedient haben, doch ist eine Funktion als ‚Gastzimmer‘ wegen der benachbarten, aufwändigerweise in den Baukörper einbezogenen Latrine wohl wahrscheinlicher. Zudem wurden Phallussymbole, wie die zahlreichen Funde in Pompeji zeigen³, häufig, wenn auch nicht ausschließlich, zur

³ F. COARELLI (Hrsg.), Pompeji (Bergisch Gladbach 1993) 252; 446 ff. (Hinweisschilder zu besonderen Bordellen); 252; 303; 330 (Hinweise an *cauponae* mit Bordellbetrieb); 458 (Hinweis an einer *lusoria* mit möglichem Bordellbetrieb als plastisches Relief aus Tuffstein). – Ferner fanden sich Phallosymbole im so genannten Privathaus der Vettier (ebd. 405), an einer Färberei (ebd. 300) und über dem Ofen einer Bäckerei (ebd. 432). – Nach Coarelli (ebd. 447) hat man in Pompeji bis heute etwa 25 Bordelle wiederentdeckt, von denen dreierlei Typen zu unterscheiden sind: 1. von Anfang an zu

diesem Zweck errichtete Etablissements, mit einschlägiger Raumeinteilung (vgl. insbesondere ebd. 446 ff. [*Lupanar*]), 2. im ersten Stock eines Hauses oder einer Schenke eingerichtete Räumlichkeiten, die über einen eigenen Treppenaufgang zu erreichen waren (7 Beispiele); 3. aus einem einzigen Raum bestehende, an der Straße gelegene Bordelle, mit einem gemauerten Bett an der Rückwand (9 Beispiele). Die anderen wurden, je nach Möglichkeit, in den Häusern oder Hinterzimmern der *cauponae* eingerichtet; sie sind also solche aber oft nicht mehr zweifelsfrei zu erkennen.



2 Flavisches Kastellbad mit benachbarter *taberna*.

Kennzeichnung von Bordellen genutzt, so dass eine derartige Nebenfunktion angesichts der Lage des Gebäudes hinter dem Kastellbad auch hier nahe liegt⁴.

Der Bautyp entspricht in Form und Größe einer *taberna*, wengleich die kleinräumige Inneneinteilung ungewöhnlich ist. Üblicherweise sind *tabernae* – gleichgültig ob eingebaut oder freistehend –

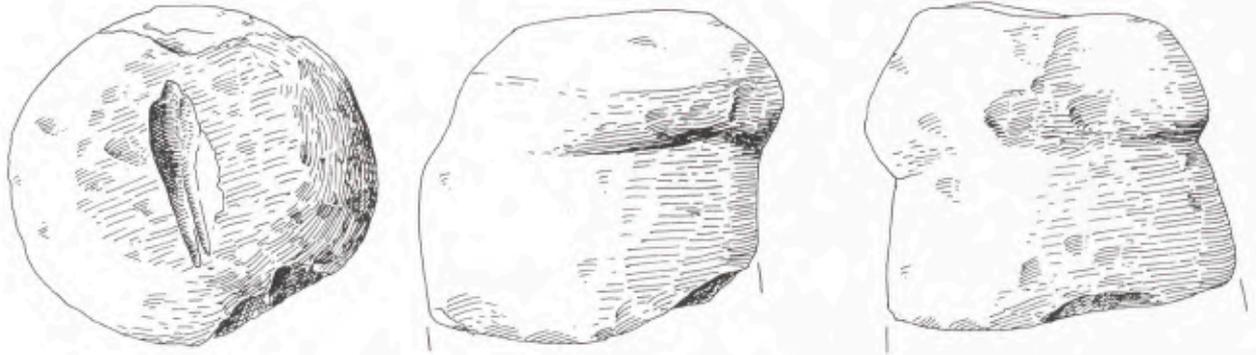
im Inneren kaum unterteilt. Diese Feststellung gilt auch für die bisher aus dem nordgallischen Raum bekannten *tabernae*⁵. Als typisch für eine als *caupona* genutzte *taberna* kann hier ein gut erhaltener Bau aus Schwarzenacker gelten: die *taberna* des Capitolinus⁶. Dieser 5,50 × 13,30 m messende Bau stand frei vor der Front der Wohn- und Geschäftsbauten an einer Straßenecke. Er wurde innen ledig-

⁴ Auch in Pompeji lässt sich eine *caupona* mit Bordellbetrieb neben einem Bad nachweisen: COARELLI (Anm. 3) 205.

⁵ Vgl. z. B. C.S. SOMMER, Kastellvicus und Kastell. Fundber. Baden-Württemberg 13 (Stuttgart 1988) 569 ff.; G. DITMARTRAUTH, Das Gallorömische Haus (Hamburg 1995) 114 ff.; H.-J. SCHALLES/H. V. HESBERG/P. ZANKER (Hrsg.), Die römische Stadt im 2. Jahrhundert n. Chr. Der Funktions-

wandel des öffentlichen Raumes. Xantener Ber. 2 (Köln, Bonn 1992) 13 ff.

⁶ A. KOLLING, Die Römerstadt in Homburg-Schwarzenacker (Homburg/Saarpfalz 1993) 73 f.; DERS., Grabungen im römischen Vicus Schwarzenacker. In: Ausgrabungen in Deutschland 1 (Mainz 1975) 444 Abb. 2; DERS., Dolien aus Schwarzenacker. Arch. Korrb. 2, 1972, 193 ff.



3 Fragment eines überlebensgroßen Tuffsteinphallos aus der Latrine der flavischen *taberna*.

lich durch eine Theke quergeteilt, und zwar in einen vorderen Schankraum, der sich nach beiden Seiten zum Bürgersteig hin öffnete und praktisch auch als Durchgang genutzt werden konnte, und in einen hinteren Küchen- und Arbeitsraum. Dieser Raum lag über dem die Straßen begleitenden Abwasserkanal. Der Kanal war vor der Rückwand des Gebäudes mit einem Lochstein abgedeckt, durch den, offenbar von der Küche aus, über eine Wandluke Abwasser und anderer Unrat in den Kanal entleert werden konnte. Damit können wir hier eine ähnliche Entsorgungsmöglichkeit für Abfälle wie bei der Küche in Gellep feststellen. Weiterhin fanden sich neben der *taberna* mehrere Schmorgruben und Knochenabfälle. Anders als in Gellep diente diese *taberna* aber offenbar ausschließlich als Schenke und Garküche. Wie weitere Beispiele aus Blies-

brück⁷, Regensburg⁸ oder Augst⁹ nahelegen, war dies im Norden eher der Normalfall. Die auffälligste Besonderheit der Gelleper *taberna* ist aber nicht die Kombination von Kneipe und Bordell auf engstem Raum, sondern der aufwändige Latrineneinbau. Solch eine Einrichtung war sogar in Pompeji eher die Ausnahme¹⁰. Zwar gab es anscheinend auch in Gallien gelegentlich Latrinen, die – abgesehen von beweglichen Töpfen und Tonnen – in eigenen Räumen im Rahmen größerer Gebäude eingerichtet wurden, doch ist dies gewöhnlich in herausgehobenen Wohnstätten, so z. B. in Unterkünften italischer Offiziere in den Militärlagern¹¹ oder in großen, mediterranen Vorbildern nachgestalteten Villen zu beobachten¹². *Tabernae* oder auch die gewöhnlichen Streifenhäuser der gallischen, germanischen oder britannischen *vici* besaßen normaler-

⁷ J.-P. PETIT, L'Agglomération secondaire de Bliesbruck: Bilan et perspectives de recherche. In: J.M. MASSING/J.-P. PETIT (Hrsg.), Blesa 1. Festschr. Jean Schaub (Metz 1993) 129 ff.

⁸ Vgl. die streifenhausartige *taberna* mit offener Vorhalle und kaum differenzierter Inneneinteilung in Regensburg: K. DIETZ u. a., Regensburg zur Römerzeit (Regensburg 1979) 180 f. Abb. 27.

⁹ DITMAR-TRAUTH (Anm. 5) 122; 304 f.; 307 Taf. 153 (Bactaberne) u. 168. – Es handelt sich um zwei Bauten: Der eine, die so genannte Bactaberne, besteht aus einem größeren Raum mit Herd und Backofen sowie – davon abgeteilt – einem zweiten Raum mit Hypokaust. Darüber hinaus besaß er ein Fachwerkbereich. Das zweite Gebäude war ein Restaurant an der *mansio*, bestehend aus einem 6,5 × 9 m messenden Raum mit Kochecke, Geschirrrregal und Verkaufsfenster. Im Nachbargebäude befand sich eine Räucherei.

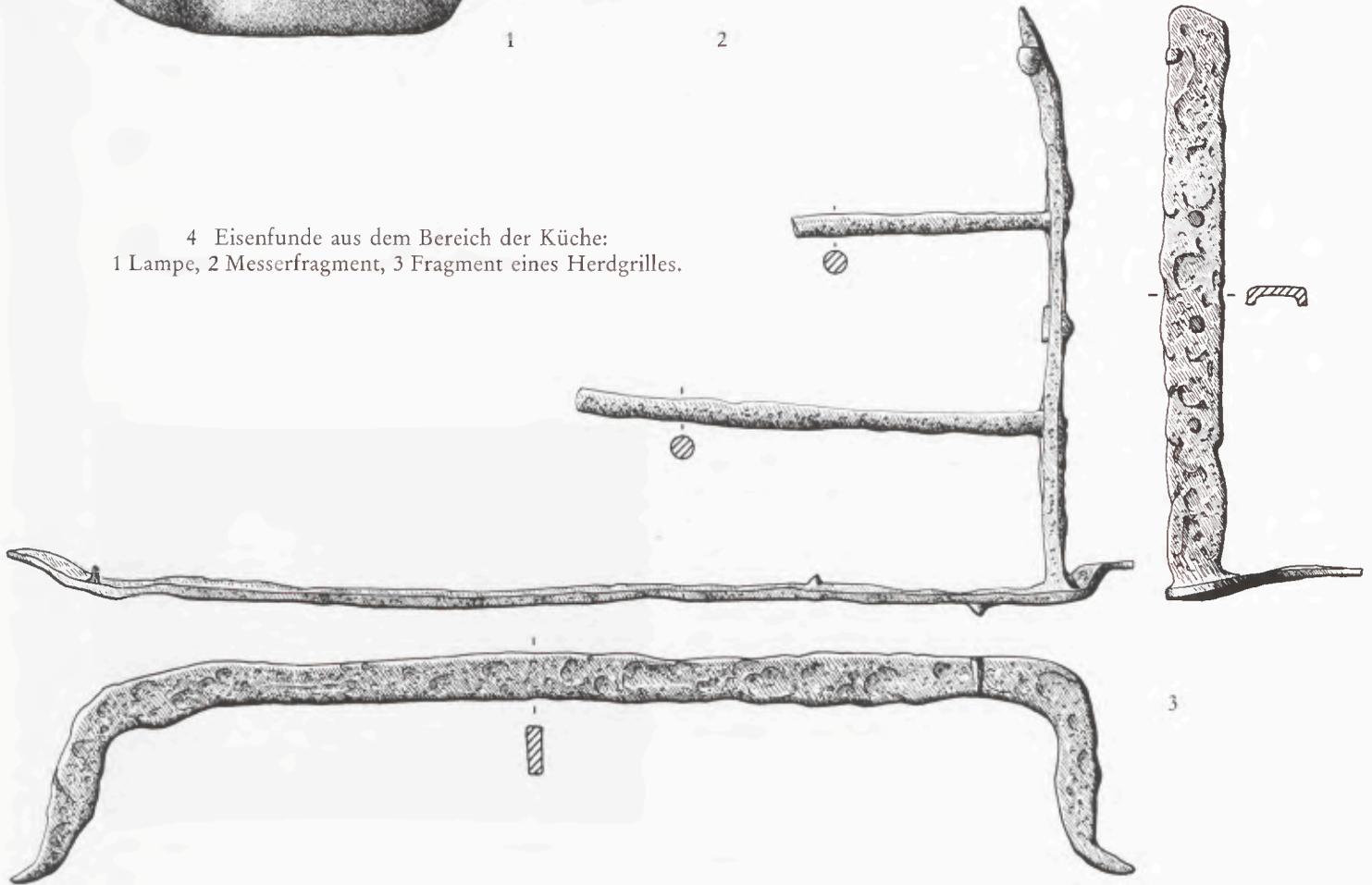
¹⁰ COARELLI (Anm. 3) 248 (Latrine mit abschließbarer Tür; üblich waren als bewegliche Latrinen genutzte Töpfe oder Fässer). Weitere, von den übrigen Räumen abgetrennte Latrinen werden für zwei *cauponae* mit integrierten Herbergen erwähnt: Ebd. 284 u. 330.

¹¹ Solch eine, noch unpublizierte Latrine ist u. a. im Praetorium des flavischen Alenlagers (*ala Sulpicia*) in Gellep selbst festgestellt worden. Weitere Beispiele liefert A. JOHNSON, Römische Kastelle des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. in Britannien und in den germanischen Provinzen des Römerreiches (Mainz 1987) 157 f. Abb. 102 (Housesteads). Die Latrinen wurden bei diesen Militärbauten häufig nur außen angebaut (Ebd. 154). Beispiele für Offizierslatrinen fanden sich in Hesselbach und Housesteads (ebd. 91). In den Legionslagern waren sie in die Valetudinarien integriert (ebd. 182 Abb. 117). Ansonsten waren in den Lagern freistehende oder an die Wehrmauer angebaute Latrinen üblich (ebd. 232 ff. Abb. 161 ff.). – Vgl. ferner H. v. PETRIKOVITS, Die Innenbauten römischer Legionslager während der Prinzipatszeit (Opladen 1975) 106 Anm. 136; D. BAATZ, Zur Geschützbewaffnung römischer Auxiliartuppen in der frühen und mittleren Kaiserzeit. Bonner Jahrb. 166, 1966, 200 Anm. 36.

¹² Mit Latrinen in Villen befasste sich zuletzt W. DRACK, Eine große Latrinenanlage im römischen Gutshof Aalbühl, Gem. Kloten, Kanton Zürich. Arch. Korrb. 30, 2000, 429 ff.



4 Eisenfunde aus dem Bereich der Küche:
1 Lampe, 2 Messerfragment, 3 Fragment eines Herdgrilles.



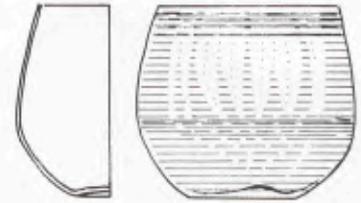
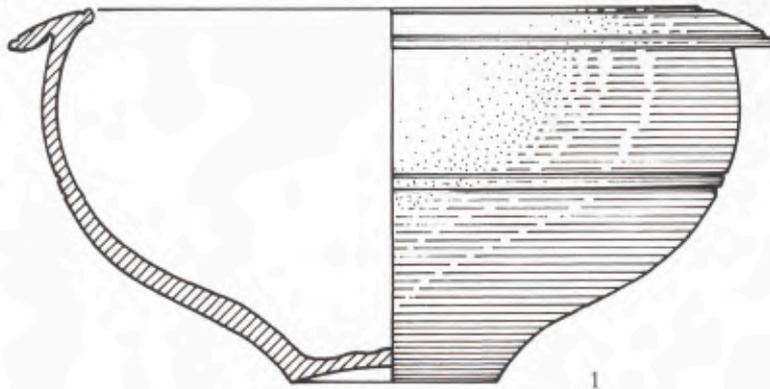
weise keine in das Haus integrierten Latrinräume, sondern vom Haus getrennte, über Gruben errichtete Aborte im Hof¹³. In Gellep gab es dagegen derartige Latrinen, wie auch die Kombination von Schenke und Herberge nicht nur im oben

beschriebenen Fall, sondern gleich mehrfach und über einen längeren Zeitraum verteilt.

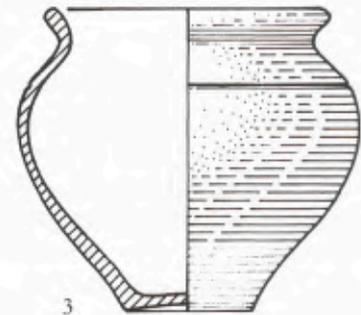
Obwohl der *vicus* bislang nur ausschnitthaft untersucht wurde, lassen sich bereits jetzt fünf ähnliche *tabernae* anführen. Zwei in der gleichen

¹³ DITMAR-TRAUTH (Anm. 5) 101. Die aus einfachen Gruben bestehenden Latrinen befanden sich meist im Freien. Für eine längere Nutzung vorgesehene Exemplare wurden gelegentlich entleert, in der Regel schüttete man sie im Falle einer Überfüllung komplett zu. DITMAR-TRAUTH hebt nur

zwei Sonderfälle heraus: ein Haus mit angebauter Latrinenkammer in Alesia und Haus 23 in Chesterholm/Vindolanda, das über „ein privates Wasserklosett“ mit Kanalanschluß verfügte.



2



3

5 Gefäße aus der Grube vor der Küche:
1 rauwandige Schüssel, 2 kleiner rauwandiger Kochtopf,
3 lichtblauer Glasbecher.

altertümlichen Pfostengrübchenbauweise errichteten Beispiele stammen vom Ende des 1. Jahrhunderts¹⁴. Sie lagen nicht am neuen Bad, sondern an einer Straßenecke weiter südlich und – wie man es auch sonst von Wirtshäusern gewohnt ist – vor den Fronten der Streifenhäuser (Abb. 7). Das erste Gebäude maß im Grundriss 14,30 × 9,80 m und wandte seine nordwestliche Langseite der Straße zu (Abb. 8). Unter den sieben Innenräumen fallen wiederum im rückwärtigen, straßenabgewandten Bereich zwei Räume auf, die offenbar als Abtritt und Küche zu bestimmen sind. Der 4,0 × 1,30 m (lichte Weite zwischen den Grübchen) breite Raum zeigte im Inneren keinerlei Latrinenspuren mehr. In einem Abstand von 1,20 m zur Außenwand hin (gemessen von der Grübchenaußenkante bis zur Mitte der Pfosten) hatte man aber zwei zusätzliche Pfostengruben angelegt. Neben ihnen setzten die Spuren eines Entwässerungskanals an, der dann nach Südwesten, um die südliche Hausecke herum, zum Straßenkanal führte. Der Abfluss innerhalb des Gebäudes war wegen des notwendigen Gefälles

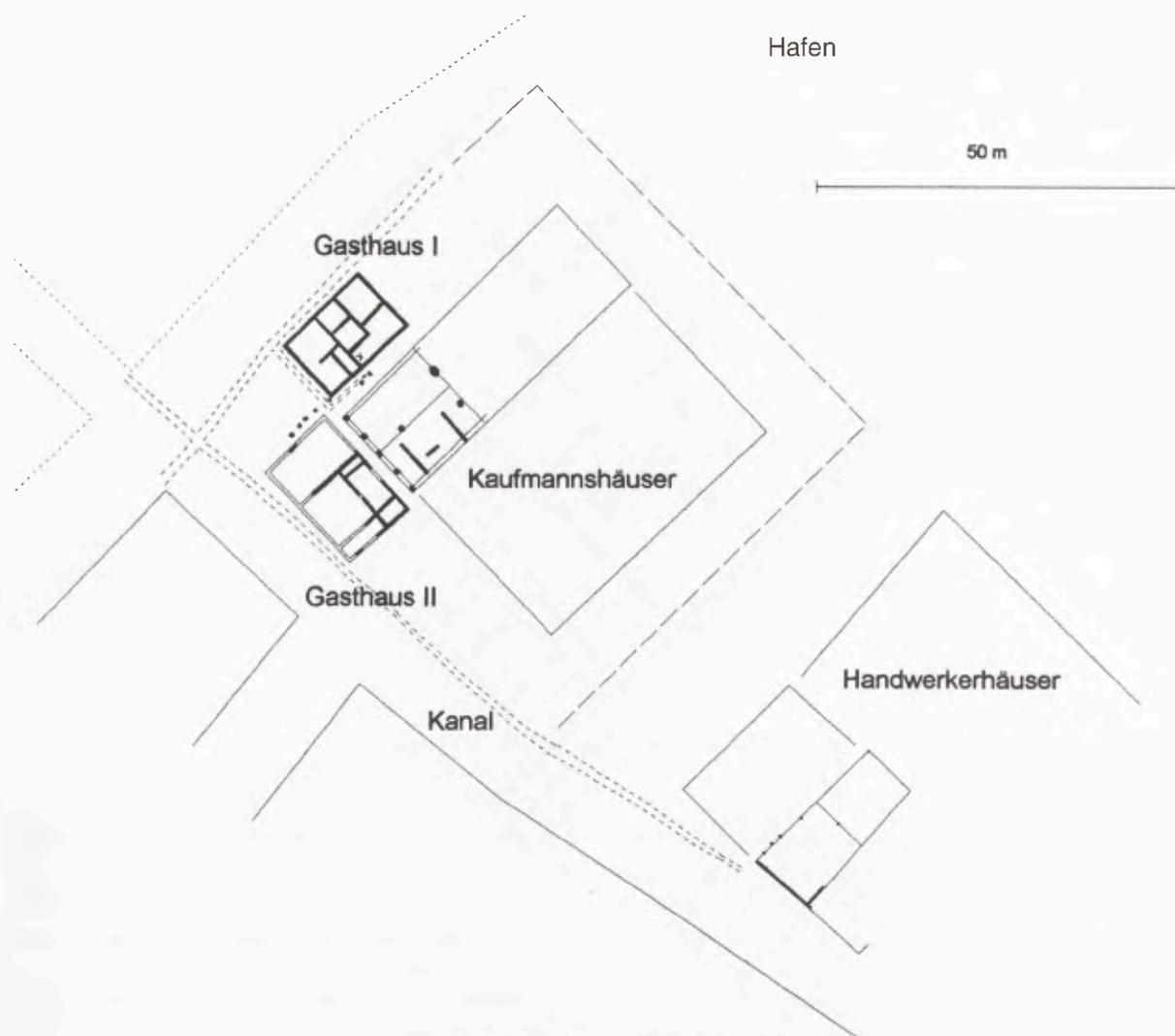


6 Zirkusbecher aus der Grube vor der Küche.

offenbar oberirdisch verlegt oder doch zumindest so hoch, dass er oberhalb der Befundebene lag. Die beiden Außenpfosten werden eine Konstruktion getragen haben, die den hoch liegenden Kanal schützte.

¹⁴ W. PIPERS/D. HAUPT, Gelduba – Die Ausgrabungen der Jahre 1954/55. Rhein. Ausgr. 3 (Düsseldorf 1968) 230 ff. (Bau XVI und XVII). – Eine genauere Funktionsdeutung

war damals schwierig, da man den Grabungsbereich noch als Teil des Kastells und nicht der zivilen Siedlung ansah.



7 Ausschnitt des Kastellvicus Ende des 1. Jahrhunderts.

Die östlich anschließende Küche zeichnete sich durch eine größere Herdstelle aus¹⁵. Sie lag im Zwickel von Abtritt und südöstlicher Außenwand in einer 3,70 m langen und 2,10 m breiten Nische des eigentlichen Küchenraumes. Die Gesamtlänge der Küche betrug ungefähr 7,80 m. Das übrige Haus war in unterschiedlich große Kammern aufgeteilt. Im Anschluss an den Abtritt gab es zwei größere, zwischen 4 und 5 Metern breite Räume,

die offenbar durch einen breiteren Durchgang miteinander verbunden waren. Von dort aus waren – wenn man die größeren Pfostenabstände in der Wand als Türdurchgänge wertet – zwei kleine Kammern (ca. 3,30 × 3,0 m) in der Hausmitte zugänglich. Neben der Küche lag wieder ein größerer, 4,80 × 4,10 m messender Raum. Möglicherweise diente er wegen der Nähe zur Küche als Speisezimmer (*triclinium*). Obwohl auch hier kleine Gastzim-

¹⁵ Die Angaben über die Herdstelle (ebd. 230 f. Anm. 14 Falttaf. 2) sind widersprüchlich. Hier wurde als Herdstelle der Befund 564 angenommen, der in Beschreibung und Übersichtsplan als zugehörig beschrieben wird: „...war eine Feuerstelle (564) aus Geröllsteinen erhalten geblieben.

Sie schien im Fußboden des Raumes eingetieft worden zu sein, ...“. Im Periodenplan (ebd. 219 Abb. 4) ist die Feuerstelle jedoch an ganz anderer Stelle eingezeichnet. Vermutlich liegt hier ein Versehen des Zeichners vor.



8 *Taberna* aus dem späten ersten Jahrhundert.

mer vorhanden waren, wird man nicht unbedingt an einen Bordellbetrieb denken müssen, sondern eher eine zusätzliche Funktion als Herberge (*mansio*) erwägen wollen.

Das zweite Gebäude lag südlich der Straßenecke (Abb. 7) und kehrte seine südwestliche Langseite der Straße zu. Leider ist der Grundriss nicht vollständig freigelegt worden, so dass Größe und Gliederung nur annäherungsweise wiedergegeben werden können. Die äußeren Abmessungen betragen ca. 17×10 m. Auch dieses Gebäude besaß einen kleinen, mutmaßlich als Latrine eingerichteten Raum an der Rückseite des Gebäudes ($3,20 \times 1,0$ m). Anscheinend führte auch von hier aus ein Stichkanal zum Sammler an der Hauptstraße. Weiterhin fanden sich mindestens sieben Räume unterschiedlicher Größe, darunter auch mehrere kleine Kammern von ca. $3,0\text{--}2 \times 2,2\text{--}8$ m Größe.

Die nächst jüngeren Bauten des hier behandelten Typs datieren ins 2. Jahrhundert¹⁶. Sie lagen an der Südseite des gleichen Baublocks und zwar auf dem

hier ebenfalls sehr breiten Streifen zwischen Straße und Streifenhausbebauung (Abb. 9). Anders als zuvor standen sie jedoch nicht frei, sondern bildeten die Ecken einer geschlossenen Budenzeile. Auch eine solche Budenzeile ist bislang für Gallien ein ungewöhnlicher Befund, denn meist sind die aneinander gereihten *tabernae* in die angrenzenden Bauten einbezogen¹⁷. Die deutsche Bezeichnung ‚Buden‘ suggeriert eine leichte Bauweise. Dies war hier jedoch nicht der Fall, denn die *tabernae* standen – wie die gleichzeitigen großen Streifenhäuser auf ihrer Rückseite – auf steinernen Ziegelschuttstückerungen. Zwar handelt es sich immer noch um Holzfachwerkbauten, doch zeigten sie sich solider fundiert als die gleichzeitigen Kasernen des Kastells, die nur mit dünnen Lehmbanketten ausgestattet waren. Allein die *principia* und die *fabrica* sowie andere hervorgehobene Gebäude verfügten über Fundamente aus Stein. Der zivilen ‚Budenzeile‘ verleiht dies im örtlichen Rahmen sicherlich ein großes Gewicht.

Beide Gebäude maßen ca. 9×8 m und entsprachen in der Grundrissaufteilung ziemlich genau der

¹⁶ Ebd. 226 f. (Ecken von Bau XII).

¹⁷ Vgl. Anm. 5.



9 Ausschnitt des Kastellvicus im 2. Jahrhundert.

oben beschriebenen flavischen *taberna* hinter dem Kastellbad. Leider geben die Funde keinen genaueren Aufschluß über deren Funktion. Auch ist nicht sicher zu bestimmen, ob die kleinen Kammern an den Rückseiten als Abtritte gedient haben, da sich diesmal keine Spuren von Kanalanschlüssen erhalten hatten. So bleiben in beiden Fällen allein die Form des Grundrisses und die herausgehobene Ecklage vor den Streifenhausfronten als Hinweise auf eine Funktion als Gaststätten. Die zwischen den beiden Bauten angeordneten einzelnen *tabernae*

sind dagegen nur schlecht voneinander abzugrenzen. So könnte sich im Norden ein weiterer Bau mit ähnlichem Grundriss angeschlossen haben. Die wechselnden Aufteilungen im rückwärtigen Bereich sprechen jedoch eher dafür, dass wir hier sieben Einheiten halber Größe vor uns haben. Von diesen verfügten vier über je zwei und drei über je drei Räume. Damit sind sie immer noch stärker unterteilt als die gewöhnlichen *tabernae*. Falls es sich um Ladenlokale gehandelt haben sollte, könnten diese hier – wenigstens im Falle der dreifachen



10 Ausschnitt des Kastellvicus im 3. Jahrhundert.

Unterteilungen – ebenfalls mit angeschlossenen Wohnräumen verbunden gewesen sein. Hinzuweisen ist schließlich noch auf eine normale, einräumige *taberna* mit den Innenmaßen $2,80 \times 3,00$ m, die sich an der gegenüberliegenden Seite der sehr breiten Straße befand (Abb. 9)¹⁸.

Ein letztes Mal wird der Bautyp in einem, auf Schuttstümpfen errichteten Gebäude aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts fassbar (Abb. 10)¹⁹.

¹⁸ PIEPERS/HAUPT (Anm. 14) 222 f. (Bau V).

Es handelt sich wiederum um ein freistehendes Gebäude, das allerdings mit seiner Südwestseite an die Kastellausfallstraße und mit der Nordostseite an eine Art Marktfläche angrenzte. Offenbar wurde das Gebäude in eine zuvor als Straßenraum genutzte Fläche hineingebaut. Die fragmentarische Erhaltung erlaubt allerdings auch in diesem Falle keine ganz sichere Rekonstruktion. Anscheinend bestand der Baukomplex aus zwei Teilen, die leicht versetzt aneinander stießen. Der eine Bauteil war mög-

¹⁹ Ebd. 224 (Bau VI). – Zur weitergehenden Ergänzung vgl. auch Abb. 2.

licherweise nur ein offenes, 9,80 × 8,50 m großes, ummauertes Rechteck, wie etwa ein eingefriedeter Hof oder ein großer Stall. Das eigentliche Gasthaus maß ca. 9 × 12 m. Auffällig ist auch hier eine kleine Kammer (3,0 × 1,3 m), die als Abtritt gedient haben könnte. Im Übrigen sind wiederum Räume unterschiedlicher Größe fassbar, darunter auch eine kleine Kammer von 3,80 × 2,50 m Größe. Eine Herdstelle hat sich leider nicht erhalten. Gleichzeitig gab es offenbar am selben Platz noch weitere ein-, zwei- und dreiräumige *tabernae* (Abb. 10)²⁰.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass im *vicus* des Kastells Gelduba offenbar vom 1. bis zum 3. Jahrhundert zahlreiche, für den nordgallischen Raum ungewöhnliche *tabernae* errichtet wurden. Einige von ihnen ließen sich aufgrund der Befunde als Gaststätten und Herbergen identifizieren. Ungewöhnlich ist zunächst die regelmäßige Angliederung mehrfach unterteilter Wohnbereiche, dann die in drei sicheren Fällen erkennbare Einbeziehung separater Latrinenräume in die Baukörper und schließlich die durchgängige bauliche Trennung von den benachbarten Häusern. Über die Gründe für diese Abweichungen lassen sich lediglich Mutmaßungen anstellen. Denkbar wäre ein Zusammenhang mit der Funktion Geldubas als saisonalem

Umschlagplatz für germanische Produkte²¹. Anscheinend wurden zu bestimmten Zeiten – vermutlich in Abhängigkeit von größeren Märkten auf germanischer Seite²² – über den Hellweg ‚exotische germanische‘ Waren eingehandelt. Anhand der Knochenfunde lassen sich vor allem Wildtierprodukte wie Pelze, medizinische Extrakte, Federn und wohl auch lebende Wildtiere als Handelsgut wahrscheinlich machen. Möglicherweise waren dies auch pflanzliche Extrakte für medizinische Zwecke oder Gemüsespezialitäten, wie der von Plinius (Nat. hist. XIX, 90) speziell bezüglich Geldubas erwähnte *siser*, eine Rübenart, die Kaiser Tiberius sich eigens aus Germanien hatte bringen lassen. Im Zusammenhang mit diesem Warenumschlag wurde Gellep offenbar auch häufiger von orientalischen Fernhändlern aufgesucht, wie insbesondere die Funde zweier aramäischer Graffiti nahelegen²³. Mit Ausnahme des ersten hier beschriebenen Beispiels, des flavischen Bordellbetriebs hinter dem Bad, das vielleicht nur dieser Nutzung sein spezielles Baueschema verdankt, dienten die übrigen *tabernae* möglicherweise vor allem der Unterbringung von Fernkaufleuten, die sich nur saisonal in Gelduba aufhielten und gehobene Ansprüche an die sanitären Einrichtungen stellten.

Abbildungsnachweis

1–3, 7–10 Zeichnungen Ch. Reichmann, Museum Burg Linn, Krefeld; 4–6 Zeichnungen und Foto Granzow,

Museum Burg Linn, Krefeld; 8 Umzeichnung nach Pipers/Haupt (Anm. 14) Abb. 2 [Gebäude XVI].

²⁰ Ebd. 224 (Bauten IX u. X).

²¹ CH. REICHMANN, Gelduba (Krefeld-Gellep) als Fernhandelsplatz. In: TH. GRÜNEWALD (Hrsg.), *Germania Inferior. Besiedlung, Gesellschaft und Wirtschaft an der Grenze der römisch-germanischen Welt*. RGA² Ergbd. 28 (Berlin, New York 2000) 480 ff.

²² Der Gellep betreffende Markt wurde mindestens seit dem 3. Jahrhundert, anscheinend mehrere Tagesreisen vom Rhein entfernt abgehalten; vgl. E. DICKMANN, *Der Handels- und Opferplatz der späten römischen Kaiserzeit in Castrop-*

Rauzel, Erin. In: H. HELLENKEMPER u. a. (Hrsg.), *Ein Land macht Geschichte. Archäologie in Nordrhein-Westfalen*. Schr. Bodendenkmalpf. Nordrhein-Westfalen 5 (Köln 1995) 213 ff.; DIES., *Archäologie in Castrop-Rauzel*. Ausstellungskat. (Castrop-Rauzel 1997); REICHMANN (Anm. 21) 496 ff.

²³ H.P. ROSCHINSKI, *Eine Gefäßscherbe mit aramäischem Namen aus Krefeld-Gellep*. Epigr. Stud. 13 (Köln, Graz 1983) 79 ff.; REICHMANN (Anm. 21) 490 f.

Münzvotive am Alzeyer Nymphenaltar

Man sieht nur, was man weiß¹: Im Falle des berühmten Alzeyer Nymphenaltars habe ich 1975 die tief ausgehöhlte Focuspartie dieses Steines, die nicht sekundär ist, sondern die zur Erfindung des Steines gehört, als Anlage für flüssige Opfer gesehen²: Eine unzutreffende Deutung, wie mir jetzt scheint. Inzwischen haben manche Publikationen über Opferstöcke³, Statuettensockel als Opferstöcke⁴ und Münzvotive in Quellen⁵ unseren Blick für diese vielfältigen Phänomene verändert.

Der Alzeyer Nymphenaltar (Abb. 1–4) ist seit 1783 aktenkundig, wo er als in einem Fundament „hinter dem reformirten Kirchhofe, auf einem Pfarracker“ erwähnt wird⁶. Der Fundbereich in der Gegend der heutigen Straßen Römerstraße/Steinweg liegt dort, wo der römische Quellbezirk anzunehmen ist (Abb. 5). Der Sandsteinaltar (H. 1,05 m; B. 0,56 m; T. 0,44 m) trägt folgende Weihinschrift:

*In · h(onorem) · d(omus) · d(ivinae) / d(eabus) ·
Nymphis / vicani · Al(t)aienses / aram ·
posuer(unt) / cura · Octoni(i) / Terti(i) · et ·
Castoni(i) / Cassi(i) (ante diem) X · K(alendas)
Dec(embres) / Maximo · et · Aeliano ·
co(n)s(ulibus)*

Den Nymphen weihten die *vicani Al(t)aienses* einen Altar unter der Federführung von Octonius Tertius und Castonius Cassius, wohl den *decuriones* zu Zeit der Weihung, unter dem Consulat des Maximus und des Aelianus am 22. November 223 n. Chr.

Auffallend an diesem Stein, der als Inkunabel des Namens Al(t)aium/Alzey gilt, ist die eimerartige, fast zylindrisch ausgehöhlte Focuspartie (Abb. 2–4). Man kann sie als Negativform am besten mit einem zylindrischen Topf vergleichen. Die Oberkante von 0,25 m Außendurchmesser ist grob waagrecht. Die Vorstellung, dass es sich um den Steinmantel für ein hineingestelltes Gefäß handelt, drängt sich zwar auf, ist aber unzutreffend. Die Wandung ist innen im oberen Teil auf einer Höhe von 0,08 m geglättet, im unteren Teil gröber. Im 0,17 m tiefen Innenteil zeichnet sich eine deutliche Sinterspur in einer Höhe von ca. 0,05 m unterhalb der Oberkante ab; oberhalb dieser Linie ist der Sandstein sauber, darunter ist er zwar unregelmäßig, aber deutlich versintert (Abb. 3). Das Alzeyer Wasser ist stark kalkhaltig⁷. Hier stand offenbar lange Zeit das Wasser in einer genau begrenzten Höhe; dies kann man auch nicht damit erklären, dass der Altar

¹ Für manche Hinweise und Hilfe danke ich Hélène Chew, Saint-Germain-en-Laye/F; Karin Goethert, Trier/D; Eva Heller-Karneth, Alzey/D; Annemarie Kaufmann-Heinimann, Basel/CH, Michael Klein, Mainz/D und Susanna Künzl, Mainz/D.

² E. KÜNZL, *Corpus Signorum Imperii Romani* (CSIR). *Corpus der Skulpturen der römischen Welt. Deutschland II, 1. Germania superior. Alzey und Umgebung* (Bonn 1975) zu Nr. 27.

³ G. KAMINSKI, *Thesaurus. Untersuchungen zum antiken Opferstock*. *Jahrb. DAI* 106, 1991, 63–181.

⁴ A. KAUFMANN-HEINIMANN, *Götter und Lararien aus Augusta Raurica. Herstellung, Fundzusammenhänge und sakrale Funktion figürlicher Bronzen in einer römischen Stadt. Forschungen in Augst* 26 (Augst 1998) 168–180.

⁵ H. MAUE/L. VEIT, *Münzen in Brauch und Aberglauben. Schmuck und Dekor – Votiv und Amulett – Politische und religiöse Selbstdarstellung*. *Kat. Ausstell. Nürnberg* (Mainz 1982) 51–53; E. KÜNZL, „Drei Münzen im Brunnen...“ *Das Quellopfert und seine Wurzeln in Vorgeschichte und Altertum. Praxis Geschichte* 6, November 1994, 50–53; DERS.,

Gladiusdekorationen der frühen römischen Kaiserzeit: Dynastische Legitimation, Victoria und Aurea Aetas. *Jahrb. RGZM* 43, 1996, 383–474.

⁶ KÜNZL (Anm. 2) Nr. 27 Taf. 43; dort die ält. Lit. – Phot. Künzl 1973; ZOLLITSCH, *Alzey*; *RGZM T 74/1524* (ganz); *T 74/1525* (Oberteil). – Bei E. BERLET, *Der Alzeyer Nymphenaltar. Geschichte eines Steines*. *Alzeyer Geschichtsblätter* 10, 1974, 55–70, bes. 61, sind die Nachrichten über das feste Fundament zitiert, in dem die drei Steine gefunden wurden. – Zur Alzeyer Siedlungsstruktur und den dortigen Funden im Gesamtzusammenhang: A. HUNOLD, *Der römische Vicus von Alzey*. *Arch. Schr. Inst. Vor- und Frühgesch. Johannes Gutenberg-Univ. Mainz* 5 (Mainz 1997).

⁷ V. SONNE, *Die hydrologischen Grundlagen der Wasserversorgung der Stadt Alzey und ihrer Vororte*. In: F.K. BECKER (Hrsg.), *700 Jahre Stadt Alzey. Festschr. Alzeyer Geschichtsblätter, Sonderh. 7* (Alzey 1977) 186–191; D. WALDMANN, *Die Wasserversorgung der Stadt Alzey aus der Sicht der Energie- und Wasserversorgungs-GmbH.*, *Alzey. Ebd.* 192–205.



1 Nymphenaltar. Alzey, Rheinland-Pfalz/D. Alzey, Museum der Stadt Alzey. Sandstein. H. 1,05 m.



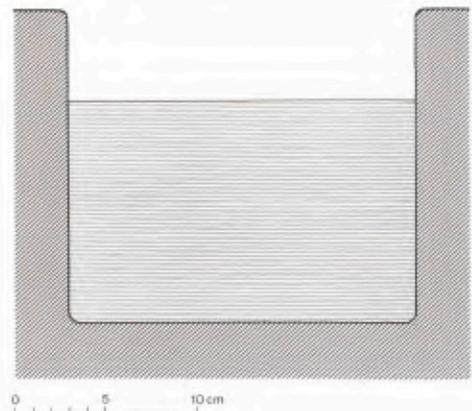
2 Nymphenaltar Alzey (vgl. Abb. 1). Focuspartie.



3 Nymphenaltar Alzey (vgl. Abb. 1). Focuspartie. Der Pfeil zeigt die Oberkante der Sinterspuren an.

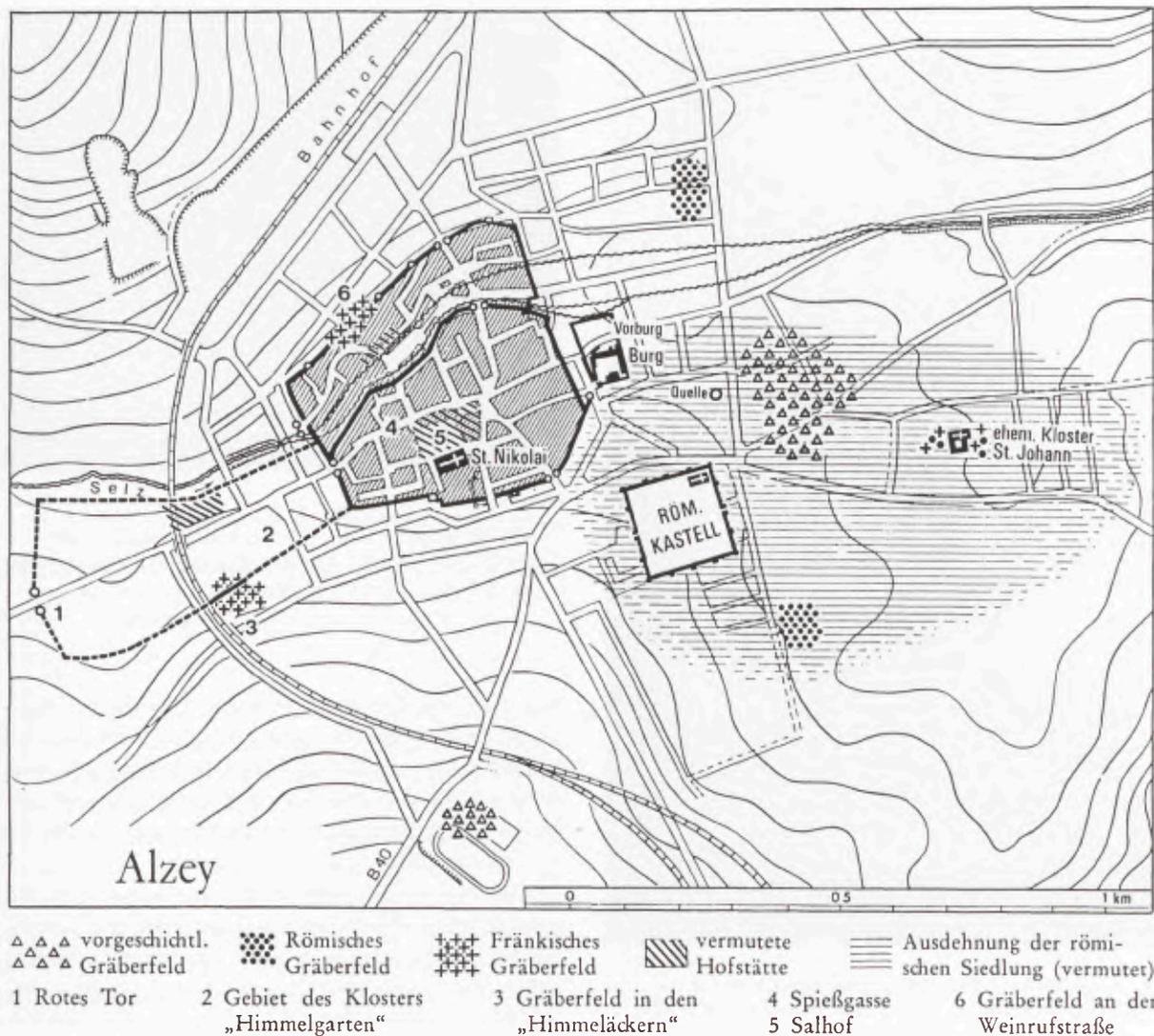
vielleicht im Freien stand und dem Regenwasser ausgesetzt war. Regenwasser verdunstet und hinterlässt auch keine genau begrenzten Sinterspuren.

Es stellt sich zuerst die Frage, ob die tiefe Aushöhlung am Alzeier Nymphenaltar Rest eines Opferstocks sein könnte. Von einer Opferstockhalterung wie am Lenus Mars-Altar in Trier (Abb. 6) kann man freilich nichts sehen. Man könnte sich fragen, ob ein Aufsatz mit dem Schlitz einfach aufgesetzt wurde. Ein Beispiel ist der Altar für Aurevius aus Villevielle, Alpes-de-Haute-Provence (Abb. 7)⁸. Er besteht aus Kalkstein und hat ein



4 Nymphenaltar Alzey (vgl. Abb. 1). Der kleine See in der Focuspartie. Schematischer Querschnitt.

⁸ CIL V 7866 (ein zweiter dort gefundener Altar ist unter CIL V 7865 publiziert); S. REINACH, *Catalogue illustré du Musée des antiquités nationales au Château de Saint-Germain-en-Laye I* (Paris 1917) 124 Abb. 137.



5 Historische Topographie von Alzey. Im Zentrum nördlich des Kastells Angabe der Quelle.

viereckiges Loch oben (0,11 m tief, ansonsten 0,19 m × 0,135 m); der Rand ist halbwegs geglättet und diente zum Auflegen des Deckels eines Opferstocks.

Eine Opferstockhalterung zeigt der Trierer Altar des 2. Jahrhunderts n. Chr. für Mars Lenus und die Xulsigien (Abb. 6)⁹. Dieser 0,69 m hohe Kalkstein-

altar vom Trierer Irminenwingert mit der Inschrift *Leno Marti / et Xulsigüs / L(ucius) Virius Dise/to v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito)* trug einst oben einen jetzt verlorenen Metalldeckel mit Schlitz, der wohl die zylindrische Höhlung verdeckte. Zwischen die Altarwangen ist eine zylindrische Höhlung von 0,12 m Durchmesser und 0,29 m Tiefe

⁹ W. BINSFELD, in: W. BINSFELD/K. GOERTHER-POLASCHEK/L. SCHWINDEN, Katalog der römischen Steindenkmäler des Rheinischen Landesmuseums Trier I. Götter und Weihe-denkmäler. Trierer Grabungen und Forschungen 12,1. CSIR Deutschland IV,3 (Mainz 1988) Nr. 189 Taf. 48 mit ält. Lit.;

KAMINSKI (Anm. 3) 171 Nr. III 3 Taf. 34,7. – Zu Opferstöcken vgl. auch N. KYLL, Heidnische Weihe- und Votivgaben aus der Römerzeit des Trierer Landes. Trierer Zeitschr. 29, 1966, 5–114, bes. 79.



6 Altar für Lenus Mars und die Xulsigien mit Opferstockeinbau. Aus Trier, Rheinland-Pfalz/D. Trier, Rheinisches Landesmuseum ST. 9722. Kalkstein. H. 0,69 m.

eingearbeitet; auf der Oberseite ist sie von einer Rille zwischen zwei Wulstkreisen umgeben. In gleicher Höhe ist vorne eine zylindrische Vertiefung von 0,09 m Durchmesser angebracht; hinten findet



7 Altar für Aurevaius mit Opferstockaushöhlung. Aus Villevielle, Alpes-de-Haute-Provence/F. Saint-Germain-en-Laye, Musée des antiquités nationales Inv. 20374. Kalkstein.

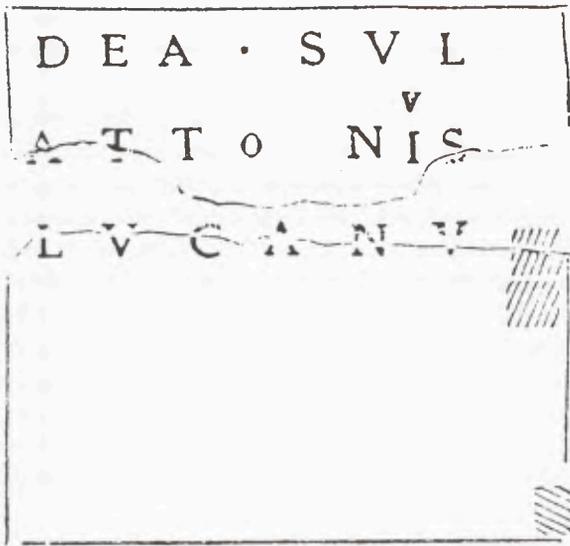
sich ein mit Blei eingegossener Eisenhaken zwischen zwei anderen Einarbeitungen. Es handelt sich um einen Opferstock mit Metalldeckel, dessen Rand in die Rille auf der Oberseite eingriff, und der hinten durch Scharniere gehalten wurde; vorne war ein zylindrisches Schloss eingesetzt.

Das kennzeichnende Motiv am Alzeyer Nymphenstein ist die extrem tief ausgehöhlte Focuspartie. Solche etwas tieferen Focusaushöhlungen sind selten¹⁰. So weist ein kleines Altärchen von 0,178 m Höhe aus dem Mithräum von der Südseite des Kölner Domes eine halbrunde Aushöhlung oben auf¹¹; da das Objekt aber sowieso sehr klein ist, kann man es nicht als direkte Parallele zu Alzey gelten lassen.

Die mit Blei ausgekleidete Höhlung in der Focuspartie eines Altares im Mithräum von S. Stefano Rotondo, Rom wurde als Behälter einer Lampe

¹⁰ Im Mithräum von Itri, Latina/I fand sich in der Ecke einer Wanne eine Höhlung von 0,27 m Tiefe und 0,70 m Durchmesser zum Auffangen des Wassers: M. DE' SPAGNOLIS, Nuovi ritrovamenti. Il Mitreo di Itri. *Études préliminaires aux religions orientales dans l'Empire romain* 86 (Leiden 1980) 12 Taf. 10. – Einen anderen Grund hat die hinten nach unten offene und schräge Vertiefung der Focusschale eines Altares für Iuppiter Optimus Maximus und Iuno Regina aus Stockstadt am Main (L. WAMSER, *Arch. Jahr Bayern* 1990 [Stuttgart 1991] 100 f. Abb. 69); hier sollte das Weinopfer nach unten fließen.

¹¹ Köln, Röm.-Germ. Museum Inv. 41,127. Kalksandstein. Vorderseite glatt. H. 0,178 m. Br. 0,113 m. Seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen. F. FREMERSDORF, *Das römische Haus mit dem Dionysos-Mosaik vor dem Südportal des Kölner Domes. Mit Beiträgen von H. ENGLÄNDER usw.* Kölner Ausgr. 1 (Berlin 1956) 102 Taf. 20; G. RISTOW, *Mithras im römischen Köln. Études préliminaires aux religions orientales dans l'empire romain* 42 (Leiden 1974) 27 Nr. 27 Abb. 11.



8 Weihinschrift für Dea Sul aus Alzey. Ehem. Mainz, Landesmuseum. Becker 1875 (s. Anm. 40) Nr. 84. Verschollen? Sandstein. H. 0,63 m.

erklärt¹². Einige kleine Altäre mit tiefer Focusschale bildet P. Dyczek als Teil des Aesculapiusheiligtums beim Legionslager von Novae/BG ab; angeblich fand man dort drei kleine Altäre mit einer Focusschale oben eben in Form einer kleinen Schale¹³.

Im Falle des Alzeyer Nymphenaltars ist der Einsatz eines Opferstocks von der Form her unwahrscheinlich. Dagegen es ist möglich, dass man in der Höhlung einen winzigen künstlichen Opferreich hatte, dessen Wasseroberkante noch an der

Versinterung kenntlich ist (Abb. 3). Der wäre dann eine Art Weihwasserkessel¹⁴ gewesen, aber auch ein Behälter für Münzweihungen (Abb. 4).

An Brunnen, Quellen und Seen dominiert in der Römerzeit das Münzopfer¹⁵, und die Münzen aus Flüssen, beispielsweise aus der Mosel in Trier oder aus dem Rhein bei und in Mainz¹⁶, bezeugen diese Sitte für diesen Bereich (über einen schwer kalkulierbaren Prozentsatz von Verlusten hinaus) in eindrucksvoller Weise. Der antike Brauch der *stips*, des Münzopfers, liegt so sehr in der menschlichen Bereitwilligkeit zum Opfer an die Wassergottheiten verankert, dass er bis heute intensiv weiterlebt. Reizvoll war es, dass der Spender sein Opfer manchmal noch im Wasser liegen sehen konnte, ein Detail, das Suetonius und Plinius für die Aponusquelle und die Clitumnusquelle notierten. Es handelt sich aber nicht allein um einen vom modernen Tourismus wiederbelebten Brauch, der an der Fontana di Trevi in Rom zur Reisezeit ein ganztägliches Schauspiel ist. Im Trierer Land gehörte beispielsweise das Werfen von Münzen in bestimmte Quellen bis in das 20. Jahrhundert zum Volksbrauch¹⁷, und die Beispiele reichen über weite Gebiete¹⁸. Der Brauch wirkt immer noch automatisch: Auf der Weltausstellung 2000 in Hannover konnte man überall, wo ein Wasserbecken war (z. B. im Pavillon Irans), die Münzen glitzern sehen.

Für die Römerzeit sind Münzen in Brunnen und Quellen in den Nordwestprovinzen des Römerreiches eine wohlbekannte und weitverbreitete Erscheinung. Die folgenden Beispiele sind nur eine

¹² E. LISSI-CARONNA, *Il mitreo dei Castra Peregrinorum* (S. Stefano Rotondo). *Études préliminaires aux religions orientales dans l'Empire romain* 104 (Leiden 1986) 40 f. Taf. 29, 40, 1.

¹³ P. DYCZEK, *A sacellum Aesculapii in the valetudinarium at Novae*. In: N. GUDEA (Hrsg.), *Roman Frontier Studies. Proc. XVIIth Internat. Congress of Roman Frontier Stud.* (Zaláu 1999) 495–500, bes. 497 mit Abb. 1. – Etwas eingetieft ist die Focusschale eines kleinen Altars aus Ober-Florstadt, Hessen/D: F. KOFLER, *ORL B 19: Ober-Florstadt 23* (Heidelberg 1914) 33 Nr. 5 Abb. 4 (wobei auf dieser Abb. die Eintiefung nicht zu sehen ist). – Nicht mehr zu beurteilen ist die Schale der Focuspartie eines verschollenen Iuppiteraltars aus Worms: W. BOPERT, *CSIR Deutschland II*, 10 (Mainz 1998) 51 Nr. 14 Taf. 17.

¹⁴ Zu Weihwasser und Wasser als Grabbeigaben: TH. E. HAEVERNICK, *Römischer Wein?* *Acta Arch. Hung.* 19, 1967, 15–23. – Ganz ähnlich ist die nachantike, christliche Weihwassereintiefung auf dem Iuppitersäulensockel von Grafenschaft-Nierendorf, Kr. Ahrweiler. Bonn, Rhein. Landesmus. Inv. 38.435. Phot. RLM Bonn 4730.

¹⁵ Zu Münzvotiven und vermeintlichen Waffenwasservotiven: E. KÜNZL, *Wasserfunde römischer gladii: Votive oder Transportverluste?* In: R. BEDON/A. MALISSARD (Hrsg.), *La Loire et les fleuves de la Gaule romaine et des régions voisines. Caesarodunum 33/34* (Limoges 1999/2000) 547–575.

¹⁶ P.R. FRANKE, *FMRD IV 1* (Berlin 1960) 340 Nr. 1173. – In der Latènezeit waren einzelne Münzen ein bevorzugtes Element der Quell- und Brunnenfunde: G. KURZ, *Keltische Hort- und Gewässerfunde in Mitteleuropa. Deponierungen der Latènezeit. Mat. Arch. Baden-Württemberg 33* (Stuttgart 1995) 100.

¹⁷ KYLL (Anm. 9) 97 f. Anm. 266.

¹⁸ F. GESCHWENDT, *Der vor- und frühgeschichtliche Mensch und die Heilquellen. Veröffentl. urgesch. Slg. Landesmus. Hannover 20* (Hildesheim 1972) 41f.; *Bonner Jahrb.* 58, 1876, 207–209; MAUE/VEIT (Anm. 5) 53 Nr. 87. – Vgl. auch N. KYLL, *Zum Fortleben der vorchristlichen Quellenverehrung in der Trierer Landschaft. In: Studien zur Volkskultur, Sprache und Landesgeschichte. Festschr. Matthias Zender Bd. 1* (Bonn 1972) 497–510.

Auswahl der Funde allein aus dem Land Rheinland-Pfalz/D, das an von den Römern erschlossenen Thermalquellen und Mineralquellen reich ist¹⁹: Trier-Römersprudel mit 294 Votivmünzen zwischen Augustus und Arcadius²⁰; Trier-Feyen, Römersprudel²¹; Trier-Euren, Helenabrunnen²²; Gerolstein (Kr. Daun), ‚Siddinger Dreis‘ (in einer von Inschrift- und Skulpturensteinen umstellten Mineralquelle am linken Kyllufer wurden 143 römische Münzen des 3. Jahrhunderts n. Chr. gefunden²³); Andernach-Bad Tönisstein (Kr. Mayen-Koblenz)²⁴; Heilbrunnen oder Heilpütt im Pönterbachtal, das bei der Schwebenbürg in das Brohltal mündet²⁵.

Die Votive in der Mineralquelle von Roisdorf, Rhein-Sieg-Kreis, Nordrhein-Westfalen/D konzentrieren sich ebenfalls auf Münzen: Im März 1932 fand man bei der Neufassung der Mineralquelle 664 antike Münzen (einen Denar, zwei angelsächsische Prägungen des 5. Jahrhunderts und 661 römische Bronzemünzen); es war der zweite Fund im dortigen Brunnen und vermutlich nur der Rest eines großen Fundes des 19. Jahrhunderts²⁶. In der Schwefelquelle von Nierstein, Kreis Mainz-Bingen, Rheinland-Pfalz/D stieß man 1803 auf die römische Fassung der Quelle, mit Architekturfragmenten, einem Steinbecken, einigen Terrakotten, 14 Bronzemünzen sowie einem Votivaltar an Grannus und Sirona²⁷.

Die Weihungen an vielen der erwähnten Orte gehen im übrigen bis in die Spätantike des 4. Jahrhunderts n. Chr. Dazu zählen nicht allein die großen Münzschatze von Bath in Südengland oder der Coventinaquelle am Hadrianswall; auch kleinere, also bis 100/200 Münzen zählende Ensembles reichen bis ans Ende des 4. oder den Beginn des 5. Jahrhunderts. Die römischen Münzen des Mineralbrunnens von Roisdorf bei Bonn haben im 4. Jahrhundert eigentlich ihren Höhepunkt; die 80 v. Chr. beginnende Münzreihe am alten venetischen Heiligtum Lagole von Calalzo/I reicht bis 340 n. Chr.²⁸; die Quelle von Bergfall in einem Seitental des Südtiroler Pustertales enthielt neben 600 Bronzeringen und 100 Bronze-drahtstiften auch etwa 100 Münzen von Augustus bis Valentinianus II. (375/392)²⁹.

Der *lacus Curtius* auf dem Forum Romanum³⁰ war das Urbild des kultischen Münzopfers (Suetonius, Augustus 57: „*Omnes ordines in lacum Curtium quotannis ex voto pro salute eius stipem iacebant*“). Zwei besonders prominente Heiligtümer waren daneben die Clitumnusquelle (Plinius d. J., Ep. VIII 8)³¹ und die Aponusquelle (Suetonius, Tiberius 14). Die Aponusquelle (*fons Aponi*) war eine Thermalquelle unweit von Padua an den Colli Euganei in Norditalien; die Bäder wurden in der gesamten römischen Kaiserzeit besucht.

¹⁹ KYLL (Anm. 9) 36. 97 f. Anm. 265 u. 266 (Votivmünzen in Quellheiligtümern und Heilquellen des Trierer Landes).

²⁰ E. GOSE, Der Trierer ‚Römersprudel‘, eine Heilquelle aus römischer Zeit. Trierer Zeitschr. 20, 1951, 85–95.

²¹ H. CÜPPERS (Hrsg.), Die Römer in Rheinland-Pfalz (Stuttgart 1990) 584 f. Abb. 514.

²² J. STEINHAUSEN, Archäologische Siedlungskunde des Trierer Landes (Trier 1936) 448 Anm. 1480.

²³ R. SCHINDLER, Gerolstein, seine Landschaft, Geschichte und Sehenswürdigkeiten. In: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern 13, Südwestliche Eifel (Mainz 1977) 311–318, bes. 316; CÜPPERS (Anm. 21) 373.

²⁴ J. WEGELER, Der Heilbrunnen, eine alte Quelle in neuer Fassung (Koblenz 1851); J. KLEIN, Kleinere Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum zu Bonn. Bonner Jahrb. 84, 1887, 55–87, bes. 55–68.

²⁵ J. HAGEN, Antike Brunnenfunde der Mineralquelle zu Roisdorf (Landkreis Bonn). Rhein. Vierteljahresbl. 2, 1932, 327–330, bes. 329.

²⁶ HAGEN (Anm. 25) 1932.

²⁷ F. LEHNE, Historische Ansichten über Nierstein und seine Heilquellen. In: Das Sirona-Bad bei Nierstein und seine

Mineralquellen (Mainz 1827) 1–13; K. SCHUMACHER, Beiträge zur Topographie und Geschichte der Rheinlande. Mainzer Zeitschr. 5, 1910, 8–22, bes. 12–14; G. BEHRENS, Nierstein in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit. In: J. DÖRRSCHUCK, Nierstein. Rheinessen in seiner Vergangenheit 7 (Mainz 1928) 15–34; H. KLUMBACH, Römisches Quellheiligtum bei Nierstein. In: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern 12, Nördliches Rheinhessen (Mainz 1969) 248 f.

²⁸ L. PAULI, Einheimische Götter und Opferbräuche im Alpenraum. In: ANRW II 18,1 (Berlin, New York 1986) 816–871, bes. 826.

²⁹ PAULI (Anm. 28) 851 mit weit. Lit.

³⁰ S.B. PLATNER, A Topographical Dictionary of Ancient Rome, compl. and rev. by TH. ASHBY (London 1929) 310; E. NASH, Bildlexikon zur Topographie des antiken Rom I (Tübingen 1961) 542.

³¹ An der Via Flaminia zwischen Spoleto und Foligno/I. Der jetzt dort stehende Tempietto mit kreuzförmigem Grundriss ist entweder spätantik oder mittelalterlich.

Die umfangreichsten bisher bekannten Quellweihungen der Kaiserzeit³² sind die Schwefelquelle von Vicarello, Roma, I³³, die Thermalquelle von Aquae Sulis (Bath), Avon/GB³⁴, der Coventina-brunnen am Hadrianswall/GB³⁵, die Seinequellen (Sources de la Seine), Côte-d'Or/F³⁶ und die Mineralquelle von Chamalières (Clermont-Ferrand), Puy-de-Dôme/F³⁷.

Anscheinend gab es im Alzeyer Quellbezirk neben der Verehrung der Nymphen, des Apollo Grannus und der Sirona³⁸ eine besondere Verehrung der Sul Minerva von Bath/Aquae Sulis. Die

Alzeyer Quelle³⁹ ist sogar der einzige Platz außer Bath, an dem bislang die Dea Sul vertreten ist. Die Alzeyer Sulinschrift (Abb. 8)⁴⁰ wurde 1871 zwischen dem Schloss und dem spätantiken Kastell gefunden, also in jenem Bereich, in dem sich auch der römische Quellbezirk befand (Abb. 5) und woher der Nymphenaltar stammt. Es würde römischem Brauch entsprochen haben, die Besucher des Quellbezirks, die Verehrer von Grannus, Sirona und Dea Sul, zu Münzspenden animiert zu haben, und sei es auch mit Hilfe eines kleinen künstlichen Sees im Focus eines Altares.

Abbildungsnachweis

1–2 Photo Verf. 1973; 3 Photo Verf. 1999; 4 Entwurf Verf.; 5 nach K. Böhner, Vom Römerkastell zu Hof, Burg und Stadt. In: F.K. Becker (Hrsg.), 1750 Jahre Alzey.

Festschrift. Alzeyer Geschichtsblätter, Sonderheft 6 (Alzey 1973) 62 Abb. 1; 6 Photo RLM Trier C 6490; 7 Photo MAN Saint-Germain-en-Laye; 8 nach CIL XIII 6266.

³² Der Brodelbrunnen von Bad Pyrmont (Kreis Hameln-Pyrmont, Niedersachsen/D) liegt im Gebiet der freien Germanen: W.-R. TEEGEN, Studien zu dem kaiserzeitlichen Quellopferfund von Bad Pyrmont. Ergbd. 20 RGA² (Berlin 1999).

³³ G. MARCHI, La stipe tributata alle divinità delle Acque Apollinari scoperta al cominciare del 1852 (Rom 1852); A. M. COLINI, La stipe delle acque salutari di Vicarello. Notizie sul complesso della scoperta. Rend. Pont. Acc. 40, 1967/1968, 35–56; A.M. COLINI, Vicarello. La sorgente termale nel tempo (Rom 1979); E. KÜNZL/S. KÜNZL, Aquae Apollinares/Vicarello (Italien). In: R. CHEVALLIER (Hrsg.), Les eaux thermales et les cultes des eaux en Gaule et dans les provinces voisines. Actes du colloque 28–30 septembre 1990 Aix-les-Bains. Caesarodunum 26 (Tours-Turin 1992) 273–296.

³⁴ B. CUNLIFFE/P. DAVENPORT, The Temple of Sulis Minerva at Bath 1. The Site. Oxford Univ. Com. arch. Monogr. 7 (Oxford 1985); B. CUNLIFFE (Hrsg.), The Temple of Sulis Minerva at Bath 2. The Finds from the Sacred Spring. With major sections by R. TOMLIN and D. WALKER. Oxford Univ. Com. for arch. Monogr. 16 (Oxford 1988).

³⁵ L. ALLASON-JONES/B. MCKAY, Coventina's Well. A shrine on Hadrian's Wall (Gloucester 1985).

³⁶ S. DEYTS, Les bois sculptés des Sources de la Seine. Gallia suppl. 42 (Paris 1983); DERS., Un peuple de pèlerins. Offrandes de pierre et de bronze des Sources de la Seine. Rev. Archéol. Est. Suppl. 13 (Dijon 1994).

³⁷ A. ROMEUF/A.-M. DUMONTET, Les ex-voto gallo-romains de Chamalières (Puy-de-Dôme). Documents d'arch. française 82 (Paris 2000).

³⁸ KÜNZL (Anm. 2) Nr. 14–16.

³⁹ Zur Alzeyer Quelle: KÜNZL (Anm. 2) 12; HUNOLD (Anm. 6) 24.

⁴⁰ J. BECKER, Die römischen Inschriften und Steinsculpturen des Museums der Stadt Mainz (Mainz 1875) Nr. 84; CIL XIII 6266; KÜNZL (Anm. 2) Nr. 57. Das Stück war 1970/1974 im Mainzer Landesmuseum nicht greifbar; es ist auch 1999 nicht zu finden gewesen und muss wohl als verschollen gelten. – Zur Dea Sul: B. CUNLIFFE, Roman Bath discovered (London 1971); CUNLIFFE/DAVENPORT (Anm. 34); CUNLIFFE (Anm. 34); T.F.C. BLAGG, The Temple at Bath (Aquae Sulis) in the context of classical temples in the west European provinces. Journal Roman Arch. 3, 1990, 419–430; J.A. DAVIES, Coins from the sacred spring at Bath. Journal Roman Arch. 3, 1990, 431–436; A. WOODWARD, Book of Shrines and Sacrifice (London 1992); M. GREEN, Celtic Goddesses. Warriors, Virgins and Mothers (London 1995).

Der Siedlungsraum von Xanten und Umgebung in prähistorischer Zeit

Xanten und der Niederrhein werden im historischen Bewusstsein der Öffentlichkeit meist nur mit der Geschichte der Römer und ihrem Vorstoß bis zum Rhein in Verbindung gebracht¹. Doch geht die Geschichte des Siedlungsraumes am unteren Niederrhein viel weiter zurück. Es wird häufig verkannt, dass die Entwicklung einer Kulturlandschaft ein lang anhaltender Prozess ist und gerade die wirtschaftliche Prosperität der Landschaft und die Attraktivität der ganzen Region mit ihrer damals verhältnismäßig hohen Siedlungsdichte der einheimischen Bevölkerung die Standortwahl der Römer für ihre Niederlassungen am unteren Rheinlauf (Castra Vetera und Colonia Ulpia Traiana) mit Sicherheit maßgeblich beeinflusst haben². Wie es dazu kam, soll in dieser Studie kurz angedeutet werden. Es soll dabei das Verständnis erleichtern helfen, warum gerade in der Region am Rhein die römische Zivilisation und Kultur in Verbindung mit der vorgefundenen einheimischen Lebensart eine verhältnismäßig rasche Blüte mit wirtschaftlicher und kultureller Prosperität bewirkte.

Geologie und Landschaft am Niederrhein

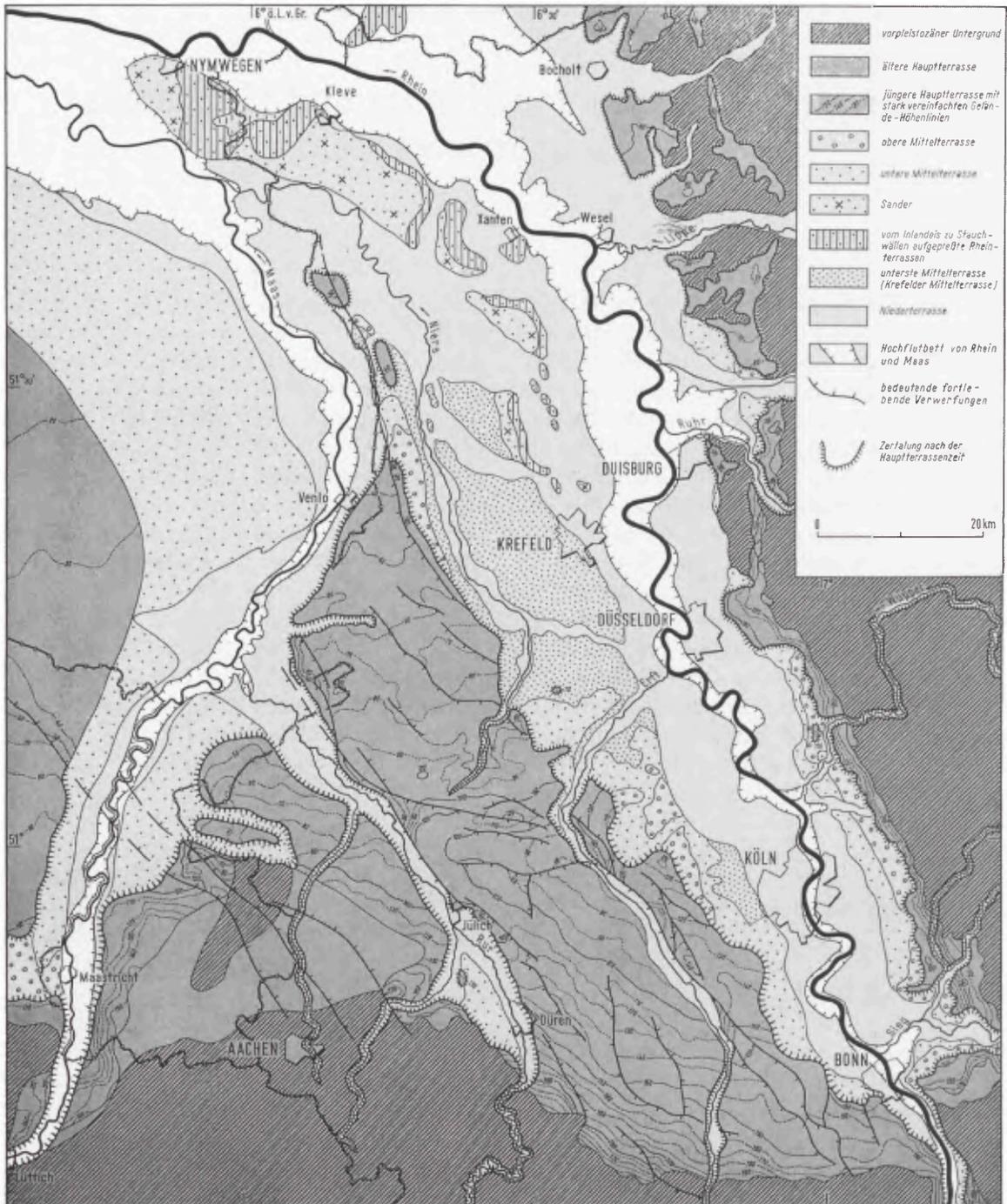
Für die Besiedlung einer Landschaft in prähistorischer Zeit sind die geologischen Voraussetzungen von großer Wichtigkeit. Die Oberflächengestalt des

Gebietes um Xanten (Abb. 1) ist ein typisches Beispiel einer niederrheinischen Terrassenlandschaft mit glazialen Relikten des äußersten Vorstoßes des Inlandeises während der Saale-Eiszeit und ihrer markanten Stauchwälle, die sich besonders im Raum zwischen Birten und Marienbaum erheben. Schmelzwassersedimente und Mischbildungen aus fluviatiler und fluvioglazialer Entstehung lagern sich an den Endmoränenwällen ab. Nach Rückgang des Eises durchbricht der spätpleistozäne Rhein-Maas-Strom mehrfach die Stauchwälle im Südosten und löst sich in einzelne Teile auf. Dadurch entstehen die Höhenzüge und Bergrücken im Süden und Westen um Xanten³. Der höchste „Inselberg“ ist der Balberger Waldrücken bzw. der Xantener Hochwald mit einer Höhe bis zu 86 m ü. NN. Dieser Höhenzug erstreckt sich von Norden nach Süden in einem leichten, nach Osten geöffneten Bogen und fällt nach Nordosten zur Niederterrasse der Xantener Bucht steil ab. Östlich davon erhebt sich die ungefähr drei Kilometer breite Endmoräneninsel der Hees. An diese eiszeitliche Erhebung schließen sich ausgedehnte Flächen der Niederterrasse und der breiten Rheinaue an. Für die Umgebung Xantens lassen sich damit vier, den Lebensraum prägende morphologische Einheiten unterscheiden: die gestauchten Endmoränenwälle, die fluvioglazialen Bildungen im Vorland der Endmoräne, der Bereich der Niederterrasse (20–24 m ü. NN), das derzeitige

¹ Ähnliche Bemerkungen sind wiederholt in der entsprechenden Literatur gemacht worden. Treffend fasste diese Gedanken zuletzt zusammen: G. GERLACH, Zur Vorgeschichte des Xantener Raumes – Ein museumspädagogisches Projekt des niederrheinischen Altertumsvereins Xanten. Arch. Rheinland 1988, 22 ff. Vgl. auch H. HINZ, Xanten zur Römerzeit (Xanten 1969).

² H.E. JOACHIM, Zur Vorgeschichte des Xantener Raumes II. Die Bronze- und Eisenzeit. In: G. PRECHT/H.-J. SCHALLES (Hrsg.), Spurenlese. Beiträge zur Geschichte des Xantener Raumes (Köln 1989) 57 f.

³ F.J. BRAUN, Endmoränen, Terrassen und Holozäne Ablagerungen bei Xanten am Niederrhein. Fortschritte der Geologie im Rheinland u. Westfalen 4, 1959, 247 ff.; J. KLOSTERMANN/H.W. BEHAGE/U. WEFELS, Hinweise auf eine saalezeitliche Warmzeit am Niederrhein. Eiszeitalter und Gegenwart 38, 1988, 113 ff.; F.J. BRAUN/K.N. THOME, Quartär. In: Übersicht der Geologie des Niederrheingebietes. Der Niederrhein 38, 1971, 104 ff.; J. KLOSTERMANN, Das Quartär der nördlichen niederrheinischen Bucht. Der Niederrhein 48, 1981, 79 ff.; DERS./J. NÖTTING/W. PAAS/H.W. BEHAGE, Geologische Karte von Nordrhein-Westfalen 1:25.000. Erläuterungen zum Blatt 4304 Xanten (Krefeld 1989).



1 Geologischer Aufbau des Niederrheingebietes.

Überflutungsgebiet des Rheines (19–20 m ü. NN) und der Raum der holozänen Altrheinbildung (16–18 m ü. NN)⁴.

Bei Überschwemmungen des Rheines im ausgehenden Eiszeitalter vor ca. 12.000 Jahren, im Ver-

lauf des Alluviums, wurde die Niederterrassenfläche mit Sand und Lehm überzogen. Dadurch bildeten sich die älteren Uferwälle und die weiten fruchtbaren Hochflutlehmfluren. Aus dem Mündungsdelta der letzten Eiszeit entwickelten die

beiden Ströme Rhein und Maas allmählich ihre Flussbetten. Diese verlagerten sich noch bis in das hohe Mittelalter mehrere Male. Immer tiefer gruben sich die beiden Ströme in den kiesig-sandigen Untergrund ein. Ausgeprägte Hochwasser hinterließen auf den holozänen Talböden junge Hochflutlehme (Aulehme) und Hochflutsande, die der Wind zu Dünen z. B. bei Marienbaum, Wissel bei Kalkar und entlang der Maas zusammenwehte. Erst durch die Eindeichung des Rheines im 19. Jahrhundert legte der Mensch die Stromrichtung der Flüsse fest. Regulierungen wie Deiche und Rückhaltebecken im heutigen Einzugsgebiet der Flüsse verhinderten die extremen Schwankungen ihrer Wasserführungen⁵.

Durch die unterschiedlichen Boden- und Wasserhältnisse ist die Nutzung der Böden als Grünland oder Ackerfläche vorgezeichnet. So sind grundwassernahe, zum Teil schwere Böden in der holozänen Rhein-, Niers- und Lippeniederung überwiegend als Weiden zu nutzen. Auf tiefer gelegenen Böden und Flächen in den zeitweiligen Überschwemmungsgebieten lässt der hohe Grundwasserstand vor allem nur Dauergrünflächen zu. In den höher gelegenen Gebieten der Niederung (höhere Talstufe) und im Bereich der Niederterrasse ist neben Grünland häufig gutes Ackerland anzutreffen, auf dem sogar Weizen und Zuckerrüben gedeihen und Gemüseanbau mit gutem Erfolg noch heute betrieben wird. Selbst auf den leichten Böden der Hochflutsande und Flugdecksande lassen sich Feldfrüchte mit Erfolg anbauen⁶. Begünstigt wird diese Kulturlandschaft zudem durch die zu beiden Seiten der Stauchmoränen austretenden Quellhorizonte. Die Moränenzüge des Reichs- und Hochwaldes waren mit umfangreichen Mischwald-

flächen bestanden, die von ausgedehnten Heideflächen unterbrochen wurden. Erst im 18. Jahrhundert wurden hier Kiefern angepflanzt. Die Nieder- und Hauptterrassenhochflächen waren überwiegend mit ausgedehntem Nieder- und Mittelwald bestanden, die erst im 19. Jahrhundert teilweise mit ertragreicheren Holzarten aufgeforstet wurden. Durch die geschützte Lage am Abhang der Moränenzüge, die fruchtbaren Böden der eiszeitlichen Überschwemmungen und Anwehungen sowie die gute Bewässerung, die günstigen Bedingungen für Jagd in ausgedehnten Wäldern und Heideflächen, aber auch der Fischreichtum an offenen Gewässern lässt für die Landschaft um Xanten von ihren natürlichen Gegebenheiten her insgesamt günstige Siedlungsbedingungen erwarten.

Altsteinzeit und Mittelsteinzeit – Die Zeit der Jäger und Sammler

Die Anfänge des Menschen reichen weit zurück und verlieren sich noch immer im Dunkeln. Am Niederrhein beginnt seine früheste Geschichte am Ende der Eiszeit. Wann die ersten Menschen in das Gebiet um Xanten und auf den Fürstenberg kamen, wissen wir nicht. Nur einige wenige Fundstücke von Fundstellen aus der Umgebung von Xanten sind bekannt⁷. So wurden z. B. Werkzeuge aus der mittleren Altsteinzeit (Paläolithikum 500.000–8.000 v. Chr.) aufgesammelt. Es war die Epoche des Neandertalers, der Faustkeile und der ziehenden Tierherden. Nur vereinzelte Kunstschnitzereien aus Elfenbein und Rentierknochen (z. B. aus Rhindahlen) stellen den kulturgeschichtlichen Zusammenhang derselben Zeiten zu Frankreich oder

⁴ K. BRUNNACKER, Der Niederrhein im Holozän. Fortschritte der Geologie im Rheinland u. Westfalen 28, 1978, 399 ff.; J. KLOSTERMANN, Zur Geologie der Flussablagerungen am Niederrhein. In: H. KOSCHIK (Hrsg.), Kiesgewinnung und archäologische Denkmalpflege. Mat. Bodendenkmalpfl. Rheinland 8 (Köln 1997) 77 ff.

⁵ F.G. LANGE, Die Geschichte einer Stromschlinge des Rheines zwischen Rees und Emmerich. Fortschritte der Geologie im Rheinland u. Westfalen 28, 1978, 497 ff.; CHR. HOPPE, Die großen Flussverlagerungen des Niederrheins in den letzten 2000 Jahren und ihre Auswirkung auf Lage und Entwicklung der Siedlungen (Bonn 1970); H. BERKEL/D. VON DETTEN, Neue Ergebnisse zu den römischerzeitlichen Altrheinarmen im Stadtgebiet von Xanten. Arch. Rheinland 1993, 55 ff.; J. KLOSTERMANN, Rheinstromverlagerungen bei Xanten während der letzten 10.000 Jahre. Natur am Niederrhein 1,1, 1986, 5 ff.

⁶ H. MERTENS, Böden und Besiedlung auf mittelrheinischen Terrassen. Der Niederrhein 39, 1972, 113 ff.; R. GERLACH, Die natürlichen Grundlagen der Kulturlandschaft oder „Wie alt ist die Aue?“. In: H. KOSCHIK (Hrsg.), Kulturlandschaft und Bodendenkmalpflege am unteren Niederrhein. Mat. Bodendenkmalpfl. Rheinland 2 (Köln 1993) 57 ff.

⁷ ST. VEIL, Alt- und mittelsteinzeitliche Fundplätze des Rheinlandes. Kunst und Altertum am Rhein. Führer des Rheinischen Landesmuseums 81 (Köln 1978) 24 ff.; H.E. JOACHIM u. a., Altsteinzeit. In: CH.B. RÜGER (Hrsg.), Auswahlkatalog 1. Urgeschichte. Kunst und Altertum am Rhein. Führer des Rheinischen Landesmuseums 73 (Köln 1977) 11 ff.; G. BOSINSKI, Der Neandertaler und seine Zeit. Kunst und Altertum am Rhein. Führer des Rheinischen Landesmuseums Bonn 118 (Köln 1985) 11 ff.

Süddeutschland her. Es waren die gleichen Menschen, die den Tieren zur Jagd in den Zwischenzeiten nachzogen. Knochenfunde, die immer wieder bei den niederrheinischen Auskiesungen zu beiden Seiten des Rheines geborgen wurden, wiesen zahlreiche kälteverträgliche Tiere nach, die sich in den Randzonen des eiszeitlichen Klimas aufhielten, wie wollhaariges Nashorn, Rentier, Moschusochse, Eisfuchs, Höhlenbär, Wildpferd und das bezüglich der Knochenfunde am häufigsten auftretende Mammut. Wann der letzte Vertreter dieses Vorläufers unseres Waldelefanten in Mitteleuropa und am Niederrhein lebte, muss im Einzelnen noch offen bleiben. Doch konnte dieses größte Säugetier der kalten Klimaabschnitte Europas unter den Knochen der spätaltsteinzeitlichen Jagdbeute aus dem Ende der Würm-Eiszeit nicht mehr nachgewiesen werden⁸.

Die Menschen dieser Epoche waren Jägernomaden und hielten sich nur kurze Zeit an jeweils einem Ort auf. Sie wohnten zusammen mit ihren Familien in großen Zelten, ernährten sich von den kärglichen Kräutern und Pflanzen der Tundravegetation und sammelten wilde Früchte als Nahrungsmittel. Die Jagd, besonders die nach dem Großwild, fand im Rahmen der altsteinzeitlichen Gesellungsform der Großfamilie oder Horde statt. Die Jagd des Eiszeitmenschen erfolgte aus unmittelbarer Nähe, indem die Menschen die Tiere angriffen und mit Speer und Lanze erlegten (Nachweise z. B. in Salzgitter-Lebenstedt, Lehringen u. a.). Solche Begegnungen mit den ihn an Größe bei weitem übertreffenden Tieren und das Erlebnis der Jagd blieben für den eiszeitlichen Menschen nicht ohne nachhaltigen Eindruck. Ausdruck findet dies in zahlreichen Darstellungen, besonders der Mammute und Pferde in den eiszeitlichen Höhlen Südfrankreichs und Nordspaniens, aber auch auf den Schieferplatten des Mittelrheins und den Knochengravierungen Süddeutschlands⁹.

Von den Werkzeugen haben sich nur die widerstandsfähigen Bestandteile aus Stein in den verschiedenen Formen und Funktionen erhalten. Besonders geeignet für die Herstellung der scharfen

Schneide- und Schlagwerkzeuge erwies sich der leicht zu einzelnen Klingen zerlegbare und scharf schneidende Feuerstein. Dieses eiszeitliche Rohmaterial liegt in außerordentlicher Fülle nicht nur im norddeutschen Flachland vor, sondern auch im Rhein- und Maasgebiet, und wurde zudem auch noch weithin verhandelt. Für die Herstellung solcher Geräte schlug man mit einem Schlagstein von der Rohknolle so lange kleine Splitter ab, bis der Kern die gewünschte Form erbracht hatte (Kerngerät). Durch die Fähigkeit, allmählich große dünne Abschlüge herzustellen und deren Kanten noch durch Nacharbeit zu verschärfen, gelangte man allmählich von den plumpen Geröllhauen zu ebemäßig gestalteten Faustkeilen und es gelang schließlich, Steinklingen herzustellen, die fast so scharf wie heutige Messerklingen waren. Diese ersetzten im jüngeren Abschnitt der Altsteinzeit die Faustkeile und die breiten Abschlaggeräte¹⁰.

Auch wenn angenommen werden muss, dass die Region um das heutige Xanten auch während der Altsteinzeit, besonders während der jüngeren Phase, durch die damalige Bevölkerung der Jäger und Sammler aufgesucht worden war, und entsprechend dem Vorrücken und Zurückweichen des Eises bzw. der Kältezone den Menschen als Lebensraum diente, können hierfür bisher nur wenige Beweisstücke angeführt werden. Neben der geologischen Situation dieses Lebensraumes ist der Grund für die bisher noch recht geringe Zahl der Werkstücke aus dieser Zeit wohl auch im Forschungsstand zu suchen.

Die Mittelsteinzeit

In dieser bisherigen Lebens- und Wirtschaftsform der Jäger und Sammler trat am Niederrhein während der mittleren Steinzeit (Mesolithikum 10.000–4.000 v. Chr.) nur allmählich eine Veränderung ein. Langsam erwärmte sich das Klima beim Abflauen der Eiszeit. So hatte sich am Ende der jüngeren Tundrenzeit, etwa 8.000 v. Chr., der endgültige Umschwung zum wärmeren Klima vollzogen. Nach und nach breiteten sich auch in der nördlichen

⁸ Vgl. hierzu auch G. BOSINSKI, Eiszeitjäger im Neuwieder Becken. Arch. Mittelrhein u. Mosel 1 (Koblenz 1992) 132 ff. (mit weiteren Literaturangaben).

⁹ G. BOSINSKI/G. FISCHER, Mammut- und Pferdedarstellungen von Gönnersdorf. Gönnersdorf 5 (Wiesbaden 1980); H.

MÜLLER-BECK, Urgeschichte in Baden-Württemberg (Stuttgart 1983); W. VON KÖNIGSWALD/U. HEINRICH, Festschr. Müller-Beck (Tübingen 1996); H.D. KAHLKE, Die Eiszeit (Leipzig, Jena, Berlin 1994).

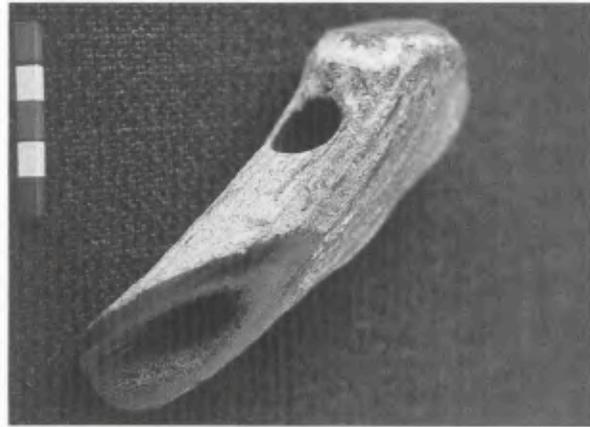
¹⁰ Zur Schlagtechnik vgl. auch BOSINSKI (Anm. 7) 53 ff.

Region zunächst Birke und Kiefer, danach umfangreicher Wald aus. Schließlich waren weite Teile des Niederrheins, Mittel- und Nordeuropas von ausgedehnten Eichenmischwäldern (Eiche, Linde, Ulme) bedeckt. Fischreiche Flussarme durchzogen die niederrheinische Landschaft, unterbrochen von Seen und großen Mooren. Überall dort bot sich für Mensch und Tier ausreichende Nahrung¹¹.

Die Bevölkerung wohnte nunmehr in einfachen Holzhütten, die mit Schilf, Graszweigen und Ähnlichem bedeckt waren. Vom wesentlich reicheren Kulturinventar dieser Zeit haben sich fast nur die steinernen Bestandteile der Werkzeuge erhalten. Viele dieser Geräte waren aus Feuerstein mit Teilen aus Holz, Knochen (Abb. 2), Gehörn oder anderen organischen Materialien zu größeren Jagd- und Fischereigeräten zusammengesetzt: fingernagelgroße Spitzen und Schneiden von streng geometrischer Form wie Dreiecke, Trapeze und Kreisabschnitte. Diese kleinen Steingeräte (Mikrolithen) sind sehr scharf und dienten z. B. aufgereiht in einem Holzrücken, gebettet als Schneide eines Messers, auf einem Schaft aufgezogen als Spitze eines Pfeiles oder Speeres, in Zahnreihe gesetzt als Widerhaken an einer Harpune, kurz als Verschärfung der Schneide oder Spitze des jeweiligen Werkzeuges¹².

Die Jagd richtete sich mehr als bisher auf Standwild, Kleintiere und Zugvögel. Fisch wurde gerade am Niederrhein, der in den allmählich wärmer werdenden Gewässern reiche Beute bot, zu einem wichtigen Grundnahrungsmittel. Darauf weisen z. B. die zahlreichen ganz feinen und scharfen Spitzen für Pfeile oder Widerhaken für Harpunen in den Siedlungsplätzen hin.

In Nordwestdeutschland lassen sich in dieser Zeit zwei aufeinander folgende Perioden unterscheiden: die Haltener und die Boberger Stufe. Am Niederrhein und im Raum um Xanten wurden häufiger Relikte der jüngeren Boberger Stufe aufgefunden. Charakteristisch für diesen jüngeren Abschnitt sind die besonders schmalen Dreiecke und nadelförmigen Spitzen. Zum ersten Mal treten auch trapezförmige Pfeilschneiden auf. In ganz Westeuropa, besonders jedoch in Nordwestdeutschland,



2 Mesolithische Geweihaxt, Moers/Bettenkamper Meer.

liegen die Fundplätze verhältnismäßig dicht gestreut über die für eine Besiedlung geeigneten Landstriche beieinander, was für eine starke Zunahme der Bevölkerung in dieser Zeit spricht. Vermutlich lebten hier einzelne Großfamilien, die an kleinere Jagdreviere gebunden waren, in entsprechenden Abständen nebeneinander.

Jungsteinzeit am Niederrhein – Die Anfänge der Landwirtschaft

Ein für die Menschheitsgeschichte sehr denkwürdiger Einschnitt ist durch den Wechsel von der rein aneignenden Wirtschaftsweise des Jägers und Sammlers der Alt- und Mittelsteinzeit zur Lebensmittel produzierenden Wirtschaftsform von Landwirtschaft und Viehzucht gekennzeichnet. Bei diesem Prozess der Neolithisierung handelt es sich um eine grundlegende Umwälzung in der Wirtschaftsform und in der Lebenshaltung des Menschen. Seine Nachhaltigkeit in den Auswirkungen für den späteren Aufschwung war entscheidend und so tiefgreifend, dass diese Veränderungen in der Wirtschaftsform auch analog zur industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts als ‚neolithische Revolution‘ be-

¹¹ S.K. ARORA, Mittelsteinzeit. In: CH.B. RÜGER (Hrsg.), Auswahlkatalog 1. Urgeschichte. Kunst und Altertum am Rhein. Führer des Rheinischen Landesmuseums 73 (Köln 1977) 17 ff.; DERS., Rheinische Mikrolithen. Mittelsteinzeit am Niederrhein. Rhein. Landesmus. Bonn 6, 1975, 85 ff.

¹² G. BOSINSKI/D. EVERS, Jagd im Eiszeitalter. Schr. Jagd- u.

Naturkundemus. Brüggen 2 (Köln 1979); S.K. ARORA, Die mittlere Steinzeit im westlichen Deutschland und in den Nachbargebieten. Rhein. Ausgr. 17 (Köln 1976) 1 ff.; C. WEBER, Xanten-Wardt, Neue Funde aus der Kiesgrube. Arch. Rheinland 1999, 58 ff.; H.-H. WEGNER, Wer verlor die Axt am Ufer? Rhein. Landesmus. Bonn, 5, 1978, 66 ff.

zeichnet wurden. Bereits in dieser Epoche wurde das Fundament gelegt, auf dem sich später das historische Europa mit allen seinen Erscheinungen und Entwicklungen aufbaute. Diese wirtschaftliche Umwälzung beruhte zunächst auf der Erzeugung eines ständigen Mehrproduktes an Nahrungsmitteln. Ackerbau und Viehzucht sind aktive Methoden der Nahrungsmittelerzeugung und -vermehrung. Mit einem nahezu gleichen Arbeitsaufwand konnte nunmehr der Mensch ein Vielfaches des Bisherigen herstellen, die Produktivität der menschlichen Arbeit wurde wesentlich gesteigert. Durch die Erwirtschaftung einer Überproduktion ergaben sich die Voraussetzungen für die Ausbildung fachlicher Fertigkeiten, für eine gewisse Arbeitsteilung und für frei verfügbare Zeit, die nicht primär der Nahrungssuche und -beschaffung gewidmet sein musste¹³.

Besonders typisch für diese Zeit des frühen Neolithikums sind die Steingeräte mit ihrer neuartigen Herstellungstechnik durch Schliff und Bohrung. Beile und Äxte wurden zunächst in ihrer Grobform – wie bisher – zurechtgeschlagen, anschließend glatt poliert, zum Teil später durchbohrt und mit einer Schäftung versehen. Durch die neue Technik der Schneidenschärfung durch Schliff wurden diese nicht nur wirkungsvoller, sondern der Werkstoff für die Geräte konnte nun auch aus sprödem Felsgestein hergestellt werden, so dass man nicht mehr allein auf den Import des teuren Feuersteins angewiesen war. Keile, Äxte und Beile benötigten zwar mehr Arbeitsaufwand für ihre Herstellung, waren aber wesentlich einfacher und fester zu schäften und besaßen darüber hinaus einen höheren Wirkungsgrad¹⁴. So ermöglichten sie auch das Zurichten und Bearbeiten schwerer und umfangreicher Hölzer, was sich besonders beim Bau der bisweilen über 30 Meter langen und 8 Meter breiten Wohn- und Wirtschaftsgebäude vorteilhaft auswirkte. Die Menschen mussten ja wegen der Landwirtschaft und Viehhaltung vor Ort bleiben und lebten nunmehr in großen Häusern, die mit Schilf und Stroh

oder langen Wildgräsern gedeckt und in Ständer- und Fachwerktechnik errichtet worden waren. Diese Langhäuser hatten einen Wirtschafts- und einen Wohnteil, in dem die Großfamilien lebten. Hier entwickelten sich im Schutze der Häuser wichtige ‚Heimarbeiten‘, wie z. B. die Verarbeitung von Wolle und Flachs durch Spinnen und Weben oder die Herstellung von Kleingeräten vielfältiger Art.

Die Zeit zwischen Saat und Ernte war durch gezielte Vorratshaltung zu überbrücken. Aus dem plastisch gestalteten Werkstoff des Tones formte der Mensch zum ersten Mal Gefäße, die durch den bewusst angewandten Brennvorgang gefestigt und so zu einem sehr beständigen Behälter zum Aufbewahren der Vorräte und zur Zubereitung der Speisen durch Kochen dienten. Diese Gefäße haben sich in ihrer Formenvielfalt und ihrem Verzierungsreichtum bis auf unsere Tage erhalten und bieten so eine wichtige Quelle für die Erforschung des handwerklichen Könnens und des künstlerischen Gestaltens des Menschen und sind schließlich Hilfsmittel bei der zeitlichen Gliederung der einzelnen Kulturstufen und Epochen des Menschen. Als weitaus wichtigste und bedeutungsvollste Erfindung fällt in diese Zeit die Entwicklung des Rades. Sie sollte sich noch als eine der zukunftsbestimmenden geistigen Leistungen des Menschen erweisen¹⁵.

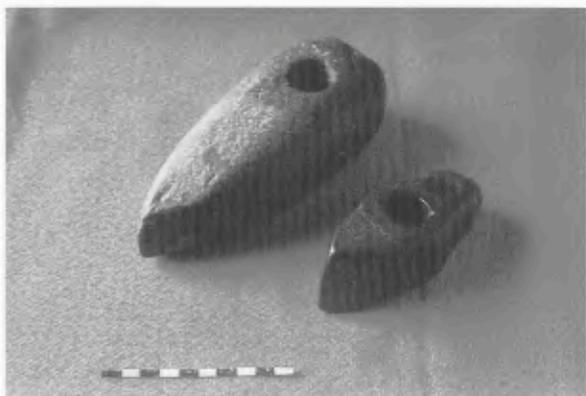
Entsprechend diesem allgemein in Mitteleuropa zur Zeit des Neolithikums (4.440–1.800 v. Chr.) herrschenden kulturgeschichtlichen Hintergrund hat auch diese Epoche im Gebiet des Siedlungsraumes um Xanten und am Niederrhein ihren Niederschlag gefunden, insgesamt nicht allzu reichhaltig, was wohl überwiegend in den ungünstigen Erhaltungsbedingungen, aber auch in dem unzureichenden Forschungsstand begründet liegt. Denn auch die Bevölkerungsgruppen der Bandkeramiker, die ihren Namen wegen der bandförmigen Verzierungen auf den Gefäßen tragen, oder der Rössener-Kultur nach dem Fundort Rössen bei Merseburg, oder auch die charakteristischen Funde aus dem Mittelneolithikum

¹³ A. MÜLLER-KARPE, Handbuch der Vorgeschichte II (München 1968) 247 ff.; H.E. JOACHIM u. a., Jungsteinzeit. In: CH.B. RÜGER (Hrsg.), Auswahlkatalog 1. Urgeschichte. Kunst und Altertum am Rhein. Führer des Rheinischen Landesmuseums 73 (Köln 1977) 19 ff.

¹⁴ L. FIEDLER, Formen und Techniken neolithischer Steingeräte aus dem Rheinland. Rhein. Ausgr. 19 (Bonn 1979) 53 ff.; K.H. BRANDT, Studien über steinerne Äxte und Beile der jüngeren Steinzeit und Steinkupferzeit Nordwestdeutsch-

lands. Münstersche Beitr. Vorgeschichtsforsch. 2 (Münster 1967); D. HOOFF, Die Steinbeile und Steinäxte im Gebiet des Niederrheins und der Maas. Antiquitas 2,9 (Bonn 1970).

¹⁵ Zum Vorgang der Neolithisierung sind wegen der Komplexität des Themas zwei Hefte in der Reihe Archäologische Informationen erschienen: Arch. Inf. 16,1-2, 1993. – Vgl. zum Hausbau H.T. WATERBOLK, Helinium 1, 1961, 126 ff.; DERS., Helinium 4, 1964, 97 ff.



3 Durchbohrte Steinäxte der Jungsteinzeit, Xanten.

vom Michelsberger Typ (Michelsberg, namengebender FO nördlich von Karlsruhe) sind meist nur in Einzelstücken belegt. Dies zeigen u.a. einige Steingeräte, die im Raum Xanten gefunden wurden¹⁶. Eine besonders ausgeprägte Form geschliffener und polierter neolithischer Steinwerkzeuge ist der sogenannte ‚Schuhleistenkeil‘ aus Xanten (Abb. 3). Nicht alle Geräte dieser Art sind so wie das vorliegende Stück durchbohrt. Es lässt damit für seinen Gebrauch eine Schäftung erkennen. In ihrer Nutzung werden sie vermutlich verschiedenen Zwecken, wie etwa der Holzbearbeitung gedient haben. Kulturell wird der Schuhleistenkeil allgemein der während des Frühneolithikums in Mittel- und Westeuropa weitverbreiteten Bandkeramik (4.600–3.300 v. Chr.) zugewiesen.

Weiterhin ist als Streufund eine kleine Steinaxt (Abb. 3) im Raum Xanten bekannt geworden. Die verhältnismäßig kleine Axt aus dunklem Felsgestein

lässt deutlich die längs verlaufenden, kantigen Spuren von Schliff und Politur (Facettierung) erkennen. Charakteristisch ist auch der ‚gekniffene‘ Nacken. An ihrer breitesten Stelle weist die Axt eine für ihre Schäftung verhältnismäßig große Durchbohrung auf. Derartige Geräte werden häufig in Einzelgräbern des nordeuropäischen Jungneolithikums als Beigabe angetroffen und dort der so genannten ‚Einzelgrabkultur‘ (2.300–1.700 v. Chr.) zugeordnet¹⁷. Insbesondere auf dem späteren Siedlungsgelände der Römerstadt Colonia Ulpia Traiana (CUT), aber auch in dem Gelände, auf dem der Dom errichtet wurde, sind bei den Ausgrabungen zahlreiche Abschlüsse neolithischer Prägung und Keramik beobachtet worden, was diesen Siedlungsplatz schon für diese frühe Zeitepoche als besonders attraktiv erkennen lässt.

Typische Funde des Endneolithikums stammen von den so genannten rheinischen Becherkulturen, wie sie am Niederrhein um Xanten und den benachbarten Niederlanden fast ausschließlich in Gräbern vorkommen. Ein Grab dieser Epoche wurde z. B. bei den Ausgrabungen im Amphitheater der römischen Stadtanlage CUT gefunden. Bei den Untersuchungen innerhalb der Arena ermittelte H. v. Petrikovits im Jahre 1937 unter der römischen Kulturschicht ein Grab dieser jungen neolithischen Becherkulturen¹⁸. Auch wenn sich Skelettteile in diesem sandigen Boden der anstehenden Düne nicht erhalten haben, handelt es sich hier um ein neolithisches Grab. Die Gefäße sind nach Form und Verzierung der nordwestdeutschen Schnurkeramik zuzuordnen (2.400–1.800 v. Chr.).

Eine gewisse Besonderheit bildete auch ein so genannter ‚Riesenbecher‘, der ganz in der Nähe im

¹⁶ Inventarnummer der Fundstücke: XAV L 663; XAV 427; C1004. – Vgl. zur Bandkeramik: M. DOHRN-IHMIG, Untersuchungen zur Bandkeramik im Rheinland. Rhein. Ausgr. 15 (Köln 1974) 74 ff.; DIES., Bandkeramik am Mittel- und Niederrhein. Rhein. Ausgr. 19 (Köln 1979) 229 ff. – Vgl. zur Rössener Kultur: A. STROH, Die Rössener-Kultur in Südwestdeutschland. Ber. RGK, 28, 1938, 8 ff.; R. KUPER/W. PIEPERS, Eine Siedlung der Rössener Kultur in Inden, Kreis Jülich, und Lamersdorf, Kreis Düren. Bonner Jahrb. 166, 1966, 370 ff.; A. JÜRGENS, Aldenhoven I. Untersuchungen zur neolithischen Besiedlung der Aldenhovener Platte. Bonner Jahrb. 171, 1971, 561 ff.; DERS., Die Rössener Siedlung von Aldenhoven, Kreis Düren. Rhein. Ausgr. 19 (Köln 1979) 385 ff. – Vgl. zur Michelsberger Kultur: J. LÜNING, Die Michelsberger Kultur. Ber. RGK, 48, 1967, 1 ff.; U. BOELICKE, Das neolithische Erdwerk von Urmitz. Acta Praehist. et Arch. 7/8, 1976, 73 ff.; J. ECKERT, Das Michelsberger Erdwerk Mayen. Ber. Arch. Mittelrhein u. Mosel 3 (Trier 1992)

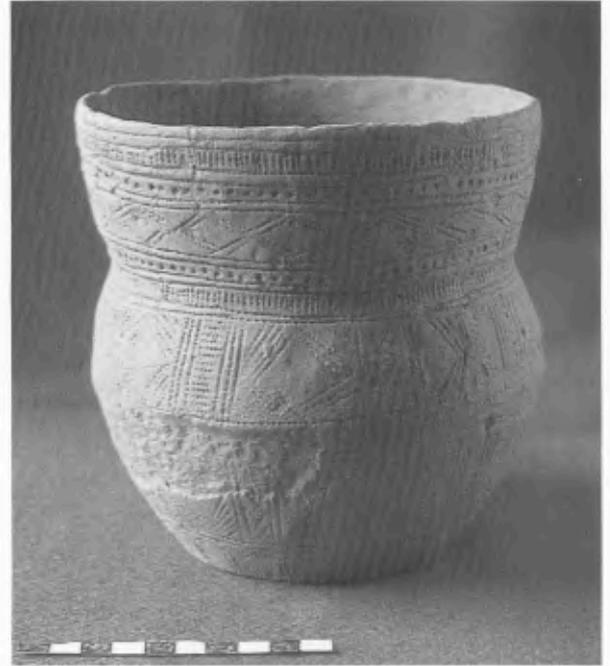
9 ff. – Vgl. zu den Becherkulturen: H. GATERMANN, Die Becherkulturen in der Rheinprovinz (Würzburg 1943); N. BANTELMANN, Zum Beginn der Glockenbecherkulturen im Neuwieder Becken. Glockenbechersymposium in Oberried 1974 (Bussum, Haarlem 1976) 141 ff.; DERS., Endneolithische Funde im rheinisch-westfälischen Raum. Offabücher 44 (Neumünster 1982); W. GEBERS, Das Endneolithikum im Mittelrheingebiet. Saarbr. Beitr. Altertumskunde 27 (Bonn 1984).

¹⁷ W. GEBERS, Endneolithikum und Frühbronzezeit im Mittelrheingebiet. Saarbr. Beitr. Altertumskunde 28 (Bonn 1978); H. HINZ, Funde der vorrömischen Zeit aus dem Gebiet der CUT nördlich von Xanten. Rhein. Ausgr. 15 (Köln 1974) 347 ff.; C. BRIDGER/F. SIEGMUND, Altneolithisches aus Xanten. Bonner Jahrb. 185, 1985, 301 ff.

¹⁸ H. v. PETRIKOVITS, Nachrbl. Dt. Vorzeit 13, 1937, 116 f. Taf. 17,2–4.



4 Neolithischer ‚Riesenbecher‘ aus dem Areal der Colonia Ulpia Traiana, Xanten.



5 ‚Rheinischer Becher‘ des Neolithikums, Gut Winnenthal, Xanten-Veen.

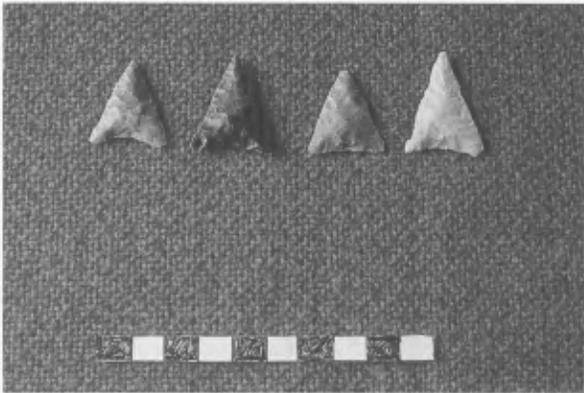
Zuge planmäßiger Ausgrabungen G. Prechts in der CUT zur Einrichtung des Archäologischen Parks 1974 von G. Rupprecht gefunden wurde. In der nördlich an die antike Arena anschließenden Insula 39 traten in einem unscheinbaren Befund Scherben eines neolithischen Riesenbeckers auf, der sich nahezu vollständig zusammen setzen ließ (Abb. 4)¹⁹. Die Grube enthielt weder weitere Fundgegenstände, noch Hinweise auf den ehemaligen Inhalt des Gefäßes oder auf den Zweck der Niederlegung. Der Becher ist recht schmal und 34,8 cm hoch, sein größter Durchmesser liegt mit 26 cm am Bauchumbug. Er hat eine rotbraune Farbe, ist sorgfältig gearbeitet und verhältnismäßig hart gebrannt.

Funde derartiger Riesenbecher kommen im gesamten Nordwesten Mitteleuropas immer wieder vor und werden allgemein dem Spätneolithikum zugewiesen. Bei einigen Fundstellen spricht jeweils die gesamte Fundsituation dafür, dass Riesenbecherscherben im Zusammenhang mit Glockenbecherbestattungen in den Boden kamen. Sie sind offensichtlich gleichzeitig genutzt worden. Auch am

übrigen Niederrhein wurden ähnliche Fundzusammenhänge mit Riesenbechern angetroffen, beispielsweise in Haldern-Wittenhorst, Kreis Kleve. Formen und Verzierungen weisen deutlich Entsprechungen zu Norddeutschland und klare Verbindungen mit niederländischen Fundgruppen auf²⁰. Ergänzt werden diese Fundstücke aber auch durch Einzelfunde aus dem linksrheinischen Dünengebiet wie z. B. Xanten-Lüttingen, Rheinberg, Straelen und Kevelaer, um nur einige zu nennen. Auch war das Fundstück aus Lüttingen unverziert und hat eine andere Form, gehört aber in denselben kulturhistorischen Zusammenhang. Damit wird deutlich, dass das Niederrheingebiet während des Endneolithikums kulturell ein Mischgebiet von Streitaxtkulturen (Schnurkeramik) und Glockenbecherkulturen bildete. Diese Formengruppen traten in weiten Gebieten Europas auf, wobei erstere mehr im Osten und Norden, letztere mehr im Süden und Westen anzutreffen sind. Die kennzeichnende Keramik in dieser Zeit bilden im allgemeinen einfache Becher mit geschweiften und geknickten Profilen,

¹⁹ H.-H. WEGNER, Ein neolithischer Riesenbecher aus der Colonia Ulpia Traiana bei Xanten. Arch. Korrb. 8, 1978, 177 ff.

²⁰ WEGNER (Anm. 12).



6 Neolithische Pfeilspitzen aus Feuerstein, Gut Winnenthal, Xanten-Veen.



7 Spätneolithische Pfeilspitzen und Klingen aus Feuerstein, Moers-Hülsdonk.

flachen, verhältnismäßig kleinen Böden und meist über den gesamten Gefäßkörper flächendeckenden schnurkeramischen Verzierungen aus dicht horizontal umlaufenden Eindrücken. Häufig wird diese Schnurverzierung auch durch gereihte Einzeleinsteiche nachgeahmt.

Typisch für diese Form der Keramik, die u.a. im Gräberfeld von Veen-Winnenthal gefunden wurde, ist auch der vom selben Fundort stammende, nahezu vollständig erhaltene und reich verzierte Glockenbecher vom Veluwe-Typ (Abb. 5), der nach dem Gesamteindruck ein wohlgeordnetes Verzierungssystem trägt. Es ist durch waagerechte Zonen und innerhalb dieser durch senkrechte Ornamente in Metopen gegliedert²¹. Gut in diesen Zusammenhang der zeitgleichen Geräteinventare passen auch die drei flächig retuschierten dreikantigen Feuersteinpfeilspitzen mit aufgewölbter Basis, die dem Becher beigegeben waren, und anderes Steininventar (Abb. 6. 7). Diese Becherform vom Typ Veluwe tritt im gesamten niederrheinischen Siedlungsraum nicht nur um Xanten herum, sondern auch in den Niederlanden und im ganzen Rheinland auf. Diese beiden typischen Keramiksorten wurden von der Mitte des 3. Jahrtausends bis in die ersten Jahrhunderte des 2. Jahrtausends demnach auch am Niederrhein hergestellt. Bemerkenswert ist, dass das Gefäß nicht als Urne benutzt worden war, sondern der Leichenbrand mit den drei Pfeilspitzen außerhalb des Gefäßes in der Grube ausgestreut war. Das Gefäß selbst

stand an einer Schmalseite der länglichen, aber für eine Bestattung eines unverbrannten Toten viel zu kleinen Grube. Damit wird ein ‚Übergangsritus‘ deutlich, bei dem man noch nicht zu einer Verwahrung des Leichenbrandes in der Urne übergegangen war, sondern den Leichenbrand des Toten in dem Grab ausstreute²².

Frühe Metallgewinnung und -verarbeitung

Schon während der Epoche der Jungsteinzeit kamen bereits neuartige Geräte und Rohmaterialien aus Kupfer als Import in das Rheinland, wenn auch der Niederrhein offenbar etwas abseits der Wirtschaftszentren dieser Zeit gelegen hat. Insgesamt vollzog sich der Übergang von der jüngeren Steinzeit zur Bronzezeit im Rheinland ganz allmählich. Wesentliche gesellschaftliche oder wirtschaftliche Veränderungen, wie sie zu Beginn der Jungsteinzeit abliefen, können nicht festgestellt werden. Vielmehr beruhte die Wirtschaftsgrundlage offensichtlich auch in der Bronzezeit weiterhin auf Ackerbau und Viehzucht sowie den ortsüblichen Nahrungsgewinnungsmethoden wie der Fischerei und dem Wildgeflügelfang. Allein zur Herstellung von Arbeitsgeräten, Schmuckgegenständen und Waffen fand ein anderer neuer Werkstoff immer häufiger Verwendung: die Bronze. Doch wird man vom Beginn des eigentlichen Metallzeitalters erst spre-

²¹ H. HINZ, Die steinzeitlichen und frühbronzezeitlichen Funde der Grabung in Veen, Kreis Moers. Rhein. Ausgr. 15 (Köln 1974) 193 ff.; 198 ff.; 225 ff. Abb. 6; 22, Taf. 2 f.

²² HINZ (Anm. 21).



8 Bronzezeitliche Beilklinge
mit geknickten Randleisten, Rheinberg-Baerl.

chen können, nachdem die Kenntnis des Bronzegussverfahrens und der Schmiedekunst auch am Niederrhein allgemein Verbreitung gefunden hatte. Dies war wohl erst am Beginn des 18. Jahrhunderts v. Chr. der Fall.

Im Rheinland, in dem damals noch wenige Rohstoffe erschlossen waren, trat das neue Material verhältnismäßig selten auf; Geräte aus Stein blieben zunächst durchaus weiterhin in Gebrauch. Doch ist in der näheren und weiteren Umgebung von Xanten die Epoche der Bronzezeit durch einige Stücke deutlich belegt (Abb. 8). Offensichtlich sieht auch die Bestattungssitte am Niederrhein zwar Beigaben vor, aber nicht in der übermäßig reichen Form wie wir es von Nordeuropa und Süddeutschland kennen²³. Die Toten erhielten z. B. Bronzewaffen oder ihren Schmuck aus diesem neuen, hellen, goldglänzenden Metall als Grabbeigaben. Dennoch werden in die Region beherrschenden Rheinstrom immer wieder Bronzegegenstände bei Auskiesungen geborgen. Doch blieben bei den in dieser Weise zu Tage geförderten Einzelstücken die tatsächlichen Fundzusammenhänge, ob es sich also um Siedlungs- oder Grabfunde handelte, allein schon durch

die unzugänglichen Fundorte in großer Tiefe meist unklar. So muss es sich nicht zwingend immer um Fluss- oder Opferfunde handeln: Die möglicherweise ehemals im Befund – seien es Siedlungen oder Gräber – noch vorhandenen Keramik- und sonstigen Funde konnten wegen der schlechten Erhaltungsbedingungen und bei der ungewöhnlichen Bergungsart innerhalb des Kiesabbaus nicht wahrgenommen werden. Doch ist das Spektrum der Bronze- und Urnenfelderzeit am Niederrhein insgesamt belegt und der Bestand durch beachtliche Neufunde ergänzt worden. Darunter befinden sich nicht nur Schwerter, sondern auch Randleistenbeile aus der Weseler Rheinaue und dem Wardter Rheinbogen sowie als typische Gegenstände der Bronzezeit Lanzenspitzen und sogar Schmuck; als Beispiel seien Radnadeln genannt. Aus der Urnenfelderkultur ist ein Langschwert (Hallstatt Stufe BIII, 8. Jh. v. Chr.) erwähnenswert. Die Mehrzahl dieser Gegenstände ist im Areal des Rheinbogens westlich von Wesel bis Xanten-Wardt gefunden worden²⁴.

Wesentliche Einflüsse und Impulse im unteren Rheingebiet während dieser Epochen der frühen Hügelgräberbronzezeit (1.800–1.270 v. Chr.) sowie der jüngeren Bronzezeit und Urnenfelderkultur (1.250–700 v. Chr.) gingen während der älteren Phasen wohl hauptsächlich von den nordwesteuropäischen und in den jüngeren Abschnitten eher von den süddeutschen Kulturregionen aus. Diese verhältnismäßig wenigen, aber prägnanten Fundstücke zeigen die Beziehungen zwischen den einzelnen Kulturzentren der damals bekannten Welt, in deren aktiven Spannungsfeldern der Niederrhein und der Raum um Xanten offensichtlich eine Randlage einnahmen. Das Fundgut war in der Spätzeit entsprechend seiner vorwiegenden Herkunft stark von der Urnenfelderkultur süddeutscher Prägung bestimmt. Wie überall während dieser Zeit können die Keramikfunde oft weder zeitlich noch kulturell eindeutig gefasst werden, da jeweils die datierenden

²³ H.E. JOACHIM, Ältere Bronzezeit. In: CH.B. RÜGER (Hrsg.), Auswahlkatalog 1. Urgeschichte. Kunst und Altertum am Rhein. Führer des Rheinischen Landesmuseums 73 (Köln 1977) 52 ff.; vgl. auch H.-H. WEGNER, Ur- und Frühgeschichte. In: H. MISSLING (Hrsg.), Boppard. Geschichte einer Stadt am Mittelrhein (Boppard 1997) 15 ff.; DERS., Von den Anfängen bis zum Ende der Römerzeit. In: I. BATORI/D. KERBER/H.J. SCHMIDT, Geschichte der Stadt Koblenz (Stuttgart 1992) 34 ff.

²⁴ H.E. JOACHIM, Neue Metallfunde der Bronze- und Urnenfelderzeit vom Niederrhein. Bonner Jahrb. 173, 1973, 257 ff.; C. WEBER, Bronzefunde vom Niederrhein. Arch. Rheinland 1998, 45 ff.; DERS., Die bronze- und eisenzeitlichen Funde. In: H.-J. SCHALLES/CH. SCHREITER (Hrsg.) Geschichte aus dem Kies. Neue Funde aus dem alten Rhein bei Xanten. Xantener Ber. 3 (Köln, Bonn 1993) 25 ff.; H.-H. WEGNER, Markantes Werkzeug der Bronzezeit. Rhein. Landesmus. Bonn 1981, 37 ff.



9 Eisenzeitliche Spinnwirtel, Moers-Hülsdonk.

Beifunde fehlen. Außerdem weist die Keramik der Bronzezeit einen recht einheitlichen, wenig ausgeprägten Charakter auf²⁵.

Die Eisenzeit

Aus den spätbronzezeitlichen Kulturen entwickelte sich auch am Unterlauf des Rheines schon seit Beginn der Urnenfelderkultur und ihrer Randgruppen die nach dem neuen Werkstoff genannte Eisenzeit heraus. Technologien zur Verhüttung und Verarbeitung des Eisenerzes vervollkommneten sich allmählich. Es entfaltete sich zudem eine besondere Ausprägung des kulturellen Erscheinungsbildes. Schon bald prägte sich in der Forschung der Begriff ‚Niederrheinische Grabhügelkultur‘ aufgrund der besonderen ausgeübten Bestattungssitten²⁶. Während die wirtschaftlichen Grundlagen weiterhin auf der Land- und Weidewirtschaft beruhten und in der Siedlungsweise wesentliche Unterschiede gegenüber der vorangegangenen Zeit nicht festzustellen



10 Eisenzeitliches Keramikgefäß aus einer Baugrube, Moers-Hülsdonk.

sind (Abb. 9. 10), war der zunächst andersartige Grabkult das augenfälligste neue gemeinsame Kennzeichen: die Toten wurden verbrannt, der Leichenbrand in Urnen gesammelt und auf Flach- oder Hügelgräberfeldern beigesetzt. Die Bestattungen enthalten kaum Beigaben und bestehen meist nur aus der Urne und ihrer Deckschale. Daneben werden Beigefäße nur selten in den Gräbern angetroffen. Bisweilen treten im Leichenbrand Bronze- und Eisenschmelzklumpen auf, die nur in seltenen Fällen die Form der mitgegebenen verbrannten Gegenstände von Schmuck oder Gerät überhaupt noch erkennen lassen. Die Hügel selbst sind meist aus dem vor Ort anstehenden Material wie z. B. Sand oder Heideplaggen aufgehäuft und teilweise von Kreisgräben umgeben²⁷.

Eine deutliche Häufung der eisenzeitlichen Fundstellen ist im Norden des heutigen Stadtkernes von

²⁵ G. SUDHOLZ, Die ältere Bronzezeit zwischen Niederrhein und Mittelweser. Münstersche Beitr. zur Vorgeschichtsforschung 1 (Hildesheim 1964); J. DRIEHAUS, Bauernkulturen am Niederrhein. Vom Neolithikum bis zum Ende der Latènezeit. Führer vor- u. frühgesch. Denkmäler 14 (Stuttgart 1969) 22 ff.; G. JAKOB-FRIESEN, Bronzezeitliche Lanzenspitzen Norddeutschlands und Skandinaviens (Neumünster 1967); W. JANSSEN, Niederrheinische Funde der Bronzezeit aus dem Nachlaß von Rudolf Stampfuß. In: G. KRAUSE (Hrsg.) Vor- und Frühgeschichte des unteren Niederrheins. Quellenschr. Westdt. Vor- u. Frühgesch. 10 (Bonn 1982) 47 ff.

²⁶ W. KERSTEN, Die niederrheinische Grabhügelkultur. Zur Vorgeschichte des Niederrheins im ersten Jahrtausend vor Christus. Bonner Jahrb. 148, 1948, 5 ff.; R. STAMPFUSS,

Siedlungsfunde der jüngeren Bronze- und älteren Eisenzeit im westlichen Rheingebiet (Bonn 1959); H.E. JOACHIM, Hallstattzeit. In: CH.B. RÜGER (Hrsg.), Auswahlkatalog 1. Urgeschichte. Kunst und Altertum am Rhein. Führer des Rheinischen Landesmuseums 73 (Köln 1977) 59 ff.; DERS., Die Hunsrück-Eifel-Kultur am Mittelrhein. Bonner Jahrb. Beih. 29 (Köln 1968); DRIEHAUS (Anm. 25) 32 ff.

²⁷ H. HINZ, Ausgrabungen auf dem Friedhof der vorrömischen Eisenzeit von Veen, Kreis Moers. Rhein. Ausgr. 15 (Köln 1974) 243 ff.; K. WILHELMI, Beiträge zur einheimischen Kultur der jüngeren vorrömischen Eisenzeit und der älteren römischen Kaiserzeit zwischen Niederrhein und Mittelweser (Münster 1967).

Xanten auf dem ‚Xanten-Marienbaumer Dünenrücken‘ und im Süden des Stadtgebietes in der Nähe von Gut Winnenthal zu beobachten. Ausgedehnte Gräberfelder sind auf der Bönninghardt und westlich von Xanten im sogenannten Diersforter Wald vorhanden gewesen²⁸. Die Siedlungen dieser Zeit sind dagegen bisher wenig bekannt geworden. Sie haben wohl vor allem, vor Hochwasser geschützt, auf den Dünen und Donken der Rheinniederung und der Niederterrasse bzw. am Abhang der Endmoränenlandschaften am Beginn der kleinen Erosionstäler, an denen die Quellhorizonte austreten, gelegen.

Einer der ältesten Funde dieser Art dürfte noch zur Urnenfelderkultur zu rechnen sein. Dieser Grabfund wurde auf der ‚Alten Burg‘ schon vor dem 2. Weltkrieg geborgen, doch sind die Funde in den Kriegswirren verschollen. Es handelte sich um einen bauchigen Topf mit leicht schräg gestelltem Halsteil und Henkel sowie um ein kleines napfförmiges Beigefäß. Von einem ehemals sicher größeren Grabhügelfeld konnte wohl nur noch ein kleiner Ausschnitt von insgesamt neun Grabstellen erfasst werden²⁹.

Bemerkenswert sind Befunde im Areal der etwas weiter nördlich gelegenen CUT, die wohl zum selben Grabhügelfeld gehören. Kulturell sind sie eindeutig mit den westlich anschließenden Strukturen zu verbinden. Es sind dies z. B. die Pfostenkreishügel, die man überwiegend in den Nord- und Südniederlanden findet³⁰. Bei dieser Art von Bestattungen (nach W. Glasbergen) wird bezüglich des Grabbaus und seiner Beigaben eine schon seit der älteren Bronzezeit in Gebrauch geübte Sitte sichtbar, die sich bis in die Eisenzeit fortgesetzt hatte (Montelius IV). Das unverzierte Gefäß mit schlankem Umriss aus einem ehemaligen Hügel scheint noch zu den späten endneolithischen-frühbronzezeitlichen Sondergruppen der Becherkulturen der niederrheinischen ‚Potbeker‘ zu gehören und kann aufgrund weiterer Überlegungen zum Grabbau sowie nach

entsprechenden Parallelfunden in Westfalen zur dortigen mittleren Bronzezeit gerechnet werden (Montelius III–IV bzw. Hallstatt A). Eine ähnliche Form weist auch die Urne aus Grab 3 des Gräberfeldes auf³¹. Sie wirkt nach Hinz aber eleganter und dürfte daher etwas jünger sein und somit eine Datierung in die Periode Hallstatt B angebracht erscheinen lassen. Damit ist auch die Zeitspanne des gesamten Gräberfeldes umrissen. Neben Beisetzungen mit Urnen und Beigefäßen unter einem Hügel kommen auch sogenannte ‚Leichenbrandnester‘ ohne den Hinweis für einen Aschenbehälter vor (z. B. Grab 6). Die römischen Überbauungen haben die Reste dieses Gräberfeldes weitestgehend zerstört. Seine Ausdehnung ist nur noch zu erahnen. So können auch über Grabbau und weitere Einzelheiten zur Bestattungssitte oder Ähnliches keine wesentlichen Erkenntnisse mehr gewonnen werden. Die Mehrzahl der festgestellten Bestattungen weisen Beigaben der typischen Formen der so genannten ‚Niederrheinischen Grabhügelkultur‘ auf; sie sind in dieser Art aber offensichtlich seit Ausgang des Neolithikums bis in die Stufe Hallstatt C–D errichtet worden³².

Westlich dieser ehemaligen Grabhügelgruppe befanden sich zahlreiche, locker gestreute Gruben der mittleren Bronze- und frühen Eisenzeit. Es waren offensichtlich die Reste einer ausgedehnten Siedlung, deren Einwohner möglicherweise in dem benachbarten Grabhügelfeld beerdigt worden waren. Auch hier war alles von der römischen Besiedlung der CUT überbaut und dadurch weitestgehend zerstört worden³³.

Noch gut erhalten und nur durch die Landwirtschaft stark beeinträchtigt war dagegen ein offensichtlich ähnliches Grabhügelfeld südlich von Xanten, in der Nähe von Gut Winnenthal. Es wurde von H. Hinz planmäßig ausgegraben³⁴. Hier konnte eine Vielzahl von wissenschaftlichen Erkenntnissen zum Grabkult und Ablauf der Siedlungsgeschichte

²⁸ HINZ (Anm. 17) 347 ff.; DERS. (Anm. 27) 243 ff.; U. v. PRITTWITZ UND GAFFRON, Ein Grab der älteren Eisenzeit aus der Colonia Ulpia Traiana. Arch. Rheinland 1987, 52 ff.; R. STAMPFUSS, Das Hügelgräberfeld von Kalbeck, Kreis Kleve. Quellenschr. Westdt. Vor- u. Frühgesch. 5 (Leipzig 1943).

²⁹ H. v. PETRIKOVITS, Die Ausgrabungen in der Colonia Traiana bei Xanten. Bonner Jahrb. 152, 1952, 41 ff.; HINZ (Anm. 17) 347 f. Anm. 1 ff.

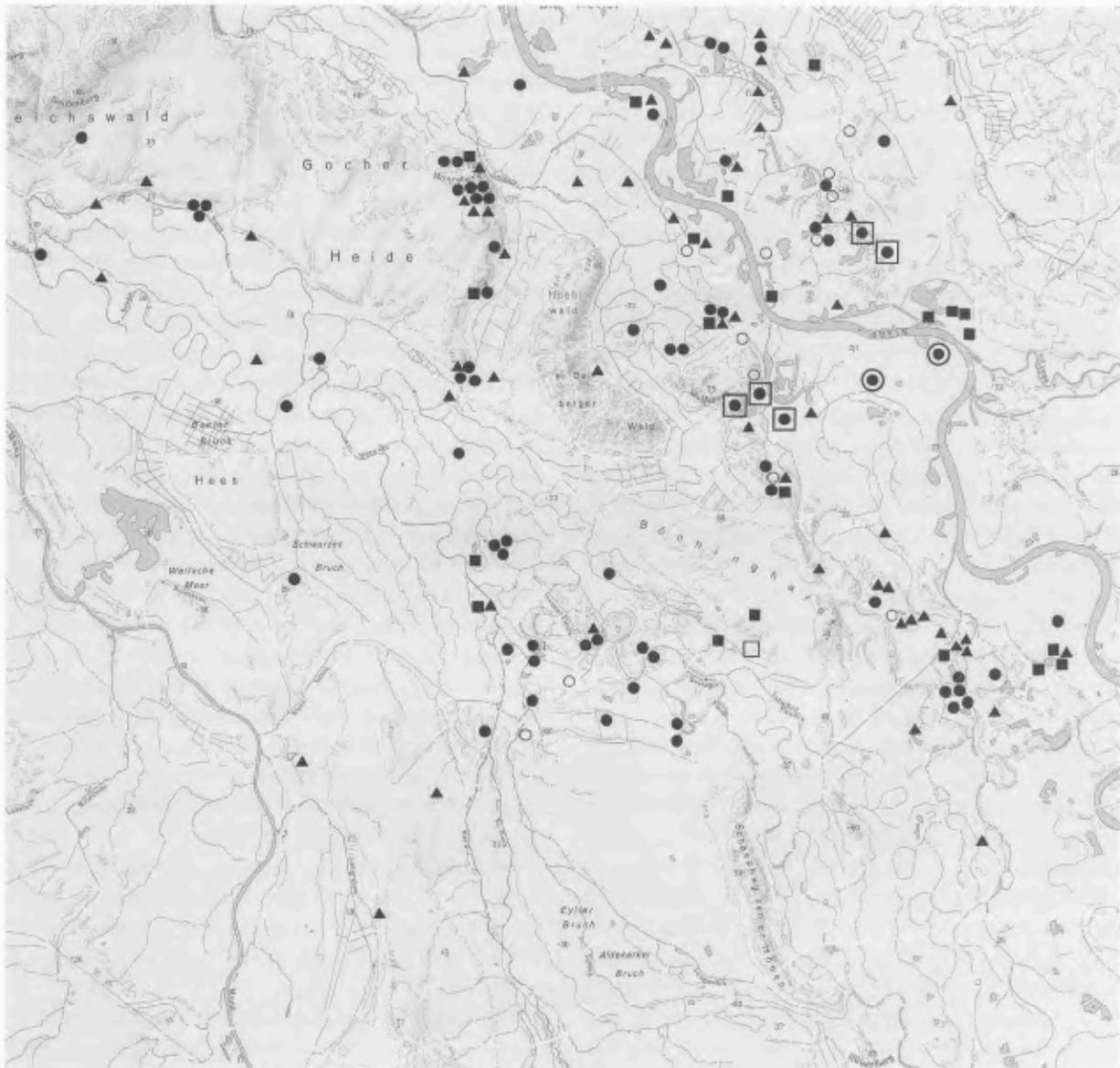
³⁰ Diese Art der Bestattung in „Hügeln mit einer lockeren Pfostenreihe“ nach W. GLASBERGEN, Barrow Excavations in the Eight Beatitudes. Palaeohistoria 3, 1954, 19 ff.

³¹ HINZ (Anm. 17) 348 f.

³² Ebd. 350 ff.; v. PRITTWITZ UND GAFFRON (Anm. 28) 52 ff.

³³ HINZ (Anm. 17) 354 ff.; DERS., 4. Bericht über Ausgrabungen in der Colonia Ulpia Traiana bei Xanten. Rhein. Ausgr. 10 (Köln 1971) 96 ff.; G. v. TUIJL, Vorcoloniazeitliche Besiedlung unter der Capitolsinsula der Colonia Ulpia Traiana. Arch. Rheinland 1995, 51 ff.

³⁴ HINZ (Anm. 17) 243 ff.



- | | | | | | | | |
|--------------|-------------------------|---|----------------------|---|---------------|---|-----------|
| ● (with dot) | Vorgeschichte allgemein | □ | Metallzeit allgemein | ● | Jungsteinzeit | ▲ | Eisenzeit |
| ● (with dot) | Steinzeit allgemein | ○ | Altsteinzeit | ■ | Bronzezeit | | |

11 Die Verbreitung prähistorischer Funde am Niederrhein.

am Niederrhein exemplarisch gewonnen werden. Dieses Grabhügelfeld von Veen-Winnenthal datiert von der Urnenfelderkultur (Hallstatt A) bis in die Spätlatènezeit (Latène D) und wurde in den verschiedenen Epochen unterschiedlich stark belegt. Als Grabformen kommen überwiegend Urnengräber, Brandgräber und so genannte Leichenbrandnester sowie eine kleine Gruppe von Hügelgräbern, die mit Kreis- und Langgräben als Grabumrandung ausgestattet waren, vor. Im Allgemeinen waren die

Urnen im anstehenden Sand eingetieft. Teilweise sind sie jedoch auch in die Brandschüttungen gestellt worden. Häufig waren Gräber vertreten, in denen der ausgelesene Leichenbrand des Toten einfach in den anstehenden Sand, gelegentlich mit etwas Branderde vermischt, gestreut worden war. Bisweilen wurde Leichenbrand aufgefunden, der nur mit einer umgestülpten Deckschüssel oder Schale geschützt worden war. Nur gering war der Anteil der eigentlichen Brandgruben, bei denen es sich

auch um Brandschüttungen gehandelt haben könnten. Auch hatten sich noch einige Grabhügel mit einem Durchmesser von 25–28 m und einer Höhe von 2,50 m erhalten. Daneben gab es eine kleinere Gruppe mit einem Durchmesser von 10 m und einer Höhe von 0,35 bis 0,50 m. Im Wesentlichen entsprechen die Befunde den übrigen am unteren Niederrhein untersuchten Friedhöfen dieser Zeit, so dass man davon ausgehen kann, dass auch die von der Römerstadt überbauten prähistorischen Befunde entsprechend zu werten sind³⁵.

Das Gräberfeld von Veen-Winnenthal weist im Wesentlichen drei Belegungsschwerpunkte auf: einen frühen in der ausgehenden Urnenfelderzeit Stufe Hallstatt A–B, eine gewisse Mittelgruppe in der Späthallstatt- und Frühlatènezeit und einen jüngeren in der Spätlatènezeit (Latène D). So reichte die Belegung des Gräberfeldes offensichtlich bis in die Zeit der römischen Landnahme um Christi Geburt.

Von der frühen Phase liegen sogar etliche frühbronzezeitliche und jungsteinzeitliche Funde vor, die den Beginn der Belegung markieren. Es scheinen Funde mit Entsprechungen zu der spätbronzezeitlichen niederländischen Gruppe vom Typ ‚Laren‘, die am Ende der so genannten Hilversum-Drakensteinformen steht, zu folgen. Andererseits lassen sie sich auch mit Befunden der südlichen Urnenfelderkultur (Hallstatt A) und dem ‚Laufelder Horizont‘ vergleichen. Nachahmungen von Zylinderhalsurnen südlicher Prägung der Stufe Hallstatt B weisen in das Mittelrheingebiet. In der Masse sind die Urnen mit Schräghals und Schrägrand gestaltet, der auch oft als Trichterrand bezeichnet wird. Diese Urnenformen entsprechen eher den Funden der typischen niederrheinischen Grabhügelkultur, auch wenn einige Gefäße die Form des so genannten ‚Laufelder Stils‘ erkennen lassen. Ob es sich hier um ein Nachleben des Laufelder Stils am Niederrhein handelt oder diese Formen bereits

durch zeitgenössische Kontakte der Bevölkerung an den Niederrhein gekommen sind, kann hier nicht weiter ausgeführt werden³⁶. In der folgenden Späthallstatt-Frühlatènezeit wurden die Toten in ähnlicher Form beigesetzt. Einzelne Schüsseln haben in der Mehrzahl konisch bis kalottenförmige Gestalt und sind mit flauen Profildurchführungen nur wenig gegliedert. In diesem Zusammenhang werden auch Elemente der Verzierungen, wie z. B. Kannelurgruppen, auf den Urnen und Deckschalen beobachtet, wie sie am Niederrhein sonst nicht üblich sind. Sie weisen dafür aber eindeutige Parallelen zu Gefäßen der Hunsrück-Eifel-Kultur der Stufe I auf. Gräber mit solchen Keramikinventaren gehören daher insgesamt in die Hallstattstufe D/Latène A. Deutlich werden auch Einflüsse aus Hessen, Thüringen und Norddeutschland sichtbar. Besonders bemerkenswert sind hierbei Bruchstücke von Wendelringen und Schläfen- oder Ohrringen. Selbst Verzierungen wie Rillen, Sparrenmuster, Kammstrichornamente oder auch weitschwingende Zickzackbänder im Schulterbereich verweisen in das Mittelrheingebiet (Bassenheim). Auch Reste von ‚Kalenderbergzier‘ gehören noch ans Ende der Hallstattzeit und den Beginn der Frühlatènezeit. Gelegentlich treten auf den Unterteilen der Urnen und Gefäße radial angeordnete Glättstreifen auf, die eine raue Zone bzw. Schlickung der Gefäße gliedern. Dem Übergang zur Frühlatènezeit sind auch die schlanken Töpfe oder mittelständigen Doppelkoni, die im Oberteil auf dem Rand und auf der Schulter mit Fingertupfen verziert sind, zuzuordnen³⁷.

Ein ausgeprägter Belegungshorizont ist auch für die Spätlatènezeit (Latène D) nachgewiesen. Es sind aus dieser Zeit hohe Töpfe mit kurzem Rand (Grab 15), die gelegentlich mit verbrannten Bruchstücken blauer Glasarmringe als Beigaben versehen sind, gefunden worden. Daneben kommen aber auch Schüsseln mit scharf einziehendem Rand und sanft

³⁵ Ebd.; STAMPFUSS (Anm. 28); H.-H. WEGNER, Ausgrabungen in Straelen, Kreis Kleve, In: W. JANSSEN (Hrsg.), Rheinische Ausgrabungen 75. Rhein. Landesmus. Bonn Sonderh. (Bonn 1976) 34 ff.; DERS., Ein Gräberfeld der „niederrheinischen Grabhügelkultur“ in Straelen, Kreis Kleve. In: W. JANSSEN (Hrsg.), Rheinische Ausgrabungen 76. Rhein. Landesmus. Bonn Sonderh. (Bonn 1977) 42 ff. (mit weiterer Literatur); J. OPLADEN-KAUDEK, Zum Gräberfeld der niederrheinischen Grabhügelkultur in Straelen. Arch. Rheinland 1997, 42 ff.

³⁶ H.E. JOACHIM, Die Hunsrück-Eifel-Kultur am Mittelrhein. Bonner Jahrb. Beih. 29 (Köln 1968); A. V. BERG, Bemerkungen zur Chronologie der Urnenfelderzeit im Neuwieder

Becken. Ber. Arch. Mittelrhein u. Mosel 2 = Trierer Zeitschr. Beih. 12 (Trier 1990) 63 ff.; G. DOHLE, Die Urnenfelderzeit im Neuwieder Becken. Jahrb. Gesch. Kunst Mittelrhein. Beih. 2 (Neuwied 1969) 67 ff.

³⁷ JOACHIM (Anm. 36) 43 ff.; DERS., Das eisenzeitliche Hügelgräberfeld von Bassenheim, Kreis Mayen-Koblenz. Rhein. Ausgr. 32 (Köln 1990) 10 ff., H. EIDEN, Grabhügelgrabfeld der Hunsrück-Eifel-Kultur am Goloring. Ber. Ausgr. Mittelrhein u. Mosel 1963–1976 (Trier 1982) 31 ff.; A. HAFNER, Die westliche Hunsrück-Eifel-Kultur. Röm.-Germ. Forsch. 36 (Berlin 1976) 94 ff.

S-förmig geschwungenen Profilen vor, die überwiegend dem spätlatènezeitlichen Fundzusammenhang zuzuordnen sind. In diesem jüngsten Abschnitt des Gräberfeldes und der späten Belegungsphase sind auch die Schüsseln mit hoher Schulter und Zipfelösen einzuordnen, die zum Teil auch als Urnen benutzt wurden (Grab 52). Als bemerkenswerte Metallfunde dieser Phase können die rundstabigen Halsringe genannt werden³⁸.

Insgesamt gibt damit der Belegungsablauf der genannten Gräberfelder mit Flach- und Hügelgräbern den gesamten Siedlungsniederschlag des Niederrheingebietes wieder. Es fällt auf, dass die dichte Belegungsphase der Urnenfeldernachfolgekulturen sich in einer einfachen und sehr einheitlichen Formensprache und Bestattungssitte am Niederrhein niedergeschlagen hat. Eine weitere gut belegte Phase menschlicher Siedlungstätigkeiten ist während der Späthallstatt-Frühlatènezeit mit offenbar ähnlichen Abläufen wie in Nordwestdeutschland und im Bereich der Hunsrück-Eifel-Kultur zu erkennen. Funde der Mittellatènezeit sind offensichtlich weniger stark vertreten, was vielleicht an der schwierigen Ansprache der wenigen charakteristischen Typen der Fundstücke liegen könnte³⁹. Gut nachweisbar, aber bezüglich des Fundspektrums nicht allzu umfangreich, folgen in kurzem zeitlichen Abstand Kulturen der Spätlatènezeit (Latène D). Die Siedlungen werden später jedoch meist von römischen Bauten überlagert⁴⁰.

Am Niederrhein scheint es somit eine nahezu kontinuierliche Besiedlung seit der jüngeren Bronzezeit und den Urnenfeldernachfolgekulturen bis zur römischen Landnahme gegeben zu haben, wenn gleich die Bevölkerungszahl und ihre Siedlungsdichte deutlichen Schwankungen unterworfen war. Es scheint deutlich zu werden, warum sich hier die Militäranlage *Castra Vetera* und die zivile Siedlung CUT befanden: begünstigte Siedlungsbedingungen der Region, ihre offensichtliche Wirtschaftskraft und die zu erwartenden wirtschaftlichen Zugewinne durch langfristige, gute Handelsbedingungen. Die niederrheinische Landschaft und ihre vorrömische Befundlage weisen deutliche Unterschiede zum archäologischen Fundgut der südöstlich anschließenden Mittelgebirgszone auf. Caesar hat in seinen Kommentaren seiner Schrift *de bello gallico* den Niederrhein und die Wohngebiete der Belgen nicht direkt der keltischen Kultur zugeordnet, sondern ihnen Kontakte mit den jenseits des Rheines wohnenden Germanen nachgesagt. So wird im archäologischen Niederschlag seit den Urnenfeldernachfolgekulturen deutlich, dass zwar immer kulturelle Einflüsse von Süden und Norden gleichermaßen an den Niederrhein gelangten, aber die Orientierung religiöser und alltäglicher Bräuche offensichtlich eher an den nördlichen und nordwestlichen europäischen Siedlungsbereichen erfolgt ist⁴¹.

³⁸ Hinz (Anm. 17) 256 ff.; K. v. DECKERS, Die jüngere Latènezeit im Neuwieder Becken. *Jahrb. Gesch. Kunst Mittelrhein Beih.* 1 (Neuwied 1968); B.C. OESTERWIND, Zur Frage der Mittellatènezeit im Neuwieder Becken. In: A. HAFFNER/A. MIRON (Hrsg.), *Studien zur Eisenzeit im Hunsrück-Nahe-Raum*. *Trierer Zeitschr. Beih.* 13 (Trier 1991) 241 ff.

³⁹ Vgl. auch bei C. JOST, Die späthallstatt- frühlatènezeitliche Siedlung von Wierschem, Kreis Mayen-Koblenz. *Ber. Arch. Mittelrhein u. Mosel* 7 (Trier 2001).

⁴⁰ Vgl. auch H.-H. WEGNER, Siedlungsarchäologische Beobachtungen zur Eisenzeit an Mittelrhein und Mosel. *Kölner Jahrb. Vor- u. Frühgesch.* 23, 1990, 747 ff.

⁴¹ Zur Romanisierung und den Auswirkungen auf Kelten und Germanen vgl. A. HAFFNER/S. v. SCHNURBEIN (Hrsg.), *Kelten, Germanen und Römer im Mittelgebirgsraum zwischen Luxemburg und Thüringen*. *RGK Koll. Vor- u. Frühgesch.* 5 (Frankfurt 2000).

Listen zu den prähistorischen Funden aus dem Xantener Raum*
(zu Karte Abb. 11)

Alt- und mittelsteinzeitliche Funde

Fundort	Gegenstand	Literatur
Bislich	Steine, Bogenschaber	Bonner Jahrb. 155/156, 1955/56, 422
Bislich	Steine, Silexbogenschaber	Bonner Jahrb. 162, 1962, 533
Geldern	Reste eines Mammuts	Der Niederrhein 23, 1966, 25
Haminkeln	Feuersteinabschläge	Bonner Jahrb. 162, 1962, 534 f.
Kalkar/Monreberg	Mesolithische Mikrolithen	Bonner Jahrb. 182, 1982, 472
Kapellen	Mammutknochen u. -zähne	GESCHWENDT 185 f.
Rheinberg	Pfeilspitze	Bonner Jahrb. 160, 1960, 437
Veen	Siedlungsreste	Bonner Jahrb. 164, 1964, 513; 543
Wesel-Bislich	4 Mesolith. Geweihhacken	Bonner Jahrb. 188, 1988, 368
Xanten	Feuersteinklingen	Bonner Jahrb. 174, 1974, 604
Xanten-Birten	Silex-Schlagstein	Bonner Jahrb. 176, 1976, 418
Xanten-Wardt	zahlreiche Knochen eiszeitlicher Tiere	Bonner Jahrb. 191, 1991, 522 ff.

Jungsteinzeitliche Funde

Fundort	Gegenstand	Literatur
Altkalkar	Feuersteinklinge, Abschläge, 3 Feuersteine, Bohrer	Der Niederrhein 28, 1961, 47; Bonner Jahrb. 168, 1968, 458 f.; Bonner Jahrb. 162, 1962, 538; Bonner Jahrb. 163, 1963, 500
Altkalkar/ Monreberg	Geflügelte Silexpfeilspitze, Keramik u. Werkzeuge	Bonner Jahrb. 183, 1983, 614; Bonner Jahrb. 184, 1984, 580
Altkalkar/Monre- berg, Südhang	Steinbeil	Bonner Jahrb. 190, 1990, 441 Abb. 7,1
Asperden	Feuersteinartefakte	Bonner Jahrb. 172, 1972, 472
Budberg	Feuersteine	G. Binding, Fundakten RAB 1967
Diersfordt	Schälchensteine	Bonner Jahrb. 160, 1960, 471
Geldern	spitznackiges Steinbeil	GESCHWENDT 168
Geldern	Feuersteinklinge	Fundmeldung R. Meyer
Geldern	Klinge	Bonner Jahrb. 180, 1980, 658
Goch-Kessel	Keramik	Bonner Jahrb. 184, 1984, 578
Goch-Hommersum	Steinbeil	Bonner Jahrb. 185, 1985, 442
Goch-Asperden	Abschläge und Klingen	Bonner Jahrb. 192, 1992, 344
Hamb	Feuersteinbeil	Bonner Jahrb. 142, 1937, 210
Haldern	Feuersteinabschläge	Bonner Jahrb. 162, 1962, 534
Haldern	Feuersteinklinge	Bonner Jahrb. 162, 1962, 542
Haminkeln-Dingden	Steinbeil u. Steinwerkzeuge	Bonner Jahrb. 183, 1983, 610
Issum	Scherben	GESCHWENDT 177
Issum	Tongefäß	GESCHWENDT 184

* Zusätzlich benutzte Abkürzungen: GESCHWENDT = F. Geschwendt, Kreis Geldern. Funde und Denkmäler des

Rheinlandes 1 (Köln 1960); RAB = Rheinisches Amt für Bodendenkmalpflege.

Fundort	Gegenstand	Literatur
Issum-Sevelener Heide	Steinbeil	Bonner Jahrb. 181, 1981, 515 Abb. 6,7
Kalkar-Alt-	Feuersteinklingen	Bonner Jahrb. 182, 1982, 472
Kalkar/Monreberg		
Kapellen	Feuersteinbeil	GESCHWENDT 186
Kapellen	Feuersteinabsplisse	GESCHWENDT 186
Kapellen	Gräber	GESCHWENDT 186
Keppeln	Grab, Scherben, Feuersteingerät	Bonner Jahrb. 145, 1940, 293
Kervendonk/Kervenheim	Feuersteinartefakte	GESCHWENDT 190
Kervenheim	Steinbeil	Bonner Jahrb. 169, 1969, 462
Kervenheim	Feuersteinabschläge	GESCHWENDT 191
Kevelaer	Feuersteinbeil	Bonner Jahrb. 181, 1981, 510 Abb. 4,4
Obermörmtter	Hirschgeweihaxt	Bonner Jahrb. 155/156, 1955/56, 429 f.
Pfalzdorf	Feuersteinklingen	Bonner Jahrb. 173, 1973, 357
Pont	Spitznackiges Steinbeil	Bonner Jahrb. 155/156, 1955/56, 422
Rees-Haldern	Gefäß	Bonner Jahrb. 173, 1973, 380
Rees/Herrn-Herken	Feuersteinklingen	Bonner Jahrb. 180, 1980, 660
Repelen	Stück einer Feuersteinklinge	Mitteilung H. Hofius
Rheinberg	Dicknackiges Steinbeil	Bonner Jahrb. 142, 1937, 213
Rheinberg-Vennhof	Klingenabschlag	Bonner Jahrb. 183, 1983, 630
Rheinberg	Steinbeil aus graugrünem Felsgestein	Mitteilung H. Hofius
Rheinberg-Winterswick	Steinbeil	Bonner Jahrb. 180, 1980, 660
Rheinberg-Kreffelshof	Feuersteinklinge	Bonner Jahrb. 181, 1981, 520
Rheinberg/Haus Gelinde	Bruchstück einer Flintklinge	Bonner Jahrb. 183, 1983, 614
Sevelen	Steinbeil	GESCHWENDT 223
Sevelen	Feuersteinabschlagmaterial	GESCHWENDT 223
Udem	Klingeneckstichel	Bonner Jahrb. 163, 1963, 499
Udem	Feuersteinklinge	Bonner Jahrb. 146, 1941, 249; 360
Veen	Kernstein	H. Hinz, Fundakten RAB
Veen	Siedlungsreste	Bonner Jahrb. 164, 1964, 513; 543
Vernum	Spitznackiges Beil	GESCHWENDT 258
Wardt	2 Feuersteinbeile	Bonner Jahrb. 160, 1960, 445
Wesel-Bislich	Spitznackiges Steinbeil	Bonner Jahrb. 185, 1985, 454 Abb. 19,7
Wesel-Bislich	Steinbeil, Feldspat	Bonner Jahrb. 191, 1991, 531 Abb. 5
Weeze-Twisteden	Feuersteinbeil	Bonner Jahrb. 174, 1974, 601 ff.
Weeze (nördl.)	Keramik	Bonner Jahrb. 195, 1995, 484
Weeze/Gocher-Str.	Spitznackiges Steingerät	Bonner Jahrb. 195, 1995, 484
Winnekendonk	Tonknolle, Feuersteinabschlag	GESCHWENDT 333
Winnekendonk	Feuersteinabsplisse	GESCHWENDT 333
Winnekendonk	Scherben	GESCHWENDT 333
Wissel/Kalkar	Feuersteinbeil	Bonner Jahrb. 173, 1973, 357
Xanten/Dom	Siedlungsreste	Bonner Jahrb. 185, 1985, 301 ff.
Xanten/Amphitheater	Becher	Arch. Korrb. 8, 1978, 177 ff.
Xanten/CUT	Steinbeil, Felsgestein	Bonner Jahrb. 186, 1986, 587 Abb. 19,2
Xanten/Wiesel/Willich	Flintsteinbeil	Bonner Jahrb. 188, 1988, 386 Abb. 8,2
Xanten (Umgebung)	Spitznackiges Steinbeil	Bonner Jahrb. 190, 1990, 449 Abb. 11,3

Steinzeitliche Funde (ohne nähere Angaben)

Fundort	Gegenstand	Literatur
Büderich	Feuersteine, Scherben	Fundmeldung Wieland, 4.5.1933
Büderich	Werkzeuge	G. Binding, Fundakten RAB 1967

Bronze- und urnenfelderzeitliche Funde

Fundort	Gegenstand	Literatur
Budberg	Bronzedolch	H. Hinz, Fundakten RAB 1962
Budberg	Gräber der Urnenfelderzeit	Bonner Jahrb. 155/56, 1955/56, 395 ff.
Bönninghardt	Bronzetüllenbeil	Bonner Jahrb. 138, 1933, 178
Haffen-Mehr	Bronzeschwert	Bonner Jahrb. 176, 1976, 394 Abb. 7
Issum	Hügelgräber	GESCHWENDT 177
Kalkar-Altalkar/ Monreberg	Keramik der Urnenfelderzeit	Bonner Jahrb. 182, 1982, 472
Kamp-Lintfort	Bronzebeil	H. Hinz, Fundakten RAB 1963
Kevelaer-Winnekenonk	Keramik	Bonner Jahrb. 185, 1985, 456
Obermörmtter	Bronzeschwert	Bonner Jahrb. 157, 1957, 431
Rees-Haldern	Gefäß	Bonner Jahrb. 173, 1973, 383
Rheinberg	Siedlungsreste	Bonner Jahrb. 196, 1996, 570
Rheinberg-Budberg	Grabfunde der Urnenfelderzeit	Bonner Jahrb. 181, 1981, 528
Uedemerfeld	Bronzetüllenbeile	Bonner Jahrb. 143/144, 1938/39, 382
Wetten	Bronzenadel, Tüllenbeil	GESCHWENDT 324
Wesel	2 Schwerter	Bonner Jahrb. 173, 1973, 257 ff. Abb. 1,2-3
Wesel	7 Bronzebeile	Bonner Jahrb. 173, 1973, 257 ff. Abb. 2
Wesel	3 bronzene Lanzen spitzen	Bonner Jahrb. 173, 1973, 257 ff. Abb. 3, 4,1-8
Wesel-Bislich	Bronzene Lanzen spitze	Bonner Jahrb. 184, 1984, 590
Wesel/„In der Aue“	Bronzenes Griffplattenschwert	Bonner Jahrb. 184, 1984, 596 Abb. 11
Xanten-Vynen	2 Lanzen spitzen	Bonner Jahrb. 183, 1983, 617 Abb. 5
Xanten	Radnadel	Bonner Jahrb. 192, 1992, 368 mit Abb.; Arch. Rheinland 1990, 30 f.

Eisenzeitliche Funde

Fundort	Gegenstand	Literatur
Alpen	Brandgrab	Bonner Jahrb. 139, 1934, 203
Altalkar/Monreberg	Siedlungsreste	Bonner Jahrb. 191, 1991, 541
Altalkar/Monreberg	Keramik u. latènezeitlicher Glasarmring	Bonner Jahrb. 182, 1982, 472
Appeldorn	Gräber der niederrheinischen Grabhügelkultur	Bonner Jahrb. 146, 1941, 299
Appeldorn	Hallstattzeitliche Scherben, Klingen	Bonner Jahrb. 160, 1960, 440, 446 f.
Birten	Lanzen spitze	Bonner Jahrb. 160, 1960, 522
Birten	Gefäß der niederrheinischen Grabhügelkultur	Bonner Jahrb. 142, 1937, 295
Bislich	Keramik	Bonner Jahrb. 155/156, 1955/56, 442
Budberg-Eversael	Hallstattzeitliches Schwert, Napoleonshut	H. Hinz, Fundakten RAB 1962

Fundort	Gegenstand	Literatur
Diersfordt	Keramik	Bonner Jahrb. 155/156, 1955/56, 442
Flüren	Latènezeitlicher Bronzehelm	Bonner Jahrb. 160, 1960, 1 ff.
Geldern-Walbeck	Urne	Bonner Jahrb. 181, 1981, 527
Goch/Kessel/Gaesdonck	Grabfunde	Bonner Jahrb. 179, 1979, 689
Goch-Nierswalde	Keramik	Bonner Jahrb. 195, 1995, 495
Goch	Urne	Bonner Jahrb. 181, 1981, 528
Goch-Kessel	Grabhügel	Bonner Jahrb. 184, 1984, 591
Haffen-Mehr	Urne, Deckschüssel	Mitteilung Ch. Reichmann
Haldern	Hallstattzeitliche Urnen	Bonner Jahrb. 160, 1960, 474
Hamminkeln	Grab	Bonner Jahrb. 148, 1941/45, 364
Hünxe-Drevenack	Keramik	Bonner Jahrb. 181, 1981, 528
Kalkar	Keramik	Bonner Jahrb. 178, 1978, 700 f.
Kalkar/Wisseler See	Bronzenes Griffzungenschwert	Bonner Jahrb. 181, 1981, 528
Kamp-Lintfort	Urne	Mitteilung B. Schwarzwald
Kapellen	Hallstattzeitliches Grab	Bonner Jahrb. 162, 1962, 554
Keppeln	Keramik, Feuersteingeräte	Bonner Jahrb. 146, 1941, 244; 313
Kervendonk/Kervenheim	Brandgrabengrab	Bonner Jahrb. 162, 1962, 555
Kevelaer-Kervenheim	Siedlungsreste	Bonner Jahrb. 188, 1988, 390
Labbeck	Grabhügel	Mitteilung Stoll
Marienbaum	Lanzenspitze	Bonner Jahrb. 155/156, 1955/56, 48
Moers-Hülsdonk	Siedlungsreste	Bonner Jahrb. 181, 1981, 528
Obermörmtter	Latènezeitliche Holzschale	Bonner Jahrb. 163, 1963, 564 f.
Rees-Haldern	Siedlungsreste	Bonner Jahrb. 173, 1973, 390
Rees-Haldern	Verfüllte Grube	Bonner Jahrb. 181, 1981, 530
Rees-Haldern	Tordierter Halsring (Bronze)	Bonner Jahrb. 185, 1985, 463 Abb. 20,7
Rees/Innenstadt	Siedlungsreste	Bonner Jahrb. 173, 1973, 397 ff.
Rees	Gräber	Bonner Jahrb. 179, 1979, 690 f. Abb. 7
Rheinberg	Grab der niederrheinischen Grabhügelkultur	Bonner Jahrb. 142, 1937, 139; 208; 226
Rheinberg	Hallstattzeitliche Scherben, Flint-Abschläge	Bonner Jahrb. 163, 1963, 523
Rheinberg	Keramik	Bonner Jahrb. 163, 1963, 523
Rheinberg	Keramik	Bonner Jahrb. 163, 1963, 523
Rheinberg	Gräberfeld der niederrheinischen Grabhügelkultur	Bonner Jahrb. 142, 1937, 227;
Rheinberg	Hallstattzeitliche Gräber	Bonner Jahrb. 163, 1963, 523
Rheinberg	Hallstattzeitliche Urne	Bonner Jahrb. 150, 1950, 148
Rheinberg	Keramik, Siedlung	Bonner Jahrb. 167, 1967, 424 f.
Rheinberg	Siedlungsfunde	Mitteilung H. Hofius
Rheinkamp	Keramik	Bonner Jahrb. 142, 1937, 226
Sonsbeck/Dickmannshof	Keramik	Bonner Jahrb. 181, 1981, 530
Straelen/Römerstr.	Gräberfeld	Bonner Jahrb. 181, 1981, 530
Straelen/Römerstr.	Grabhügelfeld	Bonner Jahrb. 197, 1997, 288
Veen	Siedlungsreste	Bonner Jahrb. 164, 1964, 513; 543
Wetten	Keramik, Eisenbruchstück	GESCHWENDT 326
Weeze	Urne	Bonner Jahrb. 172, 1972, 504
Xanten	Spätlatènezeitliches Gefäß	keine Angaben
Xanten	Gräber	Bonner Jahrb. 192, 1992, 374; Arch. Rheinland 1990, 37 f.

Fundort	Gegenstand	Literatur
Xanten-Wardt	Eiserne Lanzen spitze	Bonner Jahrb. 186, 1986, 394 Abb. 19,8
Xanten-Vynen	2 Tüllenlanzen spitzen	Bonner Jahrb. 187, 1987, 597 Abb. 7

Metallzeitliche Funde (ohne nähere Angaben)

Fundort	Gegenstand	Literatur
Issum	Hügelgräber	GESCHWENDT 184

Vorgeschichtliche Funde (ohne nähere Angaben)

Fundort	Gegenstand	Literatur
Birten	Töpfe, Scherben	Mitteilung Bucksteegen
Birten	Einzelfund	Mitteilung Bucksteegen
Diersfordt	Keramik	Fundakten RAB (Kreisaufn Rees)
Diersfordt	Keramik	Bonner Jahrb. 166, 1966, 611
Haldern	Keramik, Leichenbrandsplitter	Bonner Jahrb. 155/156 1955/56, 445
Rheinberg	Keramik	Bonner Jahrb. 139, 1934, 209
Rheinberg	Prähist.-mittelalterliche Siedlung	Bonner Jahrb. 167, 1967, 424 f.

Abbildungsnachweis

1 nach F.J. BRAUN/K.N. THOME (Anm. 3) 104 ff. Abb. 9;
2, 5-10 Fotos Rheinisches Amt für Bodendenkmalpflege,
Außenstelle Xanten;

3 Foto Niederrheinischer Altertumsverein Xanten;
4 Foto Rheinisches Landesmuseum Bonn;
11 Karte H. Stelter, Archäologischer Park/Regionalmu-
seum Xanten, nach Vorlage H.-H. Wegner.

Reste römischer Wasserleitungen im Raum Xanten

Dieser Beitrag soll eine Übersicht über den aktuellen Bestand an Fundstellen zu den römischen Wasserleitungen im Xantener Raum bieten. Seit Mitte der 1970er Jahre wurde keine umfassende Veröffentlichung unter Berücksichtigung der seitdem bekannt gewordenen Funde und Befunde mehr vorgelegt. Daher wurde für notwendig erachtet, eine möglichst vollständige Auflistung der heute bekannten Fundstellen zusammenzustellen, die im Zusammenhang mit den römischen Wasserleitungen im Xantener Raum stehen oder stehen könnten. Vielleicht kann dies zu neuen Überlegungen und Interpretationsansätzen führen. Dieser Beitrag selbst dient weniger der vertiefenden Darstellung und Deutung der Fundstellen und ihrer Zusammenhänge, doch fließen auch Gedanken und Vermutungen zur Interpretation der Befunde mit ein. An dieser Stelle möchte ich Herrn Dr. Detlef von Detten für seine Unterstützung in Form von zahlreichen Informationen und Anregungen danken.

Es wird im Folgenden auf Anmerkungen verzichtet, da sich die relevanten Literaturangaben zu denn einzelnen Fundstellen im Katalogteil finden. Die Zahlen in Parenthesen beziehen sich auf die im Befundkatalog aufgeführten Fundstellen.

Wasserzufuhr Vetera II

Etwa 1,6 km östlich des Fürstenbergs, einer saalekaltzeitlichen Stauchmoräne, befand sich das Legionslager Vetera II, wo zumindest für den Zeitraum von etwa 120–240 n. Chr. die Legio XXX Ulpia Victrix als ‚Hauslegion‘ stationiert war. Schon früh, möglicherweise bereits in spätrömischer Zeit, erodierten Rheinstromverlagerungen einen Teil der ursprünglich weiter nach Osten reichenden Stauchmoräne und untergruben damit auch die Überreste von Vetera II. So ist es heute nicht mehr möglich, das ehemalige Geländere Relief einzuschätzen. Das gesamte Lagerareal wurde im Jahre 1788 im Zuge

einer künstlich initiierten Hauptstromverlagerung vom heute noch wasserführenden Altrhein überprägt.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass zur Trinkwasserversorgung des Legionslagers ausschließlich das Quellwasser aus den Stauhohizonten der Stauchmoränen des Fürstenbergs und der Hees bezogen wurde. Heute sind im Einzugsbereich der Leitung für Vetera II fünf Quellen bekannt (Abb. 1, Q1–Q5). Eine dieser Quellen konnte noch von Ph. Houben beobachtet werden, ist aber heute nicht mehr aufzufinden (Q2). Die Schüttmengen sind nur zum Teil erfasst worden. Sie unterliegen heute ohnehin starken Schwankungen. Es ist nicht auszuschließen, dass in römischer Zeit weitere Quellen existierten, die mittlerweile versiegt sind.

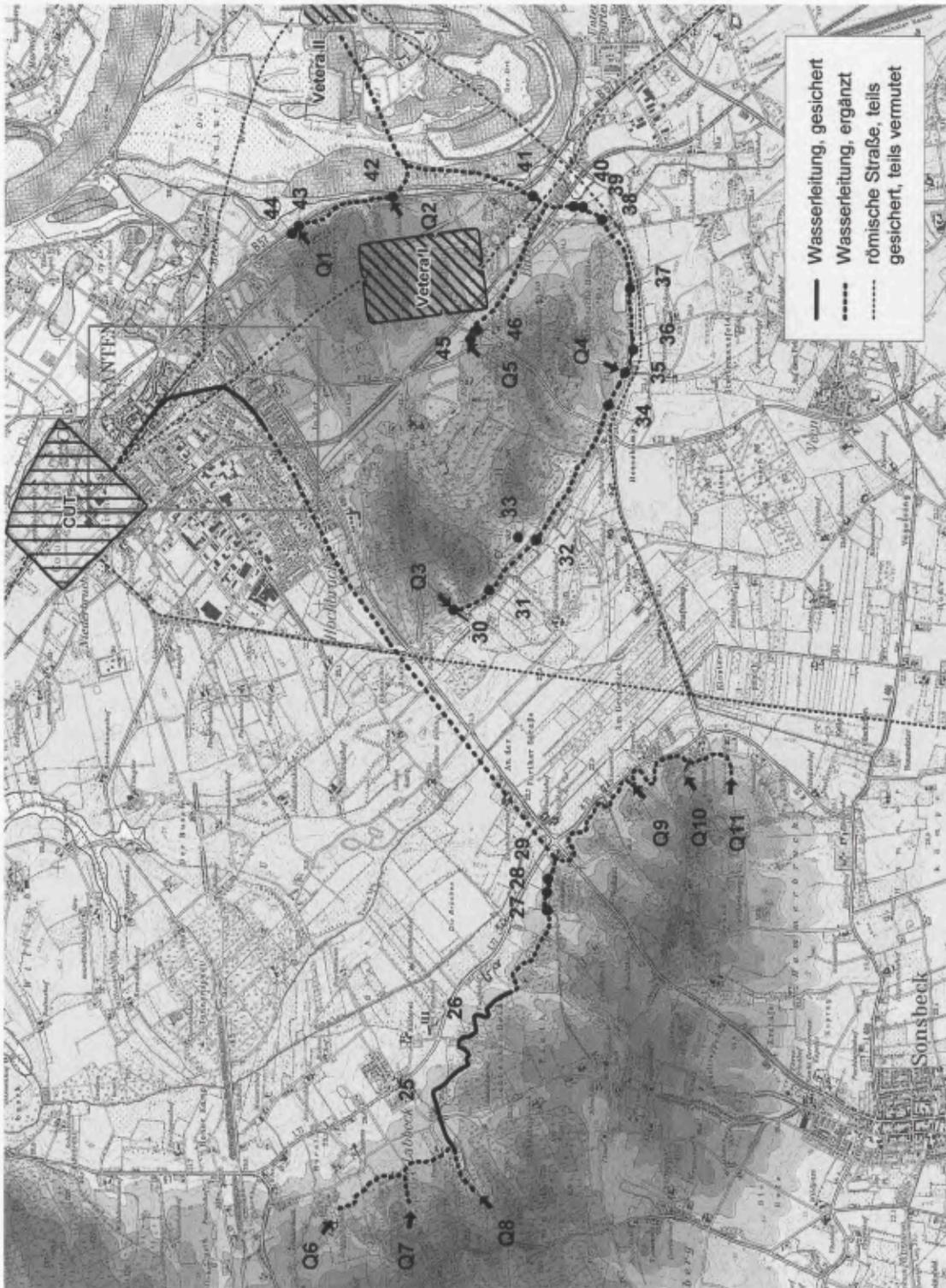
Archäologisch erstmalig nachgewiesen wurde die Leitung für Vetera II an zwei Stellen von Ph. Houben, einmal als 1836 die heutige Bundesstraße erneuert wurde (Abb. 1, Nr. 42) und zum anderen auf den Ackerflächen zwischen dem Steinbrückshof und dem Laumannshof (Abb. 1, Nr. 39). Seitdem kamen im Bereich des Fürstenbergs und der Hees weitere 15 Fundstellen hinzu, die auf einen direkten oder indirekten Zusammenhang mit der Wasserversorgung für das Lager Vetera II schließen lassen. Leider gibt es bisher keine planmäßigen oder größer angelegten Untersuchungen, die Aufschluss über den genauen Verlauf und die Konstruktionsart dieser Leitung geben könnten, sodass als Grundlage für einen Rekonstruktionsversuch nur die mehr oder weniger spärlichen Informationen dienen können, welche die in der Regel kleineren Notmaßnahmen bei zufällig beobachteten Bodeneingriffen ergaben. Trotz der schlechten Ausgangsposition finden sich einige gewichtige Anhaltspunkte, die – entgegen früheren Vermutungen (H.-H. WEGNER, Bonner Jahrb. 177, 1977, 719 f.), wonach die südlich und südwestlich der Hees gelegenen Fundstellen

(Abb. 1, Nr. 32–36) zu einer Versorgungsleitung der Colonia Ulpia Traiana gehört haben sollen – eher dafür sprechen, dass dieser Leitungsstrang auf das Legionslager Vetera II zu führte.

Zur vollständigen Erfassung aller Befunde und Funde, die möglicherweise im Zusammenhang mit der Wasserleitung stehen, wurden zunächst alle römischen Fundstellen zusammengestellt, die sich im engeren Umfeld der 30 m ü. NN-Höhenlinie entlang der Hänge des Fürstenberges und der Hees befinden. Die meisten dieser 17 Stellen wurden bei ihrer Entdeckung direkt als Bestandteil einer Wasserleitung erkannt (Abb. 1, Nr. 30, 32, 36, 39, 40, 42, 45 und 46). Bei diesen vor mehreren Jahrzehnten erfolgten Beobachtungen wurden keine exakten Höhen- und Lageeinzelmessungen durchgeführt, sodass eine weiterführende Auswertung im Hinblick auf die Leitungsführung und Leitungszugehörigkeit sich zunächst als recht schwierig erweist. Bei näherer Betrachtung der verwendeten Baumaterialien an den genannten Fundstellen fällt ein relativ hoher Anteil an Ziegeln im Verhältnis zu Naturstein auf, wobei im gesamten Streckenverlauf immer wieder Ziegel der Legio XXX Ulpia Victrix vorkommen. Andere Hinweise betreffen die Konstruktion der Wasserleitungsrinne, bei der offenbar Estrich verwendet wurde (Abb. 1, Nr. 35, 44). Um trotz meist fehlender Höhenangaben zu den Fundstellen bzw. Befunden ein Leitungsgefälle zu ermitteln, wurde auf eine Lagekartierung und die Höhenlinien in der Deutschen Grundkarte zurückgegriffen. Dabei ergab sich eine eindeutige Gefälletendenz von der im Volksmund „Drususquelle“ genannten Fundstelle (Abb. 1 Nr. 30) bis zur Ziegelstreuung südöstlich der Birtener Kirche (Abb. 1 Nr. 41). Abweichend von dem bisher beschriebenen Trassenabschnitt lagen die drei Fundstellen am Osthang des Fürstenberges (Abb. 1 Nr. 42–44) um mindestens 2 m höher als die südöstlich und südlich von Birten gelegenen (Abb. 1 Nr. 38–41). Daraus lässt sich schließen, dass zur Einbindung der Quellen am Osthang des Fürstenberges ein zweiter Leitungsstrang gebaut worden war, der sich in dem heute nicht mehr existierenden nach Osten auslaufenden Hangbereich des Fürstenberges mit dem von Süden kommenden Hauptstrang vereinigte, um das Wasser auf Vetera II zu zuleiten. Wichtig wäre in diesem Zusammenhang zu klären, ob der von Houben entdeckte Wasserleitungsrest (Abb. 1, Nr. 42) in situ gelegen oder eventuell durch Erosion nach

unten verlagert wurde. Im ersteren Fall könnte der Osthang des Fürstenberges in römischer Zeit nicht leicht abfallend ausgelaufen sein, sondern hätte bereits damals einen Steilhang aufgewiesen. So ergäbe sich beispielsweise an der genannten Fundstelle ein Gefälle von ca. 25 m auf einer Strecke von nur 70 m.

Bei einer Notaufnahme im Jahre 1999 bot sich die Möglichkeit, einen relativ gut erhaltenen Teil der Wasserleitung, der bei starkem Regen in Hanglage südlich des Ortsteils Birten zu einem Teil freigespült worden war, genau einzumessen und zu dokumentieren (Abb. 1, Nr. 40 und Abb. 3). Dies ist bislang die einzige nach heutigem Dokumentationsstandard aufgenommene Stelle der Leitung für Vetera II. Die Rinnensohle lag hier bei 27,70 m ü. NN. Ein Höhenvergleich zu der eindeutig tiefer gelegenen Rinnensohle der gut dokumentierten Wasserleitung am Xantener Holzweg (Abb. 2, Nr. 18), die zur Versorgung der CUT diente, ergab eine Differenz von nur 33 cm. Dieser geringe Höhenunterschied lässt eine Verbindung der beiden Leitungsstränge nicht zu, weil bei einem Gefälle von lediglich 0,005% auf einer Strecke von 6,5 km der Wasserdurchfluss in der Leitung zu stark beeinträchtigt gewesen wäre. Auch die unterschiedliche Bauart beider Wasserleitungen spricht gegen eine Zusammengehörigkeit. Während am Holzweg der massive Unterbau mit aufsitzendem Kanal bei einer erhaltenen Gesamthöhe von etwa 0,8 m und einer Gesamtbreite von bis zu 1,4 m aus Natursteinbruchstücken und Mörtel besteht, diente bei der Leitung in Birten eine nur 0,1 m starke Schicht aus verdichtetem Ziegelsplitt und Ziegelbruch als Unterbau. Darauf waren ohne Mörtel die überwiegend aus Ziegelbruchstücken und wenigen Natursteinen bestehenden Kanalwangen gesetzt. Nur die Innenauskleidung des Kanals bestand hier aus hartem Wasserestrich. Wenn auch in den von H. Hinz durchgeführten Sondagen (Abb. 1 Nr. 36) die Leitung nur als Ausbruchsrinne nachgewiesen werden konnte, so ergeben sich doch Gemeinsamkeiten mit dem zuvor genannten Leitungsrest bezüglich der Breite des Kanals und der verwendeten Baumaterialien. In beiden Fällen wurden die gleiche Kanalbreite, gleichartige Baumaterialien sowie beidseitig des Kanals verlaufende grabenartige Verfärbungen beobachtet. Folgt man der Höhenlinie von 30 m ü. NN am Hang der Hees weiter nach Nordwesten, so stößt man vorwiegend auf Ziegelbruch



1 Xanten, Sonsbeck. Fundstellen zu den römischen Wasserleitungen, M 1:50.000.

und Ziegelplatten, z. T. mit Stempeln der Legio XXX, an einer Stelle auch auf Tonrohre (Abb. 1, Nr. 32) und nur vereinzelt auch auf Natursteinbruchstücke. Estrichbrocken hingegen wurden im Leitungsverlauf westlich und nordwestlich der Eickerskath (Abb. 1 Nr. 36) bisher nicht beobachtet. Das Vorhandensein von Tonrohren und das Fehlen von Estrich in diesem Abschnitt könnte bedeuten, dass die Menge des im nordwestlichen Abschnittes der Leitung gesammelten Quellwassers zunächst so gering war, dass die Verlegung einer Tonrohrleitung ausreichte. Erst nach der Einleitung der relativ starken Quelle Q4 in der Nähe der Eickerskath war ein größerer Leitungsquerschnitt in Form eines mit Estrich ausgekleideten, gemauerten Kanals erforderlich. Die in zwei Fundstellen der Wasserleitung entdeckten Ziegelplatten (Abb. 1, Nr. 32, 37) sind am ehesten als Bodenreste von Sammelbecken im Bereich von Einleitungen zu erklären.

Schließlich seien noch zwei Fundstellen erwähnt, deren Lokalisierung sehr unsicher ist und nur auf Vermutungen basiert (Abb. 1, Nr. 45, 46). P. Steiner beobachtete in dem Taleinschnitt zwischen dem Fürstenberg und der Hees nördlich des Großen Heeshofes einen Quellhorizont (Abb. 1, Q5), den er mit den genannten Fundstellen in Verbindung brachte. Wahrscheinlich wurden die Tonrohrleitungen mit Stempeln der Legio I Minervia Pia Fidelis in beiden Fällen *in situ* vorgefunden. Es handelt es sich hier offensichtlich um eine Nebenleitung, die weiter südöstlich auf die Hauptleitung traf.

Die Geländebeschaffenheit im Einzugsbereich der Leitung für Vetera II bot die Möglichkeit, die Leitungsstränge im gesamten Verlauf in unterirdischer Bauweise auszuführen, da bei geschickter Ausnutzung des natürlichen Gefälles keine größeren Höhenunterschiede zu überwinden waren. Die Gesamtlänge der Wasserleitung wird wohl bei etwa 7,6 km gelegen haben, wobei sich der südwestliche Strang über 5,2 km und der Nordstrang über 1,2 km erstreckte.

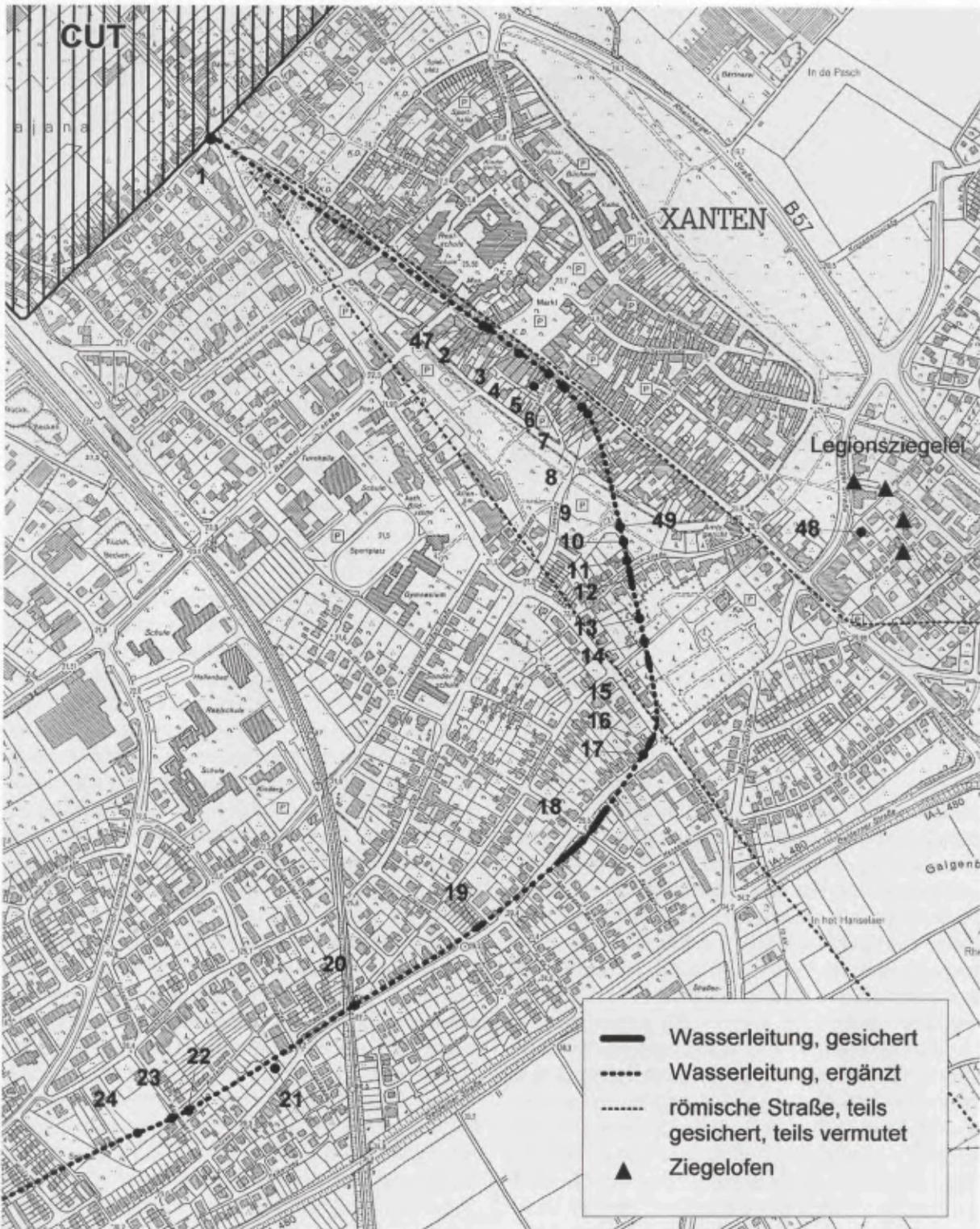
Wasserzufuhr Colonia Ulpia Traiana

Um den sicherlich hohen Wasserbedarf der Colonia Ulpia Traiana abzudecken, mussten Quellen in die Wasserleitung eingebunden werden, die dauerhaft ausreichend hohe Schüttmengen gewährleisteten.

Wenn man davon ausgeht, dass die zumindest in heutiger Zeit relativ geringe Anzahl von noch schüttenenden Quellen im Raum des Fürstenbergs und der Hees gerade dazu ausreichen könnte, das Legionslager Vetera II zu versorgen, ist es naheliegend, dass die zahlreichen und ergiebigen Quellen am Nordosthang des Balberger Waldes – wie der Fürstenberg und die Hees, eine Stauchmoräne der Saalekaltzeit – für die Wasserversorgung der Colonia genutzt wurden. In diesem Gebiet befinden sich heute mindestens sechs Quellen bzw. Quelltäler (Abb. 1, Q6–Q11), die zum Teil starke Schüttmengen aufweisen.

Bis heute sind außerhalb der Colonia insgesamt 29 Fundstellen bekannt, die auf einen Zusammenhang mit der Wasserversorgung der CUT schließen lassen (Abb. 1 u. 2). Den Merkmalen nach lassen sich die Funde und Befunde grob in zwei Kategorien aufteilen: erstens in Reste von unterirdischen Kanalabschnitten und zweitens in solche von Hochleitungssträngen. Bedingt durch das höhenmäßig stärker variierende Geländere relief im Bereich der CUT-Leitung war es hier im Gegensatz zur Leitung für Vetera II notwendig, das Wasser zum Teil oberirdisch in einem Aquädukt zu führen. Zum einen musste die Niederung zwischen dem Balberger Wald und der Hees überbrückt werden, zum anderen musste das relativ starke Gefälle zwischen dem südöstlichen Teil des heutigen Stadtgebiets von Xanten bis zur CUT ausgeglichen werden.

Obwohl die Informationen über die Wasserleitung zur CUT überwiegend auf vielen kleineren Notbergungen und Beobachtungen basieren, gibt es auch einige größere Abschnitte, die gut dokumentiert sind. So konnte H. Hinz im Jahre 1959 am Holzweg in Xanten einen relativ gut erhaltenen Teil der unterirdischen Leitung untersuchen (Abb. 2, Nr. 18 und Abb. 4). Bei der in Gusstechnik ausgeführten Leitung wurden für den Unterbau des Kanals Grauwacke- und Tuffbruchstücke verwendet. Der Sockel ruhte auf einer Basis von locker in den Sand gelegten Basalt- und Grauwackebruchstücken. Die auf dem Unterbau aufsitzende schmalere Schwelle und der eigentliche Kanal bestanden aus Mörtel mit Ziegel-, Trachyt- und Basaltkleinschlag sowie einer Rinnenaukleidung mit Estrich. Der Kanal wurde von der Schwelle durch eine Fuge getrennt und führte in seinem Verlauf teilweise seitlich etwas über die Unterkonstruktion hinaus. An einer Stelle überlagerte er



2 Xanten. Fundstellen zur CUT-Leitung, M 1:10.000.



3 Xanten – Birten. Freigelegter Abschnitt der Vetera II-Leitung, 1999 (Nr. 40).

eine offensichtlich bereits in römischer Zeit entstandene Ausbruchsschicht. Letzteres könnte auf einen zweiperiodigen Ausbau der Leitung hindeuten. Demnach scheint in römischer Zeit der Kanal bis zur Schwelle abgerissen und anschließend neu, und zwar etwas schmaler, aufgebaut worden zu sein, zumal auch der Unterbau im Verhältnis zum vorgefundenen Kanal etwas überdimensioniert zu sein scheint. Als Deutung dieses Befundes ist jedoch auch denkbar, dass die teilweise sehr breit ausgelegte Leitungsunterkonstruktion dazu diente, genügend Spielraum zu schaffen, um den Kanal darauf genauer auszurichten. Schieferbruchstücke im Ausbruchsmaterial, welche in der Leitungs konstruktion sonst nicht verwendet wurden, lassen vermuten, dass die Kanalabdeckung aus Schieferplatten bestand. Den Beobachtungen nach fanden sich schon früher baulich ähnliche Leitungsreste etwas weiter nordöstlich des vorgenannten Abschnittes (Abb. 2, Nr. 16, 17). Weiter südwestlich fiel die Leitung offenbar vollständig dem späteren Ausbruch zum Opfer und ließ sich nur



4 Xanten, Holzweg. Freigelegter Abschnitt der CUT-Leitung, 1959 (Nr. 18).

noch anhand von Ausbruchgräben nachweisen (Abb. 2, Nr. 19, 22–24). Diese stehen aber in der Flucht und aufgrund ihrer Abmessung mit den zuvor genannten Befunden in Einklang. Auch wenn kein unmittelbarer Zusammenhang mit der Leitungstrasse besteht, glaubte schon H. Hinz, dass ein ebenfalls am Holzweg gefundener Kanalrest und ein Estrichboden (Abb. 2, Nr. 21) mit der Zuleitung einer heute versiegten Quelle in der Hees in Verbindung steht. Während wir über den weiteren Verlauf der Leitung nach Südwesten nur Vermutungen anstellen können, lässt sich der nach Norden und anschließend nach Nordwesten in Richtung CUT verschwenkende Leitungsstrang sehr genau nachvollziehen. Zunächst lieferte eine kleine Sondage auf dem heutigen Friedhof (Abb. 2 Nr. 15) einen Hinweis auf den Übergangsbereich von der unterirdischen zur oberirdischen Bauweise. Dort wurden zwei Ausbruchgruben mit reichhaltigen Baumaterialresten beobachtet. Die Unterkante der nördlichen Grube wies eine um 0,75 m tiefere gelegene Höhe auf als die der südlichen Grube. Wahrscheinlich lag hier das erste Pfeilerfundament der Aquäduktleitung. Im weiteren Trassenverlauf nach Norden bzw. nach Nordwesten wurden seit 1947 insgesamt 18 annähernd quadratische Pfeilerfundamente aus meist hartem Kalkmörtel mit Bruchstücken von Grauwacke, Basalt, Trachyt, Tuff, Quarzit und Geröllen entdeckt (Abb. 2, Nr. 2–14). Die aussagekräftigsten Ergebnisse brachte eine



5 Xanten, Engelbert-Humperdinck-Straße. Pfeilerfundament des Aquäduktes, 1960, (Nr. 12).



6 Sonsbeck-Labbeck. Freigelegter Abschnitt der CUT-Leitung nahe der Sarrenkath, 1975, (Nr. 25).

Untersuchung, die 1960 an der Engelbert-Humperdinck-Straße stattfand (Abb. 2, Nr. 12 und Abb. 5). Dort wurden insgesamt fünf Pfeilerfundamente erfasst, deren Seitenlängen zwischen 1,8 m und 2,3 m variierten. Der lichte Abstand der Fundamente betrug 2,8 m. Hier wie auch bei den anderen Fundamentfunden wurden teilweise Abdrücke einer Holzverschalung an der Außenseite beobachtet. Wie sich nordwestlich der Fundstelle Nr. 6 zeigte, verlief die Leitung ab hier parallel zur römischen Straße bis zur CUT, um dort das Wasser einem Verteilungssystem zuzuleiten (Abb. 2, Nr. 1).

Bereits im Jahre 1867 wurde von Dombaumeister C. Cuno eine unterirdische Wasserleitung aus Gussmauerwerk bei der so genannten Furth am Nordosthang des Balberger Waldes erwähnt (Abb. 1, Nr. 28). Die genaue Fundstelle ist heute nicht mehr auszumachen. Bis 1975, als beim Sandabbau im Hangbereich westlich der Sarrenkath ein gut erhaltener Leitungsabschnitt angetroffen wurde (Abb. 1, Nr. 25 und Abb. 6), war in den Quellgebieten des Balberger Waldes von der Wasserleitung nur die schon erwähnte Stelle in der Nähe der Furth bekannt. Hier bot sich die Gelegenheit, den Leitungsverlauf zu vermessen und den Befund zu dokumentieren. Die Wasserleitung konnte in fünf Sondagen erfasst werden, die sich auf einer Strecke von etwas über 200 m verteilten. Sie bestand aus einer Basis

aus lose in den Sand gelegten Basaltstücken, darauf folgten ein Kanalunterbau aus Mörtel und Tuffbruchstücken und der eigentliche mit Estrich ausgekleideten Kanal aus Mörtelguss mit Ziegel-, Granit- und Basaltkleinschlag. Die Abdeckung des Kanals bestand aus großen Schieferplatten. Der Leitungsverlauf weist nach Westen genau auf einen Taleinschnitt mit drei Einzelquellen und neuzeitlichen Staubecken (Abb. 1, Q8). Drei Abschnitte dieser Leitung finden sich heute im Archäologischen Park Xanten, am Rathaus in Sonsbeck und in der Nähe einer Gaststätte nördlich des Sonsbecker Ortsteils Labbeck. Ergänzende Informationen zum Verlauf der Leitung entlang dem Hang nach Südosten erbrachten Begehungen, wobei Beobachtungen von offenen Ausbruchgräben am Waldrand und Baumaterialstreuungen auf den Äckern deutliche Hinweise ergaben (Abb. 1, Nr. 26, 27, 29). Dadurch konnte der Verlauf der Leitung auf einer Strecke von ca. 2,6 km gesichert werden. Nach der Befundlage ist nur der Quellbereich Q8 nachweislich in die Wasserleitung eingebunden. Um den zweifellos großen Wasserbedarf in der Colonia abzudecken, war die Schüttmenge dieses Quellbereiches jedoch nicht ausreichend. Es ist davon auszugehen, dass die weiter nordwestlich gelegenen Quellen (Abb. 1, Q6 und Q7) oder auch die im Osthang des Balberger Waldes liegenden Quellen (Abb. 1, Q9–Q11) mit einbezogen worden sind. Möglicherweise wurden

in römischer Zeit weitere Quellen genutzt, die heute versiegt sind.

Dass die etwa 2,2 km breite Niederung zwischen dem Balberger Wald und der Hees durch einen Aquädukt überbrückt werden musste, ergibt sich aus den morphologischen Gegebenheiten. Leider liegen bisher keine archäologischen Belege für die Trassenführung dieses Leitungsabschnittes vor. Es ist naheliegend, dass der Aquädukt im Bereich der Furth seinen Ausgang nahm und entlang der heutigen Gelderner Straße (L 460) verlief, um dann am nordwestlichsten Ausläufer der Hees fast geradlinig in die unterirdische Leitung zum Holzweg überzugehen.

Aufgrund der zahlreichen Gemeinsamkeiten in der Konstruktion und der verwendeten Baumaterialien bei der Leitung am Holzweg (Abb. 2, Nr. 18) und an der Sarrenkath (Abb. 1, Nr. 25) darf zu Recht angenommen werden, dass beide Leitungsabschnitte in einem direkten funktionalen Zusammenhang standen, zumal die natürlichen Gegebenheiten ein ausreichendes Gefälle bieten. Die Gesamtlänge der Wasserleitung von der Quelle Q8 bis zum Vetera-Tor der CUT beträgt demnach ca. 8,7 km, wobei die Aquäduktführungen ca. 3,2 km ausmachen. Bei Einbindung aller heute noch schüttenden Quellen auf der Ostseite des Balberger Waldes ergibt sich sogar eine Gesamtlänge von ca. 11,7 km. Wie schon erwähnt, liegen bei dem Leitungsabschnitt am Holzweg (Nr. 18) nach H. Hinz einige Anhaltspunkte vor, die eventuell für einen zweiperiodigen Ausbau sprechen. Er vermutete, dass ein ursprünglich breiter ausgelegter Kanal abgerissen und durch einen schmaleren ersetzt wurde. In diesem Fall stellt sich jedoch die Frage, warum gerade in Zeiten eines ständig ansteigenden Wasser-

bedarfs für die CUT eine Kanalverengung stattfand. Als Erklärung bot H.-H. Wegner an, daß gerade wegen des hohen Wasserbedarfs (speziell für die großen Thermen im Westteil der Colonia) eine zusätzliche Leitung mit Anbindung an den Labbecker Leitungsstrang direkt entlang der römischen Straße (heute Trajanstraße) von Südwesten auf die Colonia zugeführt wurde. Damit wäre die Durchlaufmenge der Leitung am Holzweg reduzierbar gewesen. Für diesen Vorschlag gibt es zur Zeit keine archäologischen Belege. Aus heutiger Sicht spricht kaum etwas für diese Alternative, da die Labbecker Leitung und die Holzweg-Leitung vom Querschnitt her und ihrer Bauart als ein Bauwerk anzusprechen sind. Der sogenannte Weststrang entlang der Trajanstraße hätte erstens keine zusätzlichen Quellen erschlossen und hätte nur zusätzliche Aufwendungen für den Bau einer Hochleitung von immerhin 2,5 km Länge bedeutet. H.H. Wegner ging bei seinen Überlegungen noch davon aus, dass die Quellen am Süd- und Südwesthang der Hees in die Holzweg-Leitung eingespeist wurden. Eine Einleitung von Quellen der Hees wäre aber nur an deren Nordhang wie zum Beispiel bei Fundstelle Nr. 21 möglich gewesen.

Zum Schluss sei noch erwähnt, dass die Leitung nicht nur dazu diente, die CUT mit Wasser zu versorgen, sondern auch den Wasserbedarf außerhalb der Stadt zu decken. Im Zusammenhang mit den Ausgrabungen der Legionsziegelei am Halenboom in Xanten wurde nämlich auf 11 m Länge eine Tonrohrleitung aufgedeckt (Abb. 2, Nr. 48). Vermutlich wurde mit dieser Leitung das für die Ziegelherstellung notwendige Wasser über einen Wasserverteiler aus der Hauptleitung dorthin abgeleitet (Abb. 2, Nr. 49).

Katalog

Es folgt eine Auflistung aller uns bekannten Reste römischer Wasserleitungen im Xantener Raum. Die Reihenfolge richtet sich nach der geographischen Lage und der jeweils vermuteten Zugehörigkeit. Die Auflistung der Fundstellen beginnt im Norden mit der Colonia-Leitung und folgt dieser nach Süden und anschließend nach Südwesten entlang dem Nordhang der Hees. Es folgen die Fundstellen an der Nordostseite des Balberger Waldes von Nordwesten nach Südosten. Die vermutlich zur Leitung für Vetera II gehörenden Fundstellen beginnen in den westlichen Ausläufern der Hees und

folgen dem Hang nach Südosten und später dem Osthang des Fürstenberges entlang nach Norden (vgl. Abb. 1 und Abb. 2). Dann schließen sich drei unsichere Fundstellen an (Nr. 47–49). Schließlich werden die noch bekannten, relevanten Wasserquellen aufgelistet (Q1–Q11).

Nach der Angabe zur Lage und zum Anlass der Auffindung des jeweiligen Befundes folgen die verwendeten Quellen sowie eine Kurzbeschreibung. Unter OA findet man die vom Ortsarchiv des Rheinischen Amtes für Bodendenkmalpflege in Bonn vergebene Kennung der betreffenden Fundstelle. Bei fehlenden Informationen entfällt die jeweilige Rubrik.

Abkürzungsverzeichnis zum Katalog

BRIDGER

C. BRIDGER, Archäologische Bestandserhebung in mittelalterlichen Stadtkernen des Rheinlandes: Xanten. Arbeitsgrundlagen des Rheinischen Amtes für Bodendenkmalpflege Heft 4, Teil 1 (Bonn 1996).

HOUBEN

F. FIEDLER/PH. HOUBEN, Denkmäler von Castra Vetera und Colonia Ulpia Traiana in Ph. Houbens Antiquarium zu Xanten (Wesel 1839).

KLOSTERMANN

J. KLOSTERMANN (Bearb.), Geologische Karte von Nordrhein-Westfalen, Erläuterungen zu Blatt 4304 Xanten.

Geologisches Landesamt Nordrhein-Westfalen (Krefeld 1989).

KRONSBEBIN

S. KRONSBEBIN, Quellen am unteren linken Niederrhein – ein natur- und kulturgeschichtlicher Beitrag. In: J. KLOSTERMANN/S. KRONSBEBIN/H. REHBEIN (Hrsg.), Natur und Landschaft am Niederrhein – Naturwissenschaftliche Beiträge. Festschr. z. 80. Geburtstag Dr. H.-W. Quitzow (Krefeld 1991).

STEINER

P. STEINER, Xanten. Sammlung des Niederrheinischen Altertumsvereins. Kataloge west- und süddeutscher Altertumsammlungen 1 (Frankfurt/M. 1911).

Fundstellen im Bereich des oberirdischen Wasserleitungsverlaufes südlich der Colonia Ulpia Traiana

1. Bleirohr

Lage: Xanten, unterhalb der Siegfriedstraße, südlich der Antoniuskapelle.

Fundumstände: Straßenbau?

Quellen: siehe Literatur

Beschreibung: Leitung aus Bleirohren. Obwohl kein direkter Befundzusammenhang bekannt ist, wird man wohl davon ausgehen können, dass das Rohr aus dem Umfeld eines Wasserverteilers (*castellum divisorum*) stammt, da üblicherweise Blei- oder Tonrohre verwendet wurden, um das Wasser den jeweiligen Bedarfsstellen innerhalb der Colonia zuzuleiten.

Literatur: P. STEINER 19.

2. Pfeilerfundament

Lage: Xanten, Kurfürstenstraße, südlich der evangelischen Kirche.

Fundumstände: Kanalbauarbeiten, 1953; Notaufnahme P. Wieland, Rheinisches Landesmuseum Bonn.

Quellen: siehe Literatur, Skizzen, Lageskizze mit Maßangaben, Feldzeichnungen (Rheinisches Landesmuseum Bonn).

Beschreibung: Das Pfeilerfundament aus Grauwacke, Trachyt und weißem Kalkmörtel wurde im Rahmen der Kanalbauarbeiten im Jahre 1953 nicht vollständig freigelegt. Nur die nördliche Ecke war sichtbar. Mindestmaß Nordostseite 1,25 m, Mindestmaß Nordwestseite 1,00 m. Die Oberkante lag 1,0 m unter dem Straßenniveau. In einer Profilzeichnung wurde der Befund bis auf eine Tiefe von etwa 1,6 m unter dem Straßenniveau erfasst, die Unterkante wurde dabei nicht erreicht. Das Fundament wies Abdrücke von Schalbrettern auf.

Literatur: BRIDGER, Bestandserhebung 110 E49a; H. HINZ, Bonner Jahrb. 159, 1959, 147.

OA: 2899/088.

3. Pfeilerfundament

Lage: Xanten, im Keller des Hauses Markt 2.

Fundumstände: Kellerdokumentation durch die Dombauhütte (O. Schreuer), 1947.

Quellen: siehe Literatur, Skizzen, Feldzeichnungen (O. Schreuer, Dombauhütte).

Beschreibung: Das 1947 fast vollständig freigelegte Pfeilerfundament scheint einer Zeichnung nach aus

Natursteinbruchstücken und Kalkmörtel bestanden zu haben. Maße: Nordostseite 1,75 m, Südostseite 1,62 m, Südwestseite 1,80 m, Nordwestseite 1,65 m. Die Oberkante des Fundaments lag 1,5 m unter dem Gehwegniveau, in 2,35 m Tiefe war die Unterkante noch nicht erreicht. Das Fundament wies Abdrücke von horizontalen Schalbrettern auf, auffällig war auch eine kleine Aussparung von 0,1 × 0,2 m an der Nordecke des Pfeilerfundaments.

Literatur: BRIDGER, Bestandserhebung 110 E49b; H. HINZ, Bonner Jahrb. 159, 1959, 147.

OA: 2899/100.

4. Pfeilerfundament?

Lage: Xanten, Gasthausstraße 7–9.

Fundumstände: Bauausschachtung, 1992; Notuntersuchung der Außenstelle Xanten.

Quellen: siehe Literatur, Bericht, Lageskizzen (Außenstelle Xanten, Aktivitätsnr. Ni 1992/0379).

Beschreibung: Während der Ausschachtungsarbeiten wurde ein Fundamentblock aus Grauwackebruchstücken gesichtet. Ebenso Backsteinfundamente und ein Ziegelplattenboden, die offensichtlich zu der ehemaligen Gasthauskapelle gehörten. Auffälligerweise liegt die Fundstelle etwa 25 m nach Südwesten außerhalb der Flucht der bekannten Wasserleitungstrasse. Maße, Stratigraphie und Befundzusammenhänge konnten nicht eindeutig geklärt werden. Ein direkter Zusammenhang mit der genannten Wasserleitung erscheint eher unwahrscheinlich.

Literatur: BRIDGER, Bestandserhebung 119 E65.

OA: 2899/232.

5. Pfeilerfundament

Lage: Xanten, Marsstraße 9.

Fundumstände: Ausschachtungsarbeiten, 1960er Jahre.

Quellen: siehe Literatur, Angaben von Herrn C. Hammans.

Beschreibung: Pfeilerfundament aus Tuffbruchsteinen und Kalkmörtel unterhalb des seitlichen Hauseingangs (von der Gasthausstraße her). Weitere Informationen zu Form, Material, Größe und Lage sind nicht mehr verfügbar.

Literatur: BRIDGER, Bestandserhebung 110 E49c; H. HINZ, Bonner Jahrb. 163, 1963, 413.

6. Pfeilerfundament

Lage: Xanten, Marsstraße 17.

Fundumstände: beim Abbruch des Hauses Marsstraße 17, 1970.

Quellen: siehe Literatur, Bericht (ehrenamtl. Mitarbeiter J. Brauer).

Beschreibung: Pfeilerfundament aus Grauwackebruchstücken und Kalkmörtel (Trass). Seitenlängen 1,8 × 1,6 m, Oberkante 1 m unterhalb des Straßenniveaus. Freigelegt bis auf 1,8 m Tiefe, dabei wurde die Unterkante wohl nicht erreicht. Entfernungen zu den Grundstücksgrenzen: nach Nordwesten 3,2 m (0,9 m?), nach Südosten 0,9 m (3,2 m?). Entfernungsangaben sind zweifelhaft, vielleicht infolge einer Verwechslung der Himmelsrich-

tungen; entspricht nicht den Aussagen über die Lage des Pfeilerfundaments im Nachbarhaus Marsstraße 19.

Literatur: BRIDGER, Bestandserhebung 110 E49d.

OA: 2899/103.

7. Pfeilerfundament

Lage: Xanten, Marsstraße 19.

Fundumstände: Bauarbeiten.

Quellen: Lagekartierung nach Angaben von Herrn H. Reineke.

Beschreibung: Pfeilerfundament aus Natursteinbruchstücken und Kalkmörtel. Befindet sich in einem Kellerraum. Dort wurde an der nordwestlichen Außenwand durchgehend ein ca. 0,9 m in den Raum hineinreichender Absatz von etwa 1,5 m Höhe errichtet, der den Fundamentpfeiler abdeckt. Demnach liegt die Mitte des Fundamentblocks etwa auf der Grundstücksgrenze zwischen den Häusern Marsstraße 17 und 19.

8. Pfeilerfundament

Lage: Xanten, Marsstraße 29.

Fundumstände: Kellerdokumentation durch die Dom-
bauhütte (H. Jung, W. Bader), 1947.

Quellen: siehe Literatur, Zeichnungen (H. Jung).

Beschreibung: Pfeilerfundament aus Natursteinbruchstücken und Kalkmörtel im Keller des Hauses. Lag zum Zeitpunkt der Dokumentation wohl nicht vollständig frei. Mindestausdehnung 1,75 × 1,35 m. Die Oberkante lag etwa 2,3 m unter dem heutigen Niveau.

Literatur: BRIDGER, Bestandserhebung 110 E49e; H. HINZ, Bonner Jahrb. 159, 1959, 146.

OA: 2899/104.

9. Zwei Pfeilerfundamente

Lage: Xanten, Marsstraße 33.

Fundumstände: Bauausschachtung, 1986; Notuntersuchung der Außenstelle Xanten.

Quellen: siehe Literatur, Bericht, Zeichnungen (Außenstelle Xanten, Aktivitätsnr. Ni 1986/0075).

Beschreibung: Während der Ausschachtung und Untersuchung unter dem Keller des Hauses konnte ein Pfeilerfundament aus Blaubasaltbruchstücken und Trasskalk vollständig freigelegt werden. Größe 1,9 × 1,9 m, erhaltene Höhe 1 m. Die Unterkante lag bei 21,92 m ü. NN. Unterhalb des im Südosten angrenzenden Baues konnte ein zweites Fundament gleicher Art beobachtet werden. Der lichte Abstand zu diesem betrug 2,6 m.

Literatur: BRIDGER, Bestandserhebung 110 f. E49 f; C. BRIDGER, Bonner Jahrb. 188, 1988, 433 f.

OA: 2899/161.

10. Zwei Pfeilerfundamente

Lage: Xanten, am Ferkesplack.

Fundumstände: In einem Bombentrichter von der Dom-
bauhütte aufgenommen, 1947.

Quellen: siehe Literatur, Bericht W. Bader, Einmess- und Lageskizze, Feldzeichnungen, Fotos (W. Bader und P. Wieland).

Beschreibung: Das erste Pfeilerfundament passt nicht exakt in die Flucht mit den weiter nördlich und südlich

liegenden Fundamenten und weicht, wahrscheinlich bedingt durch Bombeneinwirkung leicht nach Westen ab. Das Pfeilerfundament besteht aus Trachyt, Quarzit, Moränengeröllern und Kalkmörtel. Es war in Guss-technik mit Verschalung errichtet, denn an der Nordwestecke des Fundaments befand sich eine Aussparung (Holzabdruck). Maße: West-Ost 1,5 m, Nord-Süd 1,6 m. Der Pfeiler war um ca. 45 Grad nach Westen verkippt. 0,8 m der Höhe waren aufgedeckt. Die Oberkante lag etwa 1,5 m unter dem Straßenniveau. Im selben Bombentrichter wurde noch ein zweites Fundament beobachtet, welches infolge der Bombendetonation noch weiter nach Westen verlagert und zudem noch leicht gedreht war. Es wies eine Breite von etwa 2,1 m auf und hatte einem Foto nach zu urteilen an einer Ecke einen Holzabdruck. Weitere Informationen zu dem zweiten Pfeiler sind nicht verfügbar.

Literatur: H. HINZ, Bonner Jahrb. 159, 1959, 146.

OA: 2899/026.

11. Pfeilerfundament

Lage: Xanten, Engelbert-Humperdinck-Straße 16.

Fundumstände: Bauausschachtung, 1960er Jahre.

Quellen: siehe Literatur

Beschreibung: In einem Fundamentgraben im östlichen Teil des Hauses wurde ein Pfeilerfundament angeschnitten.

Literatur: B. PFERDEHIRT/D. WORTMANN, Bonner Jahrb. 168, 1968, 485.

OA: 2899/024.

12. Fünf Pfeilerfundamente

Lage: Xanten, Engelbert-Humperdinck-Straße 17.

Fundumstände: Bauausschachtung, 1960; Notuntersuchung der Außenstelle Xanten.

Quellen: siehe Literatur, Bericht, Übersichtsplan, Feldzeichnungen (Außenstelle Xanten).

Beschreibung: Während einer Untersuchung im Vorfeld der Bauausschachtung konnten zunächst innerhalb der vorgesehenen Baugrube drei Pfeilerfundamente festgestellt werden. Durch Bohrungen im Bereich zwischen der Baugrube und der Engelbert-Humperdinck-Straße wurde danach ein sich direkt nach Norden anschließendes viertes Pfeilerfundament lokalisiert, das ebenfalls teilweise freigelegt wurde. Auf ein fünftes Fundament stieß man bei Kanalbauarbeiten unterhalb der Straße. Die Pfeilerfundamente von Süden nach Norden:

1. Fundamentblock, wahrscheinlich aus Grauwacke, Trachyt und Kalkmörtel, wurde in einem kleinen Suchschnitt nicht vollständig erfasst. Nord-Süd Ausdehnung 2,3 m, Oberkante 23,86 m ü. NN; 2. Fundamentblock aus Grauwacke, Trachyt und Kalkmörtel wurde vollständig freigelegt, oberhalb des Fundaments Gartenhumus von ca. 0,8 m Auftragsstärke. Auf der Oberfläche des Fundaments lagerte als Rest des mittelalterlichen Steinraubes rötlicher Mörtel. Die Basis des Fundaments bildeten Basalte, die lose verlegt worden waren. Maße: Nord-Süd 1,95 m, Ost-West 1,9 m. Oberkante 23,97 m ü. NN, im Profil erfasst bis auf 22,8 m ü. NN, es ist unklar, ob die Unterkante erreicht wurde. 3. Fundament-

block, wahrscheinlich aus Grauwacke, Trachyt und Kalkmörtel, wurde in einem kleinen Suchschnitt nicht vollständig erfasst. Nord-Süd Ausdehnung: 1,8 m, Oberkante: 23,48 m ü. NN; 4. Fundamentblock, wahrscheinlich aus Grauwacke, Trachyt und Kalkmörtel, durch Bohrung lokalisiert, Ausdehnung nicht erfasst, Oberkante 1,6 m unter Geländeoberfläche, also etwa 23,25 m ü. NN; 5. Fundamentblock, wahrscheinlich aus Grauwacke, Trachyt und Kalkmörtel, bei Kanalbauarbeiten angeschnitten, Ost-West Ausdehnung 2,1 m, Oberkante 1,7 m unter Straßenniveau.

Nach Beendigung der Ausschachtungsarbeiten für die Baugrube des Hauses, wurde eine zu den Pfeilerfundamenten im Abstand von 2 m (Mitte) parallel verlaufende Rinne mit unregelmäßigem Profil beobachtet, darin waren Reste von Wasserestrich enthalten.

Literatur: H. HINZ, Bonner Jahrb. 159, 1959, 143–148; 162, 1962, 581; 163, 1963, 404; 413 f.

OA: 2899/137 (auch 2899/026).

13. Pfeilerfundament

Lage: Xanten, westlicher Bereich des Friedhofes, Grab 537.

Fundumstände: bei der Aushebung einer Grabstelle, 1996.

Quellen: Bericht, Lageskizze, Friedhofsplan (Außenstelle Xanten, Aktivitätsnr. Ni 1996/0300).

Beschreibung: Beobachtung größerer Mengen von Natursteinbruchstücken und hartem Kalkmörtel. Nach Auskunft des Friedhofsgärtners zwischen dieser Stelle und Nr. 14 (Grab 609) auch noch weitere Fundamentblöcke aus Blaubasalt.

OA: 2899/137.

14. Pfeilerfundament

Lage: Xanten, westlicher Bereich des Friedhofes, Grab 609.

Fundumstände: bei der Aushebung einer Grabstelle, 1996.

Quellen: Bericht, Lageskizze, Friedhofsplan (Außenstelle Xanten, Aktivitätsnr. Ni 1996/0300).

Beschreibung: Beobachtung größerer Mengen von Natursteinbruchstücken und hartem Kalkmörtel. Nach Auskunft des Friedhofsgärtners zwischen dieser Stelle und Nr. 13 (Grab 537) auch noch weitere Fundamentblöcke aus Blaubasalt.

OA: 2899/137.

15. Ausbruchsgruben

Lage: Xanten, westlicher Bereich des Friedhofes.

Fundumstände: Untersuchung der Außenstelle Xanten im Vorfeld der geplanten Friedhofserweiterung, 1997.

Quellen: siehe Literatur, Bericht, Feldzeichnungen, Fotos (Außenstelle Xanten, Aktivitätsnr. Ni 1997/0261).

Beschreibung: In einer kleinen Sondage wurden zwei Ausbruchsgruben festgestellt. Im Ostprofil wurde der Befund spitzwinklig angeschnitten, so dass über die eigentliche Breite keine genauen Angaben gemacht werden können. Die Unterkante der Grube, die Bruchstücke von mit Ziegelsplitt versetztem Kalkmörtel, Grau-

wacke, Tuff und etwas Schiefer enthielt, reichte bis auf 24,35 m ü. NN, also bis auf 1,9 m unter der heutigen Geländeoberfläche. Im Südprofil dagegen beträgt die Breite der Ausbruchsrube etwa 1,8 m und reicht bis auf eine Tiefe von nur 25,1 m ü. NN. Die Grube enthielt nur wenig mit Ziegelsplitt versetztem Kalkmörtel, einige

Ziegel- und Grauwackebruchstücke. Der Höhenunterschied der Unterkanten von 0,75 m lässt vermuten, dass es sich hier um einen Übergang von der unterirdischen zur oberirdischen Bauweise der Wasserleitung handelt. **Literatur:** H. BERKEL, Bonner Jahrb. 199, 1999 (im Druck).

Fundstellen im Bereich des unterirdischen Wasserleitungsverlaufes südlich und südwestlich der Colonia Ulpia Traiana

16. Kanal mit Fundament

Lage: Xanten, Holzweg 22 (37a).

Fundumstände: Bauausschachtung, 1905; nach dem 2. Weltkrieg bei Erweiterung des bestehenden Hauses.

Quellen: siehe Literatur

Beschreibung: Fundamentsockel aus Grauwacke, Trachyt und Tuff. Darauf befand sich ein Gussmauerwerk von 0,37 m Höhe, das als Unterbau für einen Kanal aus Kalkmörtel mit Ziegelkleinschlag diente. Es wurden auch Kalkablagerungen beobachtet.

Literatur: STEINER 19, 23; H. HINZ, Bonner Jahrb. 159, 1959, 141–143.

OA: 2899/026.

17. Kanal mit Fundament

Lage: Xanten, vor dem Haus Holzweg 24.

Fundumstände: Kanalbauarbeiten, nach dem 2. Weltkrieg.

Quellen: siehe Literatur

Beschreibung: Massives Mauerwerk. Nach Aussagen von Anwohnern sehr ähnlich dem Befund weiter südwestlich am Holzweg (s. u. Nr. 18).

Literatur: H. HINZ, Bonner Jahrb. 159, 1959, 143.

OA: 2899/026.

18. Kanal mit Fundament

Lage: Xanten, Holzweg 37, 39, 41, 43, 45 und 47.

Fundumstände: Bauausschachtungen, 1959; Notuntersuchung der Außenstelle Xanten.

Quellen: siehe Literatur, Mess- und Lageskizzen, Feldzeichnungen, Fotos (Außenstelle Xanten).

Beschreibung: Fundamentbasis von etwa 1,4 m Breite aus kopfgroßen Basaltbruchstücken und vereinzelt auch Grauwackestücken, lose in den anstehenden Sand gelegt. Darüber ein unregelmäßig schmaler werdender Sockel aus Tuff und Trassmörtel, der eine im Querschnitt meist rechteckige Schwelle aus Gussmauerwerk mit Ziegel-, Trachyt- und Basaltkleinschlag trug. Die Breite der Schwelle betrug 0,6–0,7 m. Aus dem gleichen Material gebaut, aber weniger hart und durch eine Fuge von der Schwelle getrennt, fand sich der Kanal mit seitlich aufgesetzten Leisten. Im Verhältnis zur Unterkonstruktion ergaben sich beim Kanal geringe Abweichungen im Verlauf. An einer Stelle überlagerte er eine wahrscheinlich bereits in römischer Zeit entstandene Ausbruchsschicht. Das Innere des Kanals war mit Estrich ausgekleidet und wies an einer relativ gut erhaltenen Stelle

0,23 m lichte Breite auf. Die Höhe der Kanalsohle lag an einer Stelle bei 27,37 m ü. NN. Ein eindeutiges Gefälle konnte wegen des schlechten Erhaltungszustandes nicht ermittelt werden. Die erhaltene Gesamthöhe der Wasserleitung betrug etwa 0,8 m.

Literatur: H. HINZ, Bonner Jahrb. 159, 1959, 134–141.

OA: innerhalb 2899/137.

19. Ausbruchsrube eines Kanalfundaments

Lage: Xanten, Holzweg/Ecke Erlenweg 64.

Fundumstände: Bauausschachtung, 1979.

Quellen: siehe Literatur

Beschreibung: In Höhe der Baugrubensohle war der Verlauf des Baugrabens der Leitung mit einer Breite von ca. 1,5 m auf einer Strecke von fast 16 m zu erkennen. Die Baugrubensohle lag ca. 2,8 m unter der heutigen Geländeoberfläche. In den Profilen war der Befund noch gut zu erkennen. Innerhalb der Baugrube war er jedoch vollständig abgetragen.

Literatur: J. BRAUER/H.-H. WEGNER, Bonner Jahrb. 181, 1981, 553 f.

OA: 2899/016.

20. Natursteinbruchstücke

Lage: Xanten, Holzweg, Kapellchen.

Fundumstände: Sanierungsarbeiten an dem Kapellchen, 1996.

Quellen: Beobachtung D. von Detten, Außenstelle Xanten.

Beschreibung: Im Oktober 1996 wurden die Fundamente der Kapelle im Rahmen von Sanierungsarbeiten bis auf 0,5 m unter der heutigen Geländeoberfläche freigelegt. Dabei konnte beobachtet werden, dass in dem im Wesentlichen aus Feldbrandziegeln bestehenden Fundament auch längliche Tuffsteinquader verwendet worden waren. Die Form und die Bearbeitungsweise ließen darauf schließen, dass die Steine ursprünglich nicht aus einem Fundament, sondern aus römischem Mauerwerk im Sichtbereich stammen. Weiterhin wurden in dem humosen Anfüllmaterial rund um das Fundament auch Kalksteinbruchstücke beobachtet. Auffällig ist, dass die Kapelle genau in der Wasserleitungstrasse liegt.

21. Römische Baureste

Lage: Xanten, Holzweg 90.

Fundumstände: Bauausschachtung, 1961; Notuntersuchung der Außenstelle Xanten.

Quellen: siehe Literatur, Bericht, Feldzeichnungen (Außenstelle Xanten).

Beschreibung: Jeweils im Nord- und Südprofil der fertig ausgeschachteten Baugrube zeigte sich eine knapp 2 m breite Grube. Die nördliche war abgerundet, mit schwarzer Erde und römischem Schutt gefüllt und reichte bis auf 1,2 m unterhalb des heutigen Niveaus. Die Grube auf der Südseite mit einer Tiefe von 1,3 m besaß fast senkrecht eingetiefte Wände und eine waagerechte Sohle. Sie enthielt im unteren Teil mit stark bindigem Material durchsetzte Kiese, im oberen Teil schwarzen Schutt, der mit einer dünnen Schicht aufgelösten Estrichs abschloss. Im Nordprofil, westlich an die Grube anschließend erstreckte sich eine ca. 4 m breite Kalkmörtelschicht, auf dem Reste eines dickeren Estrichs mit Ziegelkleinschlag lagen. Dieser Boden war ursprünglich im Westen und im Osten von Mauern begrenzt, die durch Reste von Baumaterialien in entsprechenden Ausbruchgruben angezeigt wurden. Die Oberkante der Estrichschicht lag etwa 0,6 m tief. Nach einer Vermutung von H. Hinz sind die beiden Gruben als Ausbruchgraben eines Kanals zu sehen, welcher zu einer von Süden kommenden und in die Hauptleitung mündenden Wasserzuleitung aus der Hees gehört haben könnte. Verbindet man die Fundstellen der Wasserleitung zwischen Holzweg/Erlenweg (19) und Meisenweg (23), so liegt das Nordprofil mit den Baubefunden nur maximal 10 m südlich der Verbindungslinie.

Literatur: H. HINZ, Bonner Jahrb. 163, 1963, 414 f.

22. Kanalfundament?

Lage: Xanten, Amselweg 2.

Fundumstände: Bauausschachtung, Mitte der 1970er Jahre.

Quellen: Angaben von Herrn H. Scholten.

Beschreibung: Während der Ausschachtungsarbeiten wurde ein Fundamentblock aus Natursteinen und Kalkmörtel beobachtet. Es handelte sich wohl um einen Teil der Kanalfundamentierung.

23. Ausbruchgrube eines Kanalfundaments

Lage: Xanten, Meisenweg 12.

Fundumstände: Bauausschachtung, 1997; Notuntersuchung der Außenstelle Xanten.

Quellen: Bericht, Feldzeichnungen, Fotos (Außenstelle Xanten, Aktivitätsnr. Ni 1997/0317).

Beschreibung: Zwei Anschnitte eines Ausbruchgrabens in der fertig ausgeschachteten Baugrube. Es zeigten sich flachsohlige Verfärbungen von 1,6 m Breite im Ostprofil und von 1,3 m Breite im Westprofil. Die Unterkante lag bei 26,90 m ü. NN, 1,3 m unterhalb des heutigen Geländeniveaus. Die sandig-humosen Verfüllungen beinhalteten nur wenige Ziegel- und Tuffbruchstücke. Legt man die Bauhöhe der größtenteils gut erhaltenen Leitung am Holzweg zugrunde, so müsste die Kanalsohle hier bei etwa bei 27,55 m ü. NN gelegen haben.

24. Ausbruchgrube eines Kanalfundaments

Lage: Xanten, Lerchenweg 7.

Fundumstände: Bauausschachtung, 1997; Notuntersuchung der Außenstelle Xanten.

Quellen: Bericht, Feldzeichnungen, Fotos (Außenstelle Xanten, Aktivitätsnr. Ni 1997/0069).

Beschreibung: Zwei Anschnitte eines Ausbruchgrabens in der fertig ausgeschachteten Baugrube. Es zeigten sich flachsohlige Verfärbungen von 1,3 m Breite im Ostprofil und von 1,2 m Breite im Westprofil. Die Unterkante lag im Ostprofil bei 26,80 m ü. NN (1,2 m unterhalb der heutigen Oberfläche), im Westprofil bei 27,10 m ü. NN (1,2 m unterhalb der heutigen Oberfläche). Die lockeren Verfüllungen enthielten vor allem im Ostprofil Bruchstücke von Tuff, Ziegeln, Kalkmörtel und *opus caementicium*. Die Kanalsohle lag vermutlich bei 27,60 m ü. NN.
OA: 2899/273.

Fundstellen im Bereich des unterirdischen Wasserleitungsverlaufes entlang dem Nordosthang des Balberger Waldes

25. Kanal mit Fundament

Lage: Sonsbeck-Labbeck, südlich der Sarrenkath.

Fundumstände: Sandabbauarbeiten, 1975; Notuntersuchung der Außenstelle Xanten.

Quellen: siehe Literatur, Fotos

Beschreibung: Die Fundamentierung von etwa 1 m Breite bestand im unteren Bereich aus in Sand verlegten Basalten, im oberen Teil aus Tuffbruchstücken, Grauwackebruchstücken und Kalkmörtel. Darüber lag als Gussmauerwerk der eigentliche Kanal aus in Kalkmörtel gebundenem Ziegel-, Granit- und Basaltkleinschlag. Die Kanalwangen waren 0,5–0,6 m hoch erhalten. Der Kanalboden war 0,1–0,2 m stark. Die Innenseiten waren

mit Rotmörtel ausgestrichen und wiesen die charakteristischen Viertelrundstäbe auf. Die lichte Breite betrug 0,2–0,3 m. Als Abdeckung des Kanals dienten Schieferplatten. Im ergrabenen Abschnitt konnte für die Leitung ein Gefälle von 0,2 m auf 100 m nachgewiesen werden.
Literatur: H.-H. WEGNER/U. HEIMBERG, Bonner Jahrb. 177, 1977, 717–720; H.-H. WEGNER, Als das Wasser knapp wurde. Der Niederrhein 43, 1976, Heft 4, 155–159; ders., Wasser für die CUT. In: Colonia Ulpia Traiana 1. und 2. Arbeitsbericht zu den Grabungen und Rekonstruktionen (Köln 1978) 36–39.

OA: 2867/001.

26. Leitungsverlauf als Oberflächenmerkmale

Lage: Sonsbeck-Labbeck, entlang dem Nordhang des Balberger Waldes.

Fundumstände: Waldbodenkartierung, A. Dickhof (Geologisches Landesamt, Krefeld), 1994.

Quellen: siehe Literatur, Kartierung in die Deutsche Grundkarte.

Beschreibung: Auf einer Länge von ca. 1 km konnte der Verlauf der Leitung durch gut erkennbare Merkmale im Geländere relief nachgewiesen werden. Als Folge eines Steinausbruches zwecks Baumaterialgewinnung zeigte sich ein fast durchgehender Graben. Das unbrauchbare Material hatte man wohl seitlich davon gelagert, denn dort waren kleine Wälle zu erkennen, die noch kleine Reststücke der zum Bau der Leitung verwendeten Steine beinhalteten.

Literatur: D. v. DETTEN, Waldbodenkartierung im Staatsforst westlich von Xanten. Arch. Rheinland 1995, 158.

27. Natursteinbruchstücke als Oberflächenfunde

Lage: Sonsbeck-Labbeck, entlang dem Nordhang des Balberger Waldes.

Fundumstände: Begehung der Außenstelle Xanten, 1999.

Quellen: Kartierung in die Deutsche Grundkarte.

Beschreibung: Etwa 500 m westlich der Furth am Hang entlang dem Kervenheimer Weg konnte auf der Ackeroberfläche eine Konzentration von kleinen Trachyt- und Tuffbruchstücken beobachtet werden.

28. Ziegelbruchstücke als Oberflächenfunde

Lage: Sonsbeck-Labbeck, entlang dem Nordhang des Balberger Waldes.

Fundumstände: Begehung der Außenstelle Xanten, 1999.

Quellen: Kartierung in die Deutsche Grundkarte.

Beschreibung: Etwa 300 m westlich der Furth am Hang entlang dem Kervenheimer Weg konnte auf der Ackeroberfläche eine Konzentration von kleinen Ziegelbruchstücken beobachtet werden.

29. Kanal mit Fundament

Lage: Sonsbeck-Labbeck, am Nordosthang des Balberger Waldes, Sandgrube an der Furth (nicht genau lokalisierbar).

Fundumstände: Sandabbauarbeiten, vor 1867.

Quellen: siehe Literatur

Beschreibung: 1. In den Bonner Jahrbüchern von 1867 ist die Rede von einer Wasserrinne aus hartem Gussmauerwerk von etwa 2' (ca. 0,62 m) Breite und von gleicher Höhe. Sie lag 3' (ca. 0,94 m) tief unter der Erde und hatte eine Länge von mindestens 10' (ca. 3,14 m). Nach der Beschreibung in den Bonner Jahrbüchern kann die Wasserleitung nur innerhalb einer Sand-/Kiesgrube zutage gekommen sein, da von einem Teilstück gesprochen wird, das beim Fall aus 20' (ca. 6,28 m) Höhe nicht zerbrach. Die Lage der Fundstelle wird leider nur unzureichend als „auf dem Wege von Xanten nach Sonsbeck, diesseits am Sonsbecker Berge“ beschrieben. 2. Im Katalog Steiner wird die Wasserleitung folgendermaßen beschrieben: „3 m unter der Oberfläche wurde ein 2 m aus der Sandgrubenwand herausragendes Stück der Leitung sichtbar. Es bestand aus einem Sockel aus Tuff, Basalt, Trachyt und anderem, darüber ein sich auf 0,6 m Breite verjüngendem Gussmauerwerk aus Ziegelkleinschlag und Kalkmörtel. Das Fundament ist Nord-Süd ausgerichtet und senkt sich in seinem Verlauf auf die Straße zu“.

Eine genaue Lokalisierung der beiden Fundstellen ist nicht möglich. Wahrscheinlich wurden beide Leitungsreste in einer alten Sandgrube, die den Höhenbereich von etwa 32–40 m ü. NN abdeckt, entdeckt. Sie liegt direkt in einem an den Kervenheimer Weg angrenzenden Waldstück. Nach der Deutschen Grundkarte gibt es keine anderen stillgelegten Sandgruben, die für den Fundort in Frage kommen. Dort hätte die Leitung allerdings – angepasst an die Geländeform – einen West-Ost ausgerichteten Verlauf zeigen müssen. Dies wiederum widerspricht den Beschreibungen von Steiner. Die dort erwähnte Nord-Süd Ausrichtung wäre eher im Hangbereich südlich/südwestlich der Furth denkbar.

Literatur: C. CUNO, Bonner Jahrb. 42, 1867, 209; STEINER 23; H.-H. WEGNER/U. HEIMBERG, Bonner Jahrb. 177, 717–720.

Fundstellen im Bereich der Hees und des Fürstenbergs

30. Quellfassung? (Drususquelle)

Lage: südlich von Xanten, am Westhang der Hees, ca. 450 m südöstlich des Gasthauses „Am Röschen“.

Fundumstände: Begehung der Außenstelle Xanten, 1999.

Quellen: Lagekartierung, Skizze des Baubefundes (Außenstelle Xanten, Aktivitätsnr. Ni 1999/0010).

Beschreibung: Nordwest-Südost – d. h. entlang dem Hang – ausgerichtetes Mauerwerk aus Natursteinbruchstücken wie Tuff, Grauwacke und Schiefer. Kalkmörtel wurde nicht beobachtet. Durch diese Mauer, deren Brei-

te noch nicht festgestellt werden konnte, ragt ein Tonrohr von etwa 0,1 m Durchmesser, welches von Ziegelbruchstücken umgeben ist. Der Befund konnte nicht weiter freigelegt und dokumentiert werden, da die Stelle ständig von Quellwasser durchströmt wird und das Mauerwerk zudem von starken Baumwurzeln überwachsen ist. Die Wasserdurchlässigkeit des Trockenmauerwerks lässt vermuten, dass es sich hier um den Teil eines Sickerschachtes oder einer Sickerleitung handelt, um das Quellwasser aus dem Hang zu sammeln. Die Fundstelle liegt auf einer Höhe von etwa 40 m ü. NN.

31. Vermuteter Leitungsverlauf

Lage: südlich von Xanten, am Westhang der Hees.

Fundumstände: Prospektion der Außenstelle Xanten, 1996.

Quellen: Kartierung in die Deutsche Grundkarte (Außenstelle Xanten, Aktivitätsnr. Ni 1996/0004).

Beschreibung: Beobachtung des Geländereiefs und Kernbohrungen im Bereich des Südwesthangs von der Quelle (Nr. 30) bis etwa 600 m nach Südosten. Die Maßnahme blieb ohne Befund. Dies wird darauf zurückzuführen sein, dass entlang der 40 m ü. NN – Höhenlinie gebohrt wurde. Die Wasserleitung wird aber mit hoher Wahrscheinlichkeit tiefer gelegen haben.

32. Reste einer Wasserleitung aus Tonrohren, Ziegel-schutt, Stempel Legio XXX, Ziegelplattenboden

Lage: südlich von Xanten, am Südwesthang der Hees, Jagen 100 (Wolfsberg).

Fundumstände: beim Ausheben von Baumpflanzlöchern, Nachgrabung W. Haberey, Rheinisches Landesmuseum Bonn, 1951.

Quellen: siehe Literatur, Beschreibungen, Skizzen, Lage-skizzen (W. Haberey).

Beschreibung: Reste einer römischen Wasserleitung aus Tonrohren. Eine kleine Nachgrabung mit fünf Suchschnitten, die auf ca. 85 m Länge verteilt worden waren und etwa der Höhenlinie von 30 m ü. NN folgte, traf nirgends auf die unbeschädigte Leitung. Es wurden jedoch zahlreiche verlagerte Ziegel mit Stempeln der Legio XXX, vereinzelt Tuffbrocken und Tonrohrfragmente gefunden. Darüber hinaus konnte der Rest eines Ziegelplattenbodens freigelegt werden.

Literatur: W. HABEREY, Bonner Jahrb. 155/156, 1955/56, 497.

OA: 2869/011.

33. Ziegel

Lage: südlich von Xanten, am Südwesthang der Hees, Jagen 100 (Wolfsberg).

Fundumstände: Wegebau, 1938.

Quellen: siehe Literatur

Beschreibung: Sehr viel Ziegelschutt, z. T. mit Stempeln der Legio XXX. Bei der weiteren Nachsuche wurde auch im umliegenden Gelände oberflächlich liegender Schutt gefunden. Die Fundstelle liegt auf einer ebenen Stufe in einem breiten Taleinschnitt im Südwesthang der Hees auf einer Höhe von 43–45 m ü. NN. Es wäre denkbar, dass es sich hier um Reste von einer Sickeranlage zur Aufnahme von Quellwasser aus dem Taleinschnitt handelt. Etwa 300 m südlich befinden sich mehrere Teiche. Es müsste geklärt werden, ob sich in diesem Tal Quellhorizonte befinden.

Literatur: W. KERSTEN, Bonner Jahrb. 145, 1940, 313 f.

OA: 2869/010.

34. Ziegel

Lage: Xanten-Birten, am Rand einer Sandgrube östlich des Schrammshofes.

Fundumstände: Sandabbauarbeiten, 1959.

Quellen: siehe Literatur

Beschreibung: Konzentration von römischen Scherben und Ziegelbruchstücken – darunter auch welche mit Stempel der Legio XXX – auf einer kleinen Fläche von etwa 30 m Durchmesser verteilt. Die angegebenen Koordinaten, nach denen die Stelle zwischen den Hofgebäuden gelegen sein müsste, können nicht richtig sein, denn nach der Beschreibung liegt die Fundstelle am Rande einer Mulde, die durch Sandabbau entstanden ist. Eine solche findet sich unmittelbar nördlich an den Schrammshof angrenzend im auslaufenden Hang. Danach läge dann die Konzentration zwischen 27 und 31 m ü. NN und könnte mit der Wasserleitung im Zusammenhang stehen.

Literatur: H. HINZ, Bonner Jahrb. 160, 1960, 474.

OA: 2841/001.

35. Ziegel und Natursteinmaterial

Lage: Xanten-Birten, am Südhang der Hees, in der Nähe der Eickerskath.

Fundumstände: Beobachtung beim Pflügen, um 1963.

Quellen: siehe Literatur

Beschreibung: Beim Pflügen – vermutlich östlich seines Hofes – fand der Landwirt A. Görtz römische Ziegel, Grauwackebruchstücke, gemörteltes Steinmaterial und Estrichreste. Auch nordwestlich des Hofes beobachtete er in 0,6 m Tiefe römische Ziegel. In seinem Garten fand er quadratische Ziegel mit Stempeln der Legio XXX VV. Alle beschriebenen Stellen befinden sich im auslaufenden Südhang der Hees und dürften auf einer Höhe von knapp unter 30 m ü. NN liegen.

Literatur: H. HINZ, Bonner Jahrb. 165, 1965, 428.

36. Ausbruchsgrube eines Kanalfundaments

Lage: Xanten-Birten, am Südhang der Hees, östlich der Eickerskath.

Fundumstände: Suchschnitte der Außenstelle Xanten, 1964.

Quellen: siehe Literatur, Bericht (Außenstelle Xanten).

Beschreibung: Die Beobachtungen von Landwirt A. Görtz gaben H. Hinz Anlass, drei Suchschnitte östlich des Hofes (Eickerskath) anzulegen. Im ersten Schnitt, 88 m östlich des Wohnhauses gelegen, wurde ein knapp 1 m breiter, parallel zum Hang verlaufender Ausbruchsgraben entdeckt, dessen braune sandige Verfüllung Kiesel, Mörtel und Ziegelbruch enthielt. Letzterer konzentrierte sich vor allem in dem etwa 0,3 m tief unter der Humusdecke liegenden Sohlenbereich des Grabens. Der zweite Suchschnitt, 129 m östlich des Wohnhauses erbrachte ähnliche Ergebnisse. Hier war der Ausbruchsgraben bis zu 1,1 m breit und enthielt Ziegelbruchstücke, Kiesel, Mörtel und im oberen Bereich noch einige Grauwackebruchstücke. Die Grabensohle lag 0,4 m tief unter der Humusdecke. Im dritten Suchschnitt, 230 m östlich des Wohnhauses, war der Graben nur 0,9 m breit und die Sohle reichte nur bis auf wenige Zentimeter unter der Humusdecke. An dieser Stelle wurden Ziegel mit Stempel der Legio XXX gefunden. In Teilbereichen wurden beidseitig des Ausbruchsgrabens sandige Verfärbungen beobachtet, die vereinzelt Grauwacke- und Ziegelbruchstücke enthielten. Die Fundstellen liegen auf einer Höhe von etwa 28 m ü. NN.

Literatur: H.-H. WEGNER/U. HEIMBERG, Bonner Jahrb. 177, 1977, 720.

37. Ziegel

Lage: Xanten-Birten, am Südhang der Hees, in einer Sandgrube westlich des Heybergshofes.

Fundumstände: Sandabbauarbeiten, 1980er Jahre bis 1991.

Quellen: siehe Literatur, Berichte, Fundzeichnungen (Außenstelle Xanten, Aktivitätsnr. Ni 1988/0065 und Ni 1991/0090).

Beschreibung: Beim Abbau von Sand unmittelbar westlich des Heybergshofes (Heubergshof) kamen zahlreiche annähernd quadratische Ziegelplatten zutage, die der Landwirt Th. Scholten größtenteils aufgehoben hatte. Die Seitenlänge der Ziegel betrug zwischen 18 und 20 cm, die durchschnittliche Stärke lag bei 4 cm. Einige der Ziegel waren mit Stempeln der Legio XXX VV versehen. Nach Aussage von Herrn Scholten ließ die vorgefundene Lage der Ziegel keine Rückschlüsse über die ursprüngliche Anordnung oder den Zweck zu.

Literatur: C. WEBER, Bonner Jahrb. 190, 1990, 497 f.; H. BERKEL, Bonner Jahrb. 193, 1993, 314f.

OA: 2842/019; 2842/021.

38. Trümmerstelle

Lage: Xanten-Birten, am Osthang der Hees, nördlich des Steinbrückshofes.

Fundumstände: beim Pflügen, 1920er Jahre.

Quellen: siehe Literatur

Beschreibung: Nach Angaben des Landwirtes W. Boßmann (Steinbrückshof) befinden sich unweit nördlich seines Hofes Mauern und römische Ziegel im Ackerboden; die Streuung soll sich nach Osten hin fortsetzen. Die Baumaterialstreuung erstreckt sich aber weiter nach Norden in Richtung der Birtener Kirche, wie 1999 beobachtet (Nr. 40), und nicht nach Osten.

Literatur: F. OELMANN, Bonner Jahrb. 133, 1928, 280.

OA: 2842/003.

39. Wasserleitungsabschnitt

Lage: Xanten-Birten, am Osthang der Hees/des Fürstenberges zwischen dem Steinbrückshof und dem Laumannshof.

Quellen: siehe Literatur

Beschreibung: Ph. Houben untersuchte eine Rinne mit Einfassung aus Mörtel und kleingestoßenen Ziegeln, die vom Steinbrückshof zum Laumannshof führte. Die Rinne wurde in etwa 0,5 m Tiefe entdeckt. Der Laumannshof existiert heute nicht mehr, er lag unmittelbar östlich der heutigen B 57/Rheinberger Straße, etwa da, wo der von Birten kommende Heesweg auf die Bundesstraße mündet.

Literatur: HOUBEN 8 f.; STEINER 19; 23.

OA: 2842/004.

40. Wasserleitungsabschnitt

Lage: Xanten-Birten, am Osthang der Hees/des Fürstenberges, 70 m östlich der Römerstraße.

Fundumstände: durch Bodenerosion (Abschwemmung)

von A. Knauf entdeckt, Notuntersuchung der Außenstelle Xanten, 1999.

Quellen: Bericht, Feldzeichnungen, Fotos (Außenstelle Xanten, Aktivitätsnr. Ni 1999/0014).

Beschreibung: Die Reste der Wasserleitung wurden auf einer Länge von etwa 3 m freigelegt. Sie bestand aus einem 0,1 m starken Unterbau aus verdichtetem Ziegelsplitt und Ziegelbruchstücken. Darauf waren die 0,25–0,3 m breiten Kanalwangen aus Ziegelbruchstücken, Geröll, Tuffbruchstücken, Schieferbruchstücken und vereinzelt auch Kalksteinbruchstücken errichtet. Sie waren noch bis zu einer Höhe von 0,15 m erhalten. Der lichte Abstand der Kanalwangen betrug 0,4 m, die Gesamtbreite des Kanals etwa 1 m. Sowohl beim Unterbau als auch bei den Kanalwangen wurde kein Mörtel verwendet. Innerhalb der Kanalwangen befand sich eine noch 0,15 m starke Schicht von sehr hartem Estrich mit Ziegelbröckchen. Die Kanalsole wird um 27,70 m ü. NN gelegen haben. Auffallend waren noch zwei flache, grabenartige und leicht humose Verfärbungen von bis zu 1 m Breite (vgl. Nr. 36, Untersuchung Hinz), die die Leitung auf der West- und Ostseite begleiteten. Die Gräben enthielten größere Mengen von Ziegelbruchstücken sowie Tuffbruchstücke und Gerölle.

Durch eine Begehung konnte die Streuung der Baumaterialien auf der Ackeroberfläche von der kleinen Sondage aus noch 80 m nach Norden und etwa 190 m zunächst nach Süden in Richtung des Steinbrückshofes, dann nach Südwesten entlang dem auslaufenden Hang umschwenkend, nachgewiesen werden.

41. Ziegelkonzentration

Lage: Xanten-Birten, am Südosthang des Fürstenberges, 100 m südöstlich der Birtener Kirche.

Fundumstände: Waldbodenkartierung, A. Dickhof (Geologisches Landesamt, Krefeld), 1995.

Quellen: Kartierung in die Deutsche Grundkarte.

Beschreibung: Im Osthang des Kirchhügels in Birten unterhalb einer schmalen Verebnung wurden auf einer Strecke von etwa 60 m römische Ziegel beobachtet. Diese Zone zieht sich nach der Deutschen Grundkarte auf einer Höhe von etwa 27,5 m ü. NN den Hang entlang.

42. Wasserleitungsabschnitt

Lage: Xanten-Birten, am Osthang des Fürstenberges.

Fundumstände: beim Neubau der Straße (heute B 57), 1836.

Quellen: siehe Literatur

Beschreibung: Rinne mit Einfassung aus Mörtel und kleingestoßenen Ziegeln, jedenfalls ähnlich der Rinne bei Nr. 39. Die Leitung war oben über 2 Fuß breit (ca. 0,64 m) und 1 Fuß tief (ca. 0,32 m). Sie war zum Teil aus $\frac{3}{4}$ Fuß breiten (ca. 0,24 m) Ziegeln mit Stempeln der Legio XVI erbaut, wobei die Frage ist, ob es sich hier nicht um einen Lesefehler (für XXI?) handelt, da die 16. Legion in Mainz saß. Aus der Angabe „...die das Wasser aus einer starken Quelle in der Nähe von Biesemann nach dem Rhein führte“ lässt sich leider nicht ableiten, ob hier eine eindeutig beobachtete Ausrichtung des

Befundes gemeint ist oder ob es sich um eine Interpretation handelt. Es ergibt sich auch die Frage, ob die Leitung in situ gelegen hat oder ob ein Teilstück der Leitung infolge von weiter unterhalb wirkender Erosion durch den Rheinstrom im 18. Jh. verlagert worden war. Die beobachtete Leitung wird auf einer Höhe etwa 29 m ü. NN gelegen haben, d. h. deutlich höher als die südlich von Birten beobachteten Fundstellen (vgl. Nr. 36–40).
Literatur: HOUBEN 9; STEINER 18; 22.
OA: 2870/005.

43. Ziegelstreuung

Lage: Xanten-Birten, am Osthang des Fürstenberges.
Fundumstände: Waldbodenkartierung, A. Dickhof (Geologisches Landesamt, Krefeld), 1995.
Quellen: Kartierung in die Deutsche Grundkarte.
Beschreibung: Im Osthang des Fürstenberges wurde eine 1–2 m große Streuung von Ziegeln beobachtet. Die Stelle liegt etwa auf 30 m ü. NN.

44. Baumaterialreste

Lage: Xanten-Birten, am Osthang des Fürstenberges.
Fundumstände: Ausbau des Fahrradweges, Beobachtung Außenstelle Xanten, 1960.
Quellen: siehe Literatur, Bericht (Außenstelle Xanten).
Beschreibung: Am Rande eines kleinen Taleinschnittes am Nordosthang des Fürstenberges wurde eine römische Schuttschicht mit einer Mächtigkeit von 1,2 m angeschnitten. Die Schicht bestand aus humosem Erdmaterial und enthielt Tuffsteine, Ziegel verschiedener Art und große Brocken von dickem Estrich. Auch Holzkohle konnte beobachtet werden. Der oberflächlich erkennbare Schuttkegel von 15 m Breite zog sich in den Taleinschnitt hinein. Die Höhe liegt um 30 m ü. NN.
Literatur: H. HINZ, Bonner Jahrb. 162, 1962, 574.
OA: 2900/021.

Fundstellen im Tal zwischen der Hees und dem Fürstenberg

45. Tonrohrleitung

Lage: Xanten-Birten, vermutlich etwa 200 m nördlich des Heeshofes.
Fundumstände: von Gastwirt Ingenlath 1869 aufgedeckt.
Beschreibung: Tonrohrleitung aus 0,16 m breiten und 0,46 m langen ineinander geschobenen Tonrohren. Jedes der Rohre trug ein- oder zweimal den Stempel LEGIMPF. Steiner begründete seine Annahme, dass sich die Fundstelle der Tonrohrleitung in dem langgestreckten Tal zwischen der Hees und dem Fürstenberg liegen damit, dass sich dort heute noch wasserhaltende Löcher von einiger Bedeutung befänden.
Literatur: STEINER 18; A. FULDA, Epigraphische Mitteilungen aus Kleve. Bonner Jahrb. 61, 1877, 73; J. SCHNEIDER, Bonner Jahrb. 64, 1878, 208 f.; M. KAISER, Die Ziegelstempel der römischen Garnisonen von Bonn.

Bonner Jahrb. 196, 1996, 73, dort wird erwähnt, dass die Legio I und die Legio XXX in Bonn gemeinsam Baumaßnahmen ausführten.
OA: 2870/008.

46. Tonrohrleitung

Lage: Xanten-Birten, in der Hees.
Fundumstände: beim Pflanzen von Eichen, um 1867.
Beschreibung: Tonrohrleitung aus 17,5''–18,5'' (ca. 45,8 cm–48,4 cm) langen roten und gelblichen Tonrohren mit 6'' (ca. 15,7 cm) Außen- und 5'' (ca. 13,1 cm) Innendurchmesser. Einige der Rohre trugen den Stempel LEGIMPF.
Literatur: C. CUNO, Bonner Jahrb. 42, 1867, 209; STEINER 10.
OA: 2870/008.

Sonstige Fundstellen

47. Um 1790 obertägig erhaltene Aquäduktbögen?

Lage: Xanten, Fassade des Hauses Kurfürstenstraße 5.
Quellen: siehe Literatur, unbekannter Maler, heutige Kurfürstenstraße bis zum Mitteltor, Gemälde auf Seide eines Paravents, 22,5 × 47 cm, um 1790, Verein zur Erhaltung des Xantener Domes; Dauerleihgabe Regionalmuseum Xanten.
Beschreibung: In dem Gemälde ist das Haus nicht in voller Länge erfasst, es sind jedoch vier Bögen in der Fassade dargestellt, die auf Relikte des Aquädukts hindeuten könnten, zumal die Fassade genau in der Wasserleitungsstraße liegt. Vergleicht man die Abstände der in dem Gemälde dargestellten Bögen mit den Abständen der Wasserleitungspfeiler an der Engelbert-Humper-

dinck-Straße (s. u. Nr. 12), so müsste der dargestellte Teil der Fassade ca. 22 m ausmachen. Nach dem Urkataster beträgt die Gesamtlänge des Hauses jedoch nur 16 m. Eine Interpretation als Rest des Aquäduktes ist deswegen fraglich.

Literatur: BRIDGER, Bestandserhebung 111; D. SOECHTING, Xanten im Bild, Teil 1. Gemälde, Aquarelle und Zeichnungen des 15.–20. Jahrhunderts. Führer RMX 8 (Köln 1978) 32 f. Nr. 12.

48. Tonrohrleitung

Lage: Xanten, unterhalb der Straße Alte Brauerei.
Fundumstände: Untersuchung der Außenstelle Xanten im Vorfeld des Straßenneubaus „Alte Brauerei“, 1978.

Quellen: siehe Literatur

Beschreibung: Im Grabungsbereich mit etwa 11 m Länge vollständig erhaltene Tonrohrleitung aus Tonrohren von 0,6 m Länge und mit einem Durchmesser von 0,24–0,30 m. Die Leitung war allseits von einem Tonmantel umgeben und als Schutz gegen Druck von oben mit Bruchstücken von Tonrohren und mit vollständigen Rundziegeln abgedeckt. Die Innenunterkante lag bei etwa 26,0 m ü. NN. Die Gefällrichtung ließ sich nicht eindeutig nachweisen.

Literatur: H.-H. WEGNER, Eine Brennofenanlage aus der Legionsziegelei bei Xanten, Kreis Wesel. In: Ausgrabungen im Rheinland '78 (Bonn 1979) 166 f.; C. BRIDGER/F. SIEGMUND, Die Xantener Stiftsimmunität. Grabungsgeschichte und Überlegungen zur Siedlungstopographie. In: Rhein. Ausgr. 27 (Köln 1987) 105 f.

OA: 2899/047.

49. Ehemalige Gereonskapelle

Lage: Xanten, vermutlich westlich des Westwalls, in der

heutigen Grünfläche zwischen der Engelbert-Humperdinck-Straße und dem Viehsteg.

Beschreibung: Nach der Überlieferung des Kanonikers Philipp Schoen war die hochgelegene kreuzförmige Kapelle auf einem wasserführenden Gewölbe errichtet worden, zu der man über zwölf Stufen emporsteigen konnte. Aus den Baurechnungen für den Xantener Dom zum Jahre 1397/98 geht zudem hervor, dass die Fundamente der Kapelle aus Trachyt bestanden. C. Bridger und F. Siegmund zogen in Erwägung, dass die Kapelle auf der antiken Wasserleitung errichtet worden war, da sowohl das Baumaterial der Fundamente als auch die Baubeschreibung darauf hindeutet. Auch der frühchristliche Brauch, den Taufakt im fließenden Wasser durchzuführen, würde diese Annahme stützen. Die Kapelle hatte möglicherweise auf einem Wasserverteiler gestanden, der einen Teil des Quellwassers zu bisher unbekanntem weiteren Bedarfsstellen außerhalb der Colonia abgeleitet hat (vgl. Nr. 48).

Literatur: C. BRIDGER/F. SIEGMUND, Rhein. Ausgr. 27, 104 f.

Auflistung der Quellen im Einzugsbereich der römischen Wasserleitungen

Die nachfolgend aufgeführten Quellen und Quellbereiche liegen in den Stauchmoränen des Balberger Waldes, der Hees und des Fürstenberges. Die darin eingebundenen und gestauchten Tone des warmzeitlichen Quartärs sowie tertiärer Feinsande bilden zum Teil größere wasserstauende Flächen. Durch oberhalb der Stauhohizonte liegende grundwasserleitende Schichten mit ausreichendem Porenraum wie z. B. Kies kann das so angesammelte Wasser an der Oberfläche der Hanglagen austreten.

Q1

Lage: Xanten-Birten, am Osthang des Fürstenberges.

Quellen: siehe Literatur; Waldbodenkartierung, A. Dickhof (Geologisches Landesamt, Krefeld), 1995.

Beschreibung: Quelle, tritt auf einem Kieshorizont aus, oberhalb davon befindet sich ein früherer Quelltopf.

Höhe: 35 m ü. NN.

Schüttmenge: heute gering, in den 1940er Jahren noch stärker.

Literatur: KRONSBELN 381 f.

Q2

Lage: Xanten-Birten am Osthang des Fürstenberges, nahe Biesemann(shof).

Beschreibung: Nach Angabe von Fiedler eine „... starke Quelle in der Nähe von Biesemann ...“. Kronsbein brachte in Erfahrung, dass sich früher einmal eine Quelle im Hang östlich Eichacker befunden haben soll, heute aber nicht mehr zu finden ist.

Höhe: unbekannt.

Schüttmenge: früher stark.

Literatur: HOUBEN 9; KRONSBELN 382.

Q3

Lage: südlich von Xanten, am Westhang der Hees.

Beschreibung: Quelle, heute unterhalb des Austritts in einem Überlauf eingefasst.

Höhe: um 40 m ü. NN.

Schüttmenge: 18 l/min.

Literatur: KRONSBELN 383; KLOSTERMANN 123 (Tabelle 13, Nr. 21)

Q4

Lage: Xanten-Birten, am Südhang der Hees, in der Nähe der Eickerskath.

Quellen: Angaben von Herrn Görtz, Eickerskath, Bericht H. Hinz.

Beschreibung: Quelle, Quellwasser verteilt sich zeitweise großflächig im Hofbereich.

Höhe: um 30 m ü. NN.

Schüttmenge: stark.

Q5

Lage: Xanten-Birten, im Taleinschnitt zwischen Hees und Fürstenberg, nördlich des Großen Heeshofes.

Beschreibung: Quelle, nach Steiner: „Dort sind noch jetzt wasserhaltende Löcher von einiger Bedeutung zu finden.“

Höhe: unbekannt.

Schüttmenge: unbekannt.

Literatur: STEINER 18.

Q6

Lage: Sonsbeck-Labbeck, am Osthang des Balberger Waldes, östlich des Rosenthalshofes.

Quellen: Deutsche Grundkarte.

Beschreibung: Teiche, vermutlich durch oberhalb davon gelegene Quelle(n) gespeist.
Höhe: 35 m ü. NN (Teiche).
Schüttmenge: unbekannt.

Q7

Lage: Sonsbeck-Labbeck, am Osthang des Balberger Waldes, zwischen dem Rosenthalshof und dem Pauhof.
Quellen: Waldbodenkartierung, A. Dickhof (Geologisches Landesamt, Krefeld), 1994.
Beschreibung: Quelle.
Höhe: um 50 m ü. NN.
Schüttmenge: unbekannt.

Q8

Lage: Sonsbeck-Labbeck, am Osthang des Balberger Waldes, südwestlich des Pauhofes.
Quellen: siehe Literatur, Waldbodenkartierung, A. Dickhof (Geologisches Landesamt, Krefeld), 1994.
Beschreibung: Quelltal mit drei Einzelquellen.
Höhe: 44 m ü. NN.
Schüttmenge: 200 l/min.
Literatur: KRONSBEIN 376 f.; KLOSTERMANN 118, 121, 123 (Tabelle 13, Nr. 16).

Q9

Lage: Sonsbeck-Labbeck, am Nordosthang des Balberger Waldes, westlich des Bürenhofes.

Beschreibung: Zwei Quellbereiche, Teiche.
Höhe: unbekannt.
Schüttmenge: 12 l/min.
Literatur: KRONSBEIN 379 f.; KLOSTERMANN 123 (Tabelle 13, Nr. 15).

Q10

Lage: Sonsbeck-Labbeck, am Osthang des Balberger Waldes, nördlich und westlich des Köppenhofes.
Quellen: siehe Literatur; Waldbodenkartierung, A. Dickhof (Geologisches Landesamt, Krefeld), 1994.
Beschreibung: Größerer Quellbereich, eine der ergiebigsten Quellen bildet ein Quellteich (siehe Schüttmenge).
Höhe: 43 m ü. NN.
Schüttmenge: 120 l/min (Abflussmenge).
Literatur: KRONSBEIN 379 f.; KLOSTERMANN 123 (Tabelle 13, Nr. 15).

Q11

Lage: Sonsbeck-Labbeck, am Osthang des Balberger Waldes, westlich des Stebbeckshofes.
Quellen: Waldbodenkartierung, A. Dickhof (Geologisches Landesamt, Krefeld), 1994.
Beschreibung: Quelle.
Höhe: um 38 m ü. NN.
Schüttmenge: unbekannt.

Ein Hilfstruppenlager im Bereich der Insula 15 der CUT: Grabung – Prospektion – Erste Ergebnisse

In einem vorschrittmäßig aufgeschlagenen Marschlager sind die Soldaten Tag und Nacht sicher, auch wenn der Feind vor den Toren steht. Es ist so, als seien sie in einer beweglichen Festung, die sie überall mit sich führen. (VEG. mil. I, 21)

Wenn die Römer Feindesland betreten, beginnen sie den Kampf nicht, bevor sie ein festes Lager aufgeschlagen haben; sie errichten es aber keineswegs aufs Geratewohl und ohne Ordnung. (IOS. bell. Iud. III, 76)

Die Grabung im Jahre 1968

Seit Anfang der 70er Jahre gibt es aufgrund von Funden und ausschnittshaften Befunden auf dem Gelände der späteren Colonia Ulpia Traiana Mutmaßungen über hier während der frühen Kaiserzeit stationiertes römisches Militär. Art und Umfang lässt sich bisher aufgrund der sehr kleinen ergrabenen Ausschnitte nicht näher eingrenzen¹. C.B. Rüger erkannte bereits in einer Notgrabung der Jahre 1967/68 auf dem Areal der späteren Insula 15 an der Limesstraße, die von Vetera nach Norden zur nächsten Garnison Burginatum (Altkalkar) führte, deutliche militärische Befunde.

Beim Neubau einer Lackierhalle der Firma Weber im Winter 1967/68 kam in der Baugrube ein Spitzgraben mit dazugehöriger Holz-Erde-Mauer zu Tage. Der Graben verlief geradlinig in Nord-Süd-Richtung und hatte eine Breite von 4,50 m. Er wurde auf einer Gesamtlänge von 8 Metern festgestellt. Parallel dazu verlief im Osten in einem Ab-

stand von 2,80 m ein weiterer, 0,4 m schmaler Graben mit davor gestellten Pfosten².

Der Befund stellte sich folgendermaßen dar: der v-förmige Graben reichte bis zu einer Tiefe von 3,52 m unter die heutige Geländeoberfläche (Abb. 1). Da er eine flache, ca. 0,4 m breite Sohle aufwies, ist davon auszugehen, dass er während der Nutzung durch vermutlich regelmäßiges Ausschaufeln saubergehalten wurde. Östlich des Grabens schloss sich eine bis zu 3 Meter breite Berme an. Dahinter waren in dem schmaleren Graben horizontale Schwellbalken der Frontseite der Holz-Erde-Mauer verlegt worden. Runde bis eher quadratische Pfosten mit einem Durchmesser von 0,40 m unmittelbar hinter dem Schwellbalken bezeichneten ver-



1 Colonia Ulpia Traiana. Spitzgraben in den Schnitten 68/37 und 2000/06, Südprofil C2.

mutlich die Stellung der Pfosten, an denen in Höhe des Wehrganges eine Brustwehr befestigt war. Die rückwärtige Seite der Holz-Erde-Mauer wurde

¹ Literatur zusammengestellt bei K.H. LENZ, Römische Waffen, militärische Ausrüstung und militärische Befunde aus dem Stadtgebiet der Colonia Ulpia Traiana (Xanten) (ungedruckte Habilitationsschr. Nimwegen 2001).

² C.B. RÜGER, Research on the limes of Germania Inferior 1974-1979. In: W.S. HANSON/L.J.F. KEPPIE (Hrsg.), Roman Frontier Studies 1979. 12. Intern. Limeskongress. BAR Intern. Ser. 71 (Oxford 1980) 496 ff.

durch eine Reihe von Pfosten gebildet, die vielleicht zu einem Holzkastenwerk zusammengefügt waren. Die Mauerschale selbst wurde wahrscheinlich aus Rasensoden errichtet. Insgesamt betrug die Breite der Mauer 3,90 m (Abb. 1)³.

Die Grabung von 1967/68 stand unter großem Zeitdruck. Schlechte Witterung im November und der drohende Einsturz der Profile verzögerten die Grabung, so dass eine abschließende und vollständige Klärung des Befundes offen bleiben musste. C.B. Rüger sichtete das insgesamt recht spärliche Fundmaterial und datierte diesen Befund aufgrund einer spätarretinischen Terra Sigillata-Scherbe des Xanthus in einem Pfostenloch als ein römisches Hilfstruppen(?)lager in tiberische Zeit⁴.

Dieses Areal war also nachweislich militärisch genutzt worden. Zahlreiche Funde auf dem gesamten Gebiet der Colonia belegen zudem immer wieder militärische Präsenz im 1. Jahrhundert n. Chr.⁵.

Nach der Ausgrabung im Jahre 1968 war dieser Befund lange in Vergessenheit geraten⁶.

In Zusammenhang mit der immer drängenderen Frage nach den Vorgängern der coloniazzeitlichen Besiedlung erwachte neuerdings wieder ein besonderes Interesse an dieser ehemals als Notgrabung durchgeführten Untersuchung⁷. Zur Klärung des Befundes entschied man sich für eine erneute wissenschaftliche Erforschung im Jahr 2000. Ziel war es, den weiteren Grabenverlauf, die Gesamtausdehnung und Größe des Lagers, Einbauten von Toren oder Türmen sowie die Bebauung im Lagerinnern zu klären. Grundlage für die Auswahl des neuen Grabungsplatzes waren die wiedergefundenen Umzeichnungen der Notgrabung. Die neue Untersuchung sollte unmittelbar südlich an die Grabungsstelle von 1967/68 anschließen⁸, die seit dem Abriss der Halle Weber Mitte der 80er Jahre wieder zugänglich ist.

Der Einsatz geophysikalischer Prospektionsmethoden

Im Vorfeld der Grabungsaktivitäten bemühte man sich in den Jahren 1999/2000 um den Einsatz geophysikalischer Methoden. Im Falle überzeugender Ergebnisse hätte auf eine erneute Grabung verzichtet werden sollen. Gemeinsam mit dem Rheinischen Amt für Bodendenkmalpflege wurden 1999 geomagnetische und geoelektrische Prospektionsmaßnahmen im Bereich des frühkaiserzeitlichen Hilfstruppenlagers im Nordwesten der späteren Colonia durchgeführt⁹. Es ergaben sich allerdings weder Hinweise auf die genaue Lage noch auf die Gestalt der Lagerumwehrgung. Die Verunreinigung des Bodens durch Bombensplitterreste und den Stahlbeton des neuzeitlichen Hallenbaus verursachten gerade bei der Magnetik negative Ergebnisse. Im Jahr 2000 hoffte man mit Hilfe eines Bodenradars im gleichen Areal zu besseren Ergebnissen zu kommen¹⁰. Wider Erwarten ergaben sich auch bei dieser Aufnahme und der abschließenden Auswertung keinerlei Hinweise auf Lagerreste, geschweige denn auf die Ausmaße und eine mögliche Innenbebauung der Anlage. Begründet wurde dieser Sachverhalt mit der zu großen Empfindlichkeit der Geräte, die schon bei geringsten Störungen im Boden reagieren. Um neue Ergebnisse zum Lager zu erhalten, waren also erneute Ausgrabungen nötig.

Prospektionen mit Hilfe von Bohrungen

Drei Parameter helfen die Form eines Grabens zu definieren: die Breite, die Tiefe und der Böschungswinkel. Durch die Grabung von 1968 waren diese für den Graben auf Insula 15 bereits bekannt. Aus diesem Grunde war klar, dass mit Hilfe von Bohrungen die Fortsetzung des Grabens zu erfassen

³ Die Grabung ist bis auf die kurze Erwähnung (vgl. Anm. 2) leider nicht publiziert. Ein Teil der Dokumentation (Umzeichnungen der Flächen und Profile) ist erst kürzlich wieder aufgetaucht.

⁴ RÜGER (Anm. 2).

⁵ Vgl. dazu neuerdings LENZ (Anm. 1).

⁶ Auch die Funde wurden erst kürzlich wiederentdeckt.

⁷ Ein Kolloquium in Xanten über die römische Stadt des 1. Jahrhunderts beleuchtete die Problematik und Gestalt der Siedlungsaktivitäten an dieser Stelle: G. PRECHT/N. ZIELING (Hrsg.), *Genese, Struktur und Entwicklung römischer Städ-*

te im 1. Jahrhundert n. Chr. in Nieder- und Obergermanien. Xantener Ber. 9 (Mainz 2001).

⁸ Nördlich davon hatte Rüger bereits coloniazzeitliche Befunde festgestellt, die den älteren Befund möglicherweise verunklärt haben.

⁹ Der Geophysiker J. Wippert führte die Prospektion mit seinen Mitarbeitern durch.

¹⁰ Diese Maßnahme wurde vom Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen gefördert.

sein würde. Um dies erfolgreich durchführen zu können, sollte die Grabenbreite mehrfach über größere Entfernungen vollständig erbohrt werden. Die provisorische Fluchtachse sollte durch die Verbindung der Grabenmittelpunkte zu erschließen sein. Mögliche Lagerecken müssten durch ‚erfolgreiche‘ Profilbohrungen im Verlauf der Fluchtachse erkannt werden. In diesem Falle hätte man die Abstände der Bohrachsen zu verkleinern, um den Verlauf des Grabens genauer verfolgen zu können.

Eine Bohrsondage erleichtert folglich im Vorfeld zu entscheiden, ob eine Grabung an bestimmten Stellen zur Erlangung neuer Befunde lohnend sein dürfte. Sie erfolgt somit als Voruntersuchung im Sinne einer Ergänzung der archäologischen Grabungsmethode. Die gezielte Auswertung der Bohrkern ermöglicht dann eine gezielte Planung zur Anlage der Schnitte.

Am Beispiel der Insula 15 sollte der Versuch unternommen werden, Prospektionen und Bohrsondagen sinnvoll für die Festlegung geeigneter Ausgrabungsstellen einzusetzen und deren Verlässlichkeit und Praktikabilität zu testen.

Die Grabung der Jahre 2000/2001 (Abb. 2)

1. Schnitt 2000/06

Um bei der neuen Grabung an die Befunde der ersten Untersuchung anschließen zu können, wählte man den Bereich südlich der Altgrabung von 1967/68 aus. Aufgrund der Bauvorgänge zur Errichtung des neuzeitlichen Hallenbaus und kleinerer Anbauten war beim Abbaggern auf das erste Planum zunächst mit umfangreichen modernen Einfüllungen zu rechnen. Eine Fläche von 10 × 18 m wurde vorbereitet. Beim Abtiefen mit dem Bagger wurden tatsächlich großflächige moderne Verfüllungen und Störungen beobachtet, die mit dem Bau oder vielmehr dem Abriss der Halle in Verbindung zu bringen waren. Ab einer Tiefe von 22,80 m ü. NN zeichnete sich der wieder verfüllte Spitzgraben deutlich in der Fläche ab. Er besaß hier eine Breite von 4,50 m. Parallel dazu war auch hier die Fortsetzung der Holz-Erde-Mauer in der Fläche

deutlich zu erkennen. Spitzgraben und Holz-Erde-Mauer wurden durch das Hauptsüdprofil geschnitten. Die Füllschichten, die zeitlichen Abfolgen und die Tiefe des Grabens ließen sich auf diese Weise besser nachvollziehen. Der Spitzgraben reichte bis auf ein Niveau von 20,48 m ü. NN herunter, der Schwellbalkengraben mit der dazugehörigen Pfostenreihe bis auf 21,90 m ü. NN. Beim Säubern der ersten Fläche stieß man in der Mitte des Schnittes auf eine Ost-West verlaufende Kante, die als die alte südliche Schnittkante interpretiert wurde. Beim Tiefergraben bestätigte sich dieser Eindruck. Das Südprofil der Grabung von 1967/68 lag inmitten des neuen Schnittes. Somit schloss sich der Schnitt 2000/06 nicht südlich an die alte Untersuchung an, sondern überlagerte ihn teilweise¹¹.

Die Verfüllung des v-förmigen Grabens ist offensichtlich in einem Zuge erfolgt. Sie wurde lagenweise, unter anderem mit einer mächtigen Knochenabfallschicht, eingebracht. Das Fundmaterial stammt fast ausschließlich aus dem 1. bis 2. Jahrhundert n. Chr.¹² Bei Schneidearbeiten im Bereich des Fundamentgrabens fiel an der Grabenunterkante der Holz-Erde-Mauer in regelmäßiger Abfolge, ab einer Höhe von 21,86 m ü. NN, eine Reihe runder bis viereckiger Pfostenlöcher auf. Diese in einer Flucht stehenden Pfosten wiesen einen Querschnitt von 0,15 m und mehr auf. Es dürfte sich dabei um die Reste eines Vorgängers der Holz-Erde-Mauer handeln. In einer ersten Phase wurde das Lagerareal an dieser Stelle mit Holzpalisaden eingefasst. Später ersetzte man die Palisaden durch eine Holz-Erde-Mauer an fast gleicher Stelle. In einer Tiefe von 22,50 m ü. NN war der anstehende sandige Lehm erreicht. Die Zerstörungen im Süden des Schnittes waren durch den Hallenabriss so erheblich, dass es außer dem Graben der Holz-Erde-Mauer keine Befunde mehr gab.

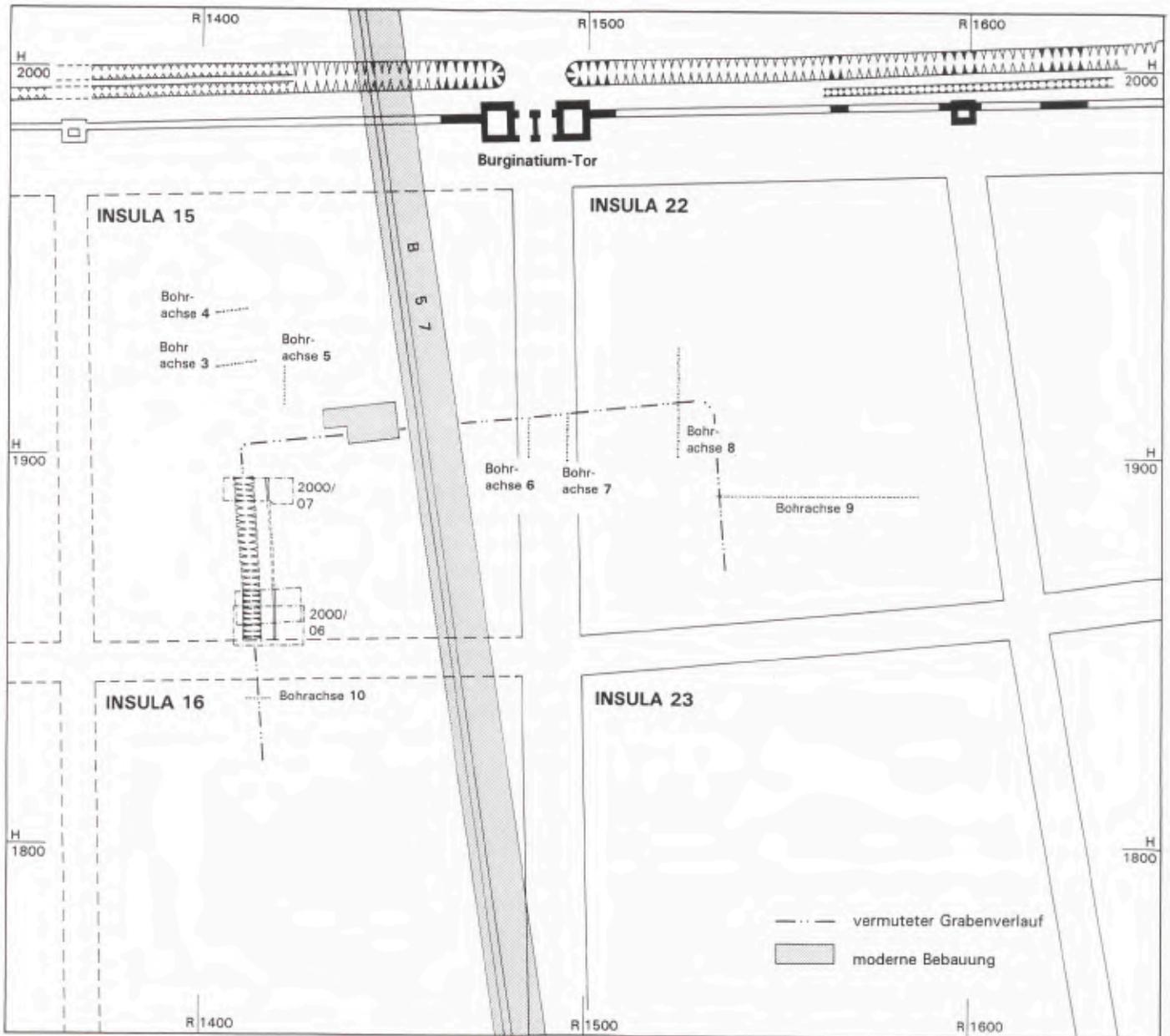
2. Schnitt 2000/07

Die Fortsetzung der Befestigungsanlage nach Süden war also gesichert. Ziel der Gesamtuntersuchung sollte es aber sein, auch die anderen drei Lagerseiten zu erfassen, um Lage und Ausdehnung definieren zu können. Zunächst galt es, die Nord-

¹¹ Bei der aktuellen Untersuchung musste die Einmessung des alten Schnittes um 7 Meter nach Süden korrigiert werden.

¹² Die Durchsicht der Funde erfolgte nur sehr grob, da die Grabung noch nicht abgeschlossen und das gesamte Fund-

material noch nicht verzettelt vorliegt. Auch die Altfunde wurden durchgesehen und konnten in die gleiche Zeit datiert werden.



2 Colonia Ulpia Traiana, Insula 15 und 22. Bohr- und Befundplan.

westecke des Lagers zu finden. Zur Klärung des weiteren Grabenverlaufs bedienten wir uns Bohrsondagen. Nördlich des Schnittes 2000/06, in einer Entfernung von 26 Metern, wurde eine Ost-West ausgerichtete Bohrachse mit sechs Bohrpunkten festgelegt. Der Grabenverlauf war bereits bekannt. Durch eine gezielte Bohrung quer durch den Befund ließ sich die Tiefe des Grabenbodens gut ermitteln. Die Bohrung erbrachte das gewünschte Ergebnis: Die Fortsetzung nach Norden war gesi-

chert, und ein neuer Grabungsschnitt mit einer Größe von 6×18 m wurde an dieser Stelle platziert. Schon beim Ausbaggern fiel auf, dass hier offensichtlich keine coloniazzeitlichen Befunde vorlagen, die gar die frühen Befunde völlig zerstört hätten. Demnach ließe sich hier für das 2. Jahrhundert n. Chr. ein unbebautes Areal, vielleicht ein Hof- oder ein Gartenbereich, vorstellen.

Das weitere Aussehen und die Ausrichtung der Lagerbefunde boten zunächst ein überraschendes

Bild. Die Holz-Erde-Mauer zeichnete sich in der Fläche des Baggerplanums nur sehr schwach ab. Sie schien mit jüngerem Material verfüllt worden zu sein und auch insgesamt tiefer zu liegen. Letzteres hängt sicher mit dem Geländeabfall nach Norden hin zusammen. Ca. 0,30 m westlich der Fundamentierung beobachteten wir parallel gelegene, bis zu 0,6 × 0,6 m große Pfostenlöcher. Weiter südlich waren sie allerdings nicht nachzuweisen. Möglicherweise hat sich an dieser Stelle ein Eingang oder ein Turm befunden¹³. Im Nordprofil waren der Grabenverlauf und insbesondere dessen Ostflanke deutlich erkennbar. Seine Unterkante lag auf einem Niveau von 20,10 m ü. NN. An der Westseite des Grabens verunklärten zwei coloniazeitliche Gruben den Befund. Die Pfostengruben östlich der Holz-Erde-Mauer ließen sich in ihrem Verlauf von West nach Ost verfolgen und besaßen alle einen quadratischen oder langrechteckigen Querschnitt, entsprachen also den Befunden der anderen Untersuchungen. Drei Pfosten konnten beobachtet werden. Auch in diesem Schnitt bestätigte sich der Befund von Spitzgraben mit östlich anschließender früher Holz-Erde-Mauer. Allerdings wies der Graben hier, anders als im Schnitt 2000/06, keine planmäßigen Verfüllungen auf.

Weitere Bohrsondagen

Zusätzliche Informationen zu Art und Verlauf des Spitzgrabens weiter nach Norden und die Erfassung der nördlichen Lagerseite sollten durch weitere Bohrungen nördlich von Schnitt 2000/07, in einer Entfernung von ca. 53 und 39 Metern, erlangt werden. Man erhoffte auch hier, die Fortsetzung des Spitzgrabens erfassen zu können. Eine Bohrachse mit fünf bzw. sieben Bohrpunkten, die in Ost-West-Richtung über die vermeintlichen Achsen des Spitzgrabens gelegt wurde, erbrachte aber an keiner dieser Stellen Hinweise auf die Fortsetzung des Grabens. Dies deutet darauf hin, dass er zwischen der südlichen Bohrachse und Schnitt 2000/07 nach Osten abknickt. An dieser Stelle steht heute allerdings ein Wohnhaus mit angrenzendem Garten¹⁴.

Um in dieser Fragestellung weiter zu kommen, waren zusätzliche Bohrsondagen notwendig. Deshalb wurden in der vermeintlichen Flucht der nördlichen Lagerbegrenzung zwei Bohrachsen mit jeweils sechs Bohrpunkten auf dem östlich der B 57 gelegenen Bereich der Insula 15 und der daran anschließenden Insula 22 im Areal des Archäologischen Parks angelegt, und zwar in Nord-Süd-Richtung in 64 bzw. 74 Metern Entfernung von der Ostseite des Spitzgrabens. Die ersten beiden Bohrungen erfolgten zwischen den Insulae 15 und 22 im Bereich des *Cardo Maximus*, da hier mit den wenigsten Störungen aus der Coloniazeit zu rechnen war. Jeweils mittig in den Bohrachsen zeichnete sich 3,65 bzw. 3,57 m unter der Geländeoberkante deutlich ein Befund ab. Um sicher zu gehen, wurde eine weitere, 40 Meter östlich davon gelegene Bohrachse angelegt, die aus 15 Bohrpunkten bestand. Sie erbrachte das gleiche Ergebnis (Abb. 3). Zur Kontrolle wurde das Bohrraster von zwei Metern auf einen Meter verdichtet. Das Bild entsprach den Erwartungen: 3,22 m unter der Geländeoberfläche war ein Befund erbohrt, der in der Ausrichtung den anderen entsprach¹⁵.

Ergebnisse

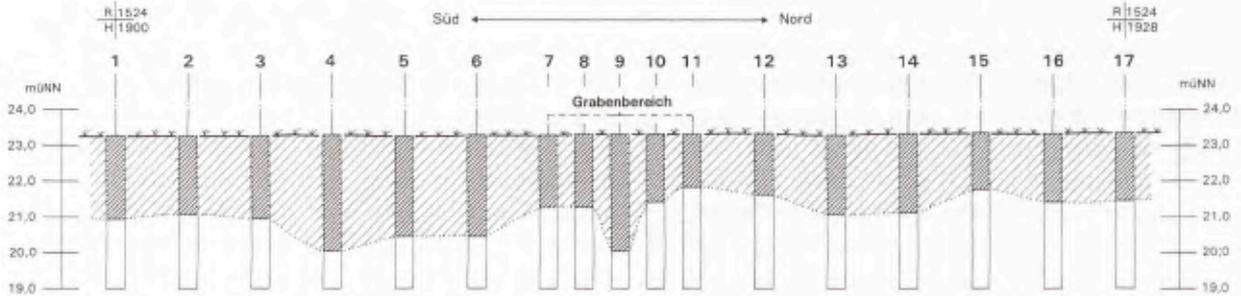
Durch Magnetometeruntersuchungen der 60er Jahre war bekannt, dass in der Mitte der Insula 22 ein großes Gebäude mit rechteckigem Grundriss bestanden haben muss¹⁶. Eine weitere, östlich gelegene Bohrsondage hätte vermutlich vor allem die großflächigen coloniazeitlichen Störungen erfasst. Zunächst galt es also, die drei Mittelpunkte des vermeintlichen Grabenverlaufes zu kartieren und miteinander zu verbinden. Das Ergebnis war wie erwartet: Sie ergänzen sich zu einer Achse, die unmittelbar auf die Ostflanke des Spitzgrabens in 2000/07 fluchtet. Dieser Punkt liegt 13 Meter nördlich des Nordprofils von Schnitt 2000/07 und bestätigt die Annahme, dass der Graben unter dem heutigen Wohnhaus weiter verläuft. In einem nächsten Schritt wären die Nordostecke und die Ostflanke des Lagers zu klären. Als Vorbereitung dazu

¹³ Nach freundl. Auskunft von Herrn U. Danzeglocke sind ähnliche Befunde wohl aus Rumänien bekannt.

¹⁴ Die Besitzer des Hauses Siegfriedstraße 53 waren so freundlich, für die Bohrung einen Bereich im Garten zur Verfüllung zu stellen.

¹⁵ Bei allen Bohrungen ist zu berücksichtigen, dass der Bohrkern einen Durchmesser von nur 0,01 m hat. Auch ist die Möglichkeit, an allen Punkten vielleicht Grubenbefunde angetroffen zu haben, nicht völlig auszuschließen.

¹⁶ I. SCOLLAR, Magnetometermessungen in der Colonia Ulpia Traiana 1969–1970. *Bonner Jahrb.* 172, 1972, 308 f. Beil. 4.



3 Colonia Ulpia Traiana, Insula 22. Umzeichnung des Bohrprofils 8.

wurde eine zu bohrende Ost-West-Achse im vermeintlichen Verlauf der Lagerostseite definiert. Durch diese quer zu den anderen Achsen verlaufende Bohrreihe wird man den Spitzgraben in seiner östlichen Flanke erreichen müssen¹⁷.

Perspektiven

Die Ergebnisse des ersten Ausgräbers C.B. Rüger decken sich mit unseren Untersuchungen, konnten aber ergänzt werden. Zwei Methoden kamen hier erfolgreich zur Anwendung: die Bohrsondage und die Ausgrabung.

Die westliche Lagerseite ist durch die Grabungen erfasst worden. Geht man nun davon aus, dass die alte Limesstraße mittig durch dieses Lager verlief, so dürfte die östliche Lagerseite, analog zur westlichen, ca. 70 Meter östlich dieser Straße zu finden sein¹⁸. Die Ostflanke lag demnach etwa in der Mitte der Insula 22. Mit einer ca. 140 Meter messenden Ost-West-Ausdehnung würde das Lager in der Größe dem von Krefeld-Gellep entsprechen, das eine *ala quingenaria* beherbergte¹⁹.

Die Auswertung des sehr spärlichen Fundmaterials ist noch nicht abschließend erfolgt. Eine erste vorsichtige Durchsicht erlaubt jedoch die Annahme, dass das Material in der überwiegenden Zahl frühestens claudisch zu datieren ist. Das Fundspektrum reicht bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts hinauf²⁰. Eine weitere Frage, die der Klärung harret, ist die nach dem Innenaufbau des Lagers sowie nach der Gestaltung der Außenfront durch Türme oder eventuelle Tore. Hier ließen sich bisher keinerlei Hinweise gewinnen.

Die Prospektion kann einen Gesamtbefund zwar sichtbar machen und eingrenzen, eine Grabung ersetzt sie aber nicht, da Funde zur zeitlichen Auswertung der Stratigrafie unverzichtbar sind. Die zur Zeit noch andauernden Bohr-Untersuchungen werden sicherlich die Größe des Lagers zu definieren helfen. Erst eine großflächige Grabung, deren genauere Platzierung mit Hilfe einer Bohrung erfolgen könnte, wird weitere Informationen auch zum Lagerinneren liefern.

Abbildungsnachweis

1 Foto F. Stoddon, Archäologischer Park/Regional-

museum Xanten; 2–3 Zeichnungen H. Stelter, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten.

¹⁷ Zum Zeitpunkt der Erstellung dieses Beitrages waren weder die Grabung noch die Bohrsondagen abgeschlossen. Somit kann hier nur ein vorläufiger Forschungsstand wiedergegeben werden. Ganz aktuell scheint eine Bohrung ca. 130 Meter von der Westflanke entfernt ebenfalls den Graben aufzuzeigen. Die Funde sind noch nicht alle verzettelt und archiviert, die Feldzeichnungen nicht abgeschlossen, so dass eine ausführliche Auswertung erst nach Abschluss aller Arbeiten erfolgen kann (Stand: Juni 2001).

¹⁸ Die Limesstraße ist in ihrem nördlichen Verlauf noch nicht vollständig geklärt.

¹⁹ I. PAAR/C.B. RÜGER, Kastell Gelduba: Forschungs- und Grabungsgeschichte bis 1969. Rhein. Ausgr. 10 (Bonn 1971) 242 ff.

²⁰ Die Datierung in tiberische Zeit lässt sich nach dieser Grabung nicht uneingeschränkt bestätigen.

Ein Palast in der Mühle?

Die Ausgrabungen an römischen Gebäudestrukturen
in einer neuzeitlichen Turmwindmühle in Xanten

Im südwestlichen Zentrum der römischen Colonia Ulpia Traiana in Xanten liegt ein Gebäudekomplex von außerordentlicher Größe, der sich nach den bisherigen Erkenntnissen über drei römische Insulae (4, 11 und 18) und somit über eine Länge von etwa 360 m erstreckt (Abb. 1). Teile dieses Komplexes waren schon zwischen 1957 und 1973 archäologisch untersucht worden¹. Inmitten der Fläche befindet sich an der Südostseite eine große, rd. 35 m breite apsidiale Substruktion, aufgrund derer der Komplex Benennungen wie ‚Verwaltungspalast‘ oder ‚Öffentlicher Repräsentationsbau‘ erhielt. Aufschlüsse über die tatsächliche Funktion dieser Strukturen und ihre Datierung innerhalb der Besiedlungsdauer der Römerstadt konnten bisher nicht gewonnen werden.

Einen ganz kleinen Einblick in den nordöstlichen Rand dieses Gebäudekomplexes konnte nun das Grabungsteam des Archäologischen Parks Xanten gewinnen, als es im Dezember 1999 den nicht eben alltäglichen Auftrag erhielt, den Innenraum einer Turmwindmühle des 18. Jahrhunderts archäologisch zu untersuchen². Die denkmalgeschützte, im Jahre 1744 errichtete ‚Biermannsmühle‘ war vom ‚Zweckverband Colonia Ulpia Traiana‘ erworben worden, um sie renovieren und künftig als Gastronomiebetrieb für die Besucherinnen und Besucher des Archäologischen Parks nutzen zu können (Abb. 2). Sie liegt an der Siegfriedstraße – dem *Cardo maximus* in römischer Zeit –, die die heutige Xantener Innenstadt mit der Bundesstraße 57 Richtung Kalkar verbindet.

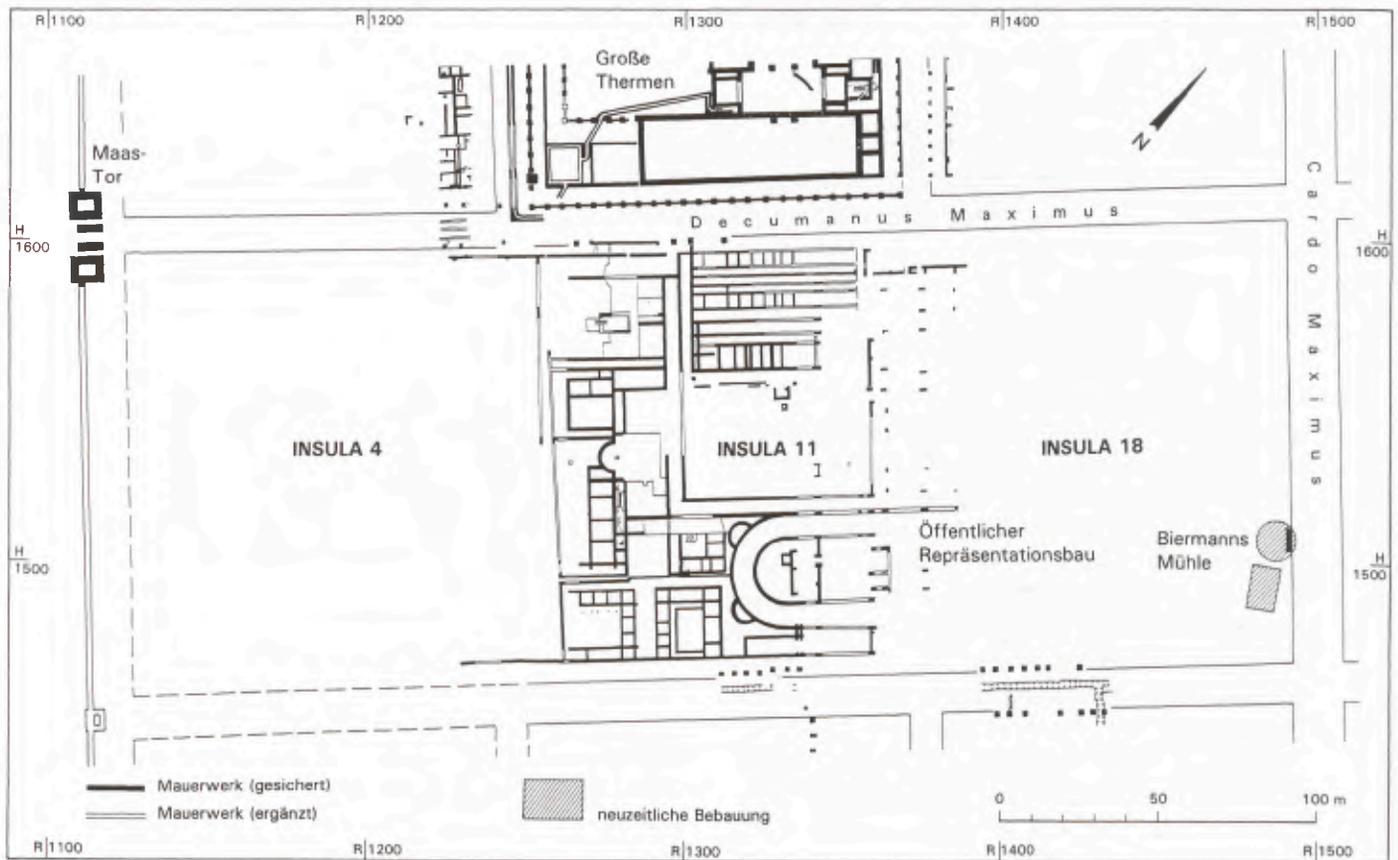
Wegen der im Zusammenhang mit der künftigen Nutzung im Untergrund der Mühle erforderlichen

Installationen sollte also der Erdboden im Innenraum archäologisch untersucht und auf einen möglichen Vorgängerbau, vor allem aber auf römische und vorgeschichtliche Relikte hin überprüft werden. Die sechsgeschossige, etwa 25 m hohe Windmühle war im Zweiten Weltkrieg bei Fliegerangriffen stark beschädigt und anschließend eher unsachgemäß repariert und mit einem Betonfußboden versehen worden. In den letzten Jahrzehnten wurde sie dann als Geräteschuppen genutzt. Nach der Übernahme der im Grundriss kreisrunden Mühle mit einem Außendurchmesser in Geländehöhe von ca. 11,90 m musste zunächst der Betonfußboden maschinell zerstampft und beseitigt werden. Unter diesem Boden befand sich eine rezent aufgefüllte Schicht aus Kies und Bauschutt, nach deren Entfernung sich den Ausgräbern große Teile der Originalbefunde aus der Bau- und frühen Nutzungszeit der Mühle präsentierten. Der Innenraum war ursprünglich in vier Bereiche untergliedert: einen Mittelteil mit Verladerampe, einen mit Kies gepflasterten Südostteil und einen Nordwestteil, von dem der etwas größere Westteil als Kellerraum abgemauert war (Abb. 3).

Die Zentralachse der Mühle bildete eine Durchfahrt, die die beiden etwa 3,0 m breiten Tore an der Südwest- bzw. Nordostseite miteinander verband. Diese Durchfahrt erlaubte es Fuhrwerken, an einer Seite der Mühle bis in die Mitte des Innenraumes vorzufahren, dort mithilfe von Seilzügen durch Bodenöffnungen in den darüber liegenden Geschossen zu be- bzw. entladen, und an der anderen Seite der Mühle wieder herauszufahren. Von dieser Verladerampe waren noch Spuren des hölzernen Unterbaus erhalten. An den seitlichen Rändern der

¹ H. HINZ, 2. Bericht über die Ausgrabungen in der Colonia Traiana nördlich von Xanten. *Bonner Jahrb.* 163, 1963, 393–415; CH.B. RÜGER, Die spätrömische Großfestung in der Colonia Ulpia Traiana. *Bonner Jahrb.* 179, 1979, 499–524.

² Die technische Leitung hatte Peter Ickelsheimer, die Grabungsleitung Norbert Zieling.



1 Xanten, Kr. Wesel. Colonia Ulpia Traiana.
Die Insulae 4, 11, und 18 mit der Biermannsmühle am Cardo maximus.

Durchfahrt konnten parallel dazu die 6,40 und 5,00 m langen Reste zweier Balkenunterzüge von jeweils ca. 0,12 m Breite bzw. deren durchschnittlich 0,22 m breite Gräben dokumentiert werden³. Die Balken besaßen einen lichten Abstand von ca. 3,40 m. Sie dürften querliegende hölzerne Dielen als Fahrbahn für die Fuhrwerke getragen haben.

Südöstlich an die Durchfahrt schloss sich der über eine Fläche von noch rd. 12 m² erhaltene Mühlenfußboden an, der aus in Lehm gesetztem Grobkies bestand (Abb. 4)⁴. Der Nordostteil dieses Pflasters war – wahrscheinlich durch rezente Eingriffe – zerstört, während der nahezu vollständige Südwestteil noch schemenhaft die Arbeitsweise

beim Verlegen des Kieses erkennen ließ: Zunächst hatte man eine etwa 0,10 m breite und ca. 1,80 m lange Hauptachse in nordnordwest-südsüdöstlicher Orientierung verlegt, an die man zwei Querachsen orthogonal anschloss. Von diesen Arbeitsachsen aus wurde das Pflaster dann in alle Himmelsrichtungen ausgedehnt. Je weiter man sich von den Achsen entfernte, um so unregelmäßiger wurde die Verlegung. Besondere Qualitätsansprüche brauchte man ja an diesen Boden auch nicht zu richten, da dieser Teil der Mühle neben der Verladerampe sicherlich nur als Zwischenlager diente.

Nordwestlich der Mühlendurchfahrt war das Mühleninnere durch eine 0,40–0,50 m starke, ver-

³ Schnitt 99/09, 1. Stratum, Befunde 24, 25, 29 und 30.

⁴ Dokumentiert als 1. Teilstratum in Schnitt 99/09. Oberkante des Bodens bei ca. 24,95 m ü. NN. Vergl. auch Nordprofil A2, Befundnr. 1; Westprofil D2, Befundnr. 1. Der südwestliche, besser erhaltene Teil des Pflasterbodens

wurde nicht abgetragen, um ihn später den Gästen des Gastronomiebetriebes im Original präsentieren zu können. Somit konnte dieses Segment des Mühleninnenraumes nicht weiter archäologisch untersucht werden.



2 Xanten, Kr. Wesel. Colonia Ulpia Traiana.
Die im Jahre 1744 errichtete Biermahlmühle.

mörtelte Backsteinmauer mit einem bis zu 0,60 m starken Fundament aus roten, schlecht gebrannten Backsteinen abgetrennt, von der eine gleichartige, im Verbund stehende Mauer rechtwinklig abging und somit diesen Teil des Mühleninnenraumes in einen kleineren südöstlichen und einen größeren nordwestlichen untergliederte (Abb. 5)⁵. Während über die Funktion des kleineren Raumes keine Aufschlüsse zu bekommen waren, konnte der größere Raum unter dem Treppenaufgang als später

mit Bauschutt verfüllter Kellerraum identifiziert werden⁶. Innerhalb des Kellerraumes waren das sonst abgestufte Mühlenfundament begradigt und abgeschrägt und die Kellerwände verputzt worden⁷.

Im Rahmen der archäologischen Untersuchung konnte auch das Fundament des Mühlenkörpers an mehreren Stellen freigelegt und dokumentiert werden (Abb. 6). Nach unten verbreiterte es sich stufenartig nach innen und sprang an seiner Unterkante insgesamt bis zu 0,84 m gegenüber der Innenkante des aufgehenden Mauerwerks vor⁸. In mittlerer Höhe vor dem Fundament konnte im Abstand von etwa 0,20 m die Baugrubenkante beobachtet werden. Die Fundamentunterkante der Mühle lag ca. 1,10 m unter dem gepflasterten Mühlenboden⁹. Das nordöstliche Ende der parallel zur Durchfahrt verlaufenden Backsteinmauer und das nordwestliche Ende der Trennmauer waren abgetrepppt auf die einzelnen Stufen des Fundamentes aufgelegt. Aus der Errichtungszeit der Mühle dürften darüber hinaus auch einzelne, nahezu kreisrunde Pfosten-gruben stammen, die im Innenraum der Mühle im Abstand von 0,80–1,00 m von der Innenkante vor dem Fundament lagen¹⁰. Da diese Pfosten-gruben regelmäßige Abstände von 2,30–2,50 m zueinander hatten, liegt die Vermutung nahe, hierin die Spuren von Baugerüsten zu sehen.

Unterhalb des Pflasterbodens konnten schließlich Befunde aus römischer und nachrömischer Zeit entdeckt werden. In verschiedenen Profilen tauchte ein bis zu 1,25 m starker Ausbruchshorizont auf, wie er bei praktisch allen Ausgrabungen an antiken Großbauten der Colonia Ulpia Traiana beobachtet werden kann¹¹. Dieser Horizont stammt aus nach-römischer Zeit und ist durch das gezielte Abreißen

⁵ Dokumentiert als Schnitt 99/09, 1. Stratum, Befundnrn. 7 und 8; Nordprofil A2, Befundnr. 10; Südprofil C1, Befundnrn. 1 und 5; Westprofil D1, Befundnrn. 1 und 3.

⁶ Aus Sicherheitsgründen konnte nicht der gesamte Kellerraum untersucht werden, da oberhalb des Kellers das Auflager für den Treppenaufgang zu den oberen Geschossen lag.

⁷ Dass der Kellerraum schon zur Hauptnutzungszeit der Mühle so ausgestaltet war, ist eher unwahrscheinlich. Bemerkenswert ist, dass der aus quadratischen, hart gebrannten Ziegelplatten verlegte Kellerboden etwa 0,40 m tiefer lag als die Unterkante des Mühlenfundamentes. Sowohl dieses Fundament als auch die der beiden inneren Keller-

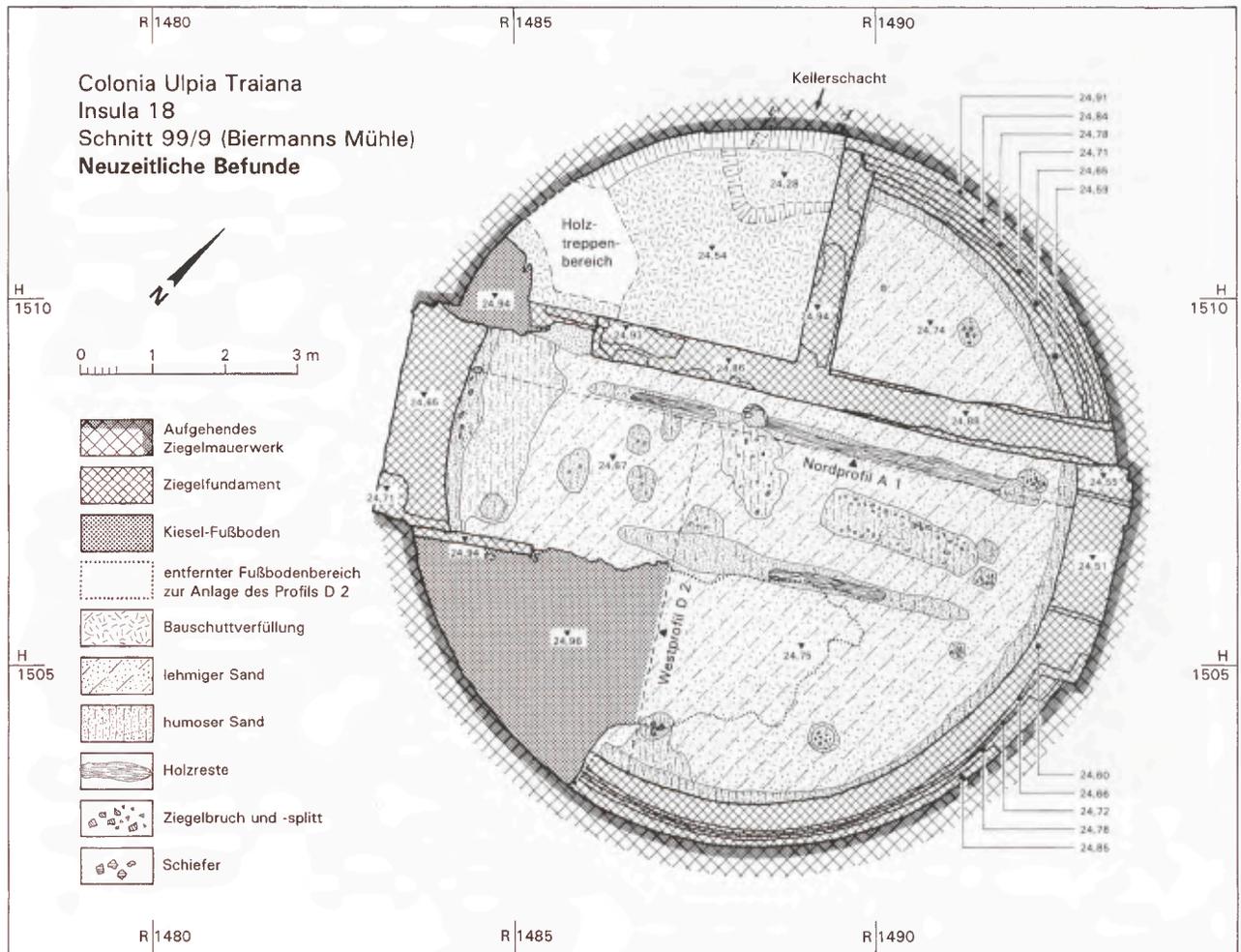
mauern waren unterhöhlt und mit Backsteinen besserer Qualität unterfangen worden. Vermutlich wurden die Veränderungen, zu denen auch das Durchschlagen des Mühlenfundamentes zur Herrichtung eines Kellerschachtes gehört, erst im 20. Jh. vorgenommen, als der Raum als Rübenkeller genutzt wurde.

⁸ Dokumentiert als Schnitt 99/09, Südprofil C1, Befundnr. 4.

⁹ Unterkante Mühlenfundament 23,78–23,85 m ü. NN.

¹⁰ Dokumentiert als Schnitt 99/09, 1. Stratum, Befundnrn. 4, 15–18, 22, 35; Westprofil D2, Befundnr. 3.

¹¹ Dokumentiert als Schnitt 99/09, Nordprofil A1, Befundnrn. 10–12; Nordprofil A2, Befundnrn. 4–6; Südprofil C1, Befundnr. 3; Westprofil D2, Befundnr. 7.



3 Xanten, Kr. Wesel. Colonia Ulpia Traiana.
Befunde der Errichtungs- und frühen Nutzungszeit im Innenraum der Biermannsmühle.

bzw. Ausbrechen römischer Mauern und das anschließende Verfüllen der dadurch entstandenen Gräben und Zugangslöcher mit humosem Erdmaterial entstanden. In der dunklen Verfüllung finden sich regelmäßig meist kleinteilige Reste von Baumaterial und Mörtel Spuren sowie vereinzelt römische und mittelalterliche, seltener auch neuzeitliche Funde. Die Auffindung eines solchen Horizontes innerhalb der Biermannsmühle, der römische, mittelalterliche und neuzeitliche Funde enthielt, ließ demnach vermuten, hier auch auf Reste römischen Mauerwerks bzw. auf die entsprechen-

den Ausbruchgräben zu stoßen. So konnte dann auch im südöstlichen Teil des Mühleninnenraumes ein römisches Sandsteinfundament entdeckt werden, das parallel zum *Cardo maximus* in nordwest-südöstlicher Richtung orientiert war (Abb. 7. 8)¹². Die auf der Oberseite flach abgebrochene Mauer besaß im nordwestlichen Teil eine max. Breite von 1,65 m, nach Südosten hin verbreiterte sie sich auf bis zu 1,90 m. Insgesamt war sie noch auf einer Höhe von bis zu 1,04 m erhalten¹³. Die unterste, etwa 0,22 m starke Steinlage wurde von einer in Sand ohne Mörtel gesetzten Rollschicht gebildet¹⁴.

¹² Schnitt 99/09, 1. Teilplanum, Befundnr. 2; 4. Teilplanum, Befundnr. 1; Relief 1; Nordprofil A1, Befundnr. 13; Südprofil C1, Befundnr. 8.

¹³ OK bei 23,48, UK bei 22,44 m ü. NN.

¹⁴ An einer Stelle konnte das Fundament unterhöhlt werden: Hinweise auf einen möglichen Pfahlrost, wie er unter den Fundamenten der nordöstlichen Stadtmauer, unter dem sog. Hafentempel und unter der Thermenbasilika beobachtet wurde, gab es nicht.



4 Xanten, Kr. Wesel. Colonia Ulpia Traiana.
Der gepflasterte Fußboden der Biermannsmühle.



5 Xanten, Kr. Wesel. Colonia Ulpia Traiana.
Backsteinmauern unterteilen den Innenraum der
Biermannsmühle.

Der untere Teil des Mauerfundamentes war offensichtlich unmittelbar gegen die Baugrubenwand gemauert worden, weshalb diese im Bodenbefund nicht erkennbar war. Der obere Teil der Baugrube war dagegen mit Holz verschalt worden, wovon an einer Stelle die Abdrücke einer senkrechten Bohle von 0,27 m Breite und 0,035 m Stärke auf beiden Seiten des Fundamentes erhalten waren. Darüber fanden sich noch Abdrücke von waagrechten Bohlen gleicher Stärke¹⁵. Der Horizont, von dem aus diese Mauer errichtet worden war, konnte in einem in der Torachse der Mühle angelegten Profil klar identifiziert werden (Abb. 9)¹⁶. Dabei handelte es sich um einen ausgedehnten Werkzollhorizont von 0,02–0,14 m Stärke aus Kalksplitt und Mörtel, der von der oben erwähnten Ausbruchsschicht überlagert bzw. im Bereich des Mauerfundamentes von ihr geschnitten wurde¹⁷. Unter dem Werkzoll lag eine durchschnittlich 0,20 m starke, fundarme römische Kulturschicht, die ihrerseits Schichten eines Grabens unbekannter Zeitstellung überlagerte¹⁸. Dieser Graben war – südwest-nordöstlich orientiert – mit flacher Sohle und Böschungen von ca. 45° in den anstehenden Sand eingetieft worden. Er konnte über eine Länge von fast 6,0 m und eine Breite von etwa 3,0 m verfolgt werden (Abb. 7)¹⁹. Aufgrund



6 Xanten, Kr. Wesel. Colonia Ulpia Traiana.
Das abgetrepte Fundament des Mühlenkörpers.

der absoluten Fundleere der Grabenfüllung lag zunächst die Vermutung nahe, es könne sich dabei um eine durch Erosion entstandene Senke oder Rinne handeln. Nach dem Erreichen der Grabensohle mit ihren steilen Seitenwänden war jedoch klar, dass der Graben nur anthropogen entstanden sein konnte. Angesichts des feinsandigen Untergrundes dürfte er jedoch nur sehr kurze Zeit offen gelegen haben. Ob der Befund urgeschichtlich oder frühromisch ist, konnte nicht geklärt werden.

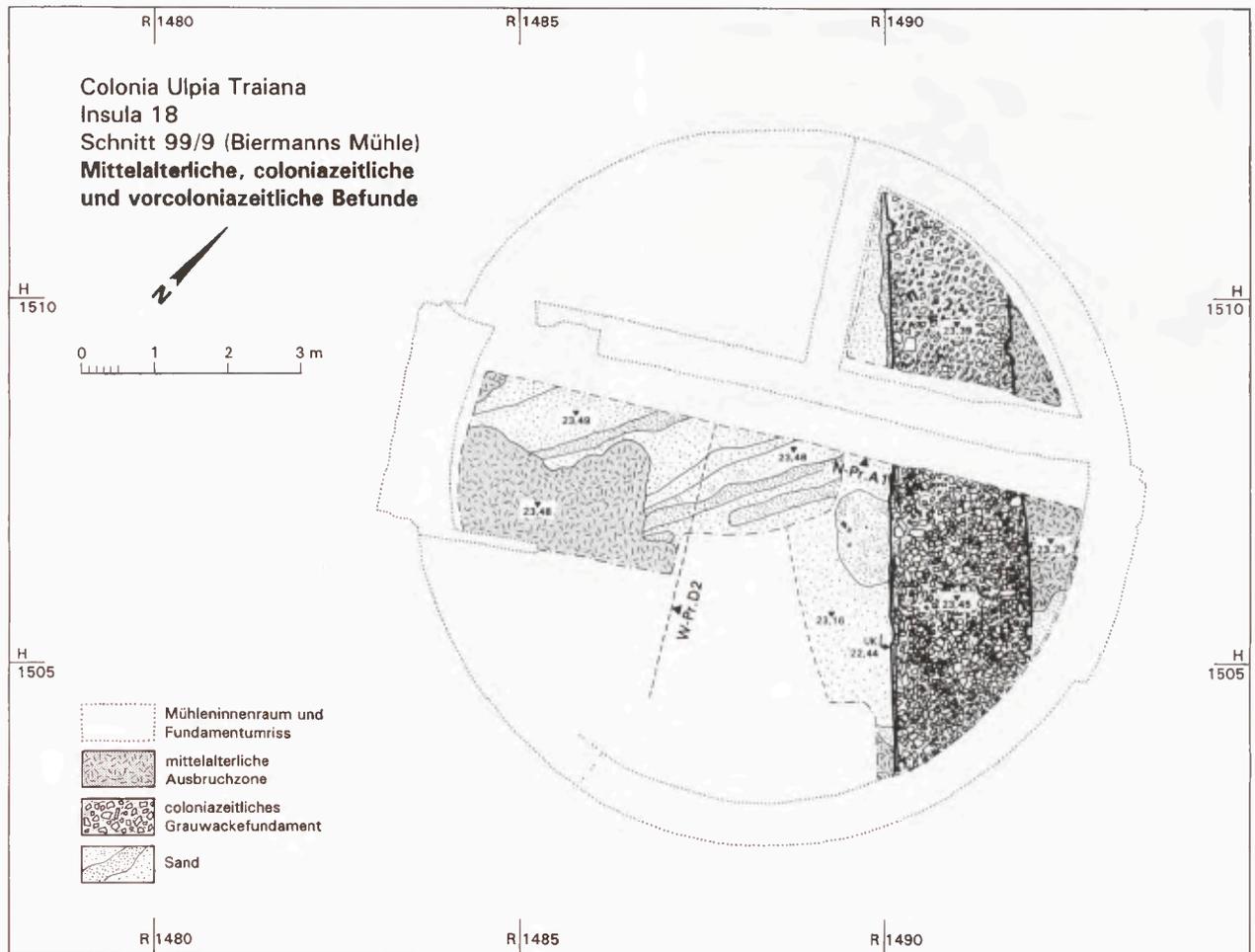
¹⁵ Senkrechte Bohle bei H 1505,40. OK des Bohlenabdrucks bei 23,18 m ü. NN. Die waagrechten Bohlenabdrücke lagen zwischen 23,24 und 23,32 m ü. NN. Ihre Stärke konnte anhand von Aufwülbungen im Mörtel erschlossen werden.

¹⁶ Schnitt 99/09, Nordprofil A1, Befundnr. 18. Vergl. auch Westprofil D2, Befundnr. 10.

¹⁷ UK zwischen 24,14 und 24,24 m ü. NN.

¹⁸ Kulturschicht: Schnitt 99/09, Nordprofil A1, Befundnr. 22; Westprofil D2, Befundnr. 11.

¹⁹ Dokumentiert als Schnitt 99/09, 3. Teilplanum; 5.–7. Teilplanum; Nordprofil A1, Befundnrn. 23–38; Ostprofil B1, Befundnrn. 1–3, 5; Westprofil D2, Befundnrn. 16–19; Westprofil D3, Befundnr. 1. Die UK des Grabens lag zwischen 22,60 und 22,76 m ü. NN mit Gefälle in nordöstlicher Richtung.

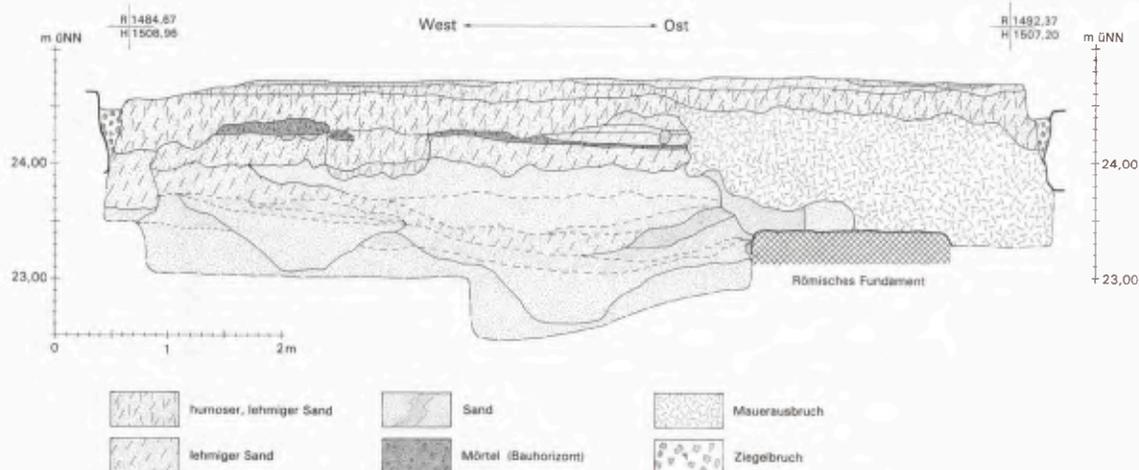


7 Xanten, Kr. Wesel. Colonia Ulpia Traiana. Lage des römischen Fundamentes und des urgeschichtlichen (?) Grabens im Innenraum der Biermannsmühle.

Die archäologische Untersuchung des Innenraumes der Biermannsmühle an der Nordostseite der Insula 18 konnte naturgemäß aufgrund des geringen Grabungsausschnittes keine entscheidenden Erkenntnisse über die Zeitstellung und Funktion des öffentlichen Baukomplexes im südwestlichen Zentrum der Colonia Ulpia Traiana erbringen. Immerhin wurden interessante Details aus der frühen und späteren Nutzungszeit der Mühle beobachtet. Spuren eines möglichen Vorgängerbaus der Mühle gab es nicht. Zu den wenigen römischen Befunden zählt das mächtige Fundament am *Cardo maximus*, das wahrscheinlich im 2. Jahrhundert n. Chr. errichtet wurde. Es bildete den nordöstlichen Abschluss des römischen Gebäudekomplexes. Fluchtet man



8 Xanten, Kr. Wesel. Colonia Ulpia Traiana. Römisches Mauerfundament mit Schalungsabdrücken.



9 Xanten, Kr. Wesel. Colonia Ulpia Traiana. Nordprofil A1 durch den Innenraum der Biermannsmühle.

den Mauer Verlauf nach Südosten zu Insula 19 hin, so liegt die Mauer auf einer Linie mit den dort festgestellten Porticusfundamenten. Da weder anzunehmen ist, dass dieser Mauer eine Porticus vorgelagert war, noch dass an dieser Stelle auf einen Gehweg an der Straße gänzlich verzichtet worden

ist, wäre es denkbar, dass die Mauer einen Ausschnitt einer Arkadenunterkonstruktion bildete, deren Stützfundamente außerhalb des Grabungsbereichs lagen. Hier werden zukünftige Grabungen sicher zu klareren Ergebnissen führen²⁰.

Abbildungsnachweis

1 H. Stelter, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten; 2 Medienzentrums Rheinland; 3, 7 K. Girnus, P. Ickelsheimer, H. Stelter, Archäologischer Park/Regional-

museum Xanten; 4–6; 8 B. Münster, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten; 9 K. Girnus, H. Stelter, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten.

²⁰ Ein gemeinsames, vorläufig auf fünf Jahre geplantes Forschungsprojekt der Universität Amsterdam mit dem Archäologischen Park Xanten widmet sich seit 2001 der Untersu-

chung des Baukomplexes auf den Insulae 4, 11 und 18 mit dem Ziel, hier weitere Klärung zu Zeitstellung, Funktion, Infrastruktur usw. zu schaffen.

ANNE LEY

Colonia Ulpia Traiana – Zur Baustruktur auf Insula 34.

Untersuchungen von 1927 bis 2001
und der Beitrag der Internationalen Archäologischen Sommerakademie Xanten

Mit einem Beitrag von Stephan Weiß

Als im Jahre 1998 ein Grabungsareal auf Insula 34 innerhalb des Archäologischen Parks Xanten ausgewiesen wurde, geschah dies in der Absicht, den Anschluss an eine (Not-) Grabung von 1969/70 herzustellen. Die Untersuchungen waren auf das damalige private Bauvorhaben ‚Olfen‘ ausgerichtet und beschränkten sich demzufolge auf die geplanten Bebauungsgrenzen. Auf diese Weise erfassten sie römerzeitliche Bauabschnitte, die jedoch in ihrer Struktur unvollständig blieben¹: An keiner Stelle gab es eine Anbindung an die römische Straßenführung des nördlichen Decumanus, die vorderen Gebäudeteile wie auch die gesamten Häuserfronten fehlten komplett.

Die Ausgrabungen wurden in der Verantwortung des seinerzeit zuständigen Rheinischen Landesmuseums Bonn durchgeführt² – nur wenige Jahre vor der Entscheidung, auf dem Gelände der römischen Stadt Colonia Ulpia Traiana den Archäologischen Park Xanten (APX) zu errichten. Nach Abschluss der Grabungsmaßnahme blieb das Gelände

schließlich unbebaut und wurde, östlich der Bundesstraße 57 gelegen, in den APX einbezogen.

Nach fast 30 Jahren und nunmehr vollkommen veränderten Ausgangsbedingungen rückte die Grabung erneut ins Blickfeld: Sie bildete den Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen, die seitdem mit Studenten und Studentinnen der Internationalen Archäologischen Sommerakademie Xanten (ISAX)³ durchgeführt werden. Sowohl die Befundlage als auch die damals dokumentierte Schichtenfolge des Untersuchungsgebiets versprachen den Ansprüchen an eine Lehrgrabung gerecht zu werden – mit noch weitgehend ungeklärter Bebauungsstruktur der coloniazeitlichen Phasen und älteren vorcoloniazeitlichen Horizonten: Für angehende und noch ungeübte Ausgräber unter sachkundiger Anleitung eine interessante Aufgabe und dennoch nicht allzu komplex.

Zugleich wurde dem Besucherinteresse entsprochen, archäologische Arbeit ‚live‘ vor Ort zu zeigen. Neben den regulären Grabungsführungen kön-

¹ Die Ausgräber legten Bau- und Bodenbefunde verschiedener zeitlicher Einordnung frei, die den Feldzeichnungen und einem allgemeinen, übergreifenden Tagebuch zu entnehmen sind. Befundansprache und alle weiteren Beobachtungen wurden vor Ort per Tonband aufgezeichnet; von den inzwischen verschollenen Tonbändern sind keine Abschriften bekannt. CH.B. RÜGER, Grabungen in der Colonia Ulpia Traiana 1969 und 1970. Rhein. Landesmus. Bonn 1971, 18; DERS., Tätigkeitsbericht: Xanten, Kr. Moers, Colonia Ulpia Traiana. Bonner Jahrb. 172, 1972, 435.

² Widrige Umstände erschwerten die Arbeiten: In den Tagebuchaufzeichnungen des Ausgrabungsleiters Ch.B. Rüger wird der Personalmangel beklagt, der wegen der angespannten Arbeitsmarktlage trotz Anzeigenschaltung in der Lokalpresse offenbar nicht zu beheben war. Mit den Arbeiten wurde im Herbst 1969 begonnen; nach der Winterpause

konnten sie in der letzten Aprilwoche 1970 wieder aufgenommen und bis Ende September desselben Jahres abgeschlossen werden. Schlechte Witterungsbedingungen erklärten den Einsturz mehrerer Profile.

³ Die ISAX lädt seit 1989 Studierende europäischer und außereuropäischer Universitäten mit der Fachrichtung Archäologie nach Xanten ein. In jeweils vierwöchigen Lehrgrabungen werden Ausgrabungsmethoden und Dokumentationssysteme vermittelt, ein ausführliches Rahmenprogramm bietet Einführungen in Sachthemen und Methodik sowie Exkursionen; s. a. U. BOELICKE/A. LEY, 12 Jahre Internationale Archäologische Sommerakademie Xanten 1989–2000. Arch. Nachrichtenbl. 5, 3/2000, 288 f.; U. BRANDL/A. LEY, excavation/fouilles/ásatás/uitgraven/anaskafi/sca-vare ... 12 Jahre Internationale Archäologische Sommerakademie Xanten. Ant. Welt 6, 2000, 625–628.

nen in den Sommermonaten auch die Studenten der Sommerakademie über ihre Arbeit berichten und sogleich ihr erlangtes Wissen – gewissermaßen als Beitrag zur Öffentlichkeitsarbeit – weiter vermitteln.

Bildeten die früheren Untersuchungen der ‚Parzelle Olfen‘ für die Wiederaufnahme der Grabungen auf der jetzigen Insula 34 den Auftakt, so galt es darüber hinaus, eine Verbindung zu dokumentierten Baubefunden des Jahres 1927 herzustellen: Bei Trassenuntersuchungen der Umgehungsstraße B 57, die das Gelände des APX etwa diagonal von Südosten nach Nordwesten durchzieht, wurden zwischen 20 und 38 Metern westlich vom heutigen Untersuchungsgebiet entfernt Gebäudestrukturen freigelegt⁴, die ebenfalls zur Insula 34 gehören. Die Aufnahme weiterer Mauerbefunde möglicherweise desselben Komplexes erfolgte 1960 im Bereich des parallel zur B 57 angelegten Fahrradweges⁵.

Baubefunde (Abb. 1)⁶

Die Schnittflächen 98/4–98/6 schließen direkt an die Altgrabung von 1970 an (Schnitt 70/9). Da alle ergrabenen Befunde, auch die der Steinfundamente und Hypokausten, seinerzeit abgetragen wurden, konnte mit den neu angelegten Flächen lediglich eine Überlappung mit der Verfüllung des Schnitts 70/9 erreicht werden. Diese wurde allerdings um so wichtiger, als auch hier die aus den Altgrabungen übertragenen und auf das erneuerte CUT-Messnetz umgerechneten Einmessungen zu überprüfen waren. Die Schnittflächen 99/1 und 99/2 erweitern das Untersuchungsgebiet nach Norden und Westen.

Der Schwerpunkt der folgenden Ausführungen liegt in den Untersuchungen der letzten Jahre. Soweit sie Bau- und Grundstückseinheiten bilden, werden alle relevanten Befunde aus den angrenzen-

den Grabungen von 1970 (Schnitt 70/8 und 70/9) einbezogen. Vorschläge zur Parzellenstruktur, Raumgliederung sowie zeitlich differenzierten Bauabfolge knüpfen damit an die vorliegende Arbeit M. Zelles zur Untersuchung der Gebäudeausstattung auf Insula 34 an⁷.

Es handelt sich überwiegend um coloniazeitliche Bebauung. Die vorcoloniazeitlichen Horizonte (Gräber, Gruben) sind in manchen Bereichen bereits erfasst, doch bedarf es weiterer Grabungskampagnen, um die Zusammenhänge dieser Perioden klären zu können; bereits früher vorliegende Befunde sind in die Untersuchung zu diesem Beitrag eingebunden und werden im Kontext vorgestellt.

Wie sich auch in den jüngsten Grabungen zeigte, sind aufgehende Strukturen früherer Bebauung größtenteils zerstört. Einplanierungen und mit Bauschutt durchmischte Auffüllungen reichen in unterschiedlicher Mächtigkeit bis zu einer Tiefe von 21,87–21,28 m ü. NN; lediglich ein Wirtschaftsweg des 20. Jahrhunderts lässt sich in den Flächen 98/5–98/6 unmittelbar an der Geländeoberkante bei nur geringer Eintiefung erkennen (22,90–22,70 m ü. NN). Das Baumaterial der Mauern wurde vermutlich im Zuge des mittelalterlichen/frühneuzeitlichen Steinraubes abgetragen, z. T. einschließlich der untersten Fundamentlagen. Dennoch ist ihr Verlauf, selbst wenn kein Fundament mehr vorhanden ist, an der sich deutlich abgrenzenden Verfüllung der Fundamentgräben zu erkennen.

Mit den aktuellen Grabungen lassen sich gesichert zwei aneinandergrenzende Parzellen nachweisen. Eine streifenartige, von Südost nach Nordwest orientierte Parzellenbebauung weist Parallelen zur östlich benachbarten Insula 39 auf⁸; die Vorderfronten der Gebäude sind auch hier allem Anschein nach auf den nördlich angrenzenden (Neben-)Decumanus ausgerichtet. Vergleichbare Strukturen lassen ebenfalls die Baubefunde der nach Osten an-

⁴ H. LEHNER, Bericht über die Tätigkeit des Provinzialmuseums Bonn 1927–1928. Bonner Jahrb. 133, 1928, 259 mit Abb. 5.

⁵ Hierbei handelte es sich erneut lediglich um eine Baustellenbeobachtung mit entsprechender Dokumentation; vgl. Anm. 32.

⁶ Auswertung der Grabungsergebnisse bis Ende 2000 unter Einbeziehung einzelner Ergebnisse der 13. ISAX-Kampagne 2001; s. a. hier S. 179 ff.

⁷ M. ZELLE, Insula 34. In: B. JANSEN/CH. SCHREITER/M. ZELLE, Die römischen Wandmalereien aus dem Stadtgebiet der Colonia Ulpia Traiana 1. Die Funde aus den Privatbauten. Xantener Ber. 11 (Mainz 2001) 203 ff. (Haus 1 und 2).

⁸ Vgl. M. VOLLMER-KÖNIG, Insula 39 – Grabung 1989–1991. Xantener Ber. 6 (Köln 1995) 51 ff. 75 ff. 104 ff.; K. KRAUS, Die Befunde der Insula 39 in der Colonia Ulpia Traiana (Xanten). BAR Int. Ser. 797 (Oxford 1999) 135 ff.

schließenden Altgrabungen von 1969/70 vermuten: Fundamentverläufe und Ausbruchsgräben könnten – trotz aller Ausschnitthaftigkeit des Befundes – auf eine ähnliche Parzellierung in Südost/Nordwest-Ausrichtung hindeuten⁹.

Parzelle A (Abb. 2)

In den untersuchten Flächen¹⁰ sind Reste eines zumindest teilweise hypokaustierten Wohnhauses zutage getreten, dessen Um- und/oder Erweiterungsbauten sich auch in einer sukzessiv nach Norden erweiterten Hypokaustierung dokumentieren.

Die Bebauung erstreckt sich zwischen der westlichen Parzellenmauer (M 2–3, M 13–14) und der mutmaßlichen Begrenzungsmauer im Osten (M 19)¹¹. Mit dem Fundamentgraben M 23 in Schnitt 99/2, der vermutlichen nördlichen Giebelmauer, bindet die Parzelle an die hypothetische Straßenportikus des Decumanus an. In der Länge misst das Grundstück mindestens 25 m, mit Hof/Garten (4) etwa 30 m, die Breite bemisst mindestens 7,50 m.

Die im Folgenden vorzustellende Raumabfolge der Parzelle A greift die von Zelle eingeführte Nummerierung auf¹². Sie entspricht nicht nur der Reihenfolge ihrer Freilegung von Süd nach Nord, sondern auch – mit einer möglichen Ausnahme – der wahrscheinlichen Bauabfolge bzw. den im Befund erkennbaren Umbaumaßnahmen. Die Ausnahme bildet der nördliche Raum 7, der bis an den Decumanus heranreicht und durchaus bereits in eine frühe Phase der Parzellenbebauung gehören könnte (s. S. 169).

Eindeutiger lässt sich die ältere Bauphase mit den unteren Hypokaustböden E 1–3 erschließen¹³. Sie gehören zu Raum 1 im rückwärtigen Teil des Hauses¹⁴. Der beheizbare Raum hat eine Größe von ca. 6,30 × 4 m; die dazugehörigen Mauern sind lediglich als Ausbruch erfasst. Der nach Osten angrenzende Raum 5 ist mit einem Estrichfußboden ausgestattet, dessen Laufniveau in etwa mit dem Hypokaustoberboden dieser Phase in Raum 1 korrespondieren dürfte (bei einem Abstand von ca. 0,70 m zum Unterboden)¹⁵. Nach Süden schließt ein ummauerter Hof oder Garten (4) an, der sich in langrechteckiger Form weiter nach Osten erstreckt (über Schnitt 70/8 und 70/4)¹⁶. Im Norden reicht der Raum bis zum Fundamentgraben M 12, der für die östliche Hauswand in das rechtwinklig nach Süden abknickende Fundament M 17 übergeht. Die westliche Hauswand bildet der Mauerzug M 13, der im weiteren Verlauf mit M 2/M 3 (im Norden) und M 14 (im Süden) fluchtet und als westliche Parzellenmauer zu verstehen ist.

Wahrscheinlich gehört der nördlich anschließende Gebäudeteil in diese Phase, noch ohne Hypokaustierung. Er schließt entweder als durchgängiger Raum 2/3 ohne Unterteilung (6,30 × 4,50 m) an. Oder es besteht schon in dieser Zeit eine Unterteilung durch die Mauer (M 10–11) in einen 1,90 × 4,70 m großen langgestreckten Raum oder Korridor 2 und den östlich davon gelegenen, etwa 3,60 × 4,70 m großen Raum 3.

Für die nächste Bauphase, die eine Erweiterung der Hypokaustanlage nach Norden vorsieht, wird mit dem Wandputz einer niedergelegten oder nur erneuerten Mauer¹⁷ der ältere Hypokaustboden erhöht und der jüngere Estrich (E 4–5) darüber verlegt; die nördlich anschließenden Hypokaustböden

⁹ In den meisten Fällen weichen die von Südost nach Nordwest orientierten Mauerverläufe um einige Grade vom rechtwinkligen Straßensystem ab, die Parzellen erscheinen leicht nach Westen ‚gekippt‘: vgl. ausführlicher zu diesem Phänomen auf Insula 39 VOLLMER-KÖNIG (Anm. 8) 76 f. Bei Insula 34 stimmt dieses Schema im Wesentlichen, allerdings fällt die stärkere West-Verschiebung der Achsen in den Flächen 70/4, 70/7 und 70/8 auf.

¹⁰ Die im Folgenden genannten geographischen Angaben sind vereinfacht auf das CUT-interne Messnetz ausgerichtet, bezogen auf das rechtwinklige Straßennetz der CUT. Die Angaben weichen etwa um 46° von der geographischen Achse ab, d. h. ‚Nord-Süd‘ entspricht der tatsächlichen geographischen Ausrichtung Nord/Nordwest-Süd/Südost.

¹¹ Zur Klärung der Parzellenbegrenzung müssten die Grabungen nach Osten erweitert werden.

¹² ZELLE (Anm. 7).

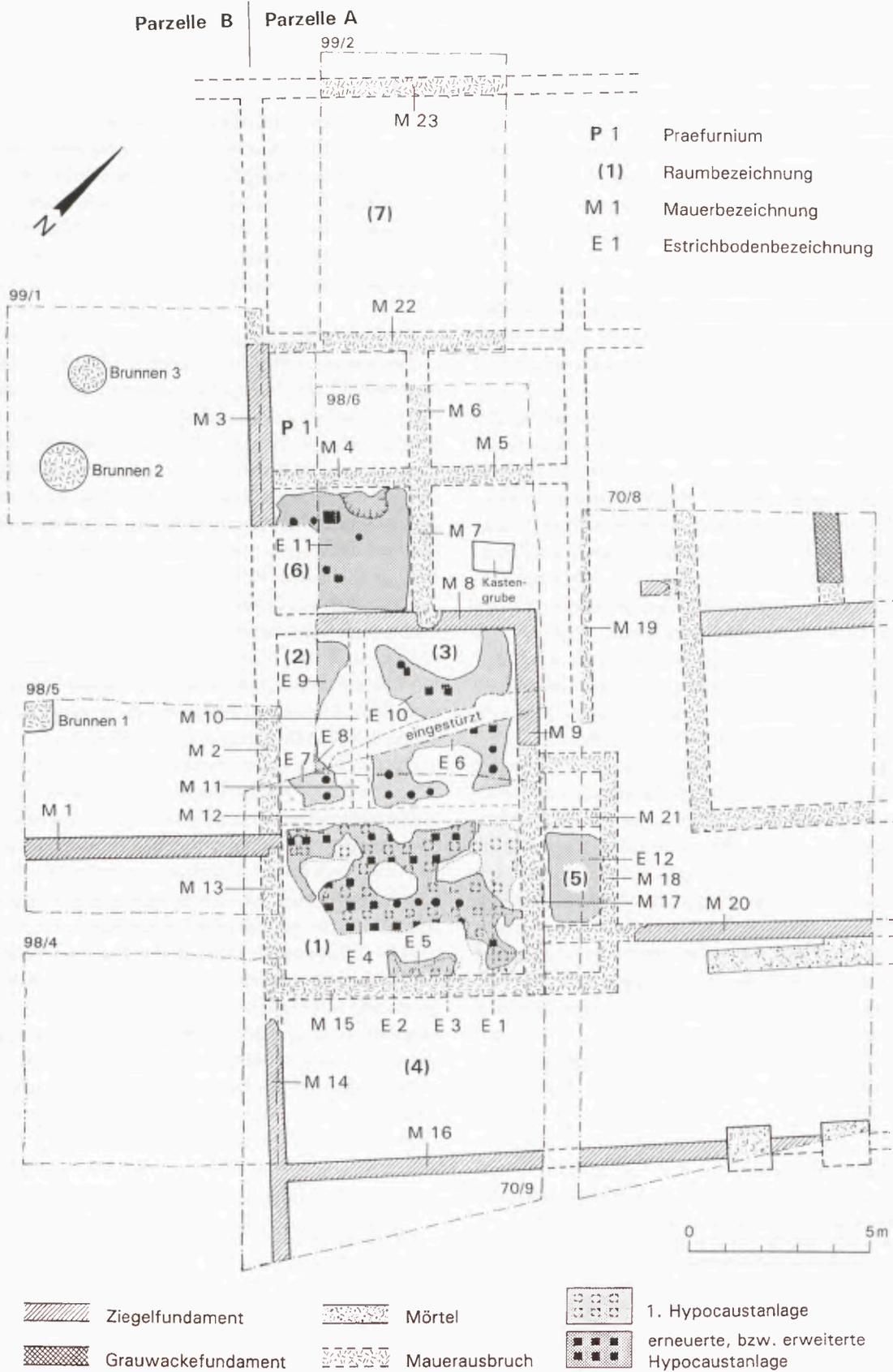
¹³ Hierbei muss es sich keineswegs um die erste Steinbauphase handeln, denn ein Gebäude (oder -teil) ohne Hypokaustanlage, etwa mit Stampflehm- oder Holzboden, wäre denkbar.

¹⁴ Haus 2 bei ZELLE (Anm. 7).

¹⁵ Eine Stufung zwischen den Räumen ist wahrscheinlich, wenn mit einer Hypokausthöhe zwischen 0,80 und 1,20 m gerechnet wird; s. a. S. 169.

¹⁶ ZELLE (Anm. 7) 210.

¹⁷ Im Tagebuch als „Abbruch-Wandputz“ bezeichnet.



2 Colonia Ulpia Traiana, Insula 34. Parzellen A und B.

E 6–10 befinden sich auf gleichem Niveau. Alle Böden sind mehr oder minder stark ausgebrochen; in keinem Fall überlappen sie die Fluchten der erkennbaren Mauerausbrüche und der erhaltenen Fundamente. (Die Oberkanten des Fundaments M 8 wie auch der Ziegelschüttung M 10 liegen 0,20–0,30 m tiefer als die angrenzenden Estrichböden E 8–10.)

Auch hier ist eine Festlegung der zeitlichen Abfolge aller Baumaßnahmen hypothetisch. Die Befundlage bietet (ohne unterstützende Datierungsansätze) mehrere Alternativen, die sich wie folgt darstellen:

- (a) Die Nordwand M 12 des älteren Hypocaustum wird abgebrochen, ein Teil des Materials auf E 1–3 planiert; der Raum wird nach Norden bis zur jetzigen Nordwand M 8 erweitert und ein zweiter, zusammenhängender Estrichboden (E 4–10) eingebracht. Der so entstandene beheizbare Raum umfasst ca. 56 m² (9,30 × 6 m). Die Störungen im Bereich der Mauerausbrüche sind auf spätere Bauveränderungen zurückzuführen, als durch das Hypocaustum Trennwände eingezogen wurden – bei möglicher Beibehaltung der Heizfunktion.
- (b) Die Nordwand M 12 bleibt erhalten, Raum 1 erhält den neuen Hypokaustboden (E 4–5), nördlich werden zwei beheizbare Räume 2 und 3 hinzugefügt oder die bereits vorhandenen der älteren Bauphase werden jetzt hypokaustiert (Raum 2 mit E 7–9; Raum 3 mit E 6 und E 10).
- (c) Die Nordwand M 12 bleibt erhalten, Raum 1 erhält den neuen Hypokaustboden (E 4–5), nördlich wird ein beheizbarer Raum in gleicher Breite angefügt oder die bereits vorhandenen Räume 1 und 2 der älteren Bauphase werden zusammengelegt und mit einem Hypocaustum ausgestattet (E 6–10).
- (d) Nördlich von Raum 1 wird im Zuge späterer Ausbauten der durchgehende Estrichboden

durchschlagen und die Nord-Südwand M 10–11 errichtet. Den späteren Ansatz von M 10 lässt die nachträgliche Überlappung des Fundamentes mit M 8 erkennen. (Die auffällige lockere Schüttung im Fundamentbereich aus grobem Bauschutt und Sand könnte möglicherweise auch nach Abbruch der Wand eingebracht worden sein – zur Entsorgung des nicht mehr verwendbaren Baumaterials.)

Im Zusammenhang mit den späteren Umbaumaßnahmen steht möglicherweise die Ausstattung des nördlich angrenzenden Gebäudeteils mit einer Heizanlage. An M 8 schließt das Hypocaustum E 11 in Raum 6, das von dem nördlich davon freigelegten Praefurnium P 1 beheizt wird¹⁸. Nach Art seiner Anlage dürfte es jedoch keine Verbindung zu den weiter südlich gelegenen hypokaustierten Räumen 1–3 gehabt haben: Denn das Bodenniveau von Raum 6 liegt deutlich höher als das in den südlichen Räumen. Nun wird aber auszuschließen sein, dass Heizgase über ein höheres Niveau in ein tiefer liegendes Hypocaustum geleitet worden sind. Das wiederum lässt darauf schließen, dass M 8 eine massive Mauer als Trennwand zwischen den Räumen 6 und 2/3 bildete.

Praefurnium und zugehöriges Hypocaustum E 11 (Raum 6) werden begrenzt von den nicht sehr tief fundamentierten (und nur als Fundamentgräben erfassten) Mauern M 6–7, M 4 zwischen Praefurnium und Raum 6 mit vermutetem Heizkanal; M 5 zieht in gleicher Flucht vermutlich bis an die hypothetische östliche Parzellenmauer.

Alle Fundamente/Fundamentgräben (auch die der flacher gegründeten M 4–7) sind in einen durchgehenden Horizont des 1. Jahrhunderts n. Chr. eingetieft¹⁹. Die Estrichböden des Hypocaustum liegen mit ihren Unterbauten auf diesem auf. Eine stark zerstörte Kastengrube östlich Raum 6, in

¹⁸ Das Praefurnium, das das Hypocaustum von Raum 6 versorgte, scheint das einzige Indiz für eine Heizanlage auf der gesamten Parzelle zu sein. Es gibt keinerlei Hinweise auf etwaige Holzkohlekonzentrationen, Verziegelungen, Plattierungen mit Brandspuren oder dergleichen, die in einen Zusammenhang mit der Beheizung der übrigen Hypokausten gebracht werden könnten. Denkbar wäre die erste Wärmeversorgung des älteren Hypocaustums E 1–3 von Norden her; dieses Praefurnium hätte dann den Erweiterungen weichen müssen. Doch auch die Profile unterhalb E 11 (der Estrich selbst ist als Baubefund in situ erhalten und

wurde nicht abgetragen) zeigen keine Spuren eines etwaigen Praefurniums.

¹⁹ Der Horizont aus mittel- bis dunkelgraubraunem, stark mit Holzkohle durchsetztem, lehmigem Sand konnte in allen jüngeren Untersuchungen beobachtet werden. Nach dem jetzigen Stand der Bearbeitung ist er anhand der Keramikfunde wohl in das 1. Jh. zu datieren; eine weitere zeitliche Differenzierung ist je nach Befundsituation ab Mitte des 1. Jhs. möglich (2. Hälfte des 1. Jhs./3. Viertel des 1. Jhs.). Vgl. dazu die Beobachtungen von St. Weiß als Anhang zu diesem Beitrag S. 179 ff.

ihren oberen Bereichen von einer (Planier-?)Schicht mit heterogener Vermischung von Tuff, Mörtel, Knochen und Holzkohle sowie Keramik des frühen 1.–2. Jahrhunderts umgeben²⁰, schneidet ebenfalls den o. g. Horizont des 1. Jahrhunderts. Sie birgt Abbruchmaterial des 2. Jahrhunderts (*tegulae, imbrices*, bemalter Wandputz). Hierbei könnte es sich um eine ehemals verschaltete Latrinengrube oder etwa auch um das Impluvium eines Hofareals handeln.

Mit dem nördlich an den Praefurniums-bereich angrenzenden Fundamentgraben M 22 wird Raum 7 erreicht, dessen Nordbegrenzung die bereits erwähnte Giebelmauer M 23 des Gebäudes bildet. Der Raum misst ca. 6,20 × 6,50 m. In seiner südöstlichen Ecke legten die Ausgräber einen Komplex von mindestens zehn Schmelzriegeln (mit und ohne Tonummantelung, z.T. mit Spuren von Buntmetall) und zahlreiche Schlacken frei²¹. Es gibt beim jetzigen Stand der Untersuchungen keinen Hinweis auf eine Hypokaustierung. Bei seiner Ausrichtung zur Portikus und ohne Hypocaustum liegt es nahe, hier eine metallverarbeitende Werkstatt mit Verkaufsräum zu erwarten, auch wenn ein konkreter Nachweis für die Werkstätte noch nicht erbracht werden konnte. Allerdings konnten während der letzten Grabungskampagne in dem von einer Ascheschicht überlagerten Lehmhorizont runde Vertiefungen ausgemacht werden, deren Wände verziegelt waren: Sie enthielten Bronzetropfen, wie sie beim Schmelzvorgang vorkommen; zahlreiche Bronzereste wie auch zerstückelte Münzen bestätigen eine Metallverarbeitung vor Ort. Funde aus der Ascheschicht datieren ans Ende des 2./Anfang des 3. Jahrhunderts, und es ist denkbar, dass Lehmhorizont und Gruben bis in diese Zeit reichen. Möglicherweise bildet dieser Horizont das Laufniveau des vorderen Gebäudeteils, das mit 21,93 m ü. NN deutlich tiefer läge als die Fußbodenhöhe der nach Süden anschließenden hypokaustierten Räume. (Ausgehend von den Hypokaustunterböden kann mit einer Hypokausthöhe zwischen 0,80 und 1,20 m gerechnet werden, d. h. das Laufniveau von Raum 6 läge etwa

bei 22,45–22,85 m ü. NN, das der südlichen Räume bei 22,30–22,80 m ü. NN.)

Datierung/Periodisierung:

Auf einem Horizont des späteren 1. Jahrhunderts entsteht in mehrphasiger Bebauung etwa ab Ende des 1./Anfang des 2. Jahrhunderts eine Raumabfolge, die sich von der straßenseitigen Portikus im Norden bis mindestens 30 m auf die Insula erstreckt. Die ‚Erstausrüstung‘ der Räume ist unbekannt: Denkbar ist eine erste Bauphase, in der die Räume zunächst mit Holzdielen oder Platten ausgelegt waren, der dann erst in einer nachfolgenden, späteren Phase das aufwendigere Beheizungssystem folgte.

Der südliche Raum 1 erhält eine Hypokaustierung und wird nach Ausweis des Fundmaterials zwischen dem älteren und jüngeren Hypokaustboden in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts²² (erneut?) umgebaut und möglicherweise nach Norden erweitert um die Räume 2 und 3.

In einem nicht näher definierbaren Zeitraum nach 120/140 n. Chr. wird Raum 6 entweder neu errichtet oder der bestehende Raum mit einer Heizanlage ausgestattet: Ein im Hypokaustboden vermörteltes Keramikfragment liefert einen terminus post quem (s. Katalog E 11).

Die Verbindung zum nördlich angrenzenden Decumanus stellt Raum 7 her: Seine Errichtung möglicherweise als Werkstatt und/oder Verkaufsstätte kann nach bisherigen Untersuchungen bereits in die erste Bauperiode fallen, sofern die Werkstattfunde des 1.–2. Jahrhunderts nicht verlagert wurden; allerdings enthalten die Schichten in Höhe des zu vermutenden Laufhorizonts ebenfalls relativ viele Funde des 2./3. Jahrhunderts.

Parzelle B

Westlich Parzelle A schließt ein noch nicht klar zu definierender Bereich der Nachbarparzelle an, deren Begrenzungen bis zum jetzigen Stand der Un-

²⁰ Entlang der Fundamentgräben M 5–7 fand sich in den bislang untersuchten Zonen eine von Tuff- und Mörtelbrocken durchsetzte Schicht (gespaltener) Knochen: Offenbar handelt es sich um eine einplanierte Abfallgrube vermutlich des mittleren 1. Jhs. n. Chr.

²¹ Die Konzentration der Funde hart am Ostprofil lassen darauf schließen, dass noch weitere Fragmente im Boden sind.

²² ZELLE (Anm. 7) 210 m. Anm. 520.

tersuchungen noch unbekannt sind. Im nördlichen Grabungsabschnitt (Schnitt 99/1) deuten sterile Sandaufschüttungen sowie zwei Brunnen eher auf einen Hof als auf eine fest bebaute Fläche²³. Das Fundmaterial aus den oberen Verfüllschichten der Brunnen datiert ins 3. Jahrhundert²⁴. Mauerstrukturen fehlen – abgesehen von der östlichen Parzellenbegrenzung – ganz. Eine in den obersten Schichten unterhalb der Humusdecke freigelegte horizontale Lage aus (zerborstenen) Leistenziegeln gibt möglicherweise einen weiteren Hinweis: Denn nach erster Aussage (der Befund setzt sich im Westprofil fort) könnte es sich um einen Teil einer Abflussrinne handeln, die von der Parzelle in die nördliche Straßenkanalisation entwässerte.

In Schnitt 98/5 bildet das Ziegelfundament M 1 mit seiner auffallend tiefen Gründung gewissermaßen einen massiven Querriegel: In seinem Verlauf von Westen zieht das Fundament, auf dem noch einige Lagen des aufgehenden Mauerwerks erhalten sind, bis in die Parzellenmauer M 13 zwischen den Parzellen A und B. Es bleibt auch nach den jüngsten Grabungsergebnissen ohne zugehörige Baustrukturen. Die freigelegten planierten Lehmhorizonte, in die das Fundament einschneidet, befinden sich in Fundamenthöhe, während die unteren Lagen des zu vermutenden aufgehenden Mauerwerks um mindestens 0,60–0,80 m höher anzusetzen sind (s. u.). Unter einer mit Putz- und Wandmalerei resten gefüllten Grube in der Nordwestecke des Schnittes zeigte sich bei jüngsten Untersuchungen ein weiterer Brunnen; die obere Verfüllung des rechteckigen Brunnenschachts datiert gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr.

Im südlichen Schnitt 98/4 liegen sowohl ein Werkzollhorizont aus Tuffbrocken und feinem Tuffgrus als auch der in Lehm gebettete Kieselbelag in Höhe des unteren Fundamentbereiches von M 1, ca. 0,30–0,90 m ab Fundamentunterkante. Beide

Horizonte datieren in das 1.–2. Jahrhundert, mit einer deutlichen Tendenz in das erste 1. Jahrhundert n. Chr. Der Kieselbelag weist wahrscheinlich Spuren von Phosphatausfällungen auf und könnte als Tennen- oder Stallboden interpretiert werden. Spuren von zugehörigen, regelmäßig gesetzten Pfosten oder Schwellbalken konnten allerdings nicht entdeckt werden. Anhaltspunkte für eine Bebauung fehlen. Der über der Kiesellage aufgebrachte Werkzoll mit deutlichen Spuren von Tuffverarbeitung stellt möglicherweise eine Verbindung zur Steinbebauung dieser Parzelle (M 1) und der Nachbarparzelle her.

Parzellen X, Y, Z (Abb. 3)

Bei Trassenuntersuchungen der späteren Bundesstraße 57 im Jahr 1927 wurden erstmals zusammenhängende Baubefunde auf Insula 34 angeschnitten²⁵. Sie passen sich mit einer vergleichbaren langrechteckigen Parzellierung und Ausrichtung des erfassten Gebäudes zum nördlich angrenzenden Decumanus in die Struktur der bisher bekannten Insula-Bebauung ein. Anhand des Skizzenbuches²⁶ und einer Kurzbeschreibung des Befundes im ‚Bericht über die Tätigkeit des Provinzialmuseums Bonn in der Zeit vom 1.4. 1927 bis 31.3. 1928‘²⁷ stellt sich der Komplex wie folgt dar:

Parzelle Y

Zwischen den Mauern M 25 (im Westen) und M 26 (im Osten) breitet sich ein 8,60 × 7,20 m großes Areal aus, das möglicherweise ohne weitere Unterteilung blieb²⁸. Ein mit Ziegelplatten ausgelegtes, 1,00 × 1,20 m großes Becken findet sich verbunden mit der westlichen Mauer M 25; der nördliche Abschluss zur Portikus (?) konnte als Fundament erfasst werden (M 27); parallel dazu verläuft das südliche Fundament M 28.

²³ Allerdings sind auch in diesem Fall Störungen der oberen Lauf- und Bebauungshorizonte durch Planierung und spätere landwirtschaftliche Nutzung zu berücksichtigen.

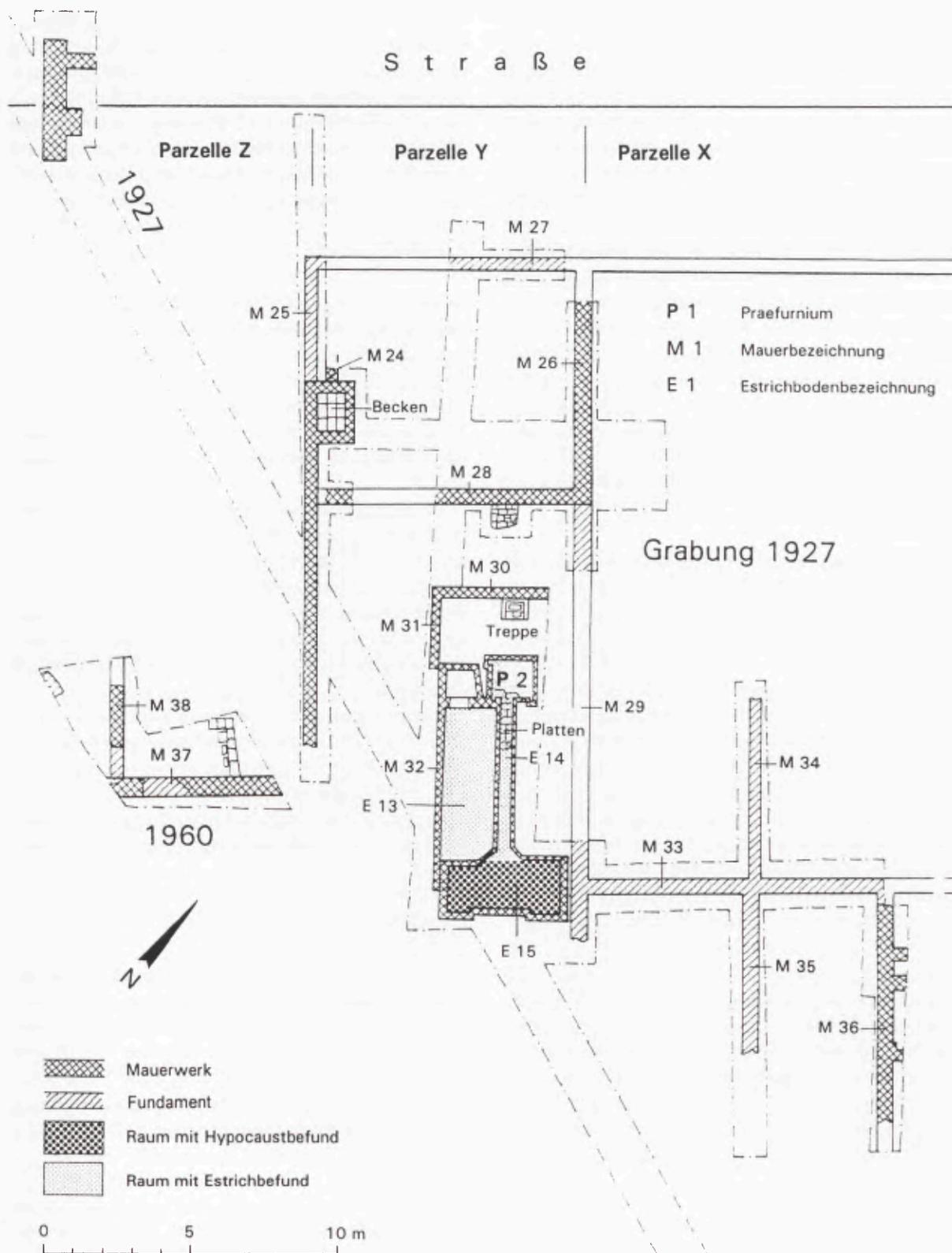
²⁴ Aus Brunnen 2 liefert ein nahezu prägefrischer Denar der Julia Domna von 196/211 n. Chr. einen terminus post quem: Grabungsergebnis der ISAX-Kampagne 2001.

²⁵ Die damaligen Untersuchungen konzentrierten sich auf Suchschnitte, die im Wesentlichen den Baubefunden folgten.

²⁶ Skizzenbuch 48: Xanten (Colonia Trajana) 1927 III. Ein Grabungstagebuch scheint nach Auskunft des Archivs im Rheinischen Amt für Bodendenkmalpflege Bonn nicht (mehr) vorhanden zu sein.

²⁷ H. LEHNER, Bonner Jahrb. 133, 1928, 259 mit Abb. 5.

²⁸ Mehrere Suchschnitte zwischen den Mauern dienten offenbar zur Klärung der Binnenstruktur. Sie zeigen außer dem im Folgenden erwähnten Becken keine weiteren Baubefunde auf.



3. Colonia Ulpia Traiana, Insula 34. Grabung 1927, Parzellen X, Y und Z.

Weiter südlich folgt ein Praefurnium (P 2), das über einen 5 m langen Heizkanal (E 14) ein mit zahlreichen Pfeilern erhaltenes Hypocaustum (E 15) von $3,90 \times 1,70$ – $1,80$ m Größe beheizte. Vermutlich liegen beiderseits des Heizkanals schmale Räume: Der westliche ist mit einem Estrichboden ausgestattet (E 13), dessen Oberfläche $0,55$ – $0,59$ m höher liegt als der Heizkanal; der Bereich östlich des Heizkanals wurde mit dem Suchschnitt nur angeschnitten. Umgeben wird die beheizbare Anlage von den Mauerzügen M 30–32 und M 29; die weitere Ausdehnung nach Süden ist unbekannt.

Dem Praefurnium vorgelagert findet sich ein Vorraum, zu dem eine Treppe Zutritt von Norden gewährte. Die zwei erhaltenen Stufen liegen, an M 30 angelehnt, genau in einer Achse mit dem Praefurnium. Der Raum ist mit einem Stampflehm Boden ausgestattet, dessen Niveau auffälligerweise gut $0,40$ m höher liegt als der Plattenbelag des Heizraums.

Während der Ausgräber in diesen Befunden noch die Reste eines Bades sah²⁹, müssen Parallelen mit ähnlicher Ausstattung in der CUT und weiterer römischer Anlagen zu einer anderen Überlegung führen: So wurde auf der benachbarten Insula 39 eine vergleichbare Konstruktion im rückwärtigen Trakt des Hauses G als Trocknungsanlage gedeutet³⁰. Besteht trotz angeführter Vergleiche auch weiterhin Unsicherheit in ihrer tatsächlichen Nutzung, so scheint jedoch ein wie auch immer gearteter ‚gewerblicher‘ Bezug wahrscheinlich. Hier wie dort liegt der beheizte Bereich etwas isoliert innerhalb der baulichen Gesamtanlage, wird das Hypocaustum über einen langen Heizkanal ‚bedient‘, der die im Praefurnium erzeugten Heizgase möglicherweise bereits abkühlen und Funken auf dem Weg ins Hypocaustum ausglühen lässt. Wird die Anlage im Zusammenhang mit dem straßenseitigen Raum und dem als Becken gedeuteten Befund gesehen, so könnte auch in diesem Fall von einem Gewerbebetrieb ausgegangen werden, in dem die Werkstatt, eventuell mit Verkaufsraum, zur Straße (oder Straßenportikus) ausgerichtet war. Ob es sich

bei dem westlich der Hypokaustanlage gelegenen Teil der Parzelle um einen knapp 3 m breiten überdachten Raum oder um einen Durchgang zur hinteren Parzelle handelt, muss bei dem jetzigen Stand der Bearbeitung offen bleiben. Deutlich wird allerdings erneut die streifenartige, von Nordwest nach Südost orientierte Parzellenstruktur, wie sie bereits bei Parzelle A vorgestellt wurde (s. S. 166).

Parzelle X

Östlich des Hypocaustums der Parzelle Y und der vermutlichen Parzellenmauer M 29 schließt ein 10 m langes Fundament an (M 33). Von ihm zweigen im rechten Winkel M 34 und die beiden parallel verlaufenden M 35 und M 36 ab. Zur weiteren Struktur der Parzelle liegen keine Befunde vor, da auch hier nur entlang der Mauerzüge Suchschnitte angelegt wurden.

Beachtenswert ist allerdings, dass M 33 in östlicher Verlängerung mit dem Ziegelfundament M 1 der Parzelle B fluchtet (vgl. Abb. 1)³¹; der Abstand zwischen beiden ergrabenen Fundamenten beträgt knapp 19 m, und natürlich muss fraglich bleiben, ob es über die bisher nicht untersuchten Flächen hinweg tatsächlich eine Verbindung beider Mauern gegeben hat.

Doch ergibt sich eine weitere ‚Verbindungsline‘, wenn die nördlichen Bebauungsgrenzen der Parzellen A und Y zugrunde gelegt werden: M 23 und M 27 liegen ebenfalls in einer Flucht, und beide haben den gleichen Abstand zum rückwärtigen Mauerzug der jeweiligen Nachbarparzelle (vgl. Abb. 1).

Parzelle Z

Als im Jahr 1960 parallel zur Bundesstraße 57 die Trasse des geplanten Fahrradweges untersucht wurde, kamen südöstlich der Parzelle Y zwei rechtwinklig zueinander gesetzte Mauern (M 37 und M 38) zutage, zu denen der Rest einer Plattenlage zu gehören scheint. Die Platten liegen auf einem stark mit Holzkohle durchmischten Boden. Entlang

²⁹ LEHNER (Anm. 27) 259.

³⁰ KRAUS (Anm. 8) 103 ff.; 131 ff. mit weiterer Literatur.

³¹ Die horizontale Ausrichtung der Mauerbefunde mit den weiter östlich gelegenen Parzellen A und B ließ sich allerdings nur im relativen Verhältnis zu anderen Befunden ermitteln: Anhand der 1927 ebenfalls angeschnittenen Kapi-

tolsinsula war es möglich, den Teil der Skizzen mit den eingemessenen Straßenkilometern in die heute bekannte Bebauung der Kapitolsinsula einzubinden; andere Skizzenblätter mit weiteren Kilometerangaben konnten danach mit entsprechender Entfernung in den Gesamtplan der CUT eingehängt werden.

der Platten sind zwei Hohlziegel (*tubuli*) im Abstand von etwa 0,10 m senkrecht gesetzt; sie ragen insgesamt bis zu 0,36 m über die Platten hinaus, je eine runde Öffnung an ihrer senkrechten Wandung liegt ebenfalls oberhalb der Plattierung. Da der Befund an dieser Stelle abbricht und auch die Zeichnung keine weiteren Aufschlüsse gibt, bleiben der bauliche Zusammenhang und seine Funktion (als Teil einer Hypokaustanlage?) ohne weitere Untersuchung zunächst noch unklar³².

Schlussbemerkung

Der vorliegende Bericht stellt erstmals eine Verbindung zwischen allen bisherigen Ausgrabungen auf Insula 34 her. Dabei war ausschlaggebend, erste Überlegungen zur Parzellierung und Baustruktur der Insula zur Diskussion zu stellen, wohl wissend, dass weitergehende Untersuchungen auf dem Gelände wie auch Fundbearbeitung und Archiv-Recherche folgen müssen. Eine umfassende Aufarbeitung der Grabungskampagnen von 1969/70 müsste dabei im Vordergrund stehen.

KATALOG

Parzelle A

Hypocaustum (Abb. 2)

- E 1 *opus signinum*, Schnitt 70/9, unter E 4; 6,20 × 4,0 m; Oberkante bei 21,39–21,44 m ü. NN; mit quadratischen Pfeilersetzungen; stark ausgebrochen, mit fast identischer Zerstörung wie bei E 4.
- E 2 *opus signinum*, Schnitt 70/9, unter E 5; 0,40 × 0,60 m; Oberkante bei 21,46 m ü. NN; mit dem Rest einer Pfeilerplatte; wohl zusammengehörig mit E 1 und E 2; stark ausgebrochen.
- E 3 *opus signinum*, Schnitt 70/9, unter E 5; Oberkante bei 21,46 m ü. NN, mit den Resten zweier Pfeilerplatten; wohl zusammengehörig mit E 1 und E 2; stark ausgebrochen.
- E 4 *opus signinum*, Schnitt 70/9, nördlich von E 5; 6,20 × 4,0 m; Oberkante bei 21,57–21,62 m ü. NN; mit runden und quadratischen Pfeilerplatten; stark ausgebrochen mit fast identischer Zerstörung wie bei E 1; vermutlich im Zusammenhang mit E 4; liegt wie E 4 auf Wandputzresten einer älteren Bauphase auf (vgl. E 1–3).
- E 5 *opus signinum*, Schnitt 70/9, südlich von E 4; 1,80 × 0,70 m; Oberkante bei 21,59–21,62 m ü. NN; ohne Pfeiler und Standspuren; gehört sehr wahrscheinlich zu E 4; liegt ebenso wie E 4 auf Wandputzresten einer älteren Bauphase auf (vgl. E 1–3).

- E 6 *opus signinum*, Schnitt 70/9, nördlich von E 4; 3,80 × 1,40/1,80 m; Oberkante bei 21,56–21,59 m ü. NN; mit runden und quadratischen Pfeilerplatten bzw. Standspuren; stark ausgebrochen; vermutlich im Zusammenhang mit E 10.
- E 7 *opus signinum*, Schnitt 70/9, nördlich von E 4; 1,40 × 0,90 m; Oberkante bei 21,54 m ü. NN, mit einer runden Pfeilerplatte und zwei Pfeilerstandspuren; Zusammenhang mit E 8 und vermutlich E 9.
- E 8 *opus signinum*, in der südwestlichen Ecke des Schnittes 98/6 entlang des Westprofils; 0,40 × 1,20 m, Stärke: 0,07 m; Oberkante bei 21,47 m ü. NN, Struktur wie E 9 und E 10, ohne Pfeiler und Standspuren; Zusammenhang mit E 7 und vermutlich E 9; Unterbau aus Sand-Mörtel-Gemisch (s. E 9) mit Ziegel- und ‚Grauwacke‘-Bruch, bei 0,17–0,20 m Höhe mächtiger als der Unterbau von E 9. Die mit der Estrichprobe geborgene Wandscherbe eines weißtonigen Kruges liefert keine Feindatierung des Estrichbodens.
- E 9 *opus signinum*, entlang des Westprofils in 98/6 zwischen E 11 und E 8; 0,80 × 2,40 m, Stärke: 0,07 m; Oberkante bei 21,49 m ü. NN, Struktur wie E 10, ohne Pfeiler und ohne Standspuren; vermutlicher Zusammenhang mit E 7 und E 8; ca. 0,13 m hoher Unterbau aus einem Sand-Mörtel-Gemisch (ähnlich E 11) mit Ziegelbruch und Mörtelbrocken, liegt auf einer ca. 0,08 m starken Lehmschicht (vgl. ähnlichen Befund unter E 11).

³² Zwar wurde der Befund zeichnerisch dokumentiert, doch fehlt eine Befundbeschreibung. In dem veröffentlichten Grabungsbericht geht der Ausgräber auf diesen Schnitt

nicht ein: H. HINZ, Die Beobachtungen während der Anlage des Fahrradweges neben der Bundesstraße 57. Rhein. Ausgr. 10 (Köln 1971) 187–189.

E 10 *opus signinum*, vor der südlichen Schnittkante in 98/6; 3,50 × 2,00 m, Stärke 0,07 m; Oberkante bei 21,48–21,52 m ü. NN, Magerung mit Ziegelbruch und hohem Kieselanteil, wodurch seine Oberfläche ungleichmäßig ausgebildet ist; stark ausgebrochen, mit einigen runden und quadratischen Platten und der Standspur einer quadratischen Pfeilerplatte, Störungen und Ausbruch an nördlicher und westlicher Kante; vermutlicher Zusammenhang mit E 6; Unterbau: E 10 liegt auf einem durchschnittlich ca. 0,20 m hohen Unterbau aus grobem Ziegelbruch (*lateres, tegulae*), Wandputzbrocken und Mörtel.

Die Hypokaustböden E 8–10 scheinen nach ihrer Struktur von gleicher Machart zu sein; eine Unterscheidung ist lediglich nach den Unterböden möglich: E 10 ruht auf einer ausgesprochen groben Schicht aus Baumaterial, während die wahrscheinlich noch im Westprofil miteinander verbundenen E 8 und E 9 mit feinem Sand-Mörtel-Gemisch unterfüttert sind.

E 11 *opus signinum*, etwa in der nördlichen Hälfte des Schnittes 98/6 entlang des Westprofils; 3,50 × 3,30 m, Stärke: 0,07 m; Oberkante bei 21,62–21,68 m ü. NN, mit wenigen erhaltenen runden und quadratischen Pfeilerplatten, Störungen der Estrichoberfläche und ovaler Ausbruch an nördlicher Kante; westlich des Ausbruchs in Lehm geschichtete Ziegelplatten, wie die Hypokaustpfeiler auf den Estrich aufgesetzt, möglicherweise der Rest der westlichen Ofenwange (s. u. Praefurnium P 1); auf dem Estrich eine ca. 0,05 m starke Lage aus Asche/Holzkohle, auch im Ausbruch der Boden stark mit Holzkohle durchsetzt; östlich des Estrich-Ausbruchs ein nur wenige Zentimeter hoch erhaltenes Stück Wandputz aus fein gemagertem Mörtel, an den Estrichboden herangestrichen, markiert die nördliche aufgehende Abschlusswand des Hypocaustums; an der Oberfläche des verhältnismäßig fein gemagerten Estrichs die Wandscherbe einer Terra sigillata (La Madeleine, 120–140 n. Chr.); Unterbau: 0,10 m starke Schicht aus Sand und Mörtel, wenig Ziegelbruch; im Süden liegt E 11 auf einer durchschnittlich 0,24 m starken humosen Planierschicht auf, nach unten durch ein ca. 0,10 m starkes Lehmpaket begrenzt; der Unterbau am östlichen und nördlichen Profil aus 0,30 m starker kiesiger Sandschicht, mit Holzkohle, Ziegelbruch und -splitt durchmischt.

P 1 Das Praefurnium schließt nördlich E 11 an; eine Mauer (M 4), die nur noch als Ausbruch erhalten ist, trennt den eigentlichen Heizraum vom hypokaustierten Raum; Feuerzunge und Heizkanal sind ausgebrochen. Eine Reihe von Ziegelplatten, zum Teil verbrannt und durch Hitze einwirkung gesprungen, weist auf den Fußbodenbelag hin, der mit 21,58 m ü. NN nur wenig tiefer (0,04–0,10 m) liegt als der nördliche Bereich des leicht ansteigenden Hypokaustbodens. Eine kompakte Ascheschicht mit Fundmaterial des 3. Jhs. verteilt sich nahezu über den gesamten Raum zwischen 21,65–21,70 m ü. NN; sie zieht unter die Plattenlage und reicht bis zu einer Tiefe von 21,45–21,50 m ü. NN hinab; begrenzt wird die Ascheschicht nach Norden und Westen von einem massiven Lehmpaket, das möglicherweise an diesen Stellen die Begrenzung des Heizraums markiert.

Der Unterbau aller vier Estrichböden in 98/6 liegt auf einem durchgehenden Horizont aus mittel- bis dunkelgraubraunem, stark mit Holzkohle durchsetztem, lehmigem Sand auf³³.

Die Hypokaustböden in 98/6 lassen sich mit den Estrichbefunden in 70/9 in Verbindung bringen. In dem 1970 angelegten Schnitt südlich von 98/6 – mit schräg von Südwesten nach Nordosten verlaufender nördlicher Schnittkante³⁴ – sind die seinerzeit dokumentierten Befunde komplett abgetragen³⁵, doch lässt die bereits erwähnte Überlappung der Flächen deutlich die Verfüllung des Schnittes 70/9 erkennen.

Vergleichbar mit den in 98/6 ermittelten Nivellements der Böden E 8–10 liegen die Werte der Estrichböden in 70/9, E 4–7, die ebenfalls runde und quadratische Hypokaustpfeiler tragen, nämlich zwischen 21,47 und 21,62 m ü. NN; E 1–3 gehören einer älteren Bauphase an und liegen bis zu 0,20 m tiefer als das jüngere Hypocaustum.

Fußboden (Abb. 2)

E 12 *opus signinum*, Schnitt 70/9–70/8, östlich E 4; 1,50 × 2,40 m; Oberkante bei 21,11 m ü. NN, damit ca. 0,70 m höher als die *opus signinum*-Böden des älteren Hypocaustums E 1–3, ca. 0,50 m höher als das jüngere Hypocaustum E 4–7.

³³ s. S. 179 ff. in diesem Band.

³⁴ Die unregelmäßige Linienführung, im Plan ohne Signatur/Schraffur, ist auf den Profilabbruch zurückzuführen, der für drei der Hauptprofile im Schnitt 70/9 vermerkt ist; einzig das Westprofil ist zeichnerisch dokumentiert worden.

³⁵ Die folgenden Katalogbeschreibungen basieren auf den Feldzeichnungen (meist ohne Legende) und den wenigen Hinweisen im Tagebuch.

Mauerbefunde (Abb. 2)

- M 1** Schnitt 98/5–70/9: Mauer in Ost-West-Verlauf mit tiefgreifendem Fundament aus Ziegelbruch; Länge: 7 m, Breite: 0,60 m, erhaltene Gesamthöhe 1,60–1,80 m mit den oberen horizontalen Ziegellagen des aufgehenden Mauerwerks über Lagen in Fischgrätmuster); Tiefe des Fundaments mindestens 1,30 m; Unterkante bei 20,52–20,55 m ü. NN, vermörtelt bis etwa 21,30 m ü. NN; nach unten anschließende Ziegelschüttung bis Unterkante; untere Fundamentlage nach Westprofilzeichnung 70/9 aus ca. 0,30 m mächtiger ‚Grauwacke‘-Stückung, bestätigte sich nicht in der Sondage (vor der westlichen Schnittkante in 98/5: R 1730,10–1730,90 / H 1313,30–1314,55); zwei Ziegel mit Stempel der Legio XV Primigenia; im Mörtel Abdruck der Verschalungsbretter, Breite ca. 0,25 m.
- M 2** Schnitt 98/5: Fundamentgraben in Nord-Süd-Ausrichtung; nördliche Fortsetzung von M 13 in 70/9. Funde aus der stark mit Bauschutt durchsetzten Verfüllung datieren ins 2.–3. Jh.
- M 3** Schnitt 99/1: Fundament in Nord-Süd-Verlauf entlang des Ostprofils; vermörtelt; Breite: 0,60–0,70 m; erhaltene Oberkante bei 21,37–21,47 m ü. NN; nördliche Fortsetzung von M 2 und M 13) zwischen H 1324 und H 1324,80 hat sich ein gut 0,40 m hoher ‚Sockel‘ aus kleinen Tuffquadern und *opus caementicium* erhalten, möglicherweise ein Rest der aufgehenden Mauer; zwischen H 1326,30 und H 1326,70 ist das Fundament unregelmäßig ausgebrochen: dort schließt nach Osten in Schnitt 99/2 der Fundamentgraben M 22 an; der Verlauf von M 3 lässt sich bis an die nördliche Schnittkante verfolgen; das Verfüllmaterial oberhalb M 3 datiert in die 2. Hälfte des 2. Jhs.
- M 4/5** Schnitt 98/6: Fundamentgraben, nördlich E 1, zieht von M 3 bis M 6/7 und weiter bis in das Ostprofil; die Verfüllung datiert in das 1.–3. Jh. n. Chr.; entspricht der Nordwand zu E 1 (Rest des Wandputzes an der nördlichen Estrichkante).
- M 6/7** Schnitt 98/6: Fundamentgraben, parallel zu E 1 im Nord-Süd-Verlauf, Länge: 6,20 m, Breite: 0,80–0,90 m; setzt etwa 0,40 m höher an als die Unterkante des West-Ost-Fundaments M 8, Anbindung von M 7 durch nachträgliche Einfügung in M 8 (bedarf weiterer Klärung bei Fortsetzung der Grabungsarbeiten); die Verfüllung datiert in das 1.–3. Jh. n. Chr. Fundament und Mauer im Süd-Nord-Verlauf bildeten den östlichen Abschluss des höher gelegenen Hypocaustums und des dazugehörigen Praefurniums P 1.
- M 8** Schnitt 98/6: Fundament in West-Ost-Ausrichtung, Breite: 0,60–0,80 m; obere Mörtelschicht mit einigen regelmäßigen Ziegelabdrücken, darunter anscheinend unvermörtelter Ziegelbruch: Klärung des Aufbaus an der südlichen Schnittkante, an der im Nordprofil A 1 ein Querschnitt durch das Fundament erfasst wurde; Oberkante bei 21,12–21,26 m ü. NN, Unterkante bei 20,80 m ü. NN; zieht aus dem Westprofil in den Schnitt, knickt nach 6 m unmittelbar vor dem Ostprofil im rechten Winkel nach Süden ab (M 9); die Estrichböden E 2 und E 3 reichen in ihrer Nordausdehnung bis an das tiefer gelegene Fundament heran; sein aufgehendes Mauerwerk wird das südliche Hypocaustum nach Osten und auch im Norden begrenzt haben; M 8 entspricht der Südwand des nördlich anschließenden hypokaustierten Raumes 6 (mit E 1).
- M 9** Schnitt 70/9: Fundament in Nord-Süd-Ausrichtung, Länge: ca. 3,50 m, Breite: 0,60 m, im Verbund mit M 8, mit M 17 fluchtend, gleiche Oberflächenstruktur wie M 8: Mörtelschicht mit regelmäßigen Ziegelabdrücken.
- M 10** Schnitt 98/6: Ziegelschüttung in Nord-Süd-Ausrichtung, von südlicher Schnittkante bis West-Ost-Mauerfundament M 8, zwischen E 8–9 und E 10, aus grobem Bauschutt (*tegulae, imbrices, lateres*, Mörtelbrocken) und humoser Sanddurchmischung; Oberkante bei 21,08–21,18 m ü. NN; Unterkante bei 20,58 m ü. NN; Breite: ca. 0,60 m; vermutlich Verfüllung eines ebenfalls in 70/9 in derselben Flucht erfassten Ausbruchgrabens (M 11), Verfüllhöhe, soweit erhalten, bleibt unter dem Niveau des Estrich-Unterbaus; nach den wenigen bislang geborgenen Funden lässt sich die Ziegelschüttung etwa in die 2. Hälfte des 2./1. Hälfte des 3. Jhs. datieren.
- M 11** Schnitt 70/9: Fundamentgraben in Nord-Süd-Ausrichtung, in südlicher Verlängerung von Ziegelschüttung M 10, zwischen E 6 und E 7, Breite: 0,60–0,70 m; vermutlich wie M 10 mit lockerem Bauschutt und Sand verfüllt.
- M 12** Schnitt 70/9: Fundamentgraben in West-Ost-Ausrichtung, zwischen E 4 und E 6–7; zieht vermutlich über die gesamte Parzellenbreite zwischen Parzellenmauer M 13 bis M 17; Breite: max. 0,60 m.
- M 13** Schnitt 70/9: Fundamentgraben, vermutlich westliche Parzellenmauer, in südlicher Verlängerung von M 2–3, im (nachträglichen?) Verbund mit M 1; fluchtet mit südlichem Fundament M 14, begrenzt die Hypokaustböden E 1 und 4.

- M 14** Schnitt 70/9: Fundament in Nord-Süd-Ausrichtung, bildet mit M 2–3 und M 13 vermutlich die westliche Parzellenbegrenzung, ist möglicherweise Teil einer Hof- oder Gartenmauerung zu (4); Breite: ca. 0,60 m; setzt sich nach Süden über M 16 fort, Südende nicht ergraben.
- M 15** Schnitt 70/9: Fundamentgraben zwischen dem hypokaustierten Raum 1 und Hof/Garten 4.
- M 16** Schnitt 70/9–70/8: Fundament, südliche Begrenzung von Hof/Garten (4), Breite: 0,55–0,65 m, zieht nach Osten; ergrabener Befund endet bei zwei Pfeilerfundamenten in Schnitt 70/8.
- M 17** Schnitt 70/9: Fundamentgraben in südlicher Verlängerung von Ziegelfundament M 9, östliche Begrenzung der Hypokaustböden E 1–6, trennt die Räume 1 und 5, endet in Höhe M 15, Breite vermutlich wie M 9 (0,60 m).
- M 18** Schnitt 70/8: Fundamentgraben in Nord-Süd-Ausrichtung, begrenzt Raum 5 nach Osten, stößt südlich auf Fundamentgraben in Verlängerung des Ziegelfundaments M 20.
- M 19** Schnitt 70/8: Fundamentgraben in Nord-Süd-Ausrichtung, Gesamtverlauf nur unzureichend ergraben, bietet aber im vorliegenden Befund eine Parallele zur westlichen Parzellenbegrenzung M 2–3/M 13–14.
- M 20** Schnitt 70/8: Ziegelfundament in West-Ost-Ausrichtung, Breite: ca. 0,50 m; setzt vermutlich als südliche Begrenzung von Raum 5 bereits bei M 17 an; zieht nach Osten in Schnitt 70/4 und 70/1.
- M 21** Schnitt 70/9: Fundamentgraben, knickt als nördliche Begrenzung zu Raum 5 von M 18 nach Westen ab.
- M 22** Schnitt 99/1: Fundamentgraben in West-Ost-Ausrichtung, südliche Begrenzung von Raum 7, noch nicht vollständig ergraben; Verfällung mit auffälliger Konzentration an gestempelten Ziegeln (LEG VI VICPF; LEG XV; LEG I M[INERVIA]; LEG XXII; TRANSRHENANA; COH I FLAV).
- M 23** Schnitt 99/1: Fundamentgraben in West-Ost-Ausrichtung, nördliche Begrenzung von Raum 7, entspricht vermutlich der nördlichen Giebelwand des Gebäudes; erst in oberen Verfällbereichen erfasst.

Kastengrube (Abb. 2)

Schnitt 98/6: Zwischen M 5, 7 und 8 zeichnet sich ab 21,90–21,42 m ü. NN eine Grube (Befund 48) nahezu quadratisch von den umliegenden Schichten ab, nur im nordöstlichen Bereich zunächst noch unklarer Verlauf des Grubenrandes; Verfällung der Grube mit auffällig hohem Anteil an Wandputz mit einfacher Bemalung, außerdem Ziegelbruch, Mörtelbrocken, Kies und Tuff; Datierung: Ende 1./Anf. 2. Jh. n. Chr.; umliegende Schichten bei 21,70–21,40 m ü. NN mit Holzkohle durchsetzt, mit einem datierbaren Fundspektrum vom frühen 1. bis ins 2. Jh. n. Chr.

In einer Tiefe von 21,44–21,17 m ü. NN schließt in Fortsetzung der Grube (48) der deutlich als Kastengrube zu erkennende Befund 97 an; auch hier deutliche Einfällung mit Baumaterial (*tegulae, imbrices*, Wandputz); als Auskleidung der Grube ist auf ihrer Seite eine Reihe senkrecht gesetzter Leistenziegel erhalten, von Nordost nach Südwest zieht eine Verfällungsspur, die wahrscheinlich auf eine Holzverschalung zurückzuführen ist; diese war unmittelbar nach Freilegung zunächst auch noch an der westlichen Grubenkante zu erkennen, ‚verflüchtigte‘ sich jedoch sofort; eine durch (Phosphat-?) Ausfällung verhärtete lehmige Sandschicht mit vielen Kieseln, Holzkohle, wenig Ziegelbruch und Mörtel, bildet die Sohle der Grube bei 21,00–21,12 m ü. NN; Datierung der Einfällung: 2. Jh. n. Chr.; umliegende Schichten ab Höhe der Kastengrube datieren in die Mitte des 1. Jhs. n. Chr., eine vollständige Gemme mit Resten des verschmolzenen Ringes datiert in die 2. Hälfte des 1. Jhs. vor Chr.; Pfostenlochverfällung unter der durch Ausfällungen verhärteten Grubensohle in einem mit Kieseln, Holzkohle und dunklen, vermutlich humosen Einschlüssen durchmischten Sand.

Parzelle B

Mauerbefunde (Abb. 2)

- M 1** (identisch mit M 1 in Parzelle A) Schnitt 98/5–70/9: Mauer in Ost-West-Verlauf mit tiefgreifendem Fundament aus Ziegelbruch; Länge: 7,0 m, Breite: 0,60 m, erhaltene Gesamthöhe 1,60–1,80 m mit den oberen horizontalen Ziegellagen des aufgehenden Mauerwerks über Lagen in Fischgrätmuster), Tiefe des Funda-

ments mindestens 1,30 m, Unterkante bei 20,52–20,55 m ü. NN, vermörtelt bis etwa 21,30 m ü. NN; nach unten anschließende Ziegelschüttung bis Unterkante; untere Fundamentlage nach Westprofilzeichnung 70/9 aus ca. 0,30 m mächtiger ‚Grauwacke‘-Stückung, bestätigte sich nicht in der Sondage (vor der westlichen Schnittkante in 98/5: R 1730,10–1730,90 / H 1313,30–1314,55); zwei Ziegel mit Stempel der Legio XV Primigenia.

Parzellenmauer (Abb. 2)

M 2 (identisch mit M 2 in Parzelle A) Schnitt 98/5: Fundamentgraben in Nord-Süd-Ausrichtung; nördliche Fortsetzung von M 13 in 70/9. Funde aus der stark mit Bauschutt durchsetzten Verfüllung datieren ins 2.–3. Jh.

M 3 (identisch mit M 3 in Parzelle A) Schnitt 99/1: Fundament in Nord-Süd-Verlauf entlang des Ostprofils; vermörtelt; Breite: 0,60–0,70 m, erhaltene Oberkante bei 21,37–21,47 m ü. NN; zwischen H 1324 und H 1324,80 hat sich ein gut 0,40 m hoher ‚Sockel‘ aus kleinen Tuffquadern und *opus caementicium* erhalten, vermutlich ein Rest der aufgehenden Mauer; zwischen H 1326,30 und H 1326,70 ist das Fundament unregelmäßig ausgebrochen: dort schließt nach Osten in Schnitt 99/2 der Fundamentgraben M 22 an. Der Verlauf von M 3 lässt sich bis an die nördliche Schnittkante verfolgen. M 3 ist sehr wahrscheinlich die nördliche Fortsetzung der Fundamentgräben M 2 in 98/5 und M 13 in 70/9 sowie des Fundaments M 14. Das Verfüllmaterial oberhalb M 3 datiert in die 2. Hälfte des 2. Jhs.

M 13 (identisch mit M 13 in Parzelle A) Schnitt 70/9: Fundamentgraben, vermutlich westliche Parzellenmauer, in südlicher Verlängerung von M 2–3, im (nachträglichen?) Verbund mit M 1; fluchtet mit südlichem Fundament M 14, begrenzt die Hypokaustböden E 1 und 4.

M 14 (identisch mit M 14 in Parzelle A) Schnitt 70/9: Fundament in Nord-Süd-Ausrichtung, bildet mit M 2–3 und M 13 vermutlich die westliche Parzellenbegrenzung, ist möglicherweise Teil einer Hof- oder Gartenummauerung zu (4); Breite: ca. 0,60 m; setzt sich nach Süden über M 16 fort, Südende nicht ergraben.

Brunnen (Abb. 2)

Brunnen 1

Schnitt 98/5: Rechteckiger Grundriss eines Brunnenschachtes in der Nordwestecke des Schnittes, unterhalb einer Grube mit zahlreichen Resten bemalten Wandputzes; erfassbare größte Breite: 1,30 m, Nordwestrand ragt ins Profil hinein, noch nicht ergraben; mit trichterförmiger Baugrube; Verfüllung der oberen Brunnenverfüllung; etwa Ende 2. Jh. – Ergebnis der Bohrung: Sohle verm. bei 15,77 m ü. NN; eemzeitliches Torfband bei 14,08 m ü. NN.

Brunnen 2

Schnitt 99/1: Brunnen unterhalb Ziegelbruchkonzentration im Südwest-Quadranten des Schnittes mit regelmäßig in Lehm gesetzter Ziegelstückung, in leichter Abrundung an deren nordwestlichem Verlauf; Durchmesser etwa 1,40–2,00 m, oberer Brunnenschacht allerdings noch nicht erfasst; Verfüllung mit reichem Keramikinventar vom Ende des 2./Anf. 3. Jhs. und prägefrischer Münze von 196/211 (Denar der Julia Domna). – Ergebnis der Bohrung: Brunnenunterkante bei 15,30 m ü. NN; eemzeitliches Torfband bei 14,89 m ü. NN.

Brunnen 3

Schnitt 99/1: Stark verziegelter, mit Holzkohle und Ziegelbruch durchmischter, etwa kreisrunder Befund im Nordwest-Quadranten, Durchmesser 0,85 m; auffällige Fundkonzentration an Keramik und insbesondere Eisen- und Bronzeobjekten, z. T. stark verschmolzen, aber auch ohne erkennbare sekundäre Hitzeeinwirkung; u. a. Eisenbeschlag, Schaufelblatt, Axt mit Resten des hölzernen Stiels, das Kreuz eines Fenstergitters; soweit datierbar 1. Hälfte des 3. Jhs. – Ergebnis der Bohrung: Sohle zwischen 14,47 m ü. NN und 16,61 m ü. NN (bis in diese Tiefe Holzreste, Bohrkern bei 14,47 m ü. NN durch Grundwasser abgerutscht).

Parzelle Y (Abb. 3)³⁶

Mauerbefunde

M 24 Mauer in Nord-Süd-Ausrichtung, Breite ca. 0,20–0,30 m, setzt an nördlicher Beckenwand an, paralleler Verlauf zu M 25 mit nur geringen Abstand; weiterer Befund nach Norden nicht ergraben.

³⁶ Die Befundbeschreibungen beruhen ausschließlich auf dem Skizzenbuch und einer Zeichnung, die bereits im Jahresbe-

richt des Provinzialmuseums Bonn von 1927 veröffentlicht wurde (Anm. 26 und 27).

- M 25** Mauer in Nord-Süd-Ausrichtung, bis zum ummauerten Becken im Mauerwerk erfasst, im nördlichen Verlauf als Fundament, Breite ca. 0,50 m; bildet vermutlich die westliche Parzellenmauer; grenzt im Norden an die hypothetische Giebelmauer M 27, weiterer Verlauf nach Süden bisher ungeklärt.
- M 26** Mauer in Nord-Süd-Ausrichtung, bis M 28 im Mauerwerk erfasst, südlich als Ausbruch bzw. im Fundament, weiterer südlicher Verlauf mit M 29 identifiziert, Breite 0,60 m; bildet vermutlich die östliche Parzellenbegrenzung
- M 27** Mauer/Fundament in West-Ost-Ausrichtung, zwischen den vermuteten Parzellenmauern M 25 und M 26, Breite: 0,50–0,60 m; bildet wahrscheinlich die nördliche Giebelwand der Parzellenbebauung.
- M 28** Mauer in West-Ost-Verlauf, zwischen M 25 und M 26, Breite: 0,50 m; verläuft parallel zu M 27, begrenzt im Süden einen zur anzunehmenden nördlichen Portikus ausgerichteten Raum; unklarer Befund an seiner Südseite: Steinsetzung/Fundament?
- M 29** Fundament in Nord-Süd-Ausrichtung, in südlicher Verlängerung von M 26, verläuft parallel zu E 15, trennt zusammen mit M 26 aller Wahrscheinlichkeit nach die Parzellen X und Y; weiterer Verlauf nach Süden ungeklärt; nach Osten schließt M 33 an (s. Parzelle X).
- M 30** Mauer parallel zu M 28 in West-Ost-Ausrichtung, Breite: 0,40 m, bildet im Verbund mit M 31 und vermutlich M 29 (Anbindung nicht ergraben) den Vorraum zum Praefurnium P 2; von Süden angelehnt finden sich die Reste einer Steintreppe mit zwei erhaltenen Stufen.
- M 31** Mauer in Nord-Süd-Verlauf, Breite 0,40 m, bildet in Verbund mit M 30 und vermutlich M 29 die Begrenzung für den Vorraum zum Praefurnium P 2.
- M 32** Mauer in Nord-Süd-Verlauf, Breite ca. 0,20–0,30 m, reicht von M 31 (Anbindung nach den vorliegenden Skizzen unklar) bis etwa mittig an das Hypocaustum E 15; begrenzt nach Westen den Estrichboden E 13.

Becken

Rechteckig ummauerter Befund, mit Plattenbelag; Innenmaße: 1,00 × 1,20 m, Außenmaße: ca. 1,70 × 2,10 m; Mauerstärke: 0,40–0,50 m; wurde anscheinend im Verbund mit der westlichen Parzellenmauer M 25 gearbeitet. Nach

Norden setzt eine parallel zu M 25 geführte Mauer an.

Estrichboden

- E 13** *opus signinum* (?), westlich des Heizkanals mit Plattenbelag und Estrichboden E 14, begrenzt von M 32, E 15 und dem Heizkanal, 1,80 × 5,00 m; liegt 0,55–0,59 m höher als der Estrich des Heizkanals E 14.

Heizkanal

- E 14** 5,40 × 0,40 m lang, erstreckt sich zwischen dem Praefurnium P 2 und dem Hypocaustum E 15, von dünnen Mäuerchen (max. 0,20 m) eingefasst, mit trichterförmiger Öffnung zum Hypocaustum; laut Skizzenbuch sind im nördlichen Drittel Platten erhalten, der übrige Heizkanal scheint mit Estrichboden ausgestattet zu sein (E 14).

Hypocaustum

- E 15** *opus signinum* (?), hypokaustierter Raum mit Estrichboden, 3,90 × 1,30–1,60 m, von 0,20–0,30 m starken Mauern eingefasst, mit sieben erhaltenen quadratischen Pfeilerstellungen.

Praefurnium

- P 2** Mit Platten ausgelegter Heizraum, Innenmaße: ca. 0,70–0,70 m; umgeben von ca. 0,20 m dünnen Mauern; Brandspuren an den Platten und Asche/Holzkohle; liegt etwa 0,40 m tiefer als der nördlich anschließende Vorraum; öffnet sich nach Süden zum Heizkanal E 14.

Parzelle X (Abb. 3)

Mauerbefunde

- M 33** Mauer/Fundament(?) in West-Ost-Ausrichtung, Breite: 0,60 m; schließt östlich M 29 an, erfasst in einer Länge von 10 m, mit den abzweigenden Mauern M 34 (nach Norden), M 35 und M 36 (nach Süden).

- M 34** Fundament in Nord-Süd-Ausrichtung, Breite: ca. 0,40 m; zweigt von M 33 nach Norden ab, bei leichter Achsenverschiebung etwa in Verlängerung von M 35, allerdings schmaler als diese; endet nach 6 m ohne weiteren erkennbaren Befund.

- M 35** Fundament in Nord-Süd-Ausrichtung, Breite: 0,60 m; schließt südlich M 33 an, liegt etwa in der Längsachse der schmaleren M 34; scheint nach gut 5 m vollständig ausgebrochen zu sein.

M 36 Mauer in Nord-Süd-Ausrichtung, Breite: 0,60 m; zweigt von M 33 nach Süden ab, mit mindestens drei Maueransätzen an seiner Ostseite; weiterer Verlauf nach Süden ungeklärt.

Parzelle Z (Abb. 3)

Mauerbefunde

M 37 Mauer in West-Ost-Ausrichtung, Breite: 0,60 m; bildet südliche Begrenzung einer Plattenlage mit tubuli; anzunehmende Ausdehnung nach Osten bis zur Parzellemauer M 25.

M 38 Mauer in Nord-Süd-Ausrichtung, Breite: ca. 0,50 m; setzt bei M 37 an, weiterer Verlauf nach Norden nicht erfasst.

Planierte Gräber im Bereich der Colonia Ulpia Traiana – Beobachtungen zu vorcoloniazeitlichen Schichtenfolgen auf Insula 34

Die seit 1998 auf Insula 34 der Colonia Ulpia Traiana im Rahmen der Internationalen Archäologischen Sommerakademie Xanten (ISAX) stattfindenden Ausgrabungen haben neue Erkenntnisse zur vorcoloniazeitlichen Nutzung des Geländes erbracht. Seit den Grabungen von 1969/70 durch Ch.B. Rüger wusste man von der Existenz vorcoloniazeitlicher Gräber im Bereich von Insula 34, die den Beginn der Nutzung des Areals in römischer Zeit markieren³⁷. Bei den archäologischen Untersuchungen 2001 wurden weitere Bestattungen in den Schnitten 98/4 und 98/5 aufgefunden, und es gelang, anhand der Flächenprofile ein genaueres Bild vom Schichtenaufbau in diesem Geländeabschnitt zu gewinnen (Abb. 5). Die stratigrafisch ältesten Befunde sind die Bestattungen sowie einige Gruben und Pfosten (Abb. 4 und 5). Sie werden von braunen, lehmig-sandigen Planierschichten überlagert, die ebenfalls in den nördlich bzw. östlich angrenzenden Schnitten 99/1 und 98/6 angetroffen wurden. Diese Planierungen überdecken Befunde, die in die anstehenden Sande der jüngeren Niederterrasse eingreifen. Hier wird diskutiert, ob die Grenze zwischen anstehendem Boden und Planierschichten (Abb. 5 Geländeoberfläche 1) die antike Topografie zur Zeit der Gräberfeldbelegung widerspiegelt³⁸. Die Befunde, die unter den Planierschichten angetroffen wurden, sollen zum besseren Verständnis näher vorgestellt werden.

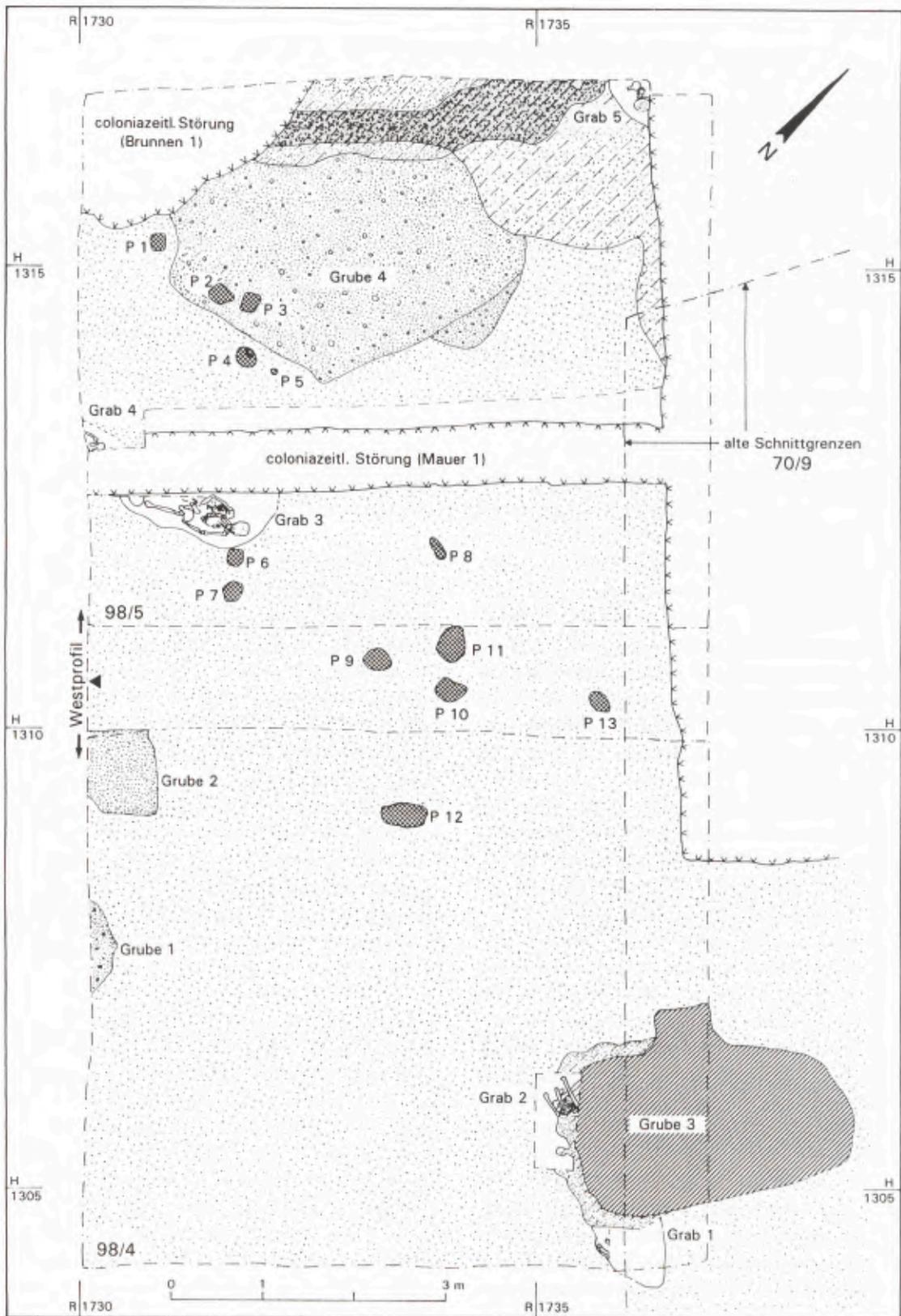
In den Schnitten 98/4 und 98/5 konnten einige Pfostensetzungen (Abb. 4, P 1 bis P 13) nachgewiesen werden. Die Pfostengruben P 2 und P 10 hatten eine gerade, die übrigen eine abgerundete Sohle. In Pfostengrube P 4 war außerdem die Spur eines Spitzpfostens festzustellen, dessen größte Breite 0,04 m betrug. Die Spur des Spitzpfostens P 5 – ohne erkennbare Pfostengrube – besaß noch eine maximale Breite von 0,05 m. Stratigrafisch jünger als Grube 4 sind die Pfostengruben P 2 und P 3, die in die Grubenverfüllung eingetieft waren³⁹. Die Tiefe der Pfostengruben war uneinheitlich; sie reichte von wenigen Zentimetern bis zu einem halben Meter unter den Planierhorizont. Interpretierbare Strukturen ergeben sich aus den einzelnen Pfosten nicht.

Grube 1 (Abb. 4 und 5) besaß eine unregelmäßige Sohle. Die Verfüllung bestand aus fünf sandigen Schichten. Darüber wurde eine Lage aus dunkelbraunem, lehmigem Feinsand mit Holzkohlestücken festgestellt. Der im Profil erkennbare, ausbeulende Verlauf der Sohle rührt möglicherweise von Tieraktivitäten her. Zudem war die Grube in der Fläche nur randlich angeschnitten worden. Grube 2 (Abb. 4 und 5) besaß einen rechteckigen Grundriss und einen unregelmäßigen Sohlenverlauf. Im Westprofil (Abb. 5) ist erkennbar, dass die Grube von einem Laufniveau im Planierungshorizont aus ein-

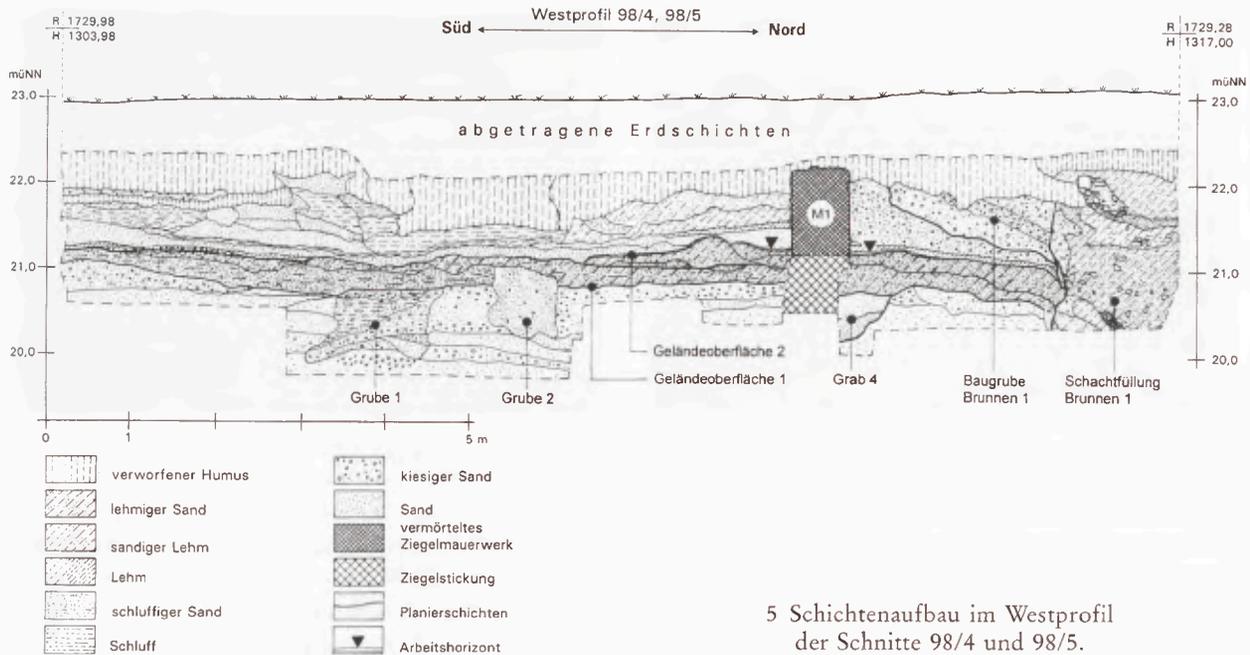
³⁷ Zusammenfassend C.J. BRIDGER, Gräber des 1. Jahrhunderts auf dem Areal der Colonia Ulpia Traiana. Xantener Ber. 9 (Mainz 2001) 57 ff.

³⁸ Zur Rekonstruktion der antiken Topografie mittels Geländeoberflächen siehe VOLLMER-KÖNIG (Anm. 8) 13 ff.

³⁹ Aus der Einfüllung von P 2 stammt der Rand einer Amphore (Schnitt 98/5; FNr. 43408) des Typs Haltern 71.



4 Interpretierbare vorcoloniazeitliche Strukturen unter der Planierschicht der Schnitte 98/4 und 98/5.



5 Schichtenaufbau im Westprofil der Schnitte 98/4 und 98/5.

getieft wurde. Sie war einheitlich mit braunem Sand verfüllt. Die wannenförmige Grube 3 (Abb. 4) mit abgerundeter Sohle enthielt Lagen aus braunem und dunkelbraunem Lehm, z. T. mit Asche vermischt. Die oberste Einfüllung bestand aus verzierten Lehmstücken und Holzkohle⁴⁰. Die erbohrte Sohle von Grube 4 (Abb. 4) lag ca. 2 m unter der Planierfläche. Grube 4 wurde von verschiedenen Schichten überdeckt, u. a. einer aschehaltigen Schicht mit kalzinierten Knochen. Die Bohrung ergab einen homogenen Aufbau aus mittelbraunem, kiesigem Sand.

Am Westprofil des Schnittes 70/9 fand Rüger eine Körperbestattung (Abb. 4, Grab 1), die von Grube 3 geschnitten wurde⁴¹. Ein weiterer Abschnitt der Grabgrube konnte im Schnitt 98/4 freigelegt werden⁴². Geschlecht und Alter waren anhand der Knochen aus diesem Bereich nicht bestimmbar. Auch unter der Sohle von Grube 3 kamen mensch-

liche Überreste (Abb. 4, Grab 2) zutage⁴³. Sie stammten von einer weiblichen Person, die 20 bis 25 Jahre alt war. Die Knochen beider Bestattungen wurden regellos ohne anatomischen Zusammenhang verteilt angetroffen, so dass davon auszugehen ist, dass sie in späterer Zeit gestört worden sind. Diese Störungen könnten entweder mit der Planierung des Geländes zusammenhängen oder beim Eintiefen von Grube 3 geschehen sein.

Im Bereich der Ost-West verlaufenden Mauer 1 in Schnitt 98/5 konnten unterhalb der Stickung ebenfalls Körperbestattungen freigelegt werden (Abb. 4, Grab 3 und 4). Das Skelett von Grab 3 lag in Bauchlage mit dem Gesicht zum Boden (Abb. 6)⁴⁴. Es handelt sich bei dem Bestatteten um einen 20 bis 23 Jahre alten Mann⁴⁵. Die Körperbestattung Grab 4 muss zu einem späteren Zeitpunkt angelegt worden sein, denn sie schneidet Grab 3. Die hier bestattete Frau war zwischen 25 und 30 Jahre alt⁴⁶.

⁴⁰ Einen Hinweis auf eine Datierung in das 3. Viertel des 1. Jhs. könnte eine sekundär verbrannte Terra sigillata Wandscherbe (Schnitt 98/4; FNr. 42003 ts1) des Typs Drag. 29 geben.

⁴¹ Eine ausführliche Behandlung der Gräber von 1969 und 1970 erfolgt im Rahmen einer Dissertation: U. Danzeglocke, Römische Gräber auf dem Gebiet der Colonia Ulpia Traiana (i. Vorber.).

⁴² Schnitt 98/4; FNr. 43121kn1.

⁴³ Schnitt 98/4; FNr. 43122kn1.

⁴⁴ Ein vergleichbarer Befund mit einem Skelett in Bauchlage wurde ebenfalls auf Insula 34 im Schnitt 70/2 angetroffen: BRIDGER (Anm. 37) 61. – Zu Bestattungen in Bauchlage aus Köln vgl. M. RIEDEL, Frühe römische Gräber aus Köln. Xantener Ber. 7 (Köln 1998) 316.

⁴⁵ Schnitt 98/5; FNr. 43187kn1. Die Bestimmung der im Beitrag genannten menschlichen Überreste wurde von Prof. Dr. M. Kunter/Gießen durchgeführt.

⁴⁶ Schnitt 98/5; FNr. 43187kn2.



6 Befundsituation von Grab 3 und 4 unter Mauer 1.



7 Befundsituation von Grab 5.

Bei Grab 3 fielen zahlreiche Störungen auf: Zum einen scheint bei der Anlage von Grab 4 der rechte Unterschenkel des Skeletts entfernt worden zu sein, zum anderen waren die Wirbel im Lendenbereich aus dem Verband geschoben und die Rippen zusammengestaucht. Zwischen den Rippen und in der Grabgrube verteilt fanden sich Bruchstücke eines rauwandigen Schälchens Typ Haltern 40, das in augusteisch-tiberische Zeit zu datieren ist⁴⁷. Es ist gut vorstellbar, dass diese Störungen beim Nachgraben in der Seitenwand des Stickungsgrabens von Mauer 1 oder durch Hineinstoßen in einen Hohlraum während der Planierungsmaßnahmen entstanden sind. Ebenso sind anscheinend die Knochen des linken Beins bei den Baumaßnahmen von Mauer 1 entfernt oder verlagert worden.

Ein weiteres Grab (Abb. 4, Grab 5) fand sich in der Nordost-Ecke des Schnittes 98/5. Es handelt sich um ein Urnengrab, das von einer Nord-Süd verlaufenden, coloniazeitlichen Mauer gestört wurde (Abb. 7). Die Urne, ein rauwandiger Topf Hofheim 87⁴⁸, enthielt den Leichenbrand⁴⁹ eines etwa 5-jährigen Kindes und eines erwachsenen Mannes. Als Beigaben fanden sich ein kleiner Einhenkelkrug

Hofheim 51⁵⁰, ein großer Einhenkelkrug Hofheim 50⁵¹ und ein Schälchen Hofheim 115⁵² aus Terra nigra. Die Gefäße zeigen Formen, wie sie in tibetisch-claudischer Zeit geläufig waren⁵³.

Um zu klären, inwieweit ein Bodenabtrag stattfand, wurde das Verhältnis zwischen Grabtiefe und Planierungsunterkante untersucht. Die Grabsohle der Körperbestattung Grab 4 (Abb. 5) lag ca. 0,5 m, das Skelett sogar nur ca. 0,3 m unter dem Planierniveau. Diese Tiefe erscheint sehr gering, etwa um den Bestatteten vor grabenden Tieren zu bewahren. Noch deutlicher wird dies bei Grab 5 (Abb. 4), das sich direkt im Planierbereich befand. Dessen Inventar war anscheinend sekundär im Rahmen der Planierungsmaßnahmen verlagert worden. Vielleicht stammt ein dunkelbrauner Streifen im nördlichen Teil des Schnittes 98/5, bestehend aus Asche mit kalzinierten Knochen und Keramik, von geschliffenen Brandbestattungen, die eine Bodensenke ausfüllen. Diese Schicht befand sich auf demselben Niveau wie Grab 5. Auf planierte Gräber deutet auch ein menschlicher Unterkiefer eines ca. 30 bis 50 Jahre alten Mannes hin, der in den Planierschichten gefunden wurde⁵⁴.

⁴⁷ Schnitt 98/5; FNr. 43187ke1. Zur Datierung vgl. PH. FULTZINGER, *Novaesium V. Die römische Keramik aus dem Militärbereich von Novaesium*. Limesforsch. 11 (Berlin 1972) 25 f.

⁴⁸ Schnitt 98/5; FNr. 43403ke4.

⁴⁹ Schnitt 98/5; FNr. 43402kn1.

⁵⁰ Schnitt 98/5; FNr. 43402ke2.

⁵¹ Schnitt 98/5; FNr. 43402ke3.

⁵² Schnitt 98/5; FNr. 43402ke1.

⁵³ Vgl. hierzu die Einhenkelkrüge FULTZINGER (Anm. 47) 11; P. STUART, *Gewoon aardewerk uit de romeinse legerplaats en de bijbehorende grafvelden te Nijmegen*. Suppl. Oudheidkde. Mededel. 43 (Leiden 1962) 37 f. Typ 102. – Zur Datierung der Schälchen Hofheim 115 siehe X. DERU, *La céramique belge dans le nord de la Gaule* (Louvain-La-Neuve 1996) 197 f. Typ P 41 Horizont V.

⁵⁴ Schnitt 98/5; FNr. 42926.

Diese Beobachtungen lassen den Schluss zu, dass – wie auch das Fehlen eines antiken humosen Oberbodens zeigt – die Lauffläche zur Zeit des Gräberfeldes höher gelegen haben muss. Warum aber wurde das Geländeniveau an dieser Stelle abgesenkt? Hinweise darauf gibt ein Arbeitshorizont, der auf den Planierungsschichten angetroffen wurde. Auf dieser Oberfläche (Abb. 5, Geländeoberfläche 2) fanden sich zahlreiche Ziegel und Mörtelspuren, insbesondere um Mauer 1. Gleichzeitig bestand im südlichen Teil des Schnittes 98/4 eine Kiesschicht. Da sich von Mauer 1, die in einer Verschalung gesetzt worden war, keine Spur einer Baugrube fand, muss sie oberirdisch errichtet worden sein. Demnach wurde der Graben für die Stickung in die Planierschichten und die Bestattungen Grab 3 und 4 eingetieft, mit Ziegeln angefüllt und darüber Mauer 1 aufgebaut. Abschließend wurde das Gelände künstlich angehört. Einige Münzen, die in der Auffüllung und auf dem Planierniveau im Schnitt 99/1 lagen, belegen, dass dies nach 103/111 n. Chr. stattgefunden haben muss⁵⁵.

Im untersuchten Areal auf Insula 34 wurden offenbar bei Planierungsmaßnahmen größere Mengen Erdmaterial abgetragen. Wie es scheint, sollten dabei die Bestattungen des zuvor bestehenden Gräberfeldes beseitigt werden, vielleicht mit dem Zweck, soliden Untergrund für eine geplante Bebauung zu schaffen. Ob dies mit der Anlage der Kolonie stattfand, muss offen bleiben. Nur sehr tief liegende Befunde wurden von diesen Maßnahmen verschont. Dass bei der Räumung nicht immer sorgsam mit den menschlichen Überresten verfahren wurde, deuten die dargelegten Befunde an⁵⁶. Eine sehr differenzierte Betrachtungsweise ist notwendig, wenn man die Verhältnisse von Bodenauftrag und -abtrag bewerten möchte. Mit der Planierung eines Geländes kann nicht nur eine Nivellierung oder Aufhöhung verfolgt werden, sondern auch die Beseitigung baugefährdender Strukturen im Untergrund, wie sie z. B. Gräber sein können.

Stephan Weiß

Abbildungsnachweis

1–5 H. Stelter, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten; 6–7 St. Weiß.

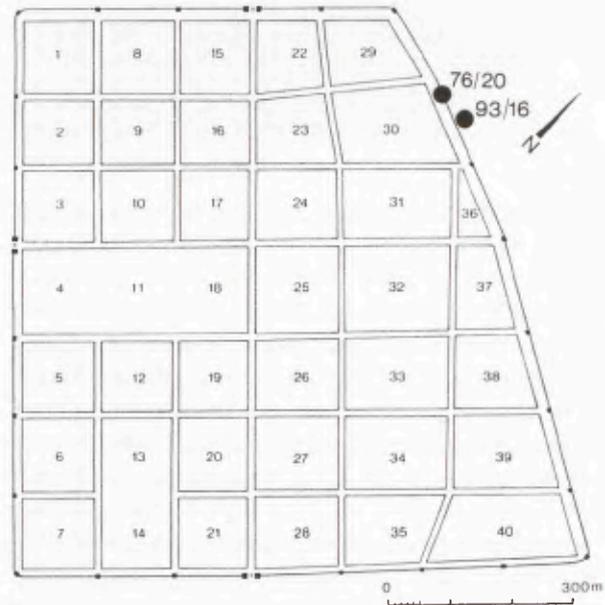
⁵⁵ Der Terminus post quem ergibt sich durch einen prägefrischen Dupondius des Trajan RIC 531 (Schnitt 99/1; FNr. 43183mz1).

⁵⁶ Sorgsamer die sekundäre Bestattung in der Auffüllung des Straßenkanals im Schnitt 88/22 siehe U. BOELICKE, Römische Kindergräber. In: Colonia Ulpia Traiana. 7. Arbeitsber. Grabungen u. Rekonstruktionen (Köln 1992) 48 f.

Anmerkungen zu zwei Lampenfehlbränden des ersten Jahrhunderts aus Xanten

Eine Analyse von Töpfereiabfall claudisch-neronischer Zeitstellung aus dem Bereich der Stadtmauer (Schnitt 76/20) erbrachte wesentliche neue Erkenntnisse zum Produktionsablauf bei der Herstellung keramischer Objekte auf dem Gebiet der späteren Colonia Ulpia Traiana¹. Das überraschend breite Produktionsspektrum umfasste neben Gefäßen in belgischer Ware, Glanztonware, glatt- und rauwandiger Ware sowie Schwerkeramik auch Lampen unterschiedlicher Form. Die Lampen dieses Komplexes, überwiegend Bildlampen der Typen Loeschcke I, IV und VIII, sind Gegenstand intensiver, durch naturwissenschaftliche Analysen begleiteter Untersuchungen geworden.

Der Herstellungsprozess von Bildlampen ist in groben Zügen bekannt². Ihre Produktion erfolgte mittels über Patrizen hergestellter Model; letztere sind, da in der Regel aus Gips gefertigt, nur in Ausnahmefällen erhalten geblieben³, andere Materialien sind offensichtlich seltener verwendet worden⁴. Es gab jeweils ein Model für den Oberteil und eines für den Unterteil der Lampe, in denen die Teile getrennt ausgeformt wurden. Beide Hälften wurden aneinandergesetzt und gegebenenfalls mit einem Henkel versehen. Nach einem Trocknungsprozess an der Luft wurde der Gefäßkörper überar-



1 Xanten, Areal der CUT,
Lage der Schnitte 76/20 und 93/16.

beitet und in einen feinen Tonschlicker getaucht oder mit diesem bepinselt. Tonanalysen und daktyloskopische Untersuchungen am Xantener Material belegen, welchen Differenzierungsgrad die Herstel-

¹ D. HAUPT, Neue Funde aus der Colonia Ulpia Traiana. Rhein. Landesmus. Bonn. Ausgrabungen im Rheinland '77 (Bonn 1978) 199 ff.; DIES., Lampen und Terrakotten aus dem Schutt einer römischen Töpferei in der CUT. Rhein. Landesmus. Bonn. Ausgrabungen im Rheinland '78 (Bonn 1979) 151 ff.; B. LIESEN, Töpfereischutt des 1. Jahrhunderts n. Chr. aus dem Bereich der Colonia Ulpia Traiana (Schnitt 76/20). Xantener Ber. 4 (Köln 1994).

² Zum Folgenden vgl. etwa F. FREMERSDORF, Römische Bildlampen (Bonn-Leipzig 1922) 38 ff.; W. CZYSZ, Zur Herstellung römischer Bildlampen. Germania 62, 1984, 67 ff.; W. RADT, Lampen und Beleuchtung in der Antike. Ant. Welt 17, 1986, H. 1, 46 ff.; S. SCHÄFER, Lampen der Antikensammlung. Mus.Vor- und Frühgesch., Arch. Reihe Bd. 13

(Frankfurt/Main 1990) 7 ff.; B. LIESEN, Lampen aus Asberg. Funde aus Asciburgium 11 (Duisburg 1994) 3 f.; K. GOETHERT, Römische Lampen und Leuchter. Schriftenr. Rhein. Landesmus. Trier 14 (Trier 1997) 16 ff.

³ D.M. BAILEY, A Catalogue of the Lamps in the British Museum I. Greek, Hellenistic, and Early Roman Pottery Lamps (London 1975) 4; G. CERULLI IRELLI, Officina di lucerne fittili a Pompei. L'instrumentum domesticum di Ercolano e Pompei nella prima età imperiale. Quaderni di Cultura Materiale 1 (Rom 1977) 53 ff.

⁴ GOETHERT (Anm. 2) 36; als Beispiel H. HINZ, 2. Bericht über die Ausgrabungen in der Colonia Traiana nördlich von Xanten. Bonner Jahrb. 163, 1963, 393, Abb. 4.



2 Xanten, Areal der CUT, Schnitt 93/16, Bildlampe 34674ke2 mit angebackenen Gefäßresten. Seitenansicht.



3 Xanten, Areal der CUT, Schnitt 93/16, Bildlampe 34674ke2 mit angebackenen Gefäßresten. Seitenansicht.

lung von Keramik schon im 1. Jahrhundert erreicht hatte⁵. Bei zum Teil gleicher Herkunft des Tones⁶ gab es wohl räumlich eng benachbarte, auf unterschiedliche Waren spezialisierte Betriebe⁷. Im Falle der Xantener Lampentöpferei konnte zusätzlich nachgewiesen werden, dass unterschiedliche Personen für jeweils unterschiedliche Produktionsschritte im Fertigungsprozess verantwortlich waren⁸.

Öfen, in denen die Töpfereiprodukte des Schnittes 76/20 gebrannt wurden, sind bisher nicht bekannt. Unter Berufung auf einen Befund aus Mainz-Weisenau⁹ gehen zahlreiche Autoren¹⁰ implizit davon aus, dass Öllampen getrennt von anderen Töpfereiprodukten in einem Brennraum gestapelt und gebrannt wurden; dies scheinen auch zusammengebackene Lampen aus Fehlbränden zu belegen¹¹.

Ein Lampenfragment aus dem Bereich des Hafens südlich des Schnittes 76/20 relativiert diese Vorstellung. In dem 1993 untersuchten Schnitt 93/16 (Abb. 1)¹² traten dicke Schuttschichten auf, die sich ebenfalls als Töpfereiabfall erwiesen, der in chronologi-

schon wie in typologischer Hinsicht dem schon publizierten Material weitgehend glich¹³, so dass er aus denselben Töpfereien stammen dürfte. Es handelt sich bei dem Fragment Fundnr. 34674ke2 um den Fehlbrand einer Bildlampe (Abb. 2–3); der Henkel ist vermutlich in römischer Zeit abgebrochen, die Schnauze dürfte ausgrabungsbedingt zerstört sein, da hier ein frischer Bruch erkennbar ist. Die noch erhaltene Länge beträgt 76 mm, die Breite 68 mm, der Abstand zwischen Schulter und Boden 25 mm. Die Oberfläche ist an einer Stelle dunkelrotbraun-glänzend, in den übrigen Bereichen stumpf ockerfarben mit kleinen punktierten, im Bereich des ehemaligen Henkels und des Bodens auch fingerkuppengroßen grauen Blasen. Die nur schwer erkennbare, flache Schulter wohl vom Typ IIIa lässt auf eine Lampe vom Typ Loeschcke IB schließen.

Im Bereich des Spiegels und an einer Seite befinden sich angebackene Teile von Gefäßen des gleichen Brandes (Abb. 4–5). Es handelt sich um drei Randscherben, die durch ihre rotbraune bis ocker-

⁵ LIESEN (Anm. 1) 124 ff.; T. ENGELEN/B. LIESEN, Fingerabdrücke – Archäologie als Kriminalistik. In: Tatort CUT. Die Spur führt nach Xanten. Führer u. Schr. Arch. Park Xanten 17 (Köln 1995) 55 ff.; DIES., Daktyloskopische Untersuchungen an römischer Keramik aus der Colonia Ulpia Traiana. Xantener Ber. 8 (Köln 1999) 313 ff.

⁶ LIESEN (Anm. 1) 129.

⁷ ENGELEN/LIESEN (Anm. 5) 318.

⁸ Ebd.

⁹ FREMERSDORF (Anm. 2) 15 ff.

¹⁰ z. B. RADT (Anm. 2) 51 sowie Abb. 15. 16. 18; SCHÄFER (Anm. 2) 9 sowie Abb. 7–8; LIESEN (Anm. 2) Abb. 4; GOETHERT (Anm. 2) 18 sowie Abb. 7.

¹¹ FREMERSDORF (Anm. 2) 74, Abb. 72; s. auch SCHÄFER (Anm. 2) 9 mit Abb. 9.

¹² S. LEIH, Neue Untersuchungen im Bereich des Hafens der Colonia Ulpia Traiana. Arch. Rheinland 1993 (Köln 1994) 60 f.; D. CHARLIER/S. LEIH, Der Flußhafen vor der Colonia Ulpia Traiana. Arch. Rheinland 1995 (Köln 1996) 54 ff.

¹³ U. BOELICKE, Abfall einer neu entdeckten römischen Töpferei. In: Tatort CUT. Die Spur führt nach Xanten. Führer u. Schr. Arch. Park Xanten 17 (Köln 1995) 51 ff.



4 Xanten, Areal der CUT, Schnitt 93/16, Bildlampe 34674ke2 mit angebackenen Gefäßresten. Seitenansicht.

farbene Oberfläche, ihre Verformungen und ihre im Bruch blasige Struktur unschwer ebenfalls als Fehlbrände zu erkennen sind. Auf Grund zu starker Hitze vermutlich durch Überfeuerung des Ofens sind die Gefäße über der Lampe förmlich zerschmolzen. Eine Perlreihe auf der den größten Teil des Spiegels bedeckenden Scherbe weist die Fragmente als Reste von Schrägrandbechern mit Perldekor vom Typ Hofheim 118, Holwerda 28 bzw. Deru P 61 aus. Der Fund zeigt beispielhaft, dass Lampen, die in einem von Gefäßkeramik unterschiedlichen Produktionsprozess geformt worden waren, nicht in jedem Fall auch separat gebrannt wurden; die hier dokumentierte belgische Ware im Kontext mit einer Bildlampe findet eine Entsprechung in einer Lampe des Schnittes 76/20, der Reste eines Gefäßes vermutlich aus Glanztonware anhafteten¹⁴; beide Waren sind schon von Oxé¹⁵ und Fremersdorf¹⁶ in Verbindung mit der Lampenproduktion gesetzt worden.

Es kann festgestellt werden, dass in den vorliegenden Fällen der Brennprozess gesondert von den



5 Xanten, Areal der CUT, Schnitt 93/16, Bildlampe 34674ke2 mit angebackenen Gefäßresten. Ansicht von oben.

übrigen Herstellungsprozessen der Keramiken betrachtet werden muss; allein die Art des – in diesem Falle oxydierenden – Brandes scheint ausschlaggebend für die Beschickung der Öfen gewesen zu sein, wie es auch in anderen Bereichen römischer Töpferei belegt ist¹⁷.

Der Gebrauch von Öllampen in den nordwestlichen Provinzen des römischen Reiches wurde oft abhängig gesehen von der Lieferung eines Brennmaterials, welches aus den mediterranen Gebieten importiert werden musste¹⁸. Zumindest für den Beginn des 1. Jahrhunderts n. Chr. wurde daher die Nutzung dieser Objektgruppe eng mit dem Militär verknüpft¹⁹. Die auf metallene Vorbilder früherer Lager²⁰ zurückzuführenden offenen Tonlampen, die nach herkömmlicher Ansicht mit Talg oder Wachs, also mit lokal vorhandenen, billigeren Rohstoffen gespeist wurden, sollen mit der Zeit breitere Teile

¹⁴ LIESEN (Anm. 1) 88.

¹⁵ A. OXÉ, Rezension zu S. Loeschke, Lampen aus Vindonissa (Zürich 1919). *Germania* 4, 1920, 91.

¹⁶ FREMERSDORF (Anm. 2) 79.

¹⁷ Vgl. etwa A.W. MEES, Modelsignierte Dekorationen auf südgallischer Terra Sigillata. *Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg* 54 (Stuttgart 1995) 38 f.

¹⁸ z. B. H. MENZEL, Antike Lampen im Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz (Mainz 1954) 1 f.; S. MARTINKILCHER, Die römischen Amphoren aus Augst und Kaiser-augst I. Die südspanischen Ölamphoren. *Forsch. Augst* 7,1 (Augst 1987) 194.

¹⁹ A. LEIBUNDGUT, Die römischen Lampen in der Schweiz (Bern 1977) 95; N. HANEL, *Vetera I und der Beginn der*

römischen Herrschaft am Niederrhein. In: G. PRECHT/H.-J. SCHALLES (Hrsg.), *Spurenlese. Beiträge zur Geschichte des Xantener Raumes* (Köln 1989) 67; SCHÄFER (Anm. 2) 10; A. R. FURGER/S. DESCHLER-ERB, Das Fundmaterial aus der Schichtenfolge beim Augster Theater. *Forsch. Augst* 15 (Augst 1992) 26 f.

²⁰ Für Haltern etwa s. G. KROPATSCHEK, Ausgrabungen bei Haltern IV. Die Fundstücke der Jahre 1905 bis 1907. *Mitt. Alt.-Komm. Westfalen* 5, 1909, 357 f.; C. ALBRECHT, Die Fundstücke der Jahre 1912–13 und 1925–32 (mit Ausnahme der Terra sigillata- und der Münzfunde). In: A. STIEREN (Hrsg.), *Die Funde von Haltern seit 1925. Bodenaltertümer Westfalens* 6, 1943, 116, Abb. 28b1–b2; B. TRIER (Hrsg.), *2000 Jahre Römer in Westfalen* (Münster 1989) 138, Abb. 143.



6 Xanten, Areal der CUT, Schnitt 93/16, achtförmige Talglampe 34674. Ansicht von oben.



7 Xanten, Areal der CUT, Schnitt 93/16, achtförmige Talglampe 34674. Ansicht von unten.

der Bevölkerung erreicht haben²¹. Eine Untersuchung Rottländers²² korrigiert diese Ansichten; Öllampen wurden auch mit billigen einheimischen Ölen beschickt. Der Nachweis von Talg in geschlossenen Lampen²³ lässt die Grenzen zwischen beiden Gruppen fließend erscheinen, zumal es noch keinerlei naturwissenschaftliche Analysen über das Brennmaterial in offenen Lampen gibt²⁴.

Wie im Militärlager Vetera I²⁵ spielt diese Lampengruppe auch im Material des Schnittes 76/20 eine dermaßen marginale Rolle, dass sie als Produkt auswärtiger Töpfereien angesehen wurde²⁶. Ein weiterer Lampenfund gleicher Fundnummer des Schnittes 93/16 deutet jedoch darauf hin, dass dieses Bild einer Korrektur bedarf. Es handelt sich um eine achtförmige grautonige Talglampe vom Typ Loeschcke XIB bzw. Goethert XIB1b1²⁷ mit Standring und Bandhenkel ohne Schnauzenleiste (Abb. 6). Bis auf Teile der Seitenwände ist die Lampe vollständig erhalten. Die Länge des Objektes einschließlich des Henkels beträgt 121 mm, die maximale Breite 72 mm, die Höhe 40 mm. Die Schnauze

weist keine Nutzungsspuren auf²⁸. Bemerkenswert erscheint der Unterteil der Lampe (Abb. 7): Teile des Standringes, des Bodens und der unteren Wandung sind ausgebrochen, die Oberfläche weist jedoch dort wie auf dem Rest des unteren Lampenkörpers Schmauchspuren auf, die darauf hinweisen, dass die Lampe im Verlauf des Brennprozess beschädigt wurde. Zwar ist es denkbar, dass auch Produkte zweiter Wahl²⁹ in den Handel gelangten, doch lassen die fehlenden Nutzungsspuren und die Tatsache, dass sich das Objekt zusammen mit zahlreichen anderen Fehlbränden in einer Schuttschicht im Hafensbereich befand, darauf schließen, dass auch achtförmige Talglampen zum Produktionsprogramm der Xantener Töpfereien gehört haben dürften.

Zwar hat sich der Bestand an offenen Lampen durch Funde des Schnittes 93/16 noch nicht erheblich erweitert³⁰, doch deutet sich an, dass die Produktpalette der vorcoloniazeitlichen Töpfereien in Xanten breiter gewesen ist als bisher angenommen.

Abbildungsnachweis

1 H. Stelter, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten; 2–7 I. Jung, Medienzentrums Rheinland.

²¹ LEIBUNDGUT (Anm. 19) 57.

²² R.C.A. RÖTTLÄNDER, Der Brennstoff römischer Beleuchtungskörper. Zu einem Neufund einer Bildlampe aus dem Gräberfeld Kaiseraugst-Im Sager. Jahresber. Augst u. Kaiseraugst 13, 1992, 225 ff.

²³ Ebd. 227.

²⁴ Freundlicher Hinweis B. Liesen.

²⁵ N. HANEL, Vetera I. Text und Tafeln. Rhein. Ausgr. 35 (Köln 1995) 234.

²⁶ LIESEN (Anm. 1) 102.

²⁷ Vgl. K. GOETHERT, Die achtförmigen Lampen aus Ton im Rheinischen Landesmuseum Trier Loeschcke Typus XI. Trierer Zeitschr. 52, 1989, 32.

²⁸ GOETHERT (Anm. 27) 30.

²⁹ LIESEN (Anm. 2) 16.

³⁰ Die Fundnr. 34674 des Schnittes 93/16 weist insgesamt sieben Öllampen und vier achtförmige Talglampen auf.

Bemerkungen zu einem Gesichtsgefäß des ersten Jahrhunderts aus dem Stadtgebiet der Colonia Ulpia Traiana



1 Colonia Ulpia Traiana. Gesichtstopf C 24592. Vorder- und Seitenansicht. M 1:3.

Das hier vorzustellende Gefäß ist ein rauhwandiger bauchiger Gesichtstopf¹ aus tongrundig gelblich-rottem Ton (5YR5/8) (Abb.1)². Er stammt aus dem Bereich der Herbergsthermen (Insula 38) aus einer Grube des 1. Jahrhunderts n. Chr., die ursprünglich wohl als Vorratsgrube angelegt war und später als Abfallgrube genutzt wurde³.

Trotz einiger Fehlstellen ließ sich das Profil rekonstruieren. Der als innen gekehlter Halbrund-

stab ausgebildete Rand des 22,6 cm hohen Gefäßes mißt 15,4 cm im Durchmesser. Der Bodendurchmesser ist mit 9 cm stärker eingezogen. Auf der Gefäßschulter verläuft ein gleichmäßig gewelltes Band. Unmittelbar unter dem Wellenband setzt die Gesichtsausbildung an. Das aus Tonklümpchen und -wülsten aufmodellerte⁴ Gesicht ist ziemlich groß angelegt und erstreckt sich über den gesamten Bauch des Gefäßes⁵. Die Nase erwächst unmittelbar aus dem Wellenrand und verläuft gerade vorsprin-

¹ Schnitt 83/0, Fund-Nr. 24592, Schicht 654.

² Darüber hinaus werden Gesichtsgefäße auch in anderen Techniken ausgeführt. Beispiele aus Glanzton oder Goldglimmer sind aus demselben Grabungskomplex wie das vorzustellende Gesichtsgefäß bekannt. Ein marmoriertes Gefäß ist bei K. SCHUMACHER, *Altertümer unserer heidnischen Vorzeit* 5 (Mainz 1911) Taf. 59,1071 abgebildet.

³ C. BRIDGER, *Colonia Ulpia Traiana. Insula 38: Die Befunde der Grabung 1979 bis 1983*. Rhein. Ausgr. 31 (Köln 1989) 18.

⁴ Es gibt auch Beispiele, bei denen das Gesicht aus der

Gefäßwandung herausmodelliert und nicht durch Tonklümpchen aufgesetzt wurde: SCHUMACHER (Anm.2) Taf. 59,1073.

⁵ Bei anderen Gesichtstöpfen kann das Gesicht auch oberhalb des stärksten Bauchumfangs auf der Schulter angelegt sein: W. HABEREY, *Köln-Lövenich. Jahresberichte 1951–1953*. Bonner Jahrb. 155/156, 1955/56, 479 Abb. 38. – G. BRAITHWAITE, *Romano-British Face Pots and Head Pots*. *Britannia* 1, 1984, 107 Abb. 5. Mitunter befinden sich die Gesichter auch unter dem Rand: ebd. 109 Abb. 6.



2 Mittelrhein. Landesmus. Mainz.
Gesichtstopf Inv. Nr. 10.X.1911.
Fundort: Mainz-Weisenau.

gend. Es gibt aber auch hakenförmig ausgebildete Nasen, wie ein Beispiel aus Mainz-Weisenau zeigt (Abb. 2)⁶. Die gewulsteten Brauen sind markant weit heruntergezogen und reichen bis auf die Wangenpartie. Die Augenpupillen, als plastische Tonklümpchen aufgesetzt, sind mit einem Spatel vor dem Brand eingedrückt worden. Die Augenkonturen der schräg nach unten verlaufenden, mandelförmig angelegten Augen wurden durch eine schwache Ritzung auf der Gefäßwandung markiert. An beiden Seiten der Wangenpartie sind nach oben auf die Mundwinkel gerichtete Phalli angebracht⁷. Sowohl die Brauen als auch die beiden Phalli wurden vor dem Brand mit einem Spatel eingekerbt, um sie zusätzlich hervorzuheben. Modellierte Ohren fehlen an unserem Gefäß, kommen aber durchaus vor, wie das Beispiel aus Mainz-Weisenau und

weitere Exemplare aus Hofheim und Nijmegen belegen⁸. Auf der dem Gesicht abgewandten Seite des Topfes ist ein einmal gefurchter Bandhenkel angebracht. Die Wandung hinter dem Henkel ist zur besseren Handhabung eingedellt. Obwohl die Wandungsrückseite fehlt, ließ sich der größte Durchmesser von der Nasenspitze bis zum äußeren Henkel rekonstruieren. Er beträgt 26,6 cm. Im Gesichtsbereich, vor allem in der linken Gesichtshälfte, ist das Gefäß verbrannt, was möglicherweise durch einen sekundären Brand verursacht wurde.

Formentwicklung der Gesichtsgefäße

Die einer Gefäßwandung aufmodellierten Gesichtszüge wie Augen, Nase, Mund sind für Gesichtsgefäße charakteristisch⁹. Damit unterscheiden sie

⁶ Inv.-Nr. 10.X.1911. Ich danke Herrn Dr. M. Klein, Mittelrheinisches Landesmuseum Mainz, für die Überlassung der Abbildung.

⁷ Bei dem Gesichtsgefäß aus Hofheim (Typ 83) setzen die Phalli in Höhe der Brauen an und sind nach unten auf den Mundbereich gerichtet: E. RITTERLING, Das frühromische Lager bei Hofheim im Taunus. Ann. Ver. Nassau. Altkde. 40, 1912, Abb. 79,1. Ebenso bei einer Graburne aus St. Gereon in Köln: L. BAKKER, Die römischen Kleinfunde aus St. Gereon in Köln. Bonner Jahrb. 175, 1975, 280 Abb. 1a.

⁸ RITTERLING (Anm. 7); P. STUART, Eenromeins grafveld uit de eerste eeuw te Nijmegen (Rijswijk 1977) Abb. 54,5. Dem Nijmegener Gesichtsgefäß wurden zusätzlich eine herausgestreckte Zunge und ein Kinngübchen aufmodelliert. Zudem ist die Gefäßrückseite mit Barbotineschuppen verziert.

⁹ Zwei Gesichtsdarstellungen befinden sich auf der Urne aus Köln-Lövenich: HABEREY (Anm. 5) 479 Abb. 38,2. Aus Bingen ist ebenfalls ein Exemplar mit einem Doppelgesicht bekannt, bei dem auf einer Gefäßseite ein männliches und auf der anderen Seite ein weibliches Gesicht dargestellt ist. G. BEHRENS, Bingen, Städtische Altertumssammlung. Kat. West- u. süddt. Altertumsslg. 4 (Frankfurt 1920) 281 Abb. 135,6. Bei einem weiteren zweihenkeligen Gefäß aus Bingen ist außer den beiden Gesichtern noch über jedem Henkel eine kleinere Gesichtsdarstellung angebracht: ebd. Abb. 135,5. Weitere Abbildungen desselben Gefäßes bei SCHUMACHER (Anm. 2) Taf. 59,1082, und E. GOSE, Gefäßtypen der römischen Keramik im Rheinland. Bonner Jahrb. Beih. 1² (Köln 1975) Taf. 52,528.

sich von Kopfgefäßen, bei denen das gesamte Gefäß einschließlich des Hinterkopfs kopfförmig ausgebildet ist¹⁰.

Gesichtsgefäße, die in vielen Varianten auftreten, veränderten mit der Zeit ihr Erscheinungsbild. Charakteristisch für die gesamte römische Kaiserzeit ist die geringe Standfläche, die stets kleiner als der Raddurchmesser ist¹¹.

Im 1. Jahrhundert n. Chr. sind sowohl Gefäße mit Henkeln¹² als auch henkellose Gefäße¹³ zu beobachten. Bei den mit zwei Henkeln ausgestatteten Gefäßen wurden die Henkel zu beiden Seiten des Topfes angefügt und befinden sich entweder im Schulterbereich oder in Höhe des stärksten Bauchumfangs¹⁴. Zudem kann die Wandung hinter dem Henkel wie an dem Xantener Gefäß eingedellt sein¹⁵. Ein weiteres Charakteristikum der Gesichtsgefäße des ersten Jahrhunderts sind Wellenränder¹⁶ und bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. auch aufgesetzte Tüllen. In einer Xantener Töpferei, die von 40–70 n. Chr. produzierte, wurden unter anderem Gesichtsgefäße ohne Henkel mit Wellenrand und aufgesetzten Tüllen vom Typ Hofheim 83 hergestellt¹⁷. Zusätzlich ritzte man hier in Höhe des

Tüllenansatzes eine Verzierung in Form einer umlaufenden Wellenlinie in die Wandung ein. Darüber sind drei umlaufende Kannelierungen angebracht. Neben der Ausführung mit Wellenrand und Tüllenansätzen kommen Gefäße mit schräg ausladender Bandlippe vor¹⁸, oder der rechteckig ausgeformte Rand biegt nach einer kurzen Halszone horizontal nach außen um¹⁹. Diese letztgenannte Randform kann sich auch ohne Halsausbildung direkt an die Schulter anschließen²⁰. Sehr häufig für die Gesichtsgefäße des 1. Jahrhunderts n. Chr. sind applizierte Phalli²¹. Aus der Holdeurner Töpferei bei Nijmegen stammt ein Gesichtsgefäß, bei dem neben den seitlich im Wangenbereich aufmodellierten Phalli auch die Nase als Phallus ausgebildet ist²². Auf dem Fragment eines Gesichtsgefäßes aus dem *vicus* von Hofheim sind die Phalli in die Gefäßwand eingeritzt²³. Im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. verlängert sich an den Gesichtsurnen mit Henkeln die Halspartie. Der Rand ist als einfacher Rundstab ausgebildet (Abb. 3)²⁴. Aufgesetzte Geschlechtsmerkmale kommen noch vor²⁵. Bei den henkellosen Gefäßen ist der Übergang von der Schulter zum Randbereich durch eine kräftige Kehlung gekennzeichnet (Abb. 4)²⁶. Daneben lassen sich sowohl bei den henkellosen als auch bei den Formen mit Henkeln

¹⁰ F. DÖVENER, Die Gesichtskrüge der römischen Nordwestprovinzen. BAR Internat. Ser. 870 (Oxford 2000) 1 unterteilt anthropomorphe Gefäße in insgesamt fünf Gruppen. Zur Begriffsvereinheitlichung s. auch S.F. PFAHL, IANVARIUS: Ein Graffito ante cocturam vom Zugmantel. Der erste namentlich bekannte Gesichtsdekorateur. Saalburg-Jahrb. 50, 2000, 96 Anm. 7 mit zahlreichen weiteren Beispielen von Gesichtstöpfen.

¹¹ In Kölner Töpfereien werden ab der Mitte des ersten Jahrhunderts Gesichtsgefäße mit Standringen produziert. P. LA BAUME, Die Töpfereibeirke und ihre Erzeugnisse. In: Führer vor- u. frühgesch. Denkmäler 37/1 (Mainz 1980) 96 Abb. 9; DERS., Römisches Kunstgewerbe zwischen Christi Geburt und 400 (Braunschweig 1964) Abb. 213.

¹² Andernach: Grabfunde in Andernach. Bonner Jahrb. 86, 1888, Taf. 6,12; Bingen: BEHRENS (Anm. 9) Abb. 135,5–6; *vicus* von Hofheim: H. SCHOPPA, Die Funde aus dem vicus des Steinkastells Hofheim, Main-Taunus-Kreis 1 (Wiesbaden 1961) Taf. 15,1.

¹³ Hofheim Typ 81B, Typ 83: RITTERLING (Anm. 8) Abb. 79,1–2.

¹⁴ Aus Colchester ist ein helltoniges Gesichtsgefäß bekannt, das drei mehrzonige kleine Ohrhenkel aufweist, die direkt unter dem Rand im oberen Gefäßviertel angebracht sind: J. TOYNBEE, Art in Roman Britain (London 1962) Abb. 189. Dasselbe Gefäß ist bei BRAITHWAITE (Anm. 5) 107 Abb. 5,2 abgebildet.

¹⁵ Wie es auch für das Gesichtsgefäß aus Mainz zutrifft. Freundliche Auskunft von Herrn Dr. Klein (Anm. 6). Bei-

spiele für eine nicht eingedellte Wand hinter dem Henkelbereich liegen aus dem *vicus* von Hofheim vor: SCHOPPA (Anm. 12) Taf. 15,1.

¹⁶ Aus Mainz liegen Gesichtsgefäße mit Tüllen, aber ohne Wellenrand vor: G. BEHRENS/E. BRENNER, Ausgrabungen im Legionskastell zu Mainz während des Jahres 1910. Mainzer Zeitschr. 6, 1911, 93 Abb. 19 a; SCHUMACHER (Anm. 2) Taf. 59,1069–1072.

¹⁷ B. LIESEN, Töpfereischutt des 1. Jahrhunderts n. Chr. (Schnitt 76/20). Xantener Ber. 4 (Köln 1994) Taf. 12,9.

¹⁸ Hofheim Typ 81B: RITTERLING (Anm. 7) Abb. 79,2.

¹⁹ J.H. HOLWERDA, Het in de Pottenbakkerij van de Holdeurn gefabriceerde Aardewerk uit de Nijmeegsche Grafvelden (Leiden 1944) Taf. 1,22.

²⁰ STUART (Anm. 8) Abb. 54,5.

²¹ Daneben kommen aber auch glatte Gefäße ohne Geschlechtsmerkmale vor. Mainz: BEHRENS/BRENNER (Anm. 16) Abb. 19 a; Köln: LA BAUME 1964 (Anm. 11) Abb. 213.

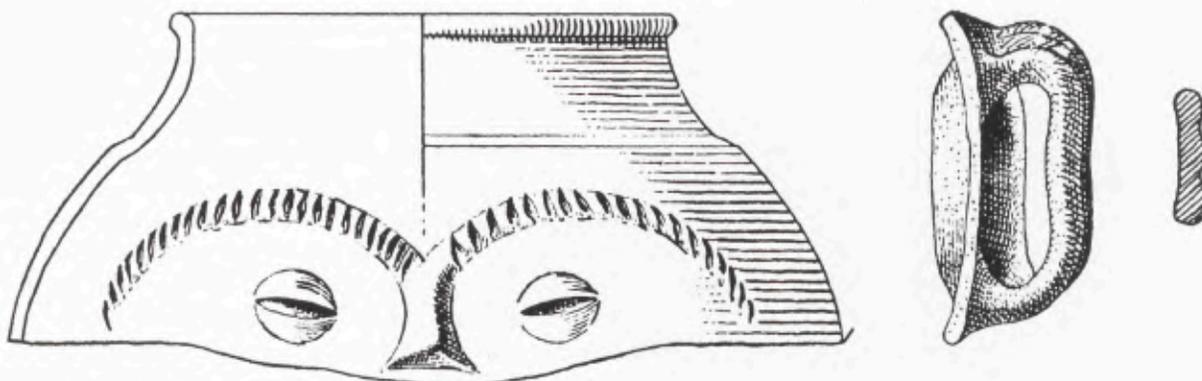
²² HOLWERDA (Anm. 19) Taf. 1,22.

²³ Von Schoppa als Fischtätowierung interpretiert: SCHOPPA (Anm. 12) 52. Taf. 12,4.

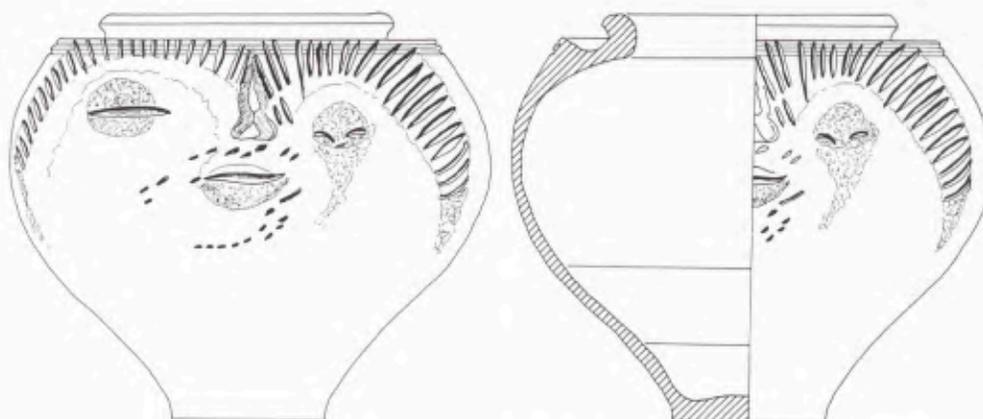
²⁴ Niederbieber Typ 91: F. OELMANN, Die Keramik des Kastells Niederbieber (Frankfurt 1914) 73 Abb. 57. Oelmann weist bereits auf die Formenabhängigkeit zu den Glanztonbechern Niederbieber 32 und 33 hin.

²⁵ SCHUMACHER (Anm. 2) Taf. 59,1082.

²⁶ Niederbieber Typ 90: OELMANN (Anm. 24) Abb. 56.



3 Gesichtstopf Typ Niederbieber 91. M etwa 1:2.



4 Colonia Ulpia Traiana. Gesichtsurne C 27267a1. Typ Niederbieber 90. M 1:3.

Steilrandausbildungen und Karniesränder beobachten²⁷. Die Gesichtsdarstellung der Gefäße des 4. Jahrhunderts n. Chr. wird nicht mehr so sorgfältig ausgeführt. Bei Gesichtsurnen aus Krefeld-Gellep²⁸ ist lediglich die Nase plastisch ausmodelliert. Die restlichen Gesichtszüge wie Brauen, Augen, Schnauzbart, Mund sind nur noch als flüchtige Strichzeichnung in den Ton geritzt (Abb. 5)²⁹. Das Gesicht der spätantiken Gesichtsurne aus Trier Typ 88³⁰ wird einzig durch modellierte Augen angedeutet (Abb. 6).

Funktion der Gesichtsgefäße

Die Funktion der Gesichtsgefäße ist nicht leicht zu erschließen. Sie sind als Kochtopf oder seltener auch als Becher aufgebaut und kommen sowohl in militärischen und zivilen Siedlungen als auch in Gräbern vor. Ihr Vorhandensein in Gräbern hat im wissenschaftlichen Sprachgebrauch dazu geführt, sie allgemein als ‚Gesichtsurnen‘ zu bezeichnen, selbst wenn sie wie das Xantener Gefäß nicht in einem Grabzusammenhang angetroffen werden³¹.

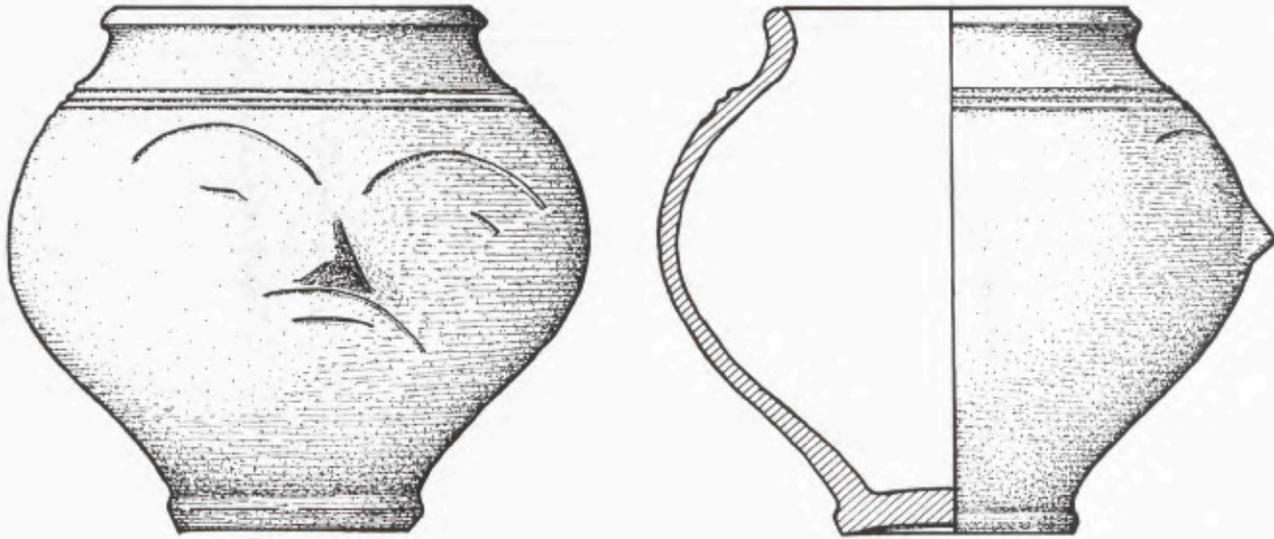
²⁷ SCHUMACHER (Anm. 2) Taf. 59,1076 ohne Henkel, 1078 mit Henkel. Beide Ränder sind rillenverziert. PFAHL (Anm. 10) 97 Gesichtstopf Typ Mainz 142.

²⁸ R. PIRLING, Das römisch-fränkische Gräberfeld von Krefeld-Gellep 1966–1974. Germ. Denkmäler Völkerwanderungszeit Ser. B 13 (Stuttgart 1989) Grab 3197 = Taf. 41,13 a–b.

²⁹ W. GAITZSCH, Gesichter und Gefäße. Rhein. Landesmus. Bonn 1987 H. 3, 38 sieht darin den Ausdruck der „allgemeinen Stimmung einer im Umbruch befindlichen Zeit“ verwirklicht.

³⁰ L. HUSSONG/H. CÜPPERS, Die Trierer Kaiserthermen. Die spätrömische und frühmittelalterliche Keramik. Trierer Grabungen u. Forsch. 1, 2 (Mainz 1972) Taf. 13,88.

³¹ BRAITHWAITE (Anm. 5) 105 weist auf einige Gefäße hin, die mit Sicherheit ebenfalls nicht aus Grabzusammenhängen stammen. Siehe auch PFAHL (Anm. 10) 97, der zu Recht die Bezeichnung ‚Gesichtsurne‘ ausschließlich für Grabgefäße verwendet wissen will.



5 Museum Burg Linn. Gesichtsurne aus Krefeld-Gellep, Grab 3197. M 1:3.

Ein Beispiel für die Nutzung eines Gesichtsgefäßes als Bestattungsurne ist ebenfalls aus der Colonia Ulpia Traiana bekannt. Dort kam im Bereich einer Straßengrabung ein rauhwandiger, henkelloser Gesichtstopf der Form Niederbieber 90 zutage, der Knochensplitter und Leichenbrand eines Kleinkindes enthielt. Das Gefäß war im 3. Viertel des 3. Jahrhunderts n. Chr. als Urne sekundär niedergelegt worden (Abb. 4)³².

Immerhin wurden etwa 50 Prozent der Gesichtstöpfe im Rheinland aus Gräbern geborgen³³. In Siedlungen stammen sie dagegen aus Gruben, Verfüllungen von Kellerräumen und Hypokaustanlagen überwiegend privater Gebäude. Insgesamt ist ihr Vorkommen sowohl auf Friedhöfen als auch in Siedlungen aber relativ selten³⁴. In den Vesuvstädten dagegen gehörten diese Töpfe, in denen man den Gästen warme Getränke anbot, zur Grundaustattung der Tavernen³⁵. Aufgrund der Gesichtsdarstellung, des gewellten Randes und der Tüllen, den einzelne Gesichtsgefäßtypen des ersten Jahrhunderts aufweisen, möchte man in ihnen Behäl-

nisse für einen besonderen Zweck sehen. Gewellte Ränder finden sich ebenfalls an Räucherkelchen. Wegen dieser gemeinsamen Randform ist man geneigt, die Gesichtsgefäße nicht dem profanen Haushaltsgeschirr zuzuordnen, sondern sie ebenso wie die Räucherkelche, die im religiösen Bereich wie dem Tempelkult Verwendung fanden, als Gefäße für den Opfer- oder Kultgebrauch anzusehen³⁶. Im Fundgut des gallo-römischen Tempelbezirks im Altbachtal von Trier sind Gesichtsgefäße nachgewiesen³⁷. Da religiöse Handlungen auch im Privatbereich erfolgten, bilden Gesichtsgefäßfunde aus Zivilbauten dazu keinen Widerspruch.

Das oben erwähnte³⁸, in der Töpferei in Hafennähe der CUT im 1. Jahrhundert n. Chr. hergestellte Gesichtsgefäß des Typs Hofheim 83 ist mit gewelltem Rand und drei Tüllen auf der Schulter ausgestattet, die in der Nähe des Randes enden. Diese Tüllen haben nicht die Funktion eines Ausgusses, weil sie blind enden, d. h. geschlossen aufgesetzt sind, ohne Verbindung zum Inneren des Topfes. Es gibt aber durchaus Beispiele, bei denen die Aus-

³² U. BOELICKE, Römische Kindergräber in einem Straßengraben der CUT-West. Arch. Rheinland, 1988, 57 f.

³³ BRAITHWAITE (Anm 5) 124.

³⁴ Ebd.

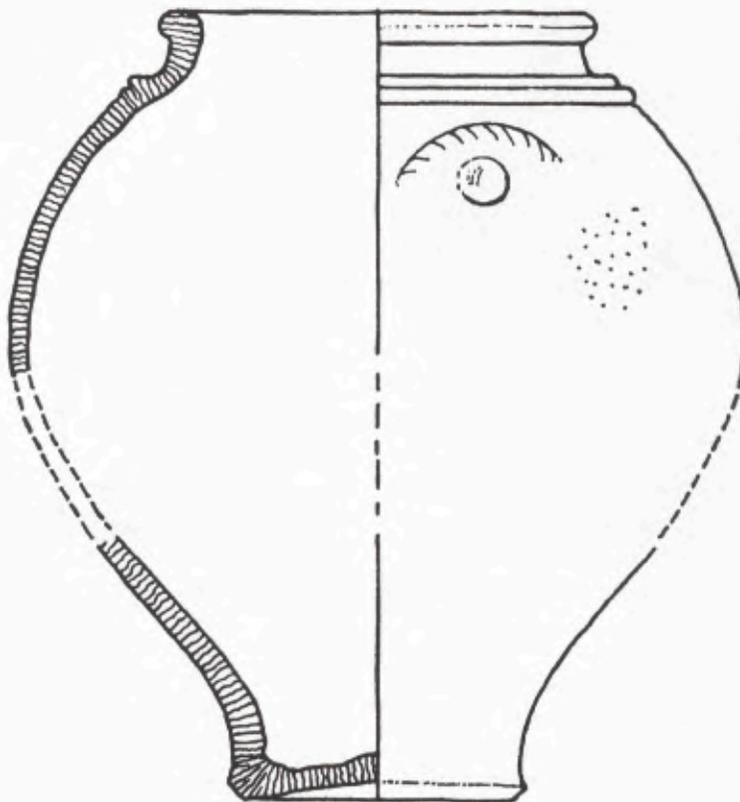
³⁵ ST. DE CARO (Hrsg.), Il museo Archeologico Nazionale di Napoli (Neapel 1994) 241.

³⁶ Räucherkelche aus dem Matronentempel der Colonia Ulpia Traiana bei Y. FREIGANG, Das Heiligtum der Insula 20 in der

Colonia Ulpia Traiana. Xantener Ber. 6 (Köln 1995) 203 Abb. 15. Ob darüber hinaus auch Gesichtsurnen im Matronentempel vorkommen, bleibt noch zu untersuchen.

³⁷ E. GOSE, Der gallo-römische Tempelbezirk im Altbachtal zu Trier. Trierer Grabungen u. Forsch. 7 (Mainz 1972) Abb. 141, C 4 a-b. 142, B 11.

³⁸ LIESEN (Anm. 17) Taf. 12,9.



6 Rhein. Landesmus. Trier. Gesichtsurne aus den Trierer Kaiserthermen. M etwa 1:2.

gusstüllen durchbohrt oder siebartig durchlöchert sind³⁹. Somit könnten diese Tüllen wohl ursprünglich als Ausguss für Flüssigkeiten bei einer religiösen Zeremonie oder im Begräbnisbereich verwendet worden sein⁴⁰. Aus Blicquy (Belgien) stammt das Fragment eines Schlangentopfes mit Tülle und Wellenrand. Schlangentöpfe – mit der Schlange als apotropäischem Zeichen – finden im religiös kultischen Bereich Verwendung⁴¹. Die Darstellung von Geschlechtsmerkmalen⁴², Attribute für Fortpflanzung, Glück und Stärke könnten auch auf einen

Fruchtbarkeitskult hinweisen⁴³. Der Phallus hatte in der Antike darüber hinaus eine Übel abwehrende Funktion⁴⁴. Die gleiche Aufgabe könnte die Gesichtsdarstellung auf Brandbestattungsurnen erfüllen. Das Gesicht sollte den Toten möglicherweise mit einem Schutz ausstatten. Diese Funktion verstärkte sich durch das Hinzufügen von Phalli auf einem Gefäß mit einer Gesichtsdarstellung. Ebenso, wie die Totenmaske bei der Körperbestattung schützende Kräfte freisetzte⁴⁵, sollte die Gesichtsdarstellung auf Brandbestattungsurnen Übel abweh-

³⁹ SCHUMACHER (Anm. 2) Taf. 59,1070–1072.

⁴⁰ BRAITHWAITE (Anm. 5) 125 erwägt auch eine Nutzung als Kerzenhalter, was aber eher unwahrscheinlich ist, da die Tüllen schräg auf der Gefäßschulter sitzen.

⁴¹ M. AMAND, Vases à bustes, vases à décor zoomorphe et vases cultuels aux serpents dans les anciennes provinces de Belgique et de Germanie (Brüssel 1984) Taf. 12 Abb. 1; zu Schlangentöpfen: D. SCHMID, Die römischen Schlangentöpfe aus Augst und Kaiseraugst. Forsch. Augst 11 (Augst 1991).

⁴² Weibliche Geschlechtskennzeichen befinden sich auf den Gefäßen aus Bingen und Mastershausen. SCHUMACHER (Anm. 2) Taf. 59,1082–1083. Dieselben Gefäße bei GOSE (Anm. 9) Abb. 528–529 abgebildet.

⁴³ BRAITHWAITE (Anm. 5) 123 ff.

⁴⁴ D. FEHLING, Phallische Demonstration. In: A.K. SIEMS (Hrsg.), Sexualität und Erotik in der Antike. Wege der Forsch. 605 (Darmstadt 1998) 282–323; RE XIX 2 (1938) 1683 f. 1733–1741 s. v. Phallos (H. Herter). Phallusanhänger waren besonders beliebt bei den Reitersoldaten als Teile des Pferdegeschirrs: M. ZELLE, Götter und Kulte. Führer u. Schr. Arch. Park Xanten 21 (Köln 2000) Abb. 114.

⁴⁵ W. LA BAUME, Gestaltung und Bedeutung der Gesichtsdarstellung bei den hallstattzeitlichen Gesichtsurnen des Nordischen Kreises. Kölner Jahrb. 2, 1956, 124 ff.

ren. Doch selbst wenn die Gefäße nicht als Bestattungsurnen genutzt wurden, könnte man mit der Gesichtsmaske den Schutz des Inhalts vor Verderbnis angestrebt haben⁴⁶.

Wo die Gefäßformen letztlich ihren Ursprung haben, lässt sich nicht schlüssig beantworten. Es gibt in vorrömischer Zeit Hinweise auf die Benutzung von Gefäßformen in der frühen Eisenzeit⁴⁷,

von Gesichtsmasken in der Bronzezeit bis hin zu Gesichtsdarstellungen, die bis in das Neolithikum zurückreichen⁴⁸. In den verschiedensten Ländern haben sich die Gefäßformen unabhängig voneinander entwickelt. Sie kommen zu Beginn des 1. Jahrhunderts n. Chr. etwa ab claudischer Zeit im Rheinland vor und sind hier auf militärischen wie auf zivilen Plätzen bis zum Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. nachzuweisen⁴⁹.

Abbildungsnachweis

1 R. Laubach, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten; 2 Foto Mittelrhein. Landesmus. Mainz; 3 nach Oelmann 1914, 73 Abb. 57; 4 H. Stelter, Archäologi-

sches Park/Regionalmuseum Xanten; 5 Zeichnung Mus. Burg Linn, Krefeld; 6 nach Hussong/Cüppers 1972, Taf. 13, 88.

⁴⁶ S.F. PFAHL, Die römischen Gefäßformen von Nida-Heddernheim. Unpubl. Vortrag auf dem Keramikoll. vom 15.–17.6.2000 in Xanten; DERS. (Anm. 10) 97 Anm. 24. Ebenso sicherte man sein Haus mit gorgonengesichtigen Stürzriegeln vor Unheil. Diese Antefixe, am Dachrand oder First des Hauses angebracht, trugen oft Gesichtsmasken und Gorgonengesichter. Aus dem Legionslager Vetera I und der Colonia Ulpia Traiana (CUT) sind sie bekannt. Vetera I: J. HAGEN, Einzelfunde von Vetera 1910–1912. Bonner Jahrb. 122, 1912, 394 f. Taf. 55,18–22; CUT: Kanal zwischen Insulae 30/31, Schnitt 90/3, Inv.-Nr. 29362; Insula 27, Schnitt 68/1, Inv.-Nr. C 6035.

⁴⁷ LA BAUME (Anm. 45) 102 ff.; I. UNDSET, Archäologische Aufsätze über südeuropäische Fundstücke. V. Über italische Gesichtsurnen. Zeitschr. Ethn. 22, 1890, 109 ff.

⁴⁸ J. FILIP, Enzyklopädisches Handbuch zur Ur- und Frühgeschichte Europas 2 (Prag 1969) 786, s.v. Maske (J. Filip).

⁴⁹ RITTERLING (Anm. 7) 296 f. (Typ 67). 314 (Typ 81b). 314–316 (Typ 83); HUSSONG/CÜPPERS (Anm. 30).

Ein dekoriertes Gladius des Typs Pompeji aus der vorcoloniazeitlichen Siedlung bei Xanten

1978 wurde bei den Grabungen in der Colonia Ulpia Traiana im Bereich eines Straßenschnitts zwischen den Insulae 31 und 36 unmittelbar nördlich des Hafentempels eine große Zahl von Gegenständen aus Bein, Glas und Metall geborgen, darunter auch ein Gladius, der mit einem verklumpten Agglomerat von Eisengegenständen verbacken war. Der vorcoloniazeitliche Brandhorizont lässt sich in die 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. datieren. Zwei Jahre nach der Ausgrabung wurde der Befund kurz vorgestellt und das Schwert mitsamt dem Eisenagglomerat beschrieben und abgebildet¹. Das Foto gibt den nahezu bergefrischen Zustand wieder; Schwert und Eisenklumpen haften allerdings nicht mehr aneinander. Die Aufnahme zeigt, dass nicht nur die Griffangel des Schwerts und große Teile der Klinge und des Scheidenbeschlages einschließlich der Scheidenklammern erhalten waren, sondern auch Reste seiner organischen Bestandteile wie Knauf, Griffschale und Handschutz.

Das Schwert wurde durch die Restaurierungswerkstätten des Rheinischen Landesmuseums Bonn gereinigt und mit Mikrowachs konserviert, die zusammengebackenen Eisenteile wurden nur getränkt. Die getroffenen Maßnahmen erwiesen sich

auf lange Sicht als unzureichend, und Anfang der neunziger Jahre zeigten die Objekte gravierende Schäden. Die organischen Teile waren vielfach abgeplatzt, das Eisen wies durch eingelagerte Salze hervorgerufene schwere Korrosionsschäden auf. Um so dankbarer nahmen wir ein Angebot der Werkstätten des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz an, das Schwert im Rahmen der Untersuchungen von E. Künzl zu den Gladiusdekorationen der frühen Kaiserzeit umfassend zu restaurieren². 1995 wurden Schwert und Befunde an das RGZM überstellt. Mittlerweile ist die Restaurierung abgeschlossen. Leider hat das Schadensfeuer, dem das Schwert ausgesetzt gewesen ist, insbesondere die Schwertscheide so stark beschädigt, dass auch die sorgfältige Restaurierung nur wenig Neues hinsichtlich ihrer figürlichen Dekoration erbrachte (s. u.). Da aber dieses wichtige Stück nach seiner Erstvorlage nur zweimal knapp Erwähnung fand³ und informative Abbildungen bislang nicht verfügbar waren, wird es hier nochmals kurz vorgelegt.

Zuvor soll kurz auf das Eisenagglomerat eingegangen werden. Durch die Freilegung und Reinigung wurde die Form von insgesamt acht Objekten

¹ Inv. C 16861. – D. VON DETTEN, Funde aus einem Brand-
schutthorizont der vorcoloniazeitlichen Siedlung in Xanten.
Colonia Ulpia Traiana. 4. Arbeitsbericht zu den Grabungen
und Rekonstruktionen (Köln 1980) 26 ff. bes. 28 f. m. Abb.
21. – Ich danke der Restauratorin P. Becker, Archäologi-
scher Park/Regionalmuseum Xanten, für wichtige Beobach-
tungen und Hinweise zu technischen Gesichtspunkten des
Stücks.

² Mein Dank in dieser Sache gilt E. Künzl, der die Restaura-
tion vermittelte, dem Werkstattleiter des RGZM, U. Schaaff,
und insbesondere der Restauratorin U. Neuhäuser, die diese
sicher nicht immer ganz dankbare Aufgabe übernahm. – Die
Objekte wurden geröntgt (Verbleib der Aufnahmen: RGZM),
die Eisenteile mechanisch gereinigt, mit Araldit 20/20 und
Akemie verklebt, die Bronzeteile mechanisch gereinigt, mit
Araldit 20/20, teilweise unterstützt durch Glasgewebe, ge-
klebt und mit Parawachs überzogen. Die Scheidenklammern

wurden mit Silikon auf dem Scheidenblech befestigt. Die
organischen Teile mussten wegen der Wachstränkung des
Objekts nach ihrer mechanischen Reinigung mit mikrokristal-
linem Wachs geklebt werden.

³ H.-J. SCHALLES, *Corona civica* oder *Girlande*? Ein neues
Motiv auf einem tiberischen Schwertscheidenblech mit
Reliefverzierung sowie Nachträge zu den Schwertscheiden-
blechen des 1. Jahrhunderts aus Xanten. Arch. Korrb. 26,
1996, 469 m. Anm. 38; E. KÜNZL, Gladiusdekorationen der
frühen römischen Kaiserzeit: Dynastische Legitimation,
Victoria und Aurea Aetas. Jahrb. RGZM 43, 1996, 426. 466
P 16. – K.H. Lenz konnte das Schwert im Rahmen seiner
Bearbeitung der militärische Funde und Befunde auf dem
Stadtgebiet der Colonia Ulpia Traiana nur unzureichend
untersuchen, da die Restaurierung zu diesem Zeitpunkt
noch im Gang war.



1 Colonia Ulpia Traiana. Straßenschnitt zwischen Insula 31 und 36. Verbackene Werkzeuge und Metallteile aus dem vorcoloniazeitlichen Brandhorizont.

erkennbar und damit zumindest eine teilweise Funktionsbestimmung möglich. Der Umstand, dass sie durch Feuer und anschließende Korrosion miteinander verbacken waren, blieb bei der Restaurierung gewahrt (Abb. 1). Bei dreien der Gegenstände handelt es sich allem Anschein nach um Werkzeuge – einen Pfriem, einen Meißel und den Rest eines Bohrers mit T-förmigem Griff(?) –, bei den übrigen um verschiedene, meist gelochte Beschlagbleche. Das Ganze macht den Eindruck, als habe man hier Altmaterial zur Wiederverwertung versammelt⁴. Ob das Schwert, das auf diesem Materialhaufen abgelegt worden war⁵, ebenfalls für ein Recycling gedacht war oder nur zufällig dort lag, als das Feuer ausbrach, lässt sich nicht eindeutig entscheiden, doch sprechen einige Anzeichen für die erste Annahme (s. u.).

Das Schwert ist entgegen den Feststellungen der Erstvorlage und den bei der Restaurierung gewonnenen Erkenntnissen vollständig erhalten (Abb. 2–3). Zwar fehlen zwei Drittel der Scheide, doch konnte unter dem übrigen Fundmaterial – allerdings leider erst nach Abschluss der Restaurierungsmaßnahmen – ein aus zwei größeren Fragmenten bestehendes Klingenstück identifiziert werden, das Bruch an Bruch an den oberen Klingenschnitt

⁴ Auch das übrige Material aus Metall von dieser Fundstelle verstärkt diesen Eindruck, wobei allerdings nicht verschwiegen werden soll, dass andere Funde – so die zahlreichen Würfel, Spielsteine und Melonenperlen – nicht in diese Richtung weisen.



2 Colonia Ulpia Traiana. Straßenschnitt zwischen Insula 31 und 36. Gladius Pompeji aus dem vorcoloniazeitlichen Brandhorizont.

⁵ Vgl. VON DETTEN (Anm. 1) 28. Auf der Abb. sind auf dem Klumpen ankorrodierte Teile der Scheidenklammern zu sehen. Nach Auskunft der Restauratorin zeichnete sich bei der Freilegung in diesem Bereich auch der Abdruck der Schwertscheide ab.



3 Gladius Pompeji, Schwertscheidenblech.



4 Gladius Pompeji, Scheidenmund und obere Klingenecke. Der vordere Rand der Scheide verschwindet links deutlich erkennbar hinter der Klinge.

bzw. an die Klingenspitze anpasst⁶. Die schlanke Klinge und die kurze Spitze sichern eine Zuweisung zum Typ Pompeji⁷. Anders als es auf dem Erstfoto den Anschein hat, ist die Klingenspitze vollständig vorhanden. Deutlich erkennbar ist der in diesem Bereich rhombische Querschnitt der Klinge, die dort eine Stärke von 0,7 cm besitzt.

Bei der Zusammenfügung stellte sich heraus, dass die Schwertklinge verzogen war. Ob diese Beschädigung erst auf die Einwirkung des Feuers zurückging oder bereits einen Altschaden darstellt, ist unklar. Es gibt allerdings einen Hinweis darauf, dass das Schwert nicht mehr benutzt werden konn-

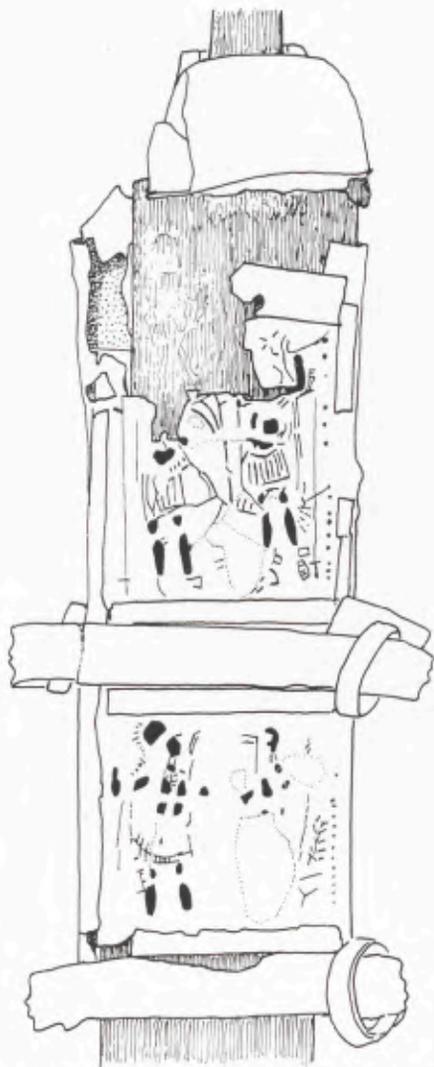
te: Der linke Rand des Mundblechs ist ausgerissen und nach hinten gebogen, so dass die Klinge in diesem Bereich vor der Schwertscheide sitzt (Abb. 4). Da dies kaum auf die Bergung zurückzuführen sein dürfte, wird das Schwert unbrauchbar und ein Einschmelzen seiner Metallteile beabsichtigt gewesen sein, ebenso wie dies für das übrige Metall zu vermuten ist.

Die Gesamtlänge des Schwertes beträgt 64,5 cm, wobei 48,3 cm auf die Klinge entfallen. Die Klingebreite verjüngt sich von 5,0 cm am oberen Ende auf 4,4 cm vor der 6,2 cm langen Spitze. Die Länge der

⁶ Leider tauchten die fehlenden Teile der Scheide bei der Restaurierung nicht auf. Auf dem Fundfoto wurde die Spitze des Gladius an die Bruchkante der Klinge heran geschoben, was einen irreführend gedrungenen Eindruck der Waffe erweckt. Die in Mainz übersehenen Klingenteile wurden zwischenzeitlich von P. Becker eingepasst, die dort

reversibel eingefügte Ergänzung in Plexiglas konnte so wieder entfernt werden.

⁷ Zu diesem Gladiustyp und seiner Datierung zuletzt M. MACKENSEN, Ein vergoldetes frühkaiserzeitliches Gladiusortband mit figürlich verziertem Scheidenblech aus Kleinasien oder Nordsyrien. Bayer. Vorgeschbl. 65 (= Festschr. H.-J. Kellner), 2000, 125 ff. bes. 139 f.



5 Gladius Pompeji, Schwertscheidenblech. – M. 2:3.

Griffangel beträgt 16,7 cm. Knauf, Griffschale und Handschutz bestehen aus Elfenbein. Sie waren nicht nur durch das Schadensfeuer sehr versprödet, sondern während der Lagerung im Magazin größtenteils abgesprungen, so dass nicht mehr alle Fragmente sicher platziert werden konnten. Immerhin war genug rekonstruierbar, um die Formen und zu einem Teil auch die Maße zu ermitteln. Die scheinbar gerade Ausbildung des unteren Abschlusses des noch 4,6 cm langen Knaufs muss erhaltungsbedingt sein. Nach den erhaltenen Partien der Oberfläche

dürfte er ursprünglich eine ellipsoide Form besessen haben. An den Resten der Griffschalen sind noch die vier Fingermulden erkennbar⁸. Der Handschutz ist gedrückt halbkreisförmig und ca. 3,1 cm hoch. Die Schwertscheide ist bis oberhalb der unteren Scheidenklammer erhalten. Ihre Vorderseite ist innen um die Rückseite umgelegt, nicht die Rückseite über eine Schmalkante der Vorderseite umgeklappt, wie in der Erstvorlage beschrieben. Dieser falsche Eindruck ist wohl dadurch entstanden, dass die Bildfelder der Scheide auf allen vier Seiten von je einem aufgelöteten und an den Rändern aufgekanteten, 0,5 cm breiten Blechstreifen gerahmt sind und einer dieser Streifen als Scheidenrand angesehen wurde. Der horizontale Blechstreifen am Scheidenmund ist doppelt so breit wie die übrigen und besitzt zusätzlich eine mittig liegende Doppelrippe. Rahmungen dieser Art sind bei Schwertern des Typs Pompeji durchaus üblich⁹. Komplett erhalten geblieben sind die beiden leicht verbogenen, 1,1 cm breiten Scheidenklammern. In den Ösen der oberen Klammer sitzen noch die beiden Trageringe, während bei der unteren nur noch einer der Ringe vorhanden ist. Ein 2,9 cm langes blattförmiges Bronzefragment mit oben abgerundeten Enden, das eine Binnenzeichnung aufweist, ist als der obere seitliche Abschluss des Ortbandes anzusprechen. Es ist der einzige Rest dieses Scheidenbeschlagteils.

Was die beiden in *opus interrabile*-Technik verzierten Bildfelder der Scheide angeht (Abb. 5), so sind ihre Maße bereits bekannt gemacht worden; sie müssen deshalb hier nicht wiederholt werden¹⁰. Die Restaurierung hat etwas mehr Klarheit hinsichtlich der Darstellung gebracht, wenngleich nicht in allen Fällen eindeutig zwischen intentionellen Ritzlinien und Beschädigungsspuren zu unterscheiden ist.

Die seinerzeit ausgesprochene Hoffnung, Teile des verlorenen linken oberen Viertels vom Bildfeld in Zone 1 a¹¹ unter dem übrigen Material wiederzufinden, erfüllte sich leider nicht – vielleicht auch dies ein weiterer Hinweis darauf, dass das Schwert beschädigt oder nicht mehr vollständig war. Auf diesem Bildfeld sind zwei gepanzerte Figuren wiedergegeben, die frontal auf den Betrachter ausgerichtet sind. Die Beine der vom Betrachter aus

⁸ Unter den nicht mehr montierbaren Fragmenten befindet sich ein weiteres größeres Bruchstück der Griffschalen mit Fingermulden.

⁹ Vgl. etwa KÜNZL (Anm. 3) Taf. 61.

¹⁰ SCHALLES (Anm. 3).

¹¹ Die Terminologie folgt der Einteilung von KÜNZL (Anm. 3) 450 Abb. 23.

gesehen linken Figur sind ausgestanzt, die Unterschenkel durch zwei langrechteckige, die sichtbaren Teile der Oberschenkel durch zwei kleine rundliche Stanzlöcher gebildet. Über den Beinen ist in Ritztechnik ein kurzes Gewand angegeben. Bauch und Brust sind wiederum ausgestanzt, letztere einschließlich der darüber befindlichen Körperteile vollständig ausgebrochen. Ein wenig unterhalb der Schulter verläuft die Bruchkante horizontal nach außen und knickt dann rechtwinklig nach oben ab. Diese Bruchkante ist identisch mit dem ursprünglichen Außenkontur des ausgestanzten rechten Arms, womit dessen erhobene Haltung gesichert ist. Seinerzeit hatte ich vermutet, dass diese durch das Halten einer Lanze erklärt werden muss. Die Restaurierung konnte dies bestätigen, denn links neben der Figur ist die Ritzlinie dieser Lanze jetzt deutlich zu sehen. Weitere Linien auf Höhe des Oberkörpers innen, von denen eine über den Gewandsaum hinabreicht, sind wohl als Wiedergabe des Paludamentum zu deuten. Die zweite Figur entspricht dieser Haltung spiegelbildlich, wobei eine Ritzlinie unterhalb des linken erhobenen Arms vielleicht den über diesen Arm herabhängenden Mantelzipfel andeuten soll. Weitere unregelmäßige Ritzlinien innen neben dem linken Unterarm und über diesem sind wohl als Kratzer anzusprechen. Der rechte Fuß lässt noch eine feine Binnenzeichnung erkennen, die an eine Bekleidung mit Caligae denken lässt. Auf Höhe der Knöchel befinden sich zwei querrechteckige Gebilde, auf die noch zurück zu kommen sein wird. Wie ihr Gegenstück zeigt die Lanze am unteren Ende eine kurze horizontale Ritzlinie. Rechts wird die Szene von einer eingepunzten Reihe aus Punkten abgeschlossen.

Während die Kopfhaltung der Figuren in Zone 1 a nicht mehr zu sichern ist, ist der Kopf der linken Figur in Zone 1 b sicher, der der rechten mit großer Wahrscheinlichkeit zur Mitte des Bildfeldes orientiert. Die gepanzerte Figur links wiederholt im Prinzip das Motiv der entsprechenden Gestalt in Zone 1 a: Die erhobene Rechte hält eine Lanze; Ober- und Unterarm sind ausgestanzt. Ebenso als Stanzlöcher ausgebildet sind Hals, Kopf und die halbrunde Helmkalotte, neben der links der in feinen Linien angelegte, lang herabhängende Helmbusch erscheint. Vier weitere Stanzlöcher bilden den Oberkörper, zwei runde und zwei längliche

Ober- und Unterschenkel. Ein schmaler, durch feine vertikale Linien gegliederter Streifen, der den unteren Abschluss des Panzers bildet, soll vielleicht die ledernen Pteryges andeuten. Unklar bleibt die Haltung des linken Arms dieser Figur: Ein Stanzloch in Höhe der Brust-Schulter-Partie scheint diesem Arm zuzurechnen zu sein, doch ist dessen weiterer Verlauf wegen des schlechten Erhaltungszustandes nicht auszumachen. Noch schlechter ist es um das Pendant dieser Figur bestellt: Die Korrosion hat hier die Oberfläche des Scheidenblechs gesprengt und dadurch den Unterkörper der Figur zur Gänze, den Oberkörper zu einem erheblichen Teil zerstört. Der Kopf ist als halbmondförmige, nach links gebogene Sichel mit einer nasenartigen Ausbuchtung ausgestanzt. Ein Vergleich dieses Details mit besser erhaltenen Figuren in *interrasilis*-Technik spricht dafür, dass damit eine Wendung des Kopfes zur Feldmitte gezeigt werden soll. Die Stanzlöcher, die den Oberkörper darstellen, sind durch die Korrosion zum Teil geschlossen. Ob die fähnchenförmigen Ritzlinien neben dem Kopf innen und zwei weitere solche Linien außen intentioneller Natur sind, ist unklar und wohl eher zu bezweifeln. Deutlich erkennbar ist allerdings ein weiteres, für die Interpretation der Szene wichtiges Detail: In der rechten unteren Ecke dieser Zone lehnt ein aus kurzen Einritzungen gebildeter Palmzweig. Ebenso wie in Zone 1 a bildet eine Reihe von Punzpunkten den rechten Abschluss des Bildfeldes.

Wie bei den übrigen Schwertscheidenblechen dieser Art ist davon auszugehen, dass die Deutung und Identifikation der Figuren auf beiden Bildfeldern zusammen gesehen werden muss. Dabei erweist sich die Interpretation der beiden Szenen nicht nur wegen des schlechten Erhaltungszustandes als ausgesprochen schwierig: Wir haben drei – von spiegelbildlichen Abweichungen abgesehen – nahezu identische männliche, gepanzerte Figuren und eine vierte, kaum noch erkennbare Gestalt vor uns. Mustert man das von Künzl zusammengestellte Themendiagramm der Gladii des Typs Pompeji nach Vergleichen durch, so zeigt sich, dass zwei männliche Gestalten in einer Bildszene bislang nur in der Kombination Soldat/Gefangener sowie Mars/Gefangener belegt sind¹². Dieses Motiv ist für das Xantener Scheidenblech aber definitiv auszuschließen.

¹² KÜNZL (Anm. 3) 428 Tab. 5 (Kat. P 2. P 13. P 15). Im Folgenden werden diese Kat.-Nr. zitiert.

ßen (s.u.). Bei der Vorlage des tiberischen Schwertscheidenblechs war seinerzeit eine Deutung der antithetischen Figuren im oberen Bildfeld als Dioskuren vorgeschlagen worden¹³. Das Götterpaar tritt zwar in der Regel zusammen, meist mit seinen Pferden auf¹⁴, doch kann – besonders bei Objekten der Kleinkunst – vereinzelt auch auf die Wiedergabe der Tiere verzichtet werden. Die bewaffneten Dioskuren werden dann überwiegend in heroischer Nacktheit dargestellt¹⁵, aber es gibt auch Ausnahmen: So zeigt etwa eine allerdings erst trajanzeitliche Münze aus Alexandria die beiden Gestalten en face mit Untergewand, Panzer, Paludamentum und Lanze¹⁶. Die querrechteckigen, oben angesprochenen Gebilde auf Höhe der Knöchel sind dann wohl als Wiedergabe der Halbstiefel zu deuten, wie sie vergleichbar auf einer weiteren alexandrinischen Münze zu sehen sind¹⁷. Dass die Wehrhaftigkeit der Castores hier besonders herausgestellt wird, passt gut zum militärischen Charakter des Xantener Fundes¹⁸.

Stützt sich die Deutung der beiden Gepanzerten in Zone 1 a als Dioskurenpaar weitgehend auf das spiegelsymmetrische Schema der Darstellung und wenige Details, so ist die Interpretation der Zone 1 b und damit die der dritten gepanzerten Figur nur auf anderem Wege – durch Ausschlussverfahren – möglich. Dabei wird von der naheliegenden und wohl auch begründeten Annahme ausgegangen, dass eine simple Wiederholung der oberen Bildszene ausgeschlossen ist. Den Schlüssel für das Verständnis liefert der bereits erwähnte Palmzweig in der

rechten unteren Ecke des Bildfeldes. Der Palmzweig wird auf diesen Schwertscheidenblechen mit einer ganzen Reihe unterschiedlicher Bildmotive kombiniert. Er ist dem Mars beigegeben, findet sich in der Kombination Soldat/Gefangener, besonders häufig aber als Attribut der Victoria¹⁹. Von der Gestalt in der rechten Bildhälfte ist genug erhalten, um die Möglichkeit der Darstellung eines Gefangenen auszuschließen: Gefangene werden grundsätzlich in langen Hosen wiedergegeben, Kontur und Binnenzeichnung dieses Kleidungsstücks auf den Blechen nur als eingetriebene Linien angelegt. Auch eine Deutung auf Mars verbietet sich – die linke gepanzerte Figur ist eindeutig männlich, und wie wäre sie anzusprechen, wenn wir eine weitere solche Figur annehmen wollen? Wir dürften also in der rechten Figur Victoria sehen, in der linken Mars, beide einander zugewandt.

Während die Motivkombination Mars/Victoria die Schwertscheidenbleche des Typs Pompeji geradezu dominiert²⁰, bringt das Motiv der Dioskuren eine bisher unbekannt Variante und daher umso willkommeneren Bereicherung dieser Objektgattung. Häufig sind mit den Darstellungen auf diesen Blechen konkrete politische Implikationen verbunden, etwa die Anspielung auf den jüdischen Triumph der Flavier²¹. Ob dies auch hier der Fall ist und auf welches Ereignis die Wiedergabe des Götterpaares dann abzielt, entzieht sich aber leider unserer Kenntnis.

Abbildungsnachweis

1–4 St. Arendt, Medienzentrums Rheinland; 5 H. Stelter, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten.

¹³ SCHALLES (Anm. 3).

¹⁴ Bei der Fülle an entsprechenden Belegen erübrigt sich ein ausführlicher Nachweis; s. S. GEPPERT, *Castor und Pollux. Untersuchungen zu den Darstellungen der Dioskuren in der römischen Kaiserzeit* (Münster 1996). Vgl. etwa aus dem Bereich der reliefdekorierten Gladii die Scheide aus Ptuj: KÜNZL (Anm. 3) Taf. 52,1.

¹⁵ Vgl. beispielsweise die Glaspaste München (LIMC III 1 [Zürich, München 1986] 571 Nr. 30 s. v. Dioskouroi [A. HERMARY] oder mehrere Gemmen aus Xanten (G. PLATZ-HORSTER, *Die antiken Gemmen aus Xanten* [Köln, Bonn

1987] 110 Nr. 193; DIES., *Die antiken Gemmen aus Xanten II* [Köln, Bonn 1994] 151 Nr. 211, 181f. Nr. 279–281).

¹⁶ LIMC III 1 (Zürich, München 1986) 574. III 2 462 Nr. 80.

¹⁷ Ebd. 580. 467 Nr. 151.

¹⁸ Gepanzerte Dioskuren auf einem dolichenischen Votivrelief: LIMC III1 (Zürich, München 1986) 652. III 2 500 Nr. 142 s. v. Dioskouroi/Castores (F. GURY).

¹⁹ Mars: P 4, P 6–7, P 12. – Soldat/Gefangener: P 13. – Victoria: P 3–5, P 7, P 12, P 14, P 18.

²⁰ KÜNZL (Anm. 3) 426.

²¹ Ebd. 428 ff.

Bemerkungen zur Bronzekrone aus Vetera

Zu den herausragenden Funden aus dem Zweilegionenlager Vetera I auf dem Fürstenberg bei Xanten gehört eine bronzene Krone, die im Rheinischen Landesmuseum Bonn (Inv.-Nr. 33100) aufbewahrt wird (Abb. 1). Sie wurde im nördlichen Graben der südlich am Legatenpalast der 15. Legion vorbeiführenden *via principalis* gefunden¹, wo sie anscheinend unter einer Ziegelschicht im Straßengraben – wohl bei der Belagerung des Lagers während des Bataveraufstands 69/70 n. Chr. – verborgen worden war (Abb. 2)².

Vielleicht weil überzeugende Parallelen bisher unbekannt sind, hat das Stück nicht die ihm gebührende Aufmerksamkeit gefunden. Die Krone wurde schon von Hans Lehner als Bekrönung einer Statue gedeutet, bis Hans-Hoyer von Prittwitz und Gaffron in der bislang ausführlichsten Studie sie als Priesterkrone interpretierte³. Neben der Funktion der Krone hat bisher der die Außenseite der Krone zierende Relieffries, dessen Figuren ausnahmslos

auf hellenistische Vorbilder zurückgehen, besonderes Interesse gefunden.

Dieser Fries zeigt auf einem Rundstabprofil, das als Standfläche dient, fünf durch tuskanische Säulen voneinander getrennte Figuren. Die Figuren sind so angeordnet, dass sie jeweils unter einer der fünf Zacken der Krone stehen, so dass diese zusammen mit den Säulen wie Ädicula-Nischen wirken. Diesen Eindruck vermittelt auch die in der Draufsicht erkennbare halbkuppelförmige Ausbildung der Zackenoberseiten. An beiden Seiten wird der Fries von jeweils einem pfeilerartigen Profil abgeschlossen, über dem ein Erotenkopf angebracht ist. Erotenköpfe und Pfeiler bilden aber keine Einheit, stellen also nicht Erotenhermen dar, wie auch die kleine Halbkuppel über den Köpfen andeutet.

Weitgehend außen vor blieb die Frage nach der Herkunft der originellen Applikation eines Frieses von Figuren zwischen Säulen auf eine Krone. Frühkaiserzeitliche formgeblasene Reliefbecher mit Göt-



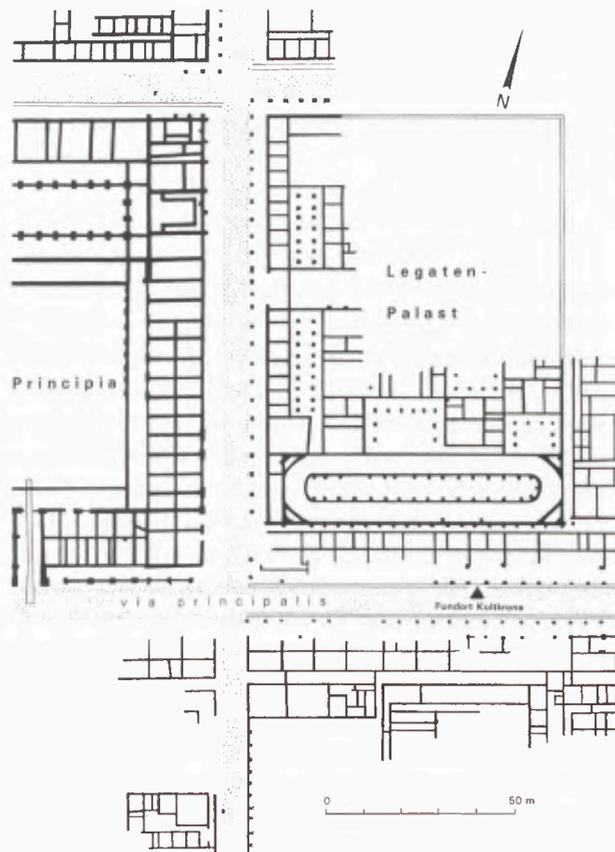
1 Xantener Bronzekrone.
Von links nach rechts:
Hermes mit dem Dionysosknaben,
Nymphe, Apoll.

¹ H. LEHNER, Bonner Jahrb. 134, 1928, 176 Taf. 16–17; DERS., Germania 13, 1929, 126 ff., bes. 131 f. mit Beilage. – Zum sog. Legatenpalast P zusammenfassend: H. LEHNER, Vetera. Die Ergebnisse der Ausgrabungen des Bonner Provinzialmuseums bis 1929. Röm.-Germ. Forsch. 4, 1930, 58 ff.

² Zur Fundstelle N. HANEL, Vetera I = Rhein. Ausgr. 35

(Köln, Bonn 1995) 82 f. Kat. B 421 Taf. 13,1 und Teilplan III mit Eintragung der Fundstelle. Unklar ist, ob die Ziegelschicht zum Straßengraben gehörte oder von der eingestürzten Portikus stammt. Ich danke Norbert Hanel für Auskünfte in dieser Frage.

³ H.-H. VON PRITTWITZ UND GAFFRON, Die Kultkrone von Vetera. Bonner Jahrb. 189, 1989, 121 ff.



2 Ausschnitt aus dem Gesamtplan des Zweilegionenlagers Castra Vetera mit Eintragung des Fundorts der Krone.

tern zwischen Säulen⁴ etwa könnten als Anregung gedient haben. Reliefierte Griffplatten silberner Schalen, die ebenfalls mehrere zu den Seiten abfallende Bögen und bisweilen zu beiden Seiten Me-

daillons mit Köpfen aufweisen⁵, gehören erst dem 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. an. Die erstaunlichen formalen Übereinstimmungen zwischen Stirnbügeln von Prunkhelmen und der Xantener Krone konnten bisher lediglich konstatiert, nicht jedoch erklärt werden⁶.

Auf diesen Fragenkomplex wird am Ende dieses Beitrags zusammen mit einigen bisher noch nicht vorgetragenen Beobachtungen zur Form der Krone noch einmal zurückzukommen sein. Zunächst soll aber der Deutung der Figuren nachgegangen werden.

Der ikonographischen Deutung der fünf Figuren liegt die Annahme zugrunde, dass sie in einen einzigen szenischen oder erzählerischen Zusammenhang gehören. Diese Annahme kann trotz der Trennung der Figuren durch die Säulen immerhin für sich in Anspruch nehmen, dass die vier äußeren Gestalten allesamt auf die weibliche Figur in der Mitte hin orientiert sind. Sollte diese Grundvoraussetzung richtig sein, dürfte die Deutung der Zentralfigur maßgeblich von der ikonographisch unproblematischen Figur rechts von ihr abhängen, bei der es sich unzweifelhaft um Hermes mit dem Dionysosknaben handelt (Abb. 1 und 3)⁷. Der an den Flügeln an Kopf und Füßen erkennbare Hermes, der den kleinen Dionysos im linken Arm hält, wendet sich der Frau in der Mitte nämlich zu. Und auch das Dionysoskind streckt seine Arme in Richtung auf die Frau aus, die den Kopf dem Knaben zu ihrer Rechten zuwendet (Abb. 4). Bekleidet mit einem langen Chiton, über dem ein Mantel Rücken und Beine verhüllt, steht sie lässig neben einem schulterhohen Pfeiler, auf den sie sich mit dem

⁴ G.D. WEINBERG, Mould-Blown Beakers with Mythological Scenes, *Journal Glass Stud.* 14, 1972, 26 ff.; K.B. WIGHT, Mythological Beakers: A re-examination. *Journal Glass Stud.* 36, 1994, 24 ff.

⁵ Vgl. z. B. Trésors d'Orfèverie gallo-romains, Ausstellungskat. Paris und Lyon (Paris 1989) 229 Nr. 187, Farbtafel S. 47 (Griffplatte aus Allan/Drôme); H.-H. VON PRITZWITZ UND GAFFRON/H. MIELSCH (Hrsg.), Das Haus lacht vor Silber. Ausst. Bonn 10.10.–30.12. 1997. Kat. Rhein. Landesmus. Bonn 8 (Köln/Bonn 1997) Abb. S. 173 (Griffplatte aus Allan/Drôme). 188 Abb. 15. 190 Abb. 18 (Lanx von Bizerta); D.E. STRONG, Greek and Roman Gold and Silver Plate (Ithaca 1966) 171 Taf. 47A (Tablett in Turin). 47B (Griffplatte in New York).

⁶ Siehe VON PRITZWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) 136. Seine Vermutung, die Form der Stirnbügel gehe auf solche Kronen zurück, muss angesichts des Unikatcharakters der Xantener Krone Vermutung bleiben. Vgl. jetzt auch das Fragment eines Prunkhelms mit Mars und Adlern in

Ädikulen sowie einem erhaltenen Pfeiler an der Seite: M. JUNKELMANN, Römische Helme. Sammlung Axel Guttman 8 (Mainz 2000) 162 AG 462 m. Abb. 88.

⁷ VON PRITZWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) 125 Abb. 3; H. MENZEL, Die römischen Bronzen aus Deutschland 3. Bonn (Mainz 1986) Taf. 63 oben rechts. Freilich sind die Unterschiede zum Hermes des Praxiteles zu groß, als dass dieser als statuarisches Vorbild gedient haben könnte, wie erstmals J. BRACKER in: Römer am Rhein, Ausstellungskat. Köln 1967, 198, vorschlug, dem noch I. TASSIGNON, Iconographie et religion dionysiaques en Gaule Belgique et dans les deux Germanies (Genf 1996) 40. 43. 179 Kat. 20 folgte. Vielmehr liegt eine hellenistische Schöpfung zugrunde, in der Polykletisches und Praxitelisches verarbeitet wurden. Vgl. die Statue Florenz, Giardino Boboli: P. ARNDT/W. AMELUNG, Einzelaufnahmen, 103–105; P. ZANKER, Klassizistische Statuen (Mainz 1974) 40 Nr. 40; LIMC V (Zürich 1990) s. v. Hermes Nr. 396.



3 Xantener Bronzekrone,
Hermes mit dem Dionysosknaben.



4 Xantener Bronzekrone, Mittelfigur.

rechten Unterarm stützt⁸. Im linken Arm hält sie einen an die Hüfte gelehnten Stab mit knospenförmigem Ende. Sie steht unter einem knorrigen Baum, der sich an den von Pfeiler, Schulter und Kopf gebildeten Kontur eng anschmiegt und auffälligerweise nicht über die Höhe der rahmenden Säulen hinausgeht, obwohl die hoch aufragende mittlere Zacke der Krone genug Raum böte. Auch die anderen Figuren überschreiten die Säulenhöhen, im Unterschied zu den die unter den Zacken zur Verfügung stehende Fläche voll ausnutzenden Figuren auf den späteren Paradehelmen⁹, nicht. Dies deutet darauf hin, dass der Fries von einem Vorbild

übernommen wurde, bei dem der Figurenfries in Höhe der Säulen abschloss. Aufgrund der zu den Seiten hin abnehmenden Säulenhöhe wäre etwa an ein Diadem mit sichelförmigem Kontur zu denken.

Der Baum wurde als Pinie oder Feige gedeutet. Wie ein Vergleich der fächerartig gebildeten Blätter und der Früchte mit den Darstellungen auf der Neapler Glasamphora aus Pompeji oder auf dem Torrita-Balsamarium in Florenz lehrt, kann hier aber nur eine Pinie gemeint sein¹⁰. Schon allein dies erschüttert J. Brackers Deutung der Mittelfigur, in der er aufgrund einer vermeintlich „helmartige(n) Kopfbedeckung“, eines Zepters „mit Vogelprotom“

⁸ VON PRITZWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) 123 Abb. 1. 124 Abb. 2; MENZEL (Anm. 7) Taf. 63 unten Mitte.

⁹ Vgl. etwa die bei J. GARBSCH, Römische Paraderüstungen (München 1978) aufgeführten Helme aus Theilenhofen (55 Taf. 10), Guisborough (73 Taf. 31,1–2) und Ostrov (73 Taf. 32).

¹⁰ Neapler Glasamphora: TH. KRAUS/L. VON MATT, Lebendiges Pompeji. Pompeji und Herculaneum, Antlitz und

Schicksal zweier Städte (Köln 1977) 165 Nr. 208 mit Abb. S. 167; D.B. HARDEN, Glas der Caesaren, Ausstellungskat. Köln 1988, 74 Nr. 33; Balsamarium aus Torrita: K. PAINTER/D. WHITEHOUSE, The Portland Vase. Journal Glass Stud. 32, 1990, 145 f. Abb. 102–106. So auch A. BRUCKNER in: Aus Rheinischer Kunst und Kultur. Auswahlkat. Rhein. Landesmus. Bonn (Düsseldorf 1963) 67.



5 Xantener Bronzekrone, Detail. Kopf der Mittelfigur.

und ihres Standorts „unter einem wilden Feigenbaum“ Iuno Caprotina sehen wollte¹¹. Aber auch seine Deutung der voluminösen Kalotte, auf der sich keine Haarsträhnen abzeichnen, als Helm und des knospenförmigen Endes des Stabes als Vogelprotome ist nur schwer nachzuvollziehen. Am Kopf ist, wenn auch schwach, die Andeutung eines Mittelscheitels zu erkennen, von dem aus das Stirnhaar zu beiden Seiten eingerollt ist (Abb. 5). Und bei dem Stab wird man weniger an ein Szepter¹² als an einen Thyrsosstab denken, dessen Pflanzenbüschel auf zeitlich nahestehenden Denkmälern in ähnlicher Weise als kleine Knospen gehalten sind¹³. Die lässige Haltung der Frau ist weder der würdevollen Iuno noch Kybele¹⁴, auf die die Pinie nicht zwangsläufig hinweisen muss, weder Roma¹⁵ noch Ceres¹⁶ angemessen. Diese Haltung erinnert eher an Aphrodite, wie von Prittwitz und Gaffron bemerkt¹⁷, oder Gestalten aus dem aphrodisisch-dionysischen Umkreis¹⁸, wobei die Tatsache, dass ihr Oberkörper bekleidet ist, eine Deutung als Aphrodite nicht von vornherein ausschließt¹⁹. Insgesamt sprechen aber die Pinie als Naturelement, der vielleicht als Thyrsos anzusprechende Stab²⁰, die laszive Körperhaltung und nicht zuletzt der Bezug zu der Hermes/Dionysosgruppe entschieden dafür, in der Mittel-

¹¹ Römer am Rhein, 198 C 7. Ihm folgt MENZEL (Anm. 7) 50 f. Nr. 108 Taf. 61–64, und DERS., Bronzen des ersten Jahrhunderts im Rheinischen Landesmuseum Bonn. In: *Bronzes Romains Figurés et Appliqués et leurs Problèmes techniques. Akten Pannonia-Konferenzen 4, 1982* (Székesfehérvár 1984) 49 f. Taf. 24,1–3. 25,1.

¹² So VON PRITTWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) 130.

¹³ Vgl. zum Beispiel die Thyrsosstäbe der Satyrn auf einer augusteischen Kandelaberbasis in Rom bei: H.-U. CAIN, *Römische Marmorkandelaber* (Mainz 1985) 181 Kat. 89 Taf. 58,1–2, oder diejenigen auf Bronzekasserollen des 1. Jhs. in: H.-J. SCHALLES/CH. SCHREITER (Hrsg.), *Geschichte aus dem Kies. Neue Funde aus dem Alten Rhein bei Xanten*. Xantener Ber. 3 (Köln 1993) 73 Abb. 50. 240 Mg 30 Taf. 53. 74 Abb. 54. 242 Mg 34 Taf. 55. 75 Abb. 58. 246 Mg 39 Taf. 58; mit nur einer Knospe: 246 Mg 37 Taf. 57.

¹⁴ So H. LEHNER, *Germania* 13, 1929, 131; BRUCKNER (Anm. 10) 67.

¹⁵ S. BOUCHER in: LIMC IV (Zürich 1988) 909 Nr. 5 s.v. Dionysos/Bacchus (in peripheria orientali).

¹⁶ VON PRITTWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) 130 ff.

¹⁷ Gut vergleichbar ist der Urania-Typus Kyrene, z. B. A. DELIVORRIAS u. a. in: LIMC II (Zürich 1984) s.v. Aphrodite, Nr. 615 Taf. 60 (Terrakotta in Basel). Nr. 619 Taf. 51 (Gaspaste München Antikensammlung).

¹⁸ Vgl. etwa auch den Dionysos auf einer Glaskameo-Tafel aus Pompeji in Neapel (Inv.-Nr. 153651): ST. DE CARO (Hrsg.), *Il Museo Archeologico Nazionale di Napoli* (Neapel 1994) 268 m. Abb. Eine ähnlich lässige Haltung nimmt auch die

von hinten gesehene, dem Dionysos zugewandte Frau auf dem Wandbild im cubiculum D der Villa an der Farnesina ein: I. BRAGANTINI/M. DE VOS, *Museo Nazionale Romano. Le Pitture 2/1. Le decorazioni della villa romana della Farnesina* (Rom 1982) 191. 211 Taf. 99; S. REINACH, *Répertoire de Peintures Grecques et Romaines* (Paris 1922) 325 Nr. 5.

¹⁹ So VON PRITTWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) 125. Vgl. aber die ähnlich gekleidete und ebenfalls an einen Pfeiler gelehnte Aphrodite auf einem Wandgemälde aus Herculeum im Archäologischen Nationalmuseum Neapel Inv. 8947 bei E. MOORMANN, *La pittura parietale romana come fonte di conoscenza per la scultura antica* (Assen/Maastricht/Wolfeboro 1988) 125 f. Nr. 060. Siehe auch die Venus aus der Kultgruppe des Mars-Ultor-Tempels: H.G. MARTIN, *Die Tempelkultbilder*. In: *Kaiser Augustus und die verlorene Republik*. Ausst. Berlin 7.6. – 14.8. 1988 (Mainz 1988) 257 Abb. 150.

²⁰ Vgl. etwa die Thyrsosstäbe des Dionysos auf der in Anm. 18 genannten Glaskameo-Tafel in Neapel oder des tanzenden Satyrs aus der Villa dei Papiri, ebenfalls in Neapel: DE CARO (Anm. 18) 205 m. Abb. Siehe außerdem die den Dionysosknaben stillende Leukothea aus der Villa an der Farnesina, die den Thyrsosstab an den Felsen gelehnt hat: BRAGANTINI/DE VOS (Anm. 18) 136 f. 166 Taf. 61. 167 Taf. 62. 173 Taf. 68; M.R. SANZI DI MINO (Hrsg.), *Museo Nazionale Romano. La Villa della Farnesina in Palazzo Massimo alle Terme* (Mailand 1998) Abb. 79. 80.

figur eine Nymphe, vielleicht Nysa selbst, zu sehen. So sitzt Nysa auf einem Silberalabastron in Athen mit dem Dionysoskind auf dem Schoß unter einem Baum, dessen Ast sich über sie schwingt²¹. Und auf einem Relief im Piräus-Museum steht hinter Nysa eine Nymphe mit einem Thyrsosstab sowie eine zweite mit leger in die ausschwingende Standbeinhüfte gestützter Hand²².

Umstritten ist auch die Deutung der männlichen Gestalt links neben der Mittelfigur (Abb. 6)²³. Der unbedeckte junge Mann steht mit weit zurück gestelltem linken Spielbein an einem hüfthohen Pfeiler, auf den er sich mit dem linken Unterarm stützt. Sein Mantel liegt auf der linken Schulter auf und ist um den linken Unterarm gewickelt. Sein langes Haar wird von einer Tanie gehalten. In der vorgestreckten, leicht gesenkten rechten Hand hält er einen Zweig. Lehner hatte den Zweig als Lorbeerzweig gedeutet und entsprechend in dem jungen Mann Apoll erkannt²⁴. Bruckner und Menzel dagegen deuteten den Gegenstand als Ährenbüschel und die Figur als Triptolemos, Bracker sprach von einem Thyrsosbüschel und sah in dem jungen Mann einen Satyr²⁵. Doch die bekannten Figuren dieses Typus stellen, wenn nicht Hermes, so Apoll dar²⁶. In diesem Zusammenhang könnte auch die halbkugelige Fehlstelle über der Basis des Pfeilers interessant sein, wenn sie von einem ursprünglich vielleicht hier eingesetzten Omphalos stammt, wie er bei vergleichbaren Darstellungen anzutreffen ist²⁷. Dass ausgerechnet dieser Typus für die Darstellung Apolls gewählt wurde und nicht etwa ein Kitharödentypus, spricht m. E. gegen von Prittwitz und Gaffrons Deutung Apolls als Gott der musi-



6 Xantener Bronzekrone, Apoll.

schen Agone in Verbindung mit Spielen zu Ehren der Ceres²⁸.

Den Abschluss des Frieses zu beiden Seiten bilden zwei Figuren, die als einzige nicht direkt auf dem Rundstabprofil, sondern auf Gelände andeutenden ‚Plinthen‘ stehen. ‚Stehen‘ ist allerdings nicht das richtige Wort, denn im Gegensatz zu den

²¹ T. GANSCHOW in: LIMC VIII Suppl. (Zürich 1997) s. v. Nysa I/Nysai, 904 Nr. 15 Taf. 598; C. REINSBERG, Studien zur hellenistischen Toreutik (Hildesheim 1980) 64. 130–135.

²² T. GANSCHOW in: LIMC VIII Suppl. (Zürich 1997) s. v. Nysa I/Nysai, 904 Nr. 10a Taf. 598; W. FUCHS, Die Vorbilder der neuattischen Reliefs, *Jahrb. DAI Ergh.* 9, 1959, 187 Nr. 9. Nymphen oder Eileithyiai mit Thyrsosstab auch auf einem von Vorbildern des 4. Jhs. abhängigen Relief hadrianischer Zeit in den Vatikanischen Museen: LIMC III (Zürich 1986) 479 Nr. 668 Taf. 376. VON PRITTWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) 130 hatte die Deutung als Nymphe abgelehnt, weil er in dem Stab ein Szepter erkennen wollte.

²³ VON PRITTWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) 125 Abb. 4; MENZEL (Anm. 7) Taf. 63 links unten.

²⁴ LEHNER (Anm. 14) 131.

²⁵ BRUCKNER (Anm. 10) 68; MENZEL (Anm. 7) 51; BRACKER (Anm. 7).

²⁶ VON PRITTWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) 126. Der Typus ist vor allem auf Gemmen seit späthellenistischer Zeit recht verbreitet: siehe z. B. G. SENA CHIESA, Gemme del Museo Nazionale di Aquileia (Padua 1966) 109 Nr. 54 Taf. 3; E. ZWIERLEIN-DIEHL, Die antiken Gemmen des kunsthistorischen Museums in Wien (München 1973) 134 Nr. 409 Taf. 68 = E. SIMON in: LIMC II (Zürich 1984) s. v. Apollon/Apollo, 398 Nr. 204a Taf. 313; G. PLATZ-HORSTER, Die antiken Gemmen im Rheinischen Landesmuseum Bonn (Köln/Bonn 1984) 94 Nr. 85 Taf. 24 mit weiteren Vergleichen. Vgl. auch den auf spätklassisch-hellenistische Vorbilder zurückgehenden Apoll auf einem Wandbild aus Castellammare di Stabia bei MOORMANN (Anm. 18) 132 Nr. 098 links.

²⁷ MOORMANN (Anm. 18) 188 f. Nr. 225/1.

²⁸ VON PRITTWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) 135.



7 Xantener Bronzekrone, Pädagoge hinter Hermes.



8 Xantener Bronzekrone, Pädagoge hinter Apoll.

gelassen ponderierten Götterfiguren bewegen sich die beiden alten Männer eilig auf die Mittelgruppe zu (Abb. 7 und 8). Sie wurden als Hirten oder Wanderphilosophen gedeutet²⁹. Der anscheinend glatzköpfige, bärtige Alte links außen hinter Apoll³⁰ (Abb. 8) ist in ein langes, gegürtetes Gewand mit langen, engen Ärmeln, Schuhe und einen vor Brust oder Schulter gehefteten Mantel gekleidet. Darüber trägt er einen zweiten Mantel, der, wie die gepickte Außenseite erkennen lässt³¹, aus Fell zu denken ist. Er flattert hinter dem Rücken in der Luft und deutet so die Eile des alten Mannes an. Die wulstigen Säume in Höhe der Knöchel scheinen von einer langen Hose zu stammen, die er unter dem langen Rock trägt. Mit der rechten Hand stützt er sich auf

einen Knotenstock, wobei er mit dem Zeigefinger nach vorn deutet, während er die linke mit der Handfläche nach oben ausstreckt. Sein Gegenstück hinter Hermes³² (Abb. 7) ist ebenfalls ein bärtiger Mann, bei dem kaum zu entscheiden ist, ob er glatzköpfig ist oder eine Kopfbedeckung trägt. Bekleidet ist er mit einem kurzen, gegürteten Chiton, halbhohen Stiefeln und einem Mantel. Während er sich mit der rechten Hand zusätzlich ein Tierfell über die Schulter zieht, das ähnlich im Wind flattert wie der Mantel seines Gegenübers, schultert er mit der linken Hand ein Lagobolon. Oberhalb des Tierfells ist eine sichelförmige Ritzung zu erkennen, die vielleicht ein Rebmesser³³ oder einen weiteren Fellzipfel darstellen soll.

²⁹ LEHNER (Anm. 14) 132; BRUCKNER (Anm. 10) 68; BRACKER (Anm. 7) 198; MENZEL (Anm. 7) 51; VON PRITTWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) 128.

³⁰ VON PRITTWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) 127 Abb. 5; MENZEL (Anm. 7) Taf. 63 unten rechts.

³¹ Vgl. etwa den Fellmantel des Dakers auf dem Relief in Rom in: A. BÖHME-SCHÖNBERGER, *Kleidung und Schmuck in Rom und den Provinzen* (Stuttgart 1997) 43 Abb. 37.

³² VON PRITTWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) 127 Abb. 6; MENZEL (Anm. 7) Taf. 63 oben links.

³³ So VON PRITTWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) 128.

Die Kleidung der beiden Männer entspricht nun weniger der von Hirten und Landleuten als vielmehr einer aus dem Theater stammenden Tracht, mit der Barbaren charakterisiert werden. Sie wurde auch zur Kennzeichnung von Pädagogen – zumeist Sklaven nicht-griechischer bzw. nicht-römischer Herkunft – verwendet³⁴. Das Fell, das der Hirten- und Sklavenikonographie entstammt, und typische Altersmerkmale wie Knotenstock oder Glatze weisen auf das fortgeschrittene Alter der als Erzieher dienenden Sklaven hin. Mit den beiden alten Männern der Bronzekrone gut zu vergleichen ist ein Pädagogentypus, der auf Niobidensarkophagen anzutreffen ist, aber wohl auf eine hellenistische Vorlage zurückgeht³⁵: Der mit langärmeligem Gewand, Schuhen, Mantel und Fell bekleidete Pädagoge umfasst schützend den ihm anvertrauten Knaben. Auf dem Sarkophag in München droht er sogar mit einem Lagobolon. In Tracht und Haltung stehen den Alten auf der Xantener Krone auch die ihre Kinder behütenden Barbaren auf einem der Silberbecher aus dem Schatz von Boscoreale nahe³⁶. Der mit nach oben offener Handfläche ausgestreckte Arm ist hier wohl so zu verstehen, dass die sich unterwerfenden Männer dem Princeps ihre Kinder um Milde und Wohlwollen bittend anvertrauen. Es ist demnach durchaus in Betracht zu ziehen, dass einer oder beide alten Männer auf der Xantener Krone Pädagogen darstellen sollen. Sollte es nicht noch eine inhaltliche Begründung für die erklärungsbedürftige Verdoppelung geben, mag diese auf das Streben nach Symmetrie zurückzuführen sein, das den gesamten Fries beherrscht.

Das Thema des Frieses dreht sich also um die Fürsorge für den kleinen Dionysos, den Gott des Wohlstands und sorgenfreien Lebens. Hermes überbringt den Knaben den Nymphen, in deren Obhut er aufwachsen soll. Apollon ist als Übelabwehrer

Schutzgott alles Heranwachsenden, sowohl der menschlichen Jugend als auch der Vegetation. Als solcher ist seine Präsenz ebenso verständlich wie die der Erzieher, die ebenfalls eine Schutz- und Pflegefunktion ausüben. Wie auf zahlreichen Bildwerken iulisch-claudischer Zeit wird die mythologisch-bukolische Thematik durch die Architekturelemente in eine sakrale Umgebung gerückt.

Bisher weitgehend unberücksichtigt blieb der obere Kontur der Krone und die Form der Zacken³⁷. Auf die große, spitze Zacke in der Mitte folgen zu beiden Seiten zunächst gerundete und wieder spitze Zacken, so dass sich ein Wechsel von spitzen und gerundeten Zacken ergibt. Die drei spitzen Zacken weisen noch rudimentäre Reste einer Art von Akroter auf, der einen vegetabilen, palmettenartigen Eindruck macht, jedoch nicht mehr genau zu erkennen ist. Das liegt daran, dass der obere Kontur der Krone, was bisher völlig unbeachtet blieb, offenbar beschnitten wurde, und zwar bereits vor dem Guss. Die Schnittkanten sind noch deutlich zu erkennen (Abb. 9 und 10): Es sind vor allem die drei spitzen Zacken und die Zackenzwischenräume, deren Form im Modell zugeschnitten wurde. Das ursprüngliche Motiv lässt sich besser an dem Diadem eines Porträts der Livia in den Capitolinischen Museen erkennen³⁸.

Als Folge des Zuschneidens kam auch der Punkt abhanden, an dem das die halbkuppelförmigen Nischendächer umgebende, aus Rille, Kehle und Wulst bestehende Profil jeweils zu beiden Seiten der Zacken in die Vorderfläche der Krone tritt. Lediglich über den beiden äußeren Säulen ist noch der als halbrunder Buckel in Erscheinung tretende Wulst absichtlich stehen gelassen worden, wie besonders an der linken Seite die Schnittpuren zu beiden Seiten des Wulstes erkennen lassen. Über den Grund für den nachträglichen Zuschnitt des Zackenkanturs

³⁴ H. SCHULZE, *Ammen und Pädagogen* (Mainz 1998) 70 ff. 100.

³⁵ SCHULZE (Anm. 34) 115 A S 37 = 138 P S 23 Taf. 48,2. 50,1 (Sarkophag Vatikan, GdC 2635); 115 A S 38 = 138 P S 24 Taf. 48,3 (Sarkophag München Glyptothek GL 345). Schulze weist 90 ff. anhand eines Marmorbildes aus Pompeji in Neapel (Taf. 51,2) nach, dass der Ammentypus auf den Niobidensarkophagen auf hellenistische Vorbilder zurückgeht. Für den Pädagogen nimmt er ebenfalls ein hellenistisches Vorbild an, kann jedoch keinen entsprechenden Vergleich anführen. Möglicherweise kann die Darstellung auf der Bronzekrone diese Lücke teilweise schließen.

³⁶ F. BARATTE, *Le Trésor d'orfèvrerie romaine de Boscoreale* (Paris 1986) 69 ff. mit Abb; P. ZANKER, *Augustus und die Macht der Bilder*² (München 1990) 230 Abb. 180b.

³⁷ Vgl. im Folgenden VON PRITWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) Abb. 1. 2. 5–8 und MENZEL (Anm. 7) Taf. 62–63.

³⁸ K. FITTSCHEN/P. ZANKER, *Katalog der römischen Porträts in den Capitolinischen Museen und den anderen kommunalen Sammlungen der Stadt Rom* 3 (Mainz 1983) 3 f. Nr. 3 Taf. 2. 3; T. MIKOCCI, *Sub specie deae. Les impératrices et princesses romaines assimilées à des déesses. Étude iconologique* (Rom 1995) Taf. 1; S. WOOD, *Imperial Women. A Study in Public Images 40BC – AD68* (Leiden, Boston, Köln 2000) Abb. 47.

lässt sich nur spekulieren. Möglicherweise ist bei der Herstellung des Modells durch Abguss eines Vorbildes der Kronenrand nicht perfekt aus der Form gekommen, so dass man sich zu dieser Korrektur entschloss. Vielleicht wollte man aber auch aus irgendeinem Grund nicht den ursprünglichen Kontur, sondern den Wechsel von spitzen und gerundeten Zacken. Wie dem auch sei, jedenfalls spricht der korrigierende Eingriff am Modell dafür, dass die Krone nach einem Vorbild angefertigt wurde. Darauf deutete oben bereits der nicht über die Säulenhöhe ragende Baum hin.

Im Hinblick auf die Funktion der Krone wurde zumeist angenommen, dass sie zu einer leicht unterlebensgroßen steinernen Statue gehörte. Der untere Rand unterhalb des Rundstabes scheint nämlich dafür zu sprechen, dass die Krone eingelassen war. Einzig von Prittwitz und Gaffron sprach sich dafür aus, dass die schwere Krone anlässlich von Kultfeiern zu Ehren der Ceres von einem Priester getragen worden sei³⁹. Gegen diese Annahme sprechen m. E. die ausgesprochen massive Ausbildung der Krone und ihr Gewicht von 4,5 kg sowie praktische Probleme. Die formalen Übereinstimmungen zwischen der Xantener Krone und den Priesterdiademen aus Hockwold-cum-Wilton mit dem Wechsel von spitzer mittlerer und gerundeten seitlichen Zacken sowie aus Cavenham Heath mit ihren ehemals aufgesetzten Ädiculen sind zwar bedeutsam. Der Vergleich erweist aber, dass die Xantener Krone im Gegensatz zu den jüngeren Diademen aus England nicht dafür bestimmt war, von einer Person wirklich getragen zu werden⁴⁰. Jene Diademe

bestehen aus dünnem Blech und gehen an den Seiten in ein hinten geschlossenes Band über, dessen Weite verstellbar war. So konnten sie – der Umfang des größeren Diadems aus Cavenham Heath beträgt knapp 60 cm – fest auf den Kopf gesetzt werden, so wie es auch der bekrönte Kopf eines Gesichtskruges in Köln zeigt⁴¹. Andere Diademe wie etwa dasjenige aus Lydney Park wurden ins Haar gesteckt⁴² oder wie die Büstenkronen in aller Regel an mindestens einer Wulstbinde, einem Reifen oder einer *infula* befestigt⁴³. Wie aber soll es dem Priester oder der Priesterin in Vetera gelungen sein, der nur 40,4 cm im Umfang messenden Krone einen sicheren Halt auf dem Kopf zu verleihen? Leider liefern die zahlreichen rundplastischen Darstellungen von Kronen tragenden Personen kaum Anhaltspunkte für die Befestigung der Kronen auf dem Kopf. Bei Götterfiguren mit Stadtmauerkrone wie Tyche oder Kybele scheint man auf die Wiedergabe solch profaner Details verzichtet zu haben. Auch die Statue eines Togatus im Bardo-Museum in Tunis, der eine ähnlich proportionierte hohe Mauerkrone mit vergleichsweise geringem Durchmesser trägt, lässt nicht erkennen, wie die Krone auf dem Kopf gehalten wurde⁴⁴. Zieht man den hohen Aufsatz mit Buchstaben und antithetischen Viktorien einer Priesterstatue des 3. Jahrhunderts in Adana heran, der zusammen mit den Büsten an einem wohl aus weichem Material zu denkenden Wulstreif angebracht ist⁴⁵, so ließe sich vermuten, dass die Xantener Krone in einen Tragewulst eingelassen gewesen sein könnte. Allerdings ist hierfür ihr Umfang zu gering, denn die Wulstbinden umfingen den ganzen Kopf, um einen sicheren Halt zu ge-

³⁹ Ihm schließt sich F. DÖVENER, Die Gesichtskrüge der römischen Nordwestprovinzen, BAR Intern. Series 870 (Oxford 2000) 87 f. an.

⁴⁰ VON PRITZWITZ UND GAFFRON (Anm. 3) 157; D. GURNEY, Settlement, religion and industry on the Fen-Edge. Three Romano-British Sites in Norfolk (1986) 49 ff.; N.F. LAYARD, Bronze Crowns and a Bronze Head-dress from a Roman site at Cavenham Heath, Suffolk. *Antiqu. Journal* 5, 1925, 258 f. Taf. 27,1–2; J.M.C. TOYNBEE, Art in Roman Britain (London 1962) 177 ff. Kat. 127 Taf. 141 (Cavenham Heath), 178 Kat. 128 Taf. 139–140 (Hockwold-cum-Wilton). Ein weiteres Diadem stammt aus St. James, Lincolnshire (J.B. WHITWELL, Archaeological notes. *Lincolnshire Hist. and Arch.* 1, 1966, 43).

⁴¹ DÖVENER (Anm. 38) 86 ff. Abb. 142–143.

⁴² R.M. WHEELER/T.V. WHEELER, Report on the excavation of the Prehistoric, Roman, and post-Roman site in Lydney Park, Gloucestershire (Oxford 1932) 42. 90 Nr. 123 Taf. 27;

G. DE LA BÉDOYÈRE, The Finds of Roman Britain (London 1989) 158 ff. Abb. 97a; DÖVENER (Anm. 39) 87 f.

⁴³ Siehe z. B. das Priesterporträt aus Ephesos in Selçuk: M. AURENHAMMER, Das Porträt eines Kaiserpriesters. In: H. THÜR (Hrsg.), „...und verschönerten die Stadt...“ Ein ephesischer Priester des Kaiserkultes in seinem Umfeld (Wien 1997) 41 ff. bes. 46. Allgemein J. RUMSCHEID, Kranz und Krone (Mainz 2000) 8.

⁴⁴ M. YACOUB, Le Musée du Bardo. Départements antiques (Tunis 1969) 132 f. Abb. 96.

⁴⁵ J. INAN/E. ROSENBAUM, Roman and early Byzantine Portrait Sculpture in Asia Minor (London 1966) 204 f. Nr. 282 Taf. 157; H. VON HESBERG, in: ANRW II 16,2 (1978) 926 f. Nr. 9; J. INAN/E. ALFÖLDI-ROSENBAUM, Römische und frühbyzantinische Porträtplastik aus der Türkei. Neue Funde (Mainz 1979) Taf. 275,5, 273,1; RUMSCHEID (Anm. 43) 40 f. 131 f. Nr. 34 Taf. 21.



9 Xantener Bronzekrone, Detail. Oberer Kontur der rechten Seite.



10 Xantener Bronzekrone, Detail. Oberer Kontur der linken Seite.

währleiten. Wie der Togatus in Tunis zeigt, ist der geringe Umfang der Krone übrigens kein Hinweis darauf, dass eine eventuelle Statue unterlebensgroß gewesen sein muss, da diese Art Kronen auf dem Oberkopf aufsaßen und nicht wie Modiuskronen oder Wulstbinden tief in die Stirn gezogen wurden.

Wenn die Xantener Bronzekrone demnach wohl doch zu einer Statue gehörte, dann muss es sich angesichts des Materials, der Qualität und der Tatsache, dass die Krone sicher kein lokales Erzeugnis ist, um ein bedeutendes Werk gehandelt haben. Wen stellte diese Statue also dar? Mehrere Indizien deuten auf Venus-Aphrodite hin. Den wohl direktesten Hinweis liefern die beiden Erotenköpfe an den Seiten. Zum anderen dreht sich der Inhalt des Frieses um die Fürsorge für das Dionysoskind und verleiht damit der Hoffnung auf Fruchtbarkeit und Wohlstand Ausdruck. Und schließlich kommt die Tatsache hinzu, dass von allen römischen Gottheiten, die Kronen oder Diademe tragen, Venus die mit Abstand aufwändigsten und formal verschiedenartigsten trägt⁴⁶. Von den zahlreichen Beispielen, die angeführt werden könnten, sei hier nur auf eine Terrakottastatuette aus Tunesien im British Muse-

um⁴⁷ und die Bronzestatuette im Museum von Székesfehérvár⁴⁸ hingewiesen.

Sowohl eine Statue der Venus-Aphrodite als auch eine Darstellung der Übergabe des Dionysoskindes an die Nymphen sind im militärischen Kontext des Zweilegionenlagers Vetera I keineswegs undenkbar. Auch die Gemmen des 1. Jahrhunderts vom Fürstenberg zeigen zumeist erotische, bukolische und bacchische Themen⁴⁹. Gleiches gilt für die Darstellungen auf den im Bereich des Zweilegionenlagers gefundenen Lampenspiegeln, wo Aphrodisisches und Dionysisches – häufig in Form von Rückgriffen auf statuarische Vorbilder der Spätklassik oder des Hellenismus – zahlreich vertreten ist⁵⁰.

Jedoch ist damit die auffällige hybride Form der Krone noch nicht erklärt, in der sich formale Elemente von Mauerkronen, Priesterdiademen und Helmen zu einer bisher singulären Form verbinden. Die Proportionen, die nach hinten nur leicht abnehmende Höhe und die den Fries abschließenden pfeilerförmigen Elemente finden sich in ähnlicher Art bei Mauerkronen. Von Priesterdiademen scheinen die im Vergleich zu den eher wellenförmig konturierten Diademen von Göttinnen und ver-

⁴⁶ Schon Lehner hatte auf eine Bronzestatuette der Isis-Aphrodite in München hingewiesen: J. LEIPOLDT, Die Religionen in der Umwelt des Urchristentums. In: H. HAAS (Hrsg.), Bildatlas zur Religionsgesch. 9. – 11. Lfg. (Erlangen 1926) Abb. 30. Von ägyptischen Gepflogenheiten ist natürlich abzusehen.

⁴⁷ BM GR 1868.8–10.2, Terracotta C 681.

⁴⁸ V. CSERMÉNYI, Statuettes de Vénus en Pannonie. In: Bronzes Romains Figurés et Appliqués et leurs Problèmes techniques.

Akten Pannonia-Konferenzen 4, 1982 (Székesfehérvár 1984) Taf. 70,1; E.B. THOMAS (Hrsg.), Archäologische Funde in Ungarn (Budapest 1956) 222 f.

⁴⁹ G. PLATZ-HORSTER, Die antiken Gemmen aus Xanten (Köln, Bonn 1987) XXIV.

⁵⁰ HANEL (Anm. 2) Taf. 140–150, darunter auch Darstellungen, die hellenistische Bildwerke wiedergeben (D 15 Taf. 140. D 31 Taf. 141; Ganswürger; D 21 Taf. 140; Satyr-Nymphe-Gruppe; D 40 Taf. 142; Mänade).

göttlichten Privatpersonen deutlicher akzentuierten Zacken und der figürliche Dekor abzustammen. Die Erotenköpfe finden ihre nächsten Entsprechungen an Stirnbügeln pseudo-attischer Helme: Die Köpfe sind nämlich an den Stellen angebracht, wo der Stirnbügel seitlich am Helm endet. Dieser Punkt ist bei hellenistischen Exemplaren als – manchmal verzierte – Volute ausgebildet, bei den bereits im 1. Jahrhundert n. Chr. auftretenden römischen Helmen bisweilen als ornamentierter Knopf⁵¹. Die Erotenköpfe dürften also von solchen Zierformen der Stirnbügelenden herzuleiten sein. Vor diesem Hintergrund mögen sich die originellen Kopfbedeckungen einiger Porträts von Frauen des iulisch-claudischen Kaiserhauses, die sich ebenfalls, wenn auch nicht in genau gleicher Weise wie bei der Xantener Krone, aus verschiedenen Elementen zusammensetzen, als fruchtbarer Vergleich anbieten: Auf einem Kameo in Wien trägt schon die mit Attributen von Magna Mater, Venus und Ceres ausgestattete Livia als Priesterin des vergöttlichten Augustus ein Diadem und eine Mauerkrone⁵². Auf der Gemma Claudia in Wien etwa trägt Agrippina Minor eine Mauerkrone mit Ähren als Attribute der Tyche und der Ceres und ihre Mutter Agrippina Maior einen wohl auf Dea Roma verweisenden Helm mit stephane-förmigem Stirnbügel und Lorbeerkranz⁵³. Besonders ausgefallen ist aber die Kopfbedeckung eines Porträts im Museo Chiaramonti, das inzwischen für Claudia Octavia gehalten und um 53 n. Chr. datiert wird (Abb. 11)⁵⁴: Über einem

Lorbeerkranz als Siegesymbol trägt die junge Frau ein Diadem, eine Mauerkrone und einen figürlich dekorierten Helm. Dabei wird nicht ganz deutlich, ob die Elemente additiv zu verstehen sind oder das Diadem den Stirnbügel und die Mauerkrone den unteren Rand des Helmes bilden. In diesem Lichte erscheint die Xantener Krone als konsequente Weiterentwicklung dieser formal wie inhaltlich vielschichtigen Kopfbedeckungen, indem die einzelnen Elemente zu einer neuen Gesamtform verschmolzen werden. Die Krone stellt sich somit sowohl als priesterliches als auch göttliches Attribut heraus, das ebenso auf Schutzgöttinnen wie auf Venus-Aphrodite hinweist, was sich auch im statuarischen Typus widergespiegelt haben dürfte. Wie die bereits angeführten Beispiele gezeigt haben, sind nicht nur priesterliche Funktionen, sondern auch die Aneignung göttlicher Attribute und die Angleichung an Schutz-, Fruchtbarkeits- und Muttergöttinnen bei verschiedenen Frauen des iulisch-claudischen Kaiserhauses zu beobachten⁵⁵.

Sollte die Krone demnach die Porträtstatue einer Angehörigen des Kaiserhauses bekrönt haben? Immerhin würde auch die auffällige Öffnung der Krone an der Rückseite sich gut für eine claudische Frauenfrisur eignen. Die erste Kandidatin für eine solche Statue wäre die jüngere Agrippina: Ihre für frühkaiserzeitliche Verhältnisse außergewöhnliche politische Stellung während der Regierung des Claudius und in den ersten Regierungsjahren ihres Sohnes Nero ist bekannt⁵⁶. Die in Köln Geborene,

⁵¹ Vgl. H. RUSSELL ROBINSON, *The Armour of imperial Rome* (London 1975) Taf. 150–151. 202 aus dem 1. Jh. sowie die jüngeren Paradehelme Taf. 384–386 (Worthing) 391–393 (Guisborough) 394–396 (Chalon); GARBSCH (Anm. 9) O 61 Taf. 30 (Worthing); O 59 Taf. 31 (Guisborough); O 60 Taf. 31 (Chalon); G. WAURICK in: *Antike Helme*. RGZM Monogr. 14 (Mainz 1988) 169 ff. 443 f. Kat. Nr. 52 (attischer Helm). 341 ff. Abb. 8. 360 (römische Helme).

⁵² H. VON HESBERG in: ANRW II 16,2 (1978) 938 f. Nr. 15; W.-R. MEGOW, *Kameen von Augustus bis Alexander Severus* (Berlin 1987) 254 B 15 Taf. 9,1–2; ZANKER (Anm. 36) 236 Abb. 184; WOOD (Anm. 38) 119 f. Abb. 41.

⁵³ MEGOW (Anm. 52) 78 f. 200 f. A 81 Taf. 31. 32,1,2,4; S. WOOD, *Memoriae Agrippinae*. Agrippina the Elder in Julio-Claudian Art and Propaganda. *Am. Journal Arch.* 92, 1988, 422 Abb. 13; W. ECK, *Agrippina, die Stadtgründerin Kölns: eine Frau in der frühkaiserzeitlichen Politik* (Köln 1993) 35 Abb. 7; MIKOCKI (Anm. 38) Nr. 214 Taf. 23; WOOD (Anm. 38) 306 f. Abb. 95.

⁵⁴ W. AMELUNG, *Die Skulpturen des Vatikanischen Museums I* (Berlin 1903) 396 Nr. 132; B. ANDREA (Hrsg.), *Bildkatalog der Skulpturen des vatikanischen Museums I: Museo Chiaramonti*. Teilbd. 1 (Berlin, New York 1995) Taf. 178–

179; WOOD (Anm. 51) 423 Abb. 14; DIES. (Anm. 38) 286 ff. Abb. 128–129.

⁵⁵ Als weitere Beispiele vgl. außerdem vor allem die Antonia Augusta als Kourotrophos mit EROS auf dem Arm aus dem claudischen Nymphäum in Baiae (B. ANDREA, *Zur Einheitlichkeit der Statuenausstattung*. In: V.M. STROCKA (Hrsg.), *Die Regierungszeit des Kaisers Claudius (41–54 n. Chr.). Umbruch oder Episode?* Symposium 1991 [Mainz 1994] Abb. 11. 34; WOOD [Anm. 38] Abb. 64. 123), Messalina mit dem kleinen Britannicus in Anlehnung an die Eirene mit dem Plutosknaben im Louvre (K. DE KERSAUSON, *Musée du Louvre. Catalogue des portraits romains I* [Paris 1986] 200 f. Nr. 94), die jüngere Agrippina in den Reliefs im Sebasteion von Aphrosisias (WOOD [Anm. 38] Abb. 141 [Agrippina und Claudius]. 142 [Agrippina als Tyche-Fortuna bekränzt Nero]; MIKOCKI [Anm. 38] 40; CH. B. ROSE, *Dynastic Commemoration and Imperial Portraiture in Julio-Claudian period* [Cambridge 1997] 70 Taf. 207) und auf dem Kameo am Dreikönigenschrein im Kölner Dom (MEGOW [Anm. 52] A 98 Taf. 35,1–2; MIKOCKI [Anm. 38] 41 Nr. 213 Taf. 15).

⁵⁶ Zusammenfassend zuletzt WOOD (Anm. 38) 250 f. 255 ff.

auf deren Veranlassung die Stadt im Jahre 50 n. Chr. in den Rang einer Colonia erhoben wurde (Tac. ann. XII 27), genoss im Rheinland höchstes Ansehen. Die in Vetera stationierte 5. Legion war mit ihrem Vater Germanicus, auf den sie sich immer wieder berief, nach Germanien gezogen (Tac. ann. I 48 ff.). Die tatkräftige Unterstützung durch ihre Mutter (Tac. ann. I 69) dürfte bei den Truppen ebenfalls noch in Erinnerung gewesen sein. Und schließlich war sie, die schon zu Lebzeiten mit dem Augustatitel geehrt wurde (Tac. ann. XII 26), bereits kurz nach dem Tod ihres Onkels und kaiserlichen Gatten zur Priesterin des Divus Claudius ernannt worden (Tac. ann. XIII 2). Als Priesterin konnte sie mit einer solchen Krone dargestellt werden⁵⁷. Eine solche Porträtstatue, vielleicht in einem auf die Stamm-mutter der iulischen Familie verweisenden Aphrodite-Typus, dürfte gemeinsam mit einer Statue des Claudius oder ihres Sohnes Nero in den Principia des Zweilegionenlagers aufgestellt gewesen sein.

Sollte diese Annahme zutreffen, dann wäre der Figurenfries der Krone möglicherweise nicht nur bukolisch, sondern auch politisch zu verstehen. In dem kleinen Dionysos wäre Nero zu erkennen, der am Anfang seiner Regierungszeit große Hoffnungen geweckt hatte, nicht zuletzt auch deshalb, weil er der letzte männliche Nachkomme des Germanicus war (Tac. ann. XI 12). Apolls Anwesenheit dürfte in diesem Zusammenhang weniger durch Neros musische Interessen und dessen sich erst im Laufe der Zeit verstärkende Identifizierung mit Apoll⁵⁸ als durch die Bedeutung des Gottes für die iulische Familie motiviert sein. Mit den beiden Alten, für die ich oben eine Deutung als Pädagogen vorgeschlagen habe, könnten die beiden Erzieher und Berater Neros in seinen jungen Jahren Afranius Burrus und Annaeus Seneca gemeint sein⁵⁹.

Abbildungsnachweis

1, 3–10 S. Ahrendt, Medienzentrum Rheinland.; 2 H.



11 Rom, Museo Chiaramonti. Porträtkopf.

Ihre ungewöhnliche Form, der Figurenfries und ihre Ausführung deuten demnach darauf hin, dass die Krone vom Fürstenberg zu einem statuarischen Monument gehörte, das zu Ehren des Kaiserhauses im Zweilegionenlager Vetera I aufgestellt war, einem Militärstützpunkt, der bei den Einsätzen verschiedener Claudier im Rahmen der iulisch-claudischen Germanienpolitik eine große Rolle gespielt hatte.

Stelter, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten; 11 DAI Rom (InstNeg 87Vat303/05).

⁵⁷ Zu den Diademen der Frauen des Kaiserhauses im 1. Jh. ROSE (Anm. 55) 76 f., der zeigt, dass auch die jüngere Agrippina zu Lebzeiten erst in neronischer Zeit mit Diadem dargestellt wurde. Vgl. aber den oben genannten Kopf der Claudia Octavia im Museo Chiaramonti.

⁵⁸ P. FERNANDEZ URIEL, Nero, Alter Apollo: la divinización del „Princeps“ en la ideología neroniana. In: J. ALVAR u. a. (HRSG.), Héroes, Semidioses y Daimones (Madrid 1992) 159 ff.

⁵⁹ Zu deren Bedeutung siehe nur Tac. ann. XII 69. XIII 2. XIII 14. XIV 14.

Porträtplastik aus der Colonia Ulpia Traiana

Die römischen Städte der römischen Nordwestprovinzen sind nicht gerade reich mit Porträtfinden gesegnet, sieht man einmal von den etwas häufigeren Grabsteinen mit entsprechenden bildlichen Darstellungen ab. Diese Situation ist in der Colonia Ulpia Traiana (CUT) nicht anders, im Gegenteil, Funde von Skulpturen, Bauornamentik oder einfach nur undekorierter größerer Bauteile sind hier besonders selten. Angesichts der heute noch in ihren Grundrissen erkennbaren großartigen öffentlichen Bauten wie Capitol, Hafentempel, Forum, ‚Statthalterpalast‘ usw.¹ würde man aber doch gerade in der CUT auch entsprechende Nachweise selbst qualitätvollerer Porträtplastik erwarten. Inzwischen kennen wir allerdings einige wenige Beispiele lebensgroßer bzw. leicht überlebensgroßer Bildnisse, die uns eine Ahnung von dem geben, was im antiken Xanten gestanden haben mag². Bereits in den 50er Jahren konnte das Archäologische Museum G.M. Kam in Nimwegen ein beschädigtes Bronzporträt erwerben, welches offenbar bei der Bislicher Insel im Rhein gefunden wurde. Dieses mutmaßliche Privatporträt wohl trajanischer Zeit wurde in jüngerer Zeit erneut als Trajan benannt³. Bei Ausgrabungen der letzten 20 Jahre gelangten auf dem Areal der CUT zwei weitere lebensgroße Bildnisse ans Licht, die im folgenden Beitrag besprochen werden sollen.

1. Porträtbruchstück eines Mitgliedes der iulisch-claudischen Dynastie (Abb. 1)
Schnitt- u. Fundnr.: 78/3A 16070
Material: weißer, fein kristalliner Marmor; Maße: erh. H. 19,7 cm; erh. T. 21,8 cm.

Erhalten hat sich ein Bruchstück der rechten Kopfseite, insbesondere der Haarkalotte. Die Oberfläche ist stark zerrieben und zusätzlich bei der Zerschlagung sehr in Mitleidenschaft gezogen worden. Erkennbar sind auf der Kopfoberseite etwa drei lange und eine kürzere, in mehreren Bögen zur Stirn hin schwingende Haarsträhnen sowie mindestens drei kurze, die vom Hinterkopf kommend zur rechten Kopfseite herabfallen (Abb. 1–3). Des Weiteren befinden sich hinter dem rechten Ohr mindestens drei parallel nach unten schwingende Nackenlocken. Schließlich haben sich einige Strähnen der offensichtlich recht kurzen Koteletten erhalten. Die hervorstehenden Partien der rechten Ohrmuschel sind verloren, von der Wange sind ebenfalls nur noch kleine Teile vorhanden. Auffällig sind fünf kleine Bohrlöcher in der seitlichen Haarkalotte, die vermutlich zur Befestigung eines Kranzes aus Metall dienten bzw. Reste eines marmornen Kranzes sind. Im Verlauf dieser Bohrlöcher scheinen die Haarlocken nicht besonders ausgearbeitet worden zu sein.

Die Kopfrückseite weist eine Abflachung auf, die gegen die sonstige Bruchrichtung verläuft und somit wohl zur ursprünglichen Ausgestaltung des Kopfes gehörte.

¹ Zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der öffentlichen Architektur in der CUT siehe H.-J. SCHALLES, Überlegungen zur Planung der Colonia Ulpia Traiana und ihrer öffentlichen Bauten im Spiegel städtischer Architektur des 2. Jahrhunderts n. Chr. Xantener Ber. 6 (Köln 1995) 379 ff. Für eine kritische Diskussion der im Folgenden besprochenen Stücke und zahlreiche Hinweise danke ich D. Boschung und P. Noelke, beide Köln.

² Vgl. etwa die große Zahl der Statuenaufstellungen auf den Fora der zwei nordafrikanischen Städte Cuicul (Djemila)

und Thamugadi (Timgad): G. ZIMMER, *Locus datus decreto decurionum. Zur Statuenaufstellung zweier Forumsanlagen im römischen Afrika* (München 1989).

³ A.M. GERHARTL-WITTEVEEN, A portrait of Trajan. In: S.T.A.M. MOLS u. a. (Hrsg.), *Acta of the 12th International Congress on Ancient Bronzes*, Nijmegen 1992. *Nederlandse Archeologische Rapporten* 18 (Nimwegen 1995) 267 ff.; G. LAHUSEN/E. FORMIGLI, *Römische Bildnisse aus Bronze. Kunst und Technik* (München 2001) 179 f. (siehe dort auch jeweils die ältere Literatur).



1 Porträtbruchstück eines Mitgliedes der iulisch-claudischen Dynastie, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten.

Der fragmentarische Erhaltungszustand des Porträts erschwert eine genaue Zuweisung erheblich, doch scheint die Proportionierung des Kopfes im Allgemeinen und die Haargestaltung im Besonderen eine Benennung als iulisch-claudischer Herrscher zu rechtfertigen. Da die charakteristischen Stirnhaare, die eine sichere Zuweisung ermöglicht hätten, nicht mehr erhalten sind⁴, können für eine genauere Benennung die Angabe der herabschwingenden Nackenhaare hinter dem rechten Ohr, die relativ kurzen Koteletten und die recht langen, zur Stirn hin gekämmten Strähnen der Kopfoberseite wichtige Anhaltspunkte sein. Angesichts der Darstellung einer Bekrängung möchte man an einen Princeps denken⁵. Die hinter dem rechten Ohr herabschwingenden Nackenhaare tauchen bei allen Principes des iulisch-claudischen Hauses auf. Sowohl Augustus, als auch seine Nachfolger Tiberius, Caligula⁶, Claudius⁷ und Nero⁸ wurden mit solchen



2 Umzeichnung der erhaltenen Haarpartien (Seitenansicht).



3 Umzeichnung der erhaltenen Haarpartien (Aufsicht).

⁴ Zu einer neueren Zusammenstellung der Stirnhaargestaltung iulisch-claudischer Familienmitglieder siehe D. BOSCHUNG, Die Bildnistypen der iulisch-claudischen Kaiserfamilie: ein kritischer Forschungsbericht. *Journal Roman Arch.* 6, 1993, 39 ff.

⁵ Vgl. ähnliche Bohrungen bei anderen Porträts, die ebenfalls auf eine Bekrängung hinweisen: H. JUCKER, Iulisch-claudische Prinzen- und Kaiserporträts als „Palimpseste“. *Jahrb. DAI* 96, 1981, 277 ff. Abb. 48–52. A. MLASOWSKY, Herrscher und Mensch. Römische Marmorbildnisse in Hannover (Hannover 1992) 91 deutet die Bohrlöcher bei einem Claudius-Porträt als Halterungen ergänzender Stucklocken.

⁶ Vgl. z. B. D. BOSCHUNG, Die Bildnisse des Caligula. Das römische Herrscherbild, Abt. I 4 (Berlin 1989) 108 Taf. 4,3

(Venedig, Museo Archeologico); 108 Taf. 5,3 (Fulda, Schloß Fasanerie); 109 Taf. 10,3 (Athen, Nationalmuseum Inv. 3590); 110 Taf. 13,3 (Paris, Louvre MA 1234); 111 Taf. 16,2 (Malaga, Museo Arqueológico Provincial); 113 Taf. 23,3 (Arles, Musée Réattu); 116 f. Taf. 32,1 (New Haven, Yale University Art Gallery).

⁷ Vgl. z. B. D. SALZMANN, Beobachtungen zu Münzprägung und Ikonographie des Claudius. *Arch. Anz.* 1976, 260 Abb. 9–10 (Kassel, Staatliche Kunstsammlungen Inv. SK 116).

⁸ Vgl. insbesondere Beispiele des Typus Cagliari: M. BERGMANN/P. ZANKER, „Damnatio Memoriae“. Umgearbeitete Nero- und Domitianporträts. *Jahrb. DAI* 96, 1981, Abb. 2a (Cagliari, Museo Nazionale).

Frisurteilen dargestellt. Die Bildnisse des Caligula fallen als überzeugende Vergleiche allerdings aus, da sie stets – anders als beim Xantener Stück – sehr lange und zudem relativ weit ins Gesicht schwingende Koteletten aufweisen. Claudius-Bildnisse haben gelegentlich die herabschwingenden Nackenhaare wie z. B. der namensgebende Kopf vom Typ Kassel⁹. Die meisten seiner Porträts sind allerdings umgearbeitete Caligula-Bildnisse, die vor allem im Bereich der Stirnpartie angepasst worden sind¹⁰. Weiterhin sind die Koteletten des Claudius breiter, länger und ins Gesicht schwingend dargestellt, die Kopfhare weisen kurze, gestaffelte Lockenreihen auf, so dass auch eine Benennung des Xantener Kopffragmentes als Claudius sehr unwahrscheinlich ist. Auch ein Vergleich mit Nero-Porträts vermag nicht zu überzeugen. Allenfalls Beispiele des Typs Cagliari zeigen hinter dem rechten Ohr herabschwingende Locken. Die vergleichsweise langen Haare auf der Schädelkalotte sowie die sehr langen, geschwungenen Koteletten zeigen deutliche Unterschiede zum Xantener Kopf auf. Unter den erhaltenen Bildnissen des Augustus findet sich dagegen eine Reihe von Exemplaren (Abb. 4), die einige oder alle Merkmale des Xantener Kopffragmentes aufweisen¹¹, doch sind diese gemessen an der Gesamtzahl der bekannten Porträts vergleichsweise selten. Am überzeugendsten erscheinen die Vergleiche mit verschiedenen Tiberius-Porträts, die z. T. alle der erhaltenen Frisurdetails des Xantener Porträts aufweisen. Dabei fällt auf, dass sich die Beispiele zwar nicht auf einen bestimmten Typus¹² beschränken, allerdings überwiegend dem Typ Berlin-Neapel-



4 Porträt des Augustus, Musei Vaticani.

Sorrent zugerechnet werden können. Als besonders enge Parallelen können die Köpfe vom Typ Kopenhagen 624 in Avignon¹³, Florenz¹⁴ und Paestum¹⁵ und vom Typ Berlin-Neapel-Sorrent in Berlin¹⁶ (Abb. 5), Rom¹⁷ (Abb. 6) und Sorrent¹⁸ gelten. Weitere Vergleiche insbesondere bezüglich der herab-

⁹ Vgl. Anm. 7.

¹⁰ Vgl. z. B. JUCKER (Anm. 5) 277 Nr. 5 Abb. 48–52 (Hannover, Kestnermuseum, Inv. 1978).

¹¹ Vgl. z. B. D. BOSCHUNG, Die Bildnisse des Augustus. Das römische Herrscherbild I 2 (Berlin 1993) 135 f. Kat.-Nr. 58 Taf. 53 (Stuttgart, Württembergisches Landesmuseum, Inv. Arch. 65/12); 136 Kat.-Nr. 59 Taf. 58 (Terracina, Museo Archeologico); 145 f. Kat.-Nr. 79 Taf. 60 (Basel, Antikemuseum/Sammlung Ludwig-Malibu, J.P. Getty Museum); 165 Kat.-Nr. 135 Taf. 89 (München, Glyptothek 350A); 152 Kat.-Nr. 100 Taf. 106 (Florenz, Galleria degli Uffizi, Inv. 1914.81); 152 f. Kat.-Nr. 101 Taf. 179 (Frankfurt, Liebieghaus, Inv. St P 397); 159 f. Kat. 120 Taf. 108 (London, British Museum 1877); 166 Kat.-Nr. 138 Taf. 100 (Neapel, Museo Archeologico Nazionale); 170 Kat.-Nr. 151 Taf. 87 (Paris, Musée du Louvre, MA 1212); 171 Kat.-Nr. 153 Taf. 151 (Paris, Musée du Louvre, MA 1247); 183 f. Kat.-Nr. 177 Taf. 114 (Musei Vaticani, Sala a Croce Greca 565); 186 Kat.-Nr. 185 Taf. 78 (Schweizer Privatbesitz); 189 Kat.-Nr. 197 Taf. 117 (Thessaloniki, Archäologisches Museum, Inv. 1065); 192 Kat.-Nr. 204 Taf. 167 (Vienne, Musée Lapidaire 57).

¹² Zur Gliederung der Tiberius-Porträts vgl. zuletzt BOSCHUNG (Anm. 4) 56 ff.; vgl. auch die schon ältere Arbeit von L. POLACCO, Il volto di Tiberio (Rom 1955).

¹³ Avignon, Musée Calvet, Inv. 142; vgl. F. SALVIAT, Tibère, Drusus le Jeune et le Forum d'Avignon. Rev. Arch. 1979, 259 ff. Abb. 2.

¹⁴ Florenz, Museo Archeologico, Inv. 1641 (Bronze); vgl. LAHUSEN/FORMIGLI (Anm. 3) 119 f. mit Abb. S. 120 u. 377.

¹⁵ Paestum, Museo Archeologico Nazionale; vgl. E. GRECO, Poseidonia-Paestum IV. Forum Ouest-Sud-Est (Rom 1999) 126 ff. Taf. 118.

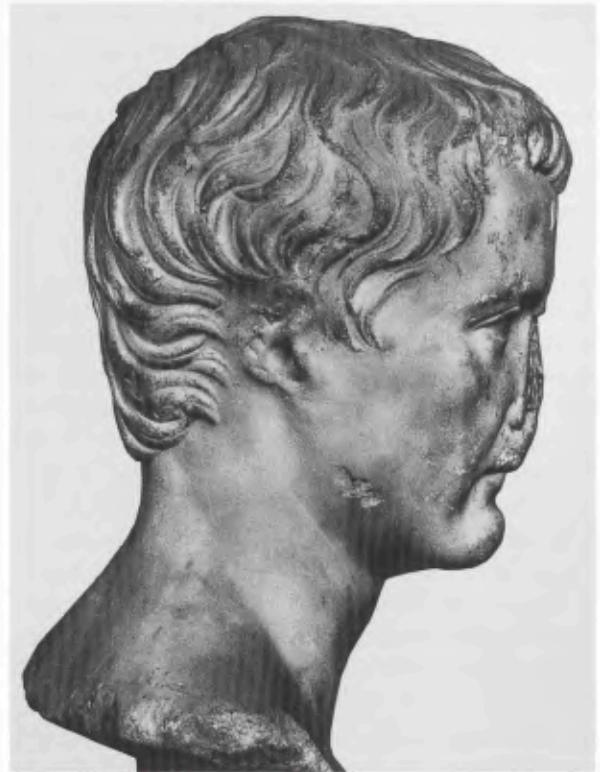
¹⁶ Staatliche Museen Berlin, Antikensammlung, Inv. SK 1872; vgl. Abb. bei A.-K. MASSNER, Bildnisangleichung. Das römische Herrscherbild, Abt. IV (Berlin 1982) Taf. 24a.

¹⁷ Rom, Museo Nazionale, Inv. 115256; vgl. Abb. bei K. FITTSCHEN/P. ZANKER, Katalog der römischen Porträts in den Capitolinischen Museen und den anderen kommunalen Sammlungen der Stadt Rom I. Kaiser- und Prinzenbildnisse (Mainz 1985) (im Folgenden FITTSCHEN/ZANKER abgekürzt) 14 Anm. 9 Beilage 13c.

¹⁸ Sorrent, Museo Correale; vgl. FITTSCHEN/ZANKER 14 Anm. 5 Beil. 14a.



5 Porträt des Tiberius, Staatliche Museen Berlin.



6 Porträt des Tiberius, Museo Nazionale, Rom.

schwingenden Nackenlocken bieten Beispiele des Typs Kopenhagen 623 (Adoptionstypus) in Rom¹⁹ und La Spezia²⁰, des Typs Berlin-Neapel-Sorrent in Hannover²¹ und Rom²², des Typs Ephesos-München in München²³ sowie des Typs Kopenhagen 624 im Vatikan²⁴. Vergleichsweise lange, in die Stirn gestrichene Strähnen auf der Kalotte zeigen z. B.

die Köpfe in La Spezia²⁵, im Vatikan²⁶ (Typ Kopenhagen 623/Adoptionstypus) und in Woburn Abbey (Typ Berlin-Neapel-Sorrent)²⁷.

Wie problematisch eine genaue Zuweisung letztlich ist, zeigen Vergleiche mit hier zunächst unterschiedenen Personen des iulisch-claudischen Hauses bzw. zeitgenössischer Personen. So könnte hinter dem stark fragmentierten Kopf in Xanten auch durchaus ein Germanicus, einer seiner Söhne oder gar Drusus Minor stecken, wie Vergleichsbeispiele in Avignon²⁸, Fulda²⁹, Rom³⁰, Selçuk³¹ und in Pri-

¹⁹ Rom, Museo Capitolino, Stanza degli Imperatori 3: vgl. FITTSCHEN/ZANKER 10 ff. Nr. 10 Taf. 12 (Nacken u. Koteletten).

²⁰ La Spezia, Museo Civico, Inv. 54 (Luni): vgl. FITTSCHEN/ZANKER 11 Nr. 13 Beil. 9c.

²¹ Privatbesitz, derzeit im Kestner Museum Hannover: vgl. MLASOWSKY (Anm. 5) 50 ff. Abb. S. 62.

²² Rom, Palazzo Barberini: vgl. Abb. FITTSCHEN/ZANKER 14 Anm. 9 Beil. 14c.

²³ München, Glyptothek, Inv. 314: vgl. POLACCO (Anm. 12) Taf. 29,1.

²⁴ Vatikan, Museo Gregoriano Profano, Inv. 9961: vgl. A. GIULIANO, *Catalogo dei ritratti romani del Museo Profano Lateranense* (Rom 1957) 32 f. Nr. 35 Taf. 22.

²⁵ Vgl. Anm. 20.

²⁶ Vatikan, Museo Chiaramonti, Inv. 1250: vgl. B. ANDREAE u. a., *Bildkatalog der Skulpturen des Vatikanischen Museums I*. Museo Chiaramonti 1 (Berlin 1995) 122 f. Nr. 545.

²⁷ FITTSCHEN/ZANKER 14 Anm. 10 Beil. 12.

²⁸ Avignon, Musée Calvet (Drusus Minor): vgl. Z. KISS, *L'Iconographie des princes julio-claudiens au temps d'Auguste et de Tibère* (Warschau 1975) Abb. 335–336.

²⁹ Fulda, Fasanerie (Prinz): vgl. H. v. HEINTZE, *Die antiken Porträts in Schloss Fasanerie bei Fulda* (Mainz 1968) 28 f. Nr. 20 Taf. 32 f. 115.

³⁰ Rom, Museo Nazionale, Inv. 1058 (Germanicus, Typ Beziers): vgl. A. GIULIANO (Hrsg.), *Museo Nazionale Romano. Le sculture I* 9 (Rom 1987) 137 ff. R.95 mit Abb. – Zum Germanicus-Porträt allgemein siehe K. FITTSCHEN, *I ritratti*

vatbesitz³² zeigen. Es bleibt also festzuhalten, dass eine exakte Zuschreibung des Xantener Porträtbruchstücks nicht möglich ist. Eine Benennung als Augustus ist möglich, doch erscheint die als Tiberius als wahrscheinlicher.

Betrachtet man die Ausgestaltung der Haare am Xantener Kopf im Detail, so gewinnt man auch unter Berücksichtigung des schlechten Erhaltungszustandes den Eindruck, dass das Porträt bzw. die Haare eher summarisch, im Detail wenig filigran gearbeitet sind. Seine Machart erinnert an den inzwischen als Claudius angesprochenen Kopf aus Köln³³. D. Salzmann erwägt bei diesem Stück aufgrund seiner Ausführung mit der spezifischen Haaranordnung und -gestaltung sowie der Benutzung eines falsch bemessenen Blocks einen provinziellen Bildhauer als Schöpfer des Porträts.

In diesem Zusammenhang ist auf eine weitere auffällige Parallele zum Claudius-Kopf in Köln hinzuweisen. Es ist bereits erwähnt worden, dass die Rückseite des Xantener Porträts abgeflacht, der Kopf also niemals komplett ausgearbeitet war. Das gleiche Phänomen am Kölner Kopf wird von Salzmann mit der Wiederverwendung eines hinsichtlich des Volumens nicht passenden Architekturblockes erklärt. Möglicherweise ist dies auch bei dem mutmaßlichen Bildnis des Tiberius der Grund für die Abflachung. In jedem Fall dürfte es mitsamt der zugehörigen Statue in einer Nische oder vor einer Wand gestanden haben.

Ungeachtet der genauen Benennung ist nach dem Ort der Aufstellung und den möglichen Gründen

dafür zu fragen. Das Stück wurde im nordwestlichen Bereich des Hafentempelpodiums (Insula 37) gefunden, wo es etwa in Höhe des ersten angelegten Planums im Bereich der spät- und nachantiken Abbruchschichten lag³⁴. Außer dem Kopffragment kam eine Vielzahl weiterer Skulpturbruchstücke zutage, die vermutlich auf mindestens zwei leicht überlebensgroße Statuen schließen lassen. Darunter befindet sich auch eine Panzerstatue. Die Fundlage in einer Abbruchschicht entzieht die Skulpturfragmente zunächst einer genauen Datierung. Da sie sich aber zusammen mit verschiedenen Bauteilfragmenten des Tempels, der in trajanisch-frühhadrianische Zeit datiert wird³⁵, direkt über dessen Podium befanden, ist wohl davon auszugehen, dass sie dem Tempel in irgendeiner Form zuzurechnen sind. Weiterhin weisen keine der Statuenteile Mörtelspuren auf, so dass kaum von Spolien, die etwa im Opus Caementicium-Sockel des Podiums verbaut gewesen wären, gesprochen werden kann³⁶. Das etwa handgroße Format der weitaus meisten Bruchstücke lässt hier eher auf die Vorbereitung zum Brennen im spät- bzw. nachantiken Kalkofen schließen³⁷. Am wahrscheinlichsten dürfte also eine ursprüngliche Aufstellung der Statuen im Bereich des Tempelgebäudes bzw. des Heiligtums sein.

Problematisch erscheint in diesem Zusammenhang allerdings zunächst die Aufstellung eines Mitgliedes der iulisch-claudischen Dynastie in einem trajanisch-frühhadrianischen Tempel. Zuletzt ist der Hafentempel aufgrund des Bautyps, seiner Ausführung und Lage als Tempel für den vergöttlichten Trajan bzw. für den Kaiserkult allgemein gedeutet worden³⁸. Es wäre in diesem Rahmen vielleicht

di Germanico. In: G. BONAMENTE/M.P. SEGOLONI (Hrsg.), *Germanico. La persona, la personalità, il personaggio* (Rom 1987) 205 ff.

³¹ Selçuk Museum, Inv. 1480 (Nero Caesar?, Typ Adolphseck-Malibu): vgl. J. INAN/E. ALFÖLDY-ROSENBAUM, *Römische und frühbyzantinische Porträtplastik aus der Türkei. Neue Funde* (Mainz 1979) 71 ff. Nr. 18 Taf. 15. Ähnlichkeit mit dem Xantener Kopf bieten hier vor allem die herabschwingenden Nackenhaare.

³² Schweizer Privatbesitz (Nero Caesar?): vgl. D. KASPAR, in: H. JUCKER/D. WILLERS (Hrsg.), *Gesichter. Griechische und römische Bildnisse aus Schweizer Privatbesitz* (Bern 1982) 82 f. mit Abb.

³³ D. SALZMANN, *Antike Porträts im Römisch-Germanischen Museum Köln. Kölner Jahrb. Vor- u. Frühgesch.* 23, 1990, 169 ff. Abb. 62 ff.

³⁴ Der Grabungsdokumentation zufolge lag es im Aushub, der mit Hilfe eines Baggers auf eine Höhe von 21,07 m ü. NN bzw. von dort bis auf das Tempelfundament abgetragen wurde.

³⁵ M. TRUNK, *Römische Tempel in den Rhein- und westlichen*

Donauprovinzen. Forsch. Augst 14 (Augst 1991) 235 ff. (siehe dort auch ältere Literatur); SCHALLES (Anm. 1) 390 ff.

³⁶ Auf einigen der Skulpturbruchstücke sind dagegen Sinter Spuren zu erkennen, die auf eine feuchte Lagerung über einen längeren Zeitraum hinweg schließen lassen. Möglicherweise ist dies durch den feuchten Boden im Bereich des Hafentempels, der nicht allzu weit vom alten Rheinarm entfernt liegt, zu erklären.

³⁷ Einige Bruchstücke sind durchgeglüht bzw. weisen schwarze Brandspuren auf, was ein Hinweis darauf ist, dass sie einem Brand ausgesetzt gewesen sind. Ob dies mit Kalkbrennöfen oder einer früheren Brandkatastrophe in Verbindung zu bringen ist, bleibt unklar.

³⁸ M. ZELLE, *Colonia Ulpia Traiana. Götter und Kulte* (Köln 2000) 42 ff.; vgl. neuerdings auch W. SPICKERMANN, *Kultorganisation und Kultfunktionäre im Gebiet der Colonia Ulpia Traiana*. In: TH. GRÜNEWALD (Hrsg.), *Germania Inferior. Besiedlung, Gesellschaft und Wirtschaft an der Grenze der römisch-germanischen Welt. RGA² Ergbd.* 28 (Berlin, New York 2001) 227 f.

denkbar, dass die Anlage mit einer Statuengalerie, bestehend aus für die Geschichte der Colonia maßgeblichen Personen, etwa im Stile des Statuenprogramms des Mars Ultor-Tempels in Rom³⁹, ausgestattet war. So könnte man z. B. Augustus als Initiator der frühen militärischen Anlagen in Xanten und Tiberius sowie Germanicus als Nutzer und Gestalter derselben im Rahmen ihrer Tätigkeiten in den Germanischen Kriegen bis 16 n. Chr. zwanglos in solch eine Galerie einfügen. Im Falle des hier versuchsweise geschilderten Szenarios würde der Hafentempel der CUT eine eminent wichtige Bedeutung im Gefüge der Colonia gehabt haben.

Sollte es sich bei den Skulpturen doch um eine Statuengruppe aus bereits iulisch-claudischer Zeit⁴⁰ handeln, wird man selbst im Falle einer späteren Umsetzung in den Hafentempel nach dem ursprünglichen Aufstellungsort suchen müssen. Im Bereich des Hafentempels selbst ist offenbar keine Vorgängerbebauung, die solch ein Ensemble hätte aufnehmen können, nachzuweisen⁴¹.

2. Porträtkopf (Einsatzkopf für ein Relief) (Abb. 7a-d)

Schnitt- u. Fundnr.: 86/7 26407

Material: Kalkstein; erh. H. 24,6 cm;

H. Kopf 22 cm; erh. B. 17,6 cm; T. 9,5 cm

Halspartie unterhalb des Adamsapfels verloren; Nase verloren; das ehemals nur im Ansatz ausgearbeitete rechte Ohr ist verloren; Kinn, linkes Ohr, linke Stirn, linkes Jochbein leicht bestoßen; rechtes Auge und darüberliegende Stirnpartie bestoßen.

Erkennbar ist das Gesicht eines reifen Mannes mit leicht geöffnetem Mund und in Falten gelegter Stirn in einer leichten Linksdrehung. Es zeichnet sich durch ausgeprägte Nasolabialfalten sowie jeweils einer ‚Hängefalte‘ in den Mundwinkeln aus.

Die tiefliegenden Augen haben eine erhaben ausgearbeitete Pupille, das erhaltene Ohr steht ab. Die kompakte Haarkappe ist im Detail kaum ausgearbeitet. Während sie mittig in die Stirn fällt, weist sie ausgeprägte Geheimratsecken auf. Auf der Schädelkalotte ist offenbar der Ansatz eines über den Hinterkopf gezogenen Togasaumes zu erkennen.

Der Kopf ist nur etwa zu zwei Dritteln plastisch ausgearbeitet und weist auf seiner Rückseite eine sauber geglättete, flache Oberfläche auf. Er ist eindeutig auf Vorderansicht gearbeitet, wie die nachlässige Behandlung der linken Ohrhinterseite zeigt. Ganz offensichtlich handelt es sich um einen Einsatzkopf für eine Reliefdarstellung.

Das Porträtfragment wurde in der Forumsbasilika auf der Insula 25⁴² gefunden. Es lag auf Höhe des ersten Planums im Bereich der östlichen Porticus nahe des nördlichen Abschlusses des südlichen Kopfbaus. Dort war es vor allem mit Funden wie etwa Bauteilen und Ausstattungsmaterialien vergesellschaftet, die der Basilika des 2. Jahrhunderts n. Chr. zugerechnet werden können. Ein terminus post quem schien dadurch für die Datierung des Porträts gegeben zu sein. Stilistische Vergleiche machen dies aber sehr unwahrscheinlich. So lassen sich unter dem Fundmaterial der Rheinprovinzen und darüber hinaus aus dem 2. und 3. Jahrhundert keine überzeugenden Vergleiche finden. Auf den ersten Blick scheint es eine gewisse Ähnlichkeit mit Porträts vom Beginn des 4. Jahrhunderts zu geben. Vergleicht man den Xantener Kopf etwa mit in konstantinischer Zeit in hadrianische Tondi eingearbeitete Porträts am Konstantinbogen in Rom, so fallen beim Kopf des Licinius⁴³ zwar eine ähnliche dichte Kappe kurzer Haare mit sich bildenden Geheimratsecken, die durch Falten zerfurchte Stirn und der leicht nach oben gerichtete Blick auf. Gebohrte Pupillen, die Angabe eines kurzen Bartes sowie die gesamte Oberflächenbe-

³⁹ P. ZANKER, *Forum Augustum. Das Bildprogramm* (Tübingen 1968).

⁴⁰ Zu solchen iulisch-claudischen Statuengruppen vgl. CH.B. ROSE, *Dynastic Commemoration and Imperial Portraiture in the Julio-Claudian Period* (Cambridge 1997); siehe auch die dazu erschienene Rezension: D. BOSCHUNG, *Journal Roman Arch.* 11, 1998, 524 ff.

⁴¹ Siehe dazu neuerdings J. ZERRES, *Colonia Ulpia Traiana. Insula 37. Ausgrabungen 1979–1980. Untersuchungen zur Stratigraphie im Bereich des Hafentempels* (Diss. Köln 2001).

⁴² Zum Forum der CUT siehe zuletzt G. PRECHT, *Colonia Ulpia Traiana. Archäologische Untersuchungen im Jahre 1996. Bonner Jahrb.* 198, 1998, 121 ff.; DERS., *Großbauten als bauliche Indikatoren für Urbanität – Die Gründung der Colonia Ulpia Traiana an der Reichsgrenze*. In: E.-L. SCHWANDNER/K. RHEIDT (Hrsg.), *Stadt und Land. Neue Ergebnisse der archäologischen Bau- und Siedlungsforschung. Diskussionen Arch. Bauforsch.* 7 (Mainz 1999) 107.

⁴³ Vgl. A. GIULIANO, *Arco di Costantino* (Mailand 1955) Abb. 53.



a



b



c



d

7a–d Einsatz-Porträtkopf für ein Relief, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten

handlung zeigen aber auch deutliche Unterschiede auf, so dass eine Gleichstellung des Xantener Porträts mit solchen dieser Zeitstellung nicht zu überzeugen vermag⁴⁴.

Verwandte Vergleichsfunde finden sich indes eher im 1. Jahrhundert n. Chr. Das Xantener Porträt besticht durch seine, trotz der Beschädigungen gut erkennbare Lebhaftigkeit und Dynamik. Hier sind es vor allem die Gesichtszüge, wie die in Falten gelegte Stirn, der erhobene Blick und vor allem der leicht geöffnete Mund mit dem eindrucksvollen Faltenspiel der Mundwinkel und Nasolabialfalten. Genau diese Darstellungsweise zeichnet insbesondere Porträts mittel- und oberitalischer Grabsteine augusteischer Zeit aus, die noch z. T. in der Tradition republikanischer Vorbilder stehen⁴⁵. Deutliche Parallelen in Gestaltung und Ausdruck bietet etwa ein männlicher Kopf auf einem sich heute im Britischen Museum London befindlichen Grabstein von der Via Appia⁴⁶, der in spätaugusteische Zeit datiert wird. Einen weiteren Vergleich liefert z. B. das ähnlich datierte Grabrelief der Licinier in London mit zwei Büstendarstellungen⁴⁷, von denen insbesondere der jüngere Mann die erwähnten Merkmale aufweist.

Auch der Denkmälerbestand in den Nordwestprovinzen bietet einige wenige Orientierungspunkte zur zeitlichen Eingrenzung des Xantener Kopfes. Insbesondere die drei Porträtköpfe vom Grabstein des M. Caelius⁴⁸, der durch die Verknüpfung mit der Varusniederlage im Jahre 9 n. Chr. gut datierbar ist, weisen große Ähnlichkeiten auf. Sie sind zwar bezüglich der Gesichtsgestaltung insgesamt weniger detailreich ausgearbeitet, doch – soweit erkennbar – haben auch sie den leicht geöffneten Mund

und den durch die Modellierung der Gesichtshaut bewegten Ausdruck und Gestaltung. Weniger gut datiert, aber unserem Stück durchaus vergleichbar ist der Porträtkopf wohl eines Mitgliedes der iulisch-claudischen Familie in Carnuntum⁴⁹. Auch hier findet man die wichtigsten Gestaltungsmerkmale wieder, obgleich das Gesicht glatter gearbeitet ist. Eine weitere frühe, zuletzt in frühtiberische Zeit datierte Skulptur ist der Reliefffeiler mit Tiberius-Darstellung aus Nimwegen⁵⁰. Da sie jedoch weniger qualitativ gearbeitet ist, fällt ein befriedigender stilistischer Vergleich mit dem Xantener Kopf recht schwer. Anklänge an die Ausführung des Xantener Porträts finden sich aber noch insbesondere bei der Gestaltung der Mundpartien des Tiberius und der verschiedenen Gottheiten.

Es ist aber auch zu überlegen, ob sich nicht bestimmte Merkmale des Stückes in claudischen Skulpturen der Rheinlande wiederfinden. Dies betrifft besonders die Darstellung durch Falten geliederter Gesichter und die kompakte, kappenartig anmutende Haargestaltung, doch ist deren Ausgestaltung von einer härteren linearen Formgebung als die der früheren Stücke geprägt. Ein anschauliches Beispiel liefert der Kopf einer überlebensgroßen Statue aus Trier⁵¹. Er stellt einen nicht mehr ganz jungen Mann mit ausgeprägten Falten um den Mund, leicht zurückweichendem Haar, relativ großen Augen und mit durch den Togasaum bedecktem Kopf dar. Eine ähnlich lineare Formgebung lässt sich auch an den Porträts des Poblucius-Grabes in Köln mit den relativ starren Augen, den harten Gesichtsfalten und den wie ausgekerbt wirkenden Mundwinkeln beobachten⁵². Ähnliches findet sich bei einem Kopf von der Bonner Straße in Köln, der

⁴⁴ Dasselbe ist z. B. bei einem Vergleich mit einem Kopf ähnlicher Zeitstellung in Mailand zu konstatieren: vgl. E. CAMPORINI, *Sculture a tutto tondo del Museo Civico Archeologico di Milano provenienti dal territorio municipale e da altri municipia*. CSIR Italien Regio XI, Mediolanum-Comum I (Mailand 1979) 99 ff. Nr. 85 Taf. 60.

⁴⁵ Vgl. P. ZANKER, *Grabreliefs römischer Freigelassener*. Jahrb. DAI 90, 1975, 267 ff.; H. PFLUG, *Römische Porträtstelen in Oberitalien. Untersuchungen zur Chronologie, Typologie und Ikonographie* (Mainz 1989) 27 f.

⁴⁶ H.G. FRENZ, *Untersuchungen zu den frühen römischen Grabreliefs* (Diss. Frankfurt a. M. 1977) 184 f. K 6 Abb. 9.

⁴⁷ ZANKER (Anm. 45) 298 ff. Abb. 36; H.G. FRENZ, *Römische Grabreliefs in Mittel- und Süditalien* (Rom 1985) 95 Nr. 28 Taf. 13,2.

⁴⁸ G. BAUCHHESS, *Germania Inferior, Bonn und Umgebung. Militärische Grabdenkmäler*. CSIR Deutschland III 1 (Bonn 1978) 18 ff. Taf. 1 ff.

⁴⁹ E. DIEZ, *Ein Bildniskopf aus claudischer Zeit*. Carnuntum-Jahrb. 1958, 5 ff. Taf. 1; M.-L. KRÜGER, *Die Rundskulpturen des Stadtgebietes von Carnuntum*. CSIR Österreich I 2 (Wien 1967) 33 f. Nr. 93 Taf. 34.

⁵⁰ T.A.S.M. PANHUYSEN, *À propos du pilier tibérien de Nimègue*. In: H. WALTER (Hrsg.), *La sculpture d'époque romaine dans le nord, dans l'est des Gaules et dans les régions avoisinantes: acquis et problématiques actuelles* (Besançon 2000) 9 ff. Taf. 1 ff.; DERS., *De Romeinse Godenpijler van Nijmegen*. Museumsstukken 8 (Nimwegen 2002).

⁵¹ K. POLASCHEK, *Zur Zeitstellung einiger römischer Bildnisse im Landesmuseum Trier*. Trierer Zeitschr. 34, 1971, 119 ff. Abb. 1 f.; J.-N. ANDRIKOPOULOU-STRACK, *Grabbauten des 1. Jahrhunderts n. Chr.* Bonner Jahrb. Beih. 43 (Köln, Bonn 1986) 84 f.; 174 MG 31 Taf. 13b; Y. FREIGANG, *Die Grabmäler der gallo-römischen Kultur im Moselland*. Jahrb. RGZM 44, 1997, 407 Trev 55 Taf. 22.

⁵² G. PRECHT, *Das Grabmal des L. Poblucius* (Köln 1975) 61 ff. Abb. 22 ff.

allerdings wie das Xantener Stück vergleichsweise große Augen aufweist⁵³. Doch auch schon die in spätkaiserlich-frühclaudische Zeit datierten Grabsteine des P. Clodius aus Bonn⁵⁴ und eines Ehepaares aus Mainz-Weisenau⁵⁵ sind schon deutlich linearer gestaltet als der Kopf in Xanten. Vergleichbare Formgebungen und Stilentwicklungen sind auch anhand der oberitalischen Porträtstelen nachzuvollziehen⁵⁶. So erscheint eine Datierung des Xantener Kopfes in augusteisch-tiberische Zeit als die wahrscheinlichste.

Die stilistische Datierung verbietet es offensichtlich, den Kopf, entsprechend des Fundortes, der Skulpturenausstattung der Forumsbasilika zuzurechnen. Er muss vielmehr in einen vorcoloniazeitlichen Kontext, der aber nicht genauer zu benennen ist, gehören. Folgende Dinge sind zur Einschätzung des Kopfes zu beachten:

1. Er zeichnet sich durch eine erstaunlich gute Qualität hinsichtlich der Modellierung der Gesichtszüge aus. Die sich davon deutlich abhebende summarische Ausarbeitung der Haare und Ohren dürfte ihre Ursache darin haben, dass das Porträt niemals vollendet wurde, also ein Werkstück war.
2. Er hat eine flache, sorgfältig gearbeitete Rückseite. Der Kopf war ganz offensichtlich Teil eines

Reliefs bzw. als Einsatz- oder Austauschkopf⁵⁷ für ein solches bestimmt.

3. Der Kopf ist fast lebensgroß gearbeitet, so dass das Relief im Falle eines komplett dargestellten Menschen entsprechend große Ausmaße hatte.
4. Auf der Kopfoberseite weist er offensichtlich Reste eines Togasaumes auf; der Porträtkopf war also *capite velato*, im Habitus des Teilnehmers einer religiösen Zeremonie dargestellt.

Eine Benennung des Porträts ist derzeit unmöglich, da es keine engen Übereinstimmungen mit den Darstellungen bekannter zeitgenössischer Personen gibt⁵⁸.

An welchem Monument könnte der Reliefkopf angebracht bzw. für welches könnte er bestimmt gewesen sein? Die zunächst nahe liegende Vermutung, er könne Teil eines Grabreliefs gewesen sein, ist allerdings unwahrscheinlich. So befand sich im Bereich der späteren Forumsbasilika selbst keine Nekropole, sondern erst ca. 100 Meter weiter westlich im Bereich der ehemaligen Limesstraße⁵⁹. Im Falle einer Verschleppung wäre das Reliefbruchstück an dieser Stelle ein isolierter Fund. Schwerer wiegt allerdings die Tatsache, dass das Porträt *capite velato* dargestellt war und vermutlich Teil einer Opferszene war. Auf den Grabreliefs des Rheinlandes und Italiens werden die Verstorbenen in der

⁵³ Römisch-Germanisches Museum Köln, Inv. 649; vgl. ANDRIKOPOULOU-STRACK (Anm. 51) 83 f. 176 MG 37 Taf. 13a.

⁵⁴ BAUCHHENS (Anm. 48) 22 ff. Nr. 2 Taf. 6.

⁵⁵ W. BOPPERT, Zivile Grabsteine aus Mainz und Umgebung. CSIR Deutschland II 6 (Mainz 1992) 48 ff. Nr. 1 Taf. 2.

⁵⁶ Vgl. z. B. PELUG (Anm. 45) 170 Nr. 44 Taf. 9,1–3; 224 f. Nr. 173 Taf. 23,2; 242 Nr. 217 Taf. 31,4; 250 Nr. 237 Taf. 35,2.

⁵⁷ Ein ähnlich großer Kopf, der vor der Nordfront des Kastells Deutz gefunden wurde und sich heute im Römisch-Germanischen Museum Köln (Inv.Nr. 33,58) befindet, weist ebenfalls eine flach gearbeitete Rückseite auf und endet bzw. ist unterhalb des Adamsapfels abgebrochen: vgl. H. LEHNER, Das Provinzialmuseum in Bonn. Abbildungen seiner wichtigsten Denkmäler II. Die römischen und fränkischen Skulpturen (Bonn 1917) Taf. 33,1; DERS., Die antiken Stein- und Metalldenkmäler des Provinzialmuseums in Bonn (Bonn 1918) 356 Nr. 906; ANDRIKOPOULOU-STRACK (Anm. 51) 89 f.; 176 f. MG 39 Taf. 17b. – Es ist allerdings unklar, ob die recht unregelmäßige Abarbeitung auf der Kopfrückseite für seine originale Anbringung oder bei einer späteren Spolienverwendung (so ANDRIKOPOULOU-STRACK 177) entstanden ist. Weiterhin hatte Verf. bei der Autopsie des Kopfes den Eindruck, dass sich auf der Oberseite noch Reste eines Togasaumes befinden, er also eine weitere Parallele zum Xantener Kopf aufweist. Diese Beobachtung ist allerdings

sehr unsicher. Aus stilistischen Gründen ist er wohl jünger als das Xantener Stück. Während P. Noelke (mündl. Mitt.) den Kopf in claudische Zeit setzen möchte, favorisiert N. Andrikopoulou-Strack (ebd. 90) eine ernerische Datierung. – Ein Skulpturfragment aus Köln mit der Darstellung einer Frau mit ubischer Haube (Römisch-Germanisches Museum Köln, Inv.Nr. 483; vgl. ANDRIKOPOULOU-STRACK 173 MG 28 Taf. 19b) weist ebenfalls eine flache, sauber geglättete Rückseite auf. Da der bearbeitete Block viel tiefer und die Skulptur – wie z. B. beim Hals erkennbar – bis zum Ansatz der flachen Rückseite hin ausgearbeitet ist, dürfte es sich hierbei um eine Statue, die in einer Nische oder vor einer Wand gestanden hat, handeln. Solche, auf der Rückseite nicht ausgearbeitete Statuen standen u.a. in der Ädikula des Publicius-Grabes (vgl. PRECHT [Anm. 52]).

⁵⁸ Dass sich hinter dem Porträt durchaus das Bildnis einer bekannten Person verbergen könnte, zeigt die Tiberius-Darstellung auf dem Pfeiler von Nimwegen (vgl. Anm. 50), die nur durch die Namensinschrift auf dem daneben stehenden Altar, nicht aber durch charakteristische Gesichtszüge als solche erkennbar ist.

⁵⁹ Vgl. C. BRIDGER, Gräber des 1. Jahrhunderts auf dem Areal der Colonia Ulpia Traiana. In: G. PRECHT/N. ZIELING (Hrsg.), Genese, Struktur und Entwicklung römischer Städte im 1. Jahrhundert n. Chr. in Nieder- und Obergermanien. Xantener Ber. 9 (Mainz 2001) 57 ff.

Regel nicht in diesem Habitus dargestellt⁶⁰. Der bisher einzige weitere und oben bereits beschriebene Trierer Kopf mit über den Hinterkopf gezogener Toga ist zwar in einem Gräberfeld gefunden worden, da er allerdings ein Streufund war, ist seine Zuweisung zu einem Grabbau ungesichert⁶¹. Es ist also viel wahrscheinlicher, dass der Kopf Teil des Reliefschmucks etwa eines Heiligtums, eines repräsentativen öffentlichen bzw. militärischen Baus oder aber eines Bogenmonumentes war bzw. dafür bestimmt war. Dieses erscheint, sollte die hier vorgeschlagene augusteisch-tiberische bzw. vielleicht auch claudische Datierung des Porträtkopfes stimmen, vor dem Hintergrund des bisherigen Wissens über

die vorcoloniazeitlichen Strukturen im Bereich der CUT zunächst erstaunlich. Allerdings sollte eine frühere Datierung allein aus diesen Gründen nicht von vornherein ausgeschlossen werden, entwickelt sich doch gerade im Lichte jüngster Forschungen ein neues Bild von den Vorgängen der Vorcoloniazeit an dieser Stelle⁶². Im Umfeld des Fundortes selbst sind für die Vorcoloniazeit bisher mutmaßliche Mannschaftsbaracken nachgewiesen worden⁶³, die keinen passenden Rahmen für ein großes Relief zu bieten scheinen. Insofern handelt es sich wohl um ein verschlepptes Stück, dessen ursprünglicher Aufstellungsort und -kontext zunächst im Dunkeln bleiben muss.

Abbildungsnachweis

1, 7 Fotos I. Jung, Medienzentrum Rheinland, Düsseldorf; 2, 3 Umzeichnung M. Zelle; 4 Foto nach BOSCHUNG

(Anm. 11) Taf. 114; 5 Foto nach MASSNER (Anm. 16) Taf. 24a; 6 Foto nach Fittschen/Zanker (Anm. 17) Beil. 13c.

⁶⁰ FRENZ (Anm. 47) passim; H. GABELMANN, Die Typen der römischen Grabstelen am Rhein. Bonner Jahrb. 172, 1972, 65 ff.; PFLUG (Anm. 45) passim; ZANKER (Anm. 45) passim.

⁶¹ Vgl. Anm. 51. ANDRIKOPOULOU-STRACK (ebd. 84 Anm. 351) weist ebenfalls darauf hin, dass es keine weiteren Beispiele von Porträts *capite velato* gibt, die einem Grab zuzuweisen sind. Sie hält es daher für denkbar, dass der im Bereich des Gräberfeldes von St. Matthias gefundene Kopf Teil einer Ehrenstatue etwa für einen Priester gewesen sei.

⁶² Vgl. z. B. LEIH in diesem Bd. S. 149–154; K.H. LENZ, Militaria und Militärlager der Römischen Kaiserzeit im Stadtgebiet der Colonia Ulpia Traiana (Xanten). Arch. Korrbbl. 31, 2001, 587 ff.; PRECHT, Großbauten (Anm. 42); DERS., Die Ursprünge der Colonia Ulpia Traiana. In: E. SCHALLMAYER (Hrsg.), Traian in Germanien – Traian im Reich. Saalburg-Schr. 5 (Bad Homburg 1999) 213 ff.; ZERRES (Anm. 41).

⁶³ PRECHT (Anm. 60) 213 ff. Abb. 3.

Kopf oder Zahl? Bemerkungen zu besonderen Graffiti auf gestempelten Ziegeln aus der Colonia Ulpia Traiana

Während der Bearbeitung der knapp 4.500 gestempelten Ziegel aus dem Areal der Colonia Ulpia Traiana (CUT)¹ fielen wiederholt Einritzungen an der Schmalseite der Ziegelfragmente auf. Diese mit einem spitzen Gegenstand in den noch ungebrannten Ziegel eingeritzten Zeichen oder ‚Tally-marks‘², wie sie in der englischsprachigen Literatur bezeichnet werden, bestehen, streng genommen, aus drei Grundzeichen: einer senkrechten Haste (I), einem V sowie einem X. Die vielfältigen Kombinationen dieser drei Grundzeichen untereinander führten sehr schnell zu der Überlegung, ob es sich bei diesen Zeichen nicht um Zahlzeichen³ handeln könnte. Wie unten noch auszuführen sein wird, halte ich eine andere Interpretation als mögliche Zahlzeichen gegenwärtig für ausgeschlossen. Auf Keramik wurden diese Zeichen ebenfalls beobachtet⁴. Aufgrund des Verwendungszwecks der Keramik wurden diese Graffiti, die sich beinahe immer an den Gefäßaußenwänden befinden, als Benutzer- oder Unterscheidungszeichen interpretiert⁵.

Ausführlicher mit dieser Graffitiart auf römischer Keramik beschäftigte sich erst jüngst M. Scholz in seiner Studie über die Ritzinschriften aus Heddernheim. Auch er konstatierte ein gehäuftes Vorkommen der Zeichen V und X⁶. Neben diesen

Zeichen treten aber auch alle anderen Zahlzeichen auf. Scholz interpretiert diese Zeichen in ihrer primären Funktion als Besitzer- oder Erkennungszeichen⁷, schlägt aber auch Deutungen als mögliche Preisangaben⁸, Maßangaben⁹ oder als Abkürzungen für Namen¹⁰ vor. Für unsere Belange eher von der Hand zu weisen ist seine These, hinter diesen Ritzungen verbergen sich heilbringende, apotropäische Zeichen¹¹.

Weiterführende Untersuchungen zu diesen Zeichen auf Ziegeln sucht man bislang vergebens. Lediglich G. Brodrigg setzte sich meines Wissens mit den sogenannten ‚Tally-marks‘ auf römischen Ziegeln näher auseinander. Er stellte fest, dass diese Zeichen auf den Schmalseiten von 151 tegulae auftreten¹². Brodrigg schlägt als Interpretationsmöglichkeit gleichfalls Zahlen vor, eine genauere Definition dieser Zeichen ist für ihn aber unklar.

Im gestempelten Ziegelmaterial aus der CUT kommen die Zahlzeichen nur auf *tegulae* und vereinzelt auf *lateres* vor; desgleichen fällt auf, dass, soweit man keine Zahlendreher voraussetzt, die Zahl 10 nicht überschritten wird.

Die Tabellen 1 und 2 geben Auskunft über die Häufigkeit der verschiedenen Zahlzeichen und ihr Vorkommen bei den ziegelnden Einheiten. Nicht

¹ Die Bearbeitung der gestempelten Ziegel wurde durch ein Postgraduiertenstipendium der Fritz Thyssen-Stiftung, Köln gefördert. Für die Zeichenarbeiten stellte das Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen Mittel zur Verfügung. Beiden Institutionen sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Für Anregungen und Kritik danke ich B. Liesen (Rees).

² BRODRIGB 1979, 219.

³ Ich folge hier der Terminologie von SCHOLZ 1999, 83.

⁴ Die Literatur zu Graffiti auf römischer Keramik ist sehr umfangreich. An größeren Übersichten sei an dieser Stelle beispielhaft erwähnt: BAKKER u. a. 1975; BECHERT 1976; GALSTERER 1983; MARICHAL 1988; SCHOLZ 1999. – Für eine Provinz im Überblick vgl. WOLFF 1992.

⁵ So BAKKER u. a. 1975, 51. – In Haltern fehlen auf Keramik alle Zahlzeichen außer der Zehn, vgl. dazu GALSTERER 1983, 15 mit Anm. 55. – Dazu auch schon VISY 1969, 91 f.

⁶ SCHOLZ 1999, 82.

⁷ Ebd. 89.

⁸ Ebd. 83. – WANDLING u. a. 1988 (Preisangabe auf einer Reibschale).

⁹ Ebd. 84.

¹⁰ Ebd. 83. So könnte das Zeichen IV statt für die Zahl „4“ für *IV(nius)* oder *IV(lius)* o. ä., das Zeichen VI anstelle der Zahl „6“ für *VI(ctor)* stehen.

¹¹ Ebd. 85 f. – Mit undeutbaren Zeichen auf Ziegeln oder den immer wieder zu beobachtenden Tierspuren haben sich u. a. schon SPITZLBERGER 1968, 88 f. und zuletzt HOFFMANN 1994 auseinandergesetzt. Für beide Autoren steht es außer Frage, dass v. a. Hundepfoten auf Ziegeln bewusst angebracht wurden und damit eine apotropäische Wirkung besaßen.

¹² BRODRIGB 1979, 219.

berücksichtigt wurden bei der tabellarischen Aufstellung alle unlesbaren Ziegelstempel sowie solche,

die nicht mehr einer bestimmten Truppe zugeordnet werden können.

Zahlzeichen	Truppe
I	legio I Minervia (1); legio V Alaudae (3); TRA (1); tegularia transrhenana (1)
II	legio V Alaudae (1); legio XV Primigenia (1); exercitus Germaniae inferioris (1)
III	legio V Alaudae (1); legio XV Primigenia (14); exercitus Germaniae inferioris (1)
IIII	legio XV Primigenia (1)
V	legio I Minervia (1); legio V Alaudae (13); legio VI Victrix (1); legio XV Primigenia (13); TRA (1)
VI	legio XV Primigenia (3)
VII	legio V Alaudae (2)
VIII	legio V Alaudae (1)
IX	legio XV Primigenia (1); TRA (1?)
X	legio V Alaudae (3); legio XV Primigenia (19); legio XXX Ulpia (1); vexillatio exercitus Germaniae inferioris (1); TRA (1); tegularia transrhenana (1)
XI (?)	TRA (1)

Tabelle1 Die Zahlzeichen auf den gestempelten Ziegeln aus der CUT. Die Zahl in Klammern gibt die Häufigkeit der Zahlzeichen an.

Bemerkenswert ist die Lage dieser Zeichen auf den Ziegeln. Bei allen Fragmenten befinden sie sich auf der Schmalseite der *tegulae* bzw. der *lateres*. Wie können diese Graffiti nun ‚ziegelspezifisch‘ interpretiert werden?

Zählmarken

Wie oben bereits angeklungen, handelt es sich bei diesen Graffiti um Zahlzeichen. Für die Interpretation als Zahlzeichen würde zunächst die Beobachtung sprechen, dass sie auf den Ziegeln ohne andere Zusätze, wie beispielsweise Namen- oder Truppenteile angetroffen wurden¹³. Man könnte nun meinen, hierbei handele es sich um Zählmarken, die ein bestimmtes Kontingent an Ziegeln markierten. Zweifel an dieser Deutung sind aber angebracht, da die Lage der Graffiti an den Schmalseiten der einzelnen Ziegel eine Zählung eher erschweren

würde. Ziegel wurden in der Regel auf dem Boden ausgelegt und getrocknet. Die Schmalseiten waren daher nicht oder nur sehr eingeschränkt sichtbar. Hinweise auf eine andere Art des Trocknungsvorganges fehlen bislang. G. Wesch-Klein vermutete in einem anderen Zusammenhang, dass sich in der Legionsziegelei von Rheinzabern schräg gestellte Regale befunden haben, auf denen die Ziegel zum Trocknen ausgelegt wurden¹⁴. Bei dieser Trocknungsweise würde das Anbringen des Graffiti auf der Schmalseite eher einen Sinn ergeben, da dieser dann die Nummer des Regals, die Reihe in einem Regal o. ä. bedeuten könnte. In Xanten sind derartige Gestelle oder andere Trocknungsvorrichtungen archäologisch noch nicht nachgewiesen worden¹⁵. Es ist vielmehr davon auszugehen, dass auch hier wie anderenorts die Ziegel herkömmlich auf dem Boden ausgelegt und getrocknet wurden¹⁶. Somit hat die Interpretation der Graffiti als Zählmarken für Ziegelkontingente wenig Wahrscheinlichkeit.

¹³ In der Literatur wurde wiederholt versucht, Stempel, Graffiti oder die sogenannten Handmarken als Zählzeichen zu interpretieren, mit unbefriedigendem Ergebnis. Zu dieser Problematik vgl. nur VON GROLLER 1904, 119 ff.; SPITZBERGER 1968, 8 ff.; HEDINGER u. a. 1990, 226 f. – Anders dagegen BRANDL 1999, 14 ff.

¹⁴ WESCH-KLEIN 1992, 216.

¹⁵ Zur Legionsziegelei von Xanten vgl. STEINER 1903; STEINER 1910; WEGNER 1978; LULEY u. a. 1994; OBLADEN-KAUDER 1998.

¹⁶ Im Jahre 1993 konnte vermutlich der Randbereich einer Lagerhalle erfasst werden, in der möglicherweise auch Ziegel trockneten, vgl. dazu LULEY u. a. 1994.

Truppe	Zahlzeichen
legio I Minervia	I (1); IIIII (1)
legio V Alaudae	I (3); II (1); III (1); V (13); V[-] (1); VI[-] (1); VII (2); VIII (1); X (3); [-]XII oder IIX (1)
legio VI Victrix	V (1)
legio X Gemina	[-]II (1)
legio XV Primigenia	I (9); II (1); III (14); IIII (1); V (13); VI (3); IX (1); X (19); X[-] (2); [-]XX oder XX[-] (1); [-]I (1); [-]V (1); [-]II[-] (1); II[-] (1); II oder V (1)
legio XXX Ulpia	II (1); X (1)
exercitus Germaniae inferioris	II (1); III (1)
vexillatio exercitus Germaniae inferioris	X (1)
TRA	I (1); V (1); X (1); IX oder XI (1); [-]X[-] (1)
tegularia transrhena	I (1); X (1)

Tabelle 2 Die nach Truppen geordneten Zahlzeichen auf den gestempelten Ziegeln aus der CUT. Die Zahl in Klammern gibt die Häufigkeit der Zahlzeichen an.

Gewichtsangabe

Ob es sich bei den Graffiti um Gewichtsangaben der einzelnen Ziegel handelt, ist unklar. Da alle Ziegel aus Xanten als Fragmente vorliegen, ist eine Überprüfung dieser These hinfällig. Auf Ziegeln wären Gewichtsangaben ohnehin nicht sinnvoll, zumal dann sämtliche Ziegel hätten gekennzeichnet werden müssen. Da alle Zahlzeichen von 1 bis 10 vorkommen und es nicht gelingt, den Zahlzeichen passende römische Gewichtsangaben zu zuordnen, halte ich eine Angabe von Gewichtseinheiten für sehr unwahrscheinlich¹⁷.

Längenangaben

Ebenfalls aufgrund der Fragmentierung der Ziegel ist es nicht mehr nachvollziehbar, ob es sich bei den Graffiti vielleicht um Maßangaben der Ziegel in römischen Fuß o. ä. handeln könnte. Ohnedies wurden anscheinend Ziegel in jeder nur erdenklichen Größe zu ganz bestimmten Zwecken hergestellt. Die Zusammenstellungen der Maße verschiedener komplett erhaltener Ziegel beispielsweise bei

G. Spitzlberger¹⁸ oder beim Verfasser¹⁹ geben hierüber hinreichend Aufschluss.

Truppenangabe

Stellen die Zahlzeichen vielleicht die ziegelnde Abteilung einer Einheit dar?

Wie aus einem anderen Anlass bereits dargelegt, treten Zahlzeichen im Kontext mit gestempelten Ziegeln immer wieder auf²⁰. Ich habe seinerzeit zu zeigen versucht, dass der bei der legio XXI Rapax vorkommende Stempel L XXI SCVI in *L(egionis) XXI s(ub cura) c(ohortis) VI (= sextae)* aufzulösen wäre²¹. Es wäre nun zu überlegen, ob sich diese Interpretationsmöglichkeit auch auf unsere Ziegel übertragen ließe.

Die Zuweisungen der Zahlzeichen zu den einzelnen Abteilungen einer Legion würde vordergründig keine größeren Schwierigkeiten bereiten, da keine Zahlzeichen beobachtet wurden, die einen größeren Wert als 10 besitzen. Das Gros der verzeichneten Zahlzeichen liegt bei der Zahl 5. Dieser Wert könnte vielleicht auch in der Buchstabenkombination CV auf einigen Stempeln aus der

¹⁷ Gewichtsangaben auf Keramik: BAKKER u. a. 1975, 50 ff. (Amphoren); MARTIN-KILCHER 1987, 152 ff. (Amphoren). – Gewichtsangaben auf anderen Materialien: VON SCHNURBEIN 1971, 132 ff. (Bleibarren).

¹⁸ SPITZLBERGER 1968, 104 f.

¹⁹ BRANDL 1999, 36 ff. Wenn man bei der Längenberechnung einen römischen Fuß = 29,6 cm zugrundelegt, würden allein

bei der Zahl V, also fünf römischen Fuß, unglaubliche Größenverhältnisse von 148 cm das Ergebnis sein. *Tegulae* sind diesseits der Alpen nur in einer maximalen Größe von annähernd 60 × 60 cm bekannt.

²⁰ Ebd. 4 ff.

²¹ Ebd. 5 f. mit Diskussion der bislang in der Literatur vorgeschlagenen Lesungen.

Germania superior und der unteren Donau wiederzufinden sein und wäre dann nicht mit *C(onstantiana) V(ictrix)*, sondern mit *c(ohortis) V(=quintae)* aufzulösen²².

Analog dieser vorgeschlagenen Lesung erhebt sich die Frage, ob diese Zahlzeichen auf den Schmalseiten der gestempelten Ziegel nicht die ziegelnden und stempelführenden Abteilungen, z. B. Kohorten der jeweiligen Einheit angeben. Bei den Legionen wäre es durchaus wahrscheinlich, dass zu verschiedenen Zeiten verschiedene Kohorten Ziegel produzierten. R. Saxer versuchte nachzuweisen, dass bei Arbeitsvexillationen alle Kohorten einer Legion wegen der gerechten Arbeitsverteilung und der geringeren Schwächung taktischer Formationen Mannschaften zu stellen hatten²³. Eine explizite Bezeichnung der Kohorte auf den Ziegeln einer Truppe wäre damit hinfällig, es sei denn, eine einzelne Kohorte würde den Hauptteil der abkommandierten Mannschaften stellen, während der Rest der Soldaten aus den anderen neun Kohorten der jeweiligen Legion zu gleichen Teilen stammen würde²⁴. Vielleicht war dies in unserem vorliegenden Falle auch so.

Schwierigkeiten bereitet jedoch das Vorkommen der Zahlzeichen auf den Ziegeln der *vexillatio exercitus Germaniae inferioris*, des *exercitus Germaniae inferioris* bzw. der *tegularia transrhenana*. Da es sich in allen Fällen um detachierte Soldaten verschiedener Legionen bzw. Hilfstruppen handelt und nicht um eine Kohorte einer bestimmten Truppe, ist die Bedeutung der Zahlzeichen bei diesen Ziegeln ungeklärt.

Geben uns die Zahlzeichen vielleicht Hinweise auf den Bauprozess?

Entsprechend den sog. ‚distance-slabs‘ entlang des Hadrianswalls und des Antoniuswalls, auf denen uns die verschiedenen britannischen Legionen ihre

Baulose überlieferten²⁵, wäre es möglich, dass die Zahlzeichen die Kohorte einer Legion oder das Baulos bezeichneten, für die die Ziegel produziert wurden. Für diese These würde die Beobachtung sprechen, dass die Zahlzeichen sich an den Schmalseiten der Ziegel befinden. Sie waren also nach erfolgter Stapelung der Ziegel für den Transporteur noch sichtbar. Dazu passt auch, dass auf Ziegeln der sogenannten Privatziegler, wie *M VAL SANO* oder *VAL SABE*, diese Markierungen fehlen. Ziegeleien von privater Hand waren, soweit wir dies wissen, anders strukturiert als militärische Ziegeleien, belieferten durchweg private Bauherren und benötigten daher diese Zeichen nicht.

Fassen wir zusammen: Die auf den Schmalseiten der gestempelten Ziegel aus der CUT vorkommenden Graffiti stellen römische Zahlzeichen von 1 bis 10 dar. Eine Interpretation als Benutzer- oder Unterscheidungszeichen wie auf römischer Keramik scheidet demzufolge aus. Sie treten bei einer Vielzahl von militärischen Einheiten auf, sind also nicht truppenspezifisch und wurden, soweit man das zum gegenwärtigen Zeitpunkt sagen kann, auch nicht nur zu einer bestimmten Zeit, sondern zumindest im Laufe zweier Jahrhunderte verwendet²⁶. Bei den Privatzieglern aus der CUT ist bislang diese Art von Graffiti nicht bekannt geworden. Wie die Tabellen Auskunft geben wurden alle römischen Zahlzeichen von 1–10 beobachtet; ein Übergewicht auf den gestempelten Ziegeln haben die Zahlzeichen 3, 5 und 10²⁷. Besonders bei den legionones V Alaudae sowie XV Primigenia fällt ein gehäuftes Vorkommen der Zahlzeichen 5 und 10 auf (vgl. Tab. 2). Aufgrund des Bearbeitungsschwerpunktes habe ich lediglich diese Art von Graffiti auf gestempelten Ziegeln beobachten können. Naturgemäß müsste man, um eine breitere statistische Basis für eine Auswertung zu erhalten, auch ähnliche Graffiti auf ungestempelten Ziegeln in die Untersuchung miteinbeziehen. Es kann indes naturgemäß nicht

²² Dazu ausführlich BRANDL 1999, 5 f. mit weiterer Literatur. – Eine Liste mit dem Stempel CV findet sich bei DIETZ 1993, 297. Jüngst DOLATA 2000, 30 ff., der die vom Verfasser verworfene These der Stempelauflösung in *c(onstantiana) v(ictrix) favorisiert*.

²³ SAXER 1968, 128.

²⁴ SAXER 1968, 128 mit Anm. 662. Dies könnte auch bei der legio XXI Rapax der Fall gewesen sein.

²⁵ JONES u. a. 1990, 115 Karte 4,44 (Hadrianswall); 124 Karte 4,52 (Antoniuswall).

²⁶ Diese chronologische Aussage lässt sich bislang aus der Verwendung dieser Zeichen sowohl bei den legionones V Alaudae und XV Primigenia als auch bei der legio XXX Ulpia ableiten. Eine zeitliche Feindifferenzierung der gestempelten Ziegel aus der CUT auf der Basis geschlossener Fundeinheiten wird durch den Verf. erarbeitet.

²⁷ Auch im Graffitematerial des Rheinischen Landesmuseums Bonn überwiegen v. a. bei Tellern (21) und bei Näpfen (40) das Zeichen X, vgl. dazu BAKKER u. a. 1975, 51.

entschieden werden, ob ein Ziegelfragment ohne Stempelabdruck von einem gestempelten Ziegel herrührt oder nicht, so dass kaum eine hinreichende Materialbasis gewonnen werden kann. Auch die in den letzten Jahrzehnten innerhalb der CUT praktizierte Methode, ungestempeltes und fragmentiertes Ziegelmaterial nicht mehr zu bergen und zu inven-

tarisieren, erschwert in jeder Hinsicht die Bearbeitung.

Es bleibt für die Folgezeit nur zu hoffen, dass diesen eher unscheinbaren Zeichen auf Ziegeln in der Forschung die ihnen gebührende Beachtung zuteil wird und ihre Erscheinung nicht mehr einfach mit ‚aus Langeweile entstandene‘ Zeichen abgetan wird.

Literaturverzeichnis

BAKKER u. a. 1975

L. BAKKER/B. GALSTERER, Graffiti auf römischer Keramik im rheinischen Landesmuseum Bonn. *Epigr. Stud.* 10 (Köln, Bonn 1975).

BECHERT 1976

T. BECHERT, Steindenkmäler und Gefäßinschriften. *Funde aus Asciburgium 4* (Duisburg 1976).

BRANDL 1999

U. BRANDL, Untersuchungen zu den Ziegelstempeln römischer Legionen in den nordwestlichen Provinzen Imperium Romanum. Die Sammlung Julius B. Fritzscheier. *Passauer Universitätsschr. Arch.* 6 (Rahden 1999).

BRODRIBB 1979

G. BRODRIBB, Markings on Tile and Brick. In: A. MCWHIRR (Hrsg.), *Roman Brick and Tile. Studies in Manufacture, Distribution and Use in the Western Empire.* BAR Internat. Ser. 68 (Oxford 1979) 211–220.

DIETZ 1993

K. DIETZ, Cohortes, ripae, pedaturae. Zur Entwicklung der Grenzlegionen in der Spätantike. In: K. DIETZ/D. HENNING/H. KALETSCH (Hrsg.), *Klassisches Altertum, Spätantike und frühes Christentum.* Adolf Lippold zum 65. Geburtstag gewidmet (Würzburg 1993) 279–329.

J. DOLATA 2000

J. DOLATA, Römische Ziegelstempel aus Mainz und dem nördlichen Obergermanien. Archäologische und archäometrische Untersuchungen zu chronologischem und baugeschichtlichem Quellenmaterial (ungedr. Diss. Universität Frankfurt 2000).

GALSTERER 1983

B. GALSTERER, Die Graffiti auf der römischen Gefäßkeramik aus Haltern. *Bodenalt. Westf.* 20 (Münster 1983).

VON GROLLER 1904

M. VON GROLLER, Über die „Handmarken“ auf römischen Ziegeln. *Röm. Limes Österreich* 5, 1904, 119–126.

HEDINGER u. a. 1990

B. HEDINGER/H. BREM, Ziegel. In: W. DRACK (Hrsg.), *Der römische Gutshof bei Seeb, Gem. Winkel. Ausgrabungen 1958–1969.* Ber. Zürcher Denkmalpfl. 8 (Zürich 1990) 223–239.

HOFFMANN 1994

J. HOFFMANN, Ein „Pfothenziegel“. Ein bemerkenswertes Stück oder doch nur ein ganz gewöhnliches Fundobjekt. *Arch. Nachr. Baden* 51/52, 1994, 25–30.

JONES u. a. 1990

B. JONES/D. MATTINGLY, *An Atlas of Roman Britain* (Oxford 1990).

LULEY u. a. 1994

H. LULEY/J. OBLADEN-KAUDER, Neue Befunde aus der Xantener Legionsziegelei. *Arch. Rheinland* 1993 (Köln 1994) 71–73.

OBLADEN-KAUDER 1998

J. OBLADEN-KAUDER, Die Xantener Legionsziegelei – ein weiterer „Mosaikstein“. *Arch. Rheinland* 1997 (Köln 1998) 90–91.

MARICHAL 1988

R. MARICHAL, *Les graffites de La Graufesenque.* Gallia Suppl. 47 (Paris 1988).

MARTIN-KILCHER 1987

St. MARTIN-KILCHER, Die Römischen Amphoren aus Augst und Kaiseraugst. Ein Beitrag zur römischen Handels- und Kulturgeschichte 1: Die südspanischen Ölamphoren (Gruppe 1). *Forsch. Augst* 7 (Augst 1987).

SAXER 1968

R. SAXER, Untersuchungen zu den Vexillationen des römischen Kaiserheeres von Augustus bis Diokletian. *Epigr. Stud.* 1 (Köln/Graz 1968).

VON SCHNURBEIN 1971

S. VON SCHNURBEIN, Ein Bleibarren der 19. Legion aus dem Hauptlager von Haltern. *Germania* 49, 1971, 132–136.

SCHOLZ 1999

M. SCHOLZ, Graffiti auf römischen Tongefäßen aus Nida-Heddernheim. *Schr. Frankfurter Mus. Vor- u. Frühgesch.* 16 (Frankfurt 1999).

SPITZLBERGER 1968

G. SPITZLBERGER, Die römischen Ziegelstempel im nördlichen Teil der Provinz Raetien. *Saalburg-Jahrb.* 25, 1968, 65–184.

STEINER 1903

P. STEINER, Ein römischer Legionsziegelofen bei Xanten. *Bonner Jahrb.* 110, 1903, 70–109.

STEINER 1910

P. STEINER, Xanten. Sammlung des Niederrheinischen Altertums-Vereins. *Kat. West- und Süddt. Altertumslg.* (Frankfurt 1910).

VISY 1969

Z. VISY, Inschriften und Zeichen auf den Terra Sigillaten von Intercisa. *Alba Regia* 10, 1969, 87–92.

WANDLING u. a. 1988

W. WANDLING/H. WOLFF, Fragment einer Reibschale mit Graffito aus dem Lagerdorf des mittelkaiserzeitlichen Kastells Boiodurum. *Ostbair. Grenzmarken* 30, 1988, 161–163.

WEGNER 1978

H.H. WEGNER, Neue archäologische Befunde aus der Xantener Legionsziegelei. *Arch. Rheinland'77* (Bonn 1978) 207–210.

WESCH-KLEIN 1992

G. WESCH-KLEIN, Die Truppenziegeleien von Rhein-zabern: Probleme militärischer Produktionstätigkeit und Arbeitsorganisation. Vorüberlegungen zu einer Ziegelstempeledition. *Specimina Nova Universitatis Quinqueecclesiensis* 1991 (Pécs 1992) 213–222.

WOLFF 1992

H. WOLFF, Die Graffiti im römischen Raetien. *Specimina Nova Universitatis Quinqueecclesiensis* 1991 (Pécs 1992) 255–270.

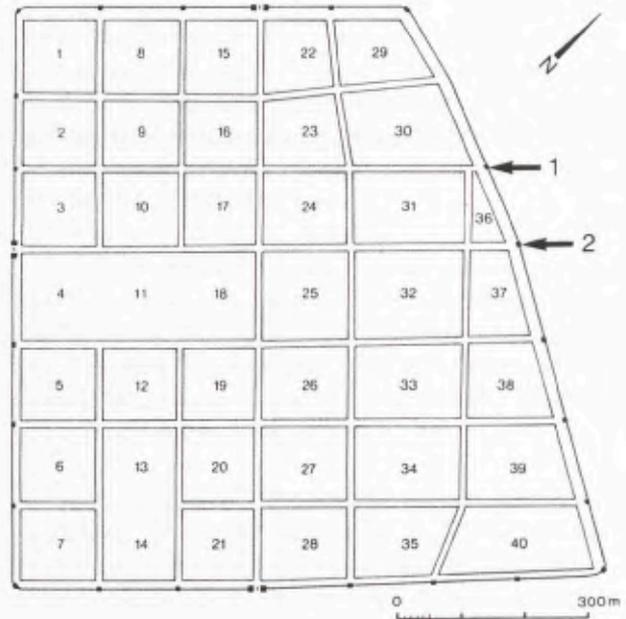
Zwei Schreibtafeln aus dem Bereich der Colonia Ulpia Traiana/Xanten

Hölzerne Schreibtafeln stellen stets eine Besonderheit im archäologischen Fundmaterial von Siedlungen dar¹. Aus dem Bereich der Colonia Ulpia Traiana stammen zwei Wachstäfelchen, *tabulae ceratae*, die sich an der östlichen Stadtmauer 1977 und 1978 gefunden haben. Die erste Tafel kam unmittelbar östlich des nördlichen Zwischenturms zutage, die zweite ist ein Streufund aus dem Umfeld des Hafentors (Abb. 1). Hinweise auf die Datierung ergeben sich nur für die erste Wachstafel, die mit Keramik der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts vergesellschaftet war.

Bei dem ersten Exemplar (Abb. 2) handelt es sich um eine einfache, rechteckige Außentafel von 12,5 cm auf 11,3 cm eines Diptychons oder Polyptychons². Die zwei Löcher an der Oberseite des Stücks dienten zum Verbinden der Tafeln. Auf der Außenseite befinden sich jeweils mittig zwei Kerben, die zur Fixierung einer Verschluss-Schnur dienten³. Die Verschluss- oder Siegelschnur wurde um die Tafeln gebunden, damit das Dokument vor unberechtigter Einsicht geschützt war. Die Enden der Schnur wurden verknotet und mit einem Wachsiegel versehen, welches zusätzlich durch eine bronzene Siegelkapsel geschützt werden konnte.

Auf der Innenseite des Dokuments sind nur wenige Reste von Schriftzügen zu erkennen, die sich auf den hölzernen Untergrund durchgedrückt haben. In der ersten oder zweiten Zeile sind ein zusammenhängendes Buchstabenpaar DA oder OA zu lesen. Die weiteren Reste von Hasten bzw. Querhasten lassen sich nicht genauer ansprechen. Das Formular bleibt daher unklar.

Die zweite Tabula ist etwa zur Hälfte erhalten und ebenfalls eine Außentafel, die zu einem Dipty-



1 Xanten, Fundorte der Wachstafeln. 1: Schnitt 76/32, C 15533m2. 2: Schnitt 76/18–77/15, C 16855m1.

chon oder Polyptychon gehörte (Abb. 3)⁴. Sie ist 15,8 cm lang und noch 6,6 cm hoch. Auf der Außenseite ist eine Inschrift in das Holz eingeritzt, welche durch das Schreiben auf der Maserung des Holzes z. T. gestrichelt wirkt:

GRATO · NNA /
ARGII NTO /
V

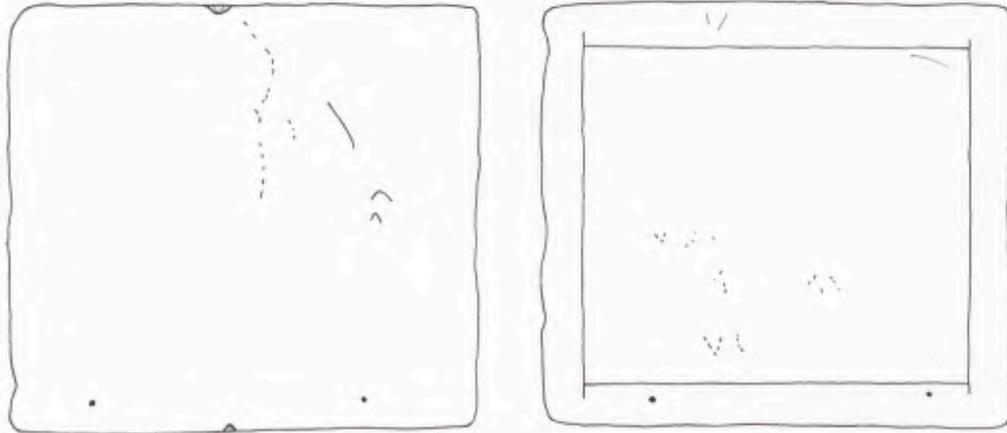
Die Unterbrechung der Zeilen in der Mitte wird man wohl auf den Verlauf einer Siegelschnur zurückführen dürfen, obwohl die Kerben zur Führung der Schnur weggebrochen sind. Auf der In-

¹ ECK 1998, 203 ff.

² Schnitt 76/32, C 15533m2.

³ SPEIDEL 1996, 28 ff.; WILMANN 1981, 16 ff.

⁴ Schnitt 76/18–77/15, C 16855m1.



2 Umzeichnung der Außen- und Innenseite der Schreiftafel 76/32, C 15533m2. – M 1:2.



3 Umzeichnung der Außen- und Innenseite der Schreiftafel 76/18–77/15, C 16855m1. – M 1:2.

nenseite der Tafel ließen sich keine Spuren von Schrift erkennen.

Während die erste Tafel keine weiterführenden Schlüsse zulässt, ist die Inschrift der zweiten umso interessanter, in ihrer Deutung aber nicht unproblematisch. Der Anbringungsort auf der Außenseite der Tafel deutet auf eine Briefadresse hin. Adressen werden häufig mit *dabis* (= Du wirst geben) eingeleitet, gefolgt von dem Namen des Empfängers. Am

Ende erscheint dann der Absender. Zusätzlich können noch bestimmte Ortsangaben, Berufsbezeichnungen und Truppenzugehörigkeiten angegeben werden⁵. Die antiken Adressangaben sind nur eingeschränkt mit heutigen vergleichbar, was vor dem Hintergrund der Postzustellung im römischen Reich verständlich wird. Man gab private Briefe Personen mit, die an den jeweiligen Empfangsort reisten. Dort mussten diese den Empfänger ausfindig machen⁶.

⁵ Hierzu FELLMANN 1991, 21; GALSTERER 1985, 261 f.; GALSTERER 1986, 153; SPEIDEL 1996, 35 ff. – Je nach Verwendungszweck befinden sich auch andere Inhalte auf der Außenseite, wie z. B. *ratio Senedoni* (= Rechnung des

Senedonius), dazu FELLMANN 1991, 23. – Weitere Formularformen siehe WILMANN 1981, 1 ff.

⁶ RE XVI 2 (1935) 1529 ff. s. v. Nachrichtenwesen (G. Reincke); WEEBER 1995, 280 f.

Obwohl ‚*dabis*‘ in der Adresse fehlt, lässt sich der Briefempfänger aufgrund der Nennung zu Beginn der Inschrift ohne Probleme identifizieren. Es handelt sich um *Gratus*, dessen Cognomen im Dativ erscheint. Der Beinamen *Gratus* ist im römischen Reich gängig, scheint aber in Italien und Südfrankreich gehäuft aufzutreten⁷.

Hinter dem Empfänger folgen, durch eine Interpunktion getrennt, die Buchstaben NNA, wobei durch die fehlende Ecke der Schreiftafel nicht zu erkennen ist, ob noch weitere Lettern in der Zeile folgen. Eine Interpretation erschließt sich erst durch die Betrachtung der zweiten Zeile, wo ARGENTO zu lesen ist. Man könnte zunächst an den Namen des Absenders denken. Im Namensverzeichnis der römischen Provinzen Europas taucht das Cognomen *Argentus* nicht auf, und das Gentilnomen *Argentius* ist dort nur zweimal belegt⁸. Eine Deutung als Name verliert daher an Wahrscheinlichkeit. Vielmehr scheint es sich hierbei um die Ortsangabe ARGENTO(*rate*)/Straßburg zu handeln. Ortsnamen in der Adresse sind zwar nicht obligatorisch, aber auch nicht gänzlich unbekannt⁹. Erweitert wird die Ortsangabe durch die Zahl V, welche in der dritten Zeile nur noch halb erhalten ist und vielleicht eine Hausnummer oder einen Bezirk in Straßburg bezeichnet¹⁰.

Speidel und Bowman/Thomas haben sich mit dem Phänomen der Angabe von Orten in der Adresse von Schreiftäfelchen auseinandergesetzt¹¹. Für eine Deutung als Absendeort des Dokumentes

spricht sich Speidel aus. Er baut seine Argumentation u. a. darauf, dass bei den Schreiftäfelchen von Vindonissa nie der lokale Ortsname in der Adresse genannt wird. Zu einer anderen Ansicht gelangen Bowman und Thomas. Sie stützen sich dabei auf eine Adresse, in der *Trimontio aut Lugva(l)io* (Newstead oder Carlisle) angegeben wird¹². Es ist nachvollziehbar, dass die Konjunktion *oder* nur dann einen Sinn macht, wenn man nicht genau weiß, wo sich der Empfänger gerade aufhält. Offenbar muss man mit beiden Varianten rechnen; sowohl die Nennung des Empfangs- als auch des Absendeortes ist möglich. Da die Ortsbezeichnung am Ende der Inschrift steht, möchte man vielleicht doch eher an die Angabe des Absendeortes denken. Damit wurde dem Empfänger mitgeteilt, wo sich der Absender gerade aufhielt.

Bei NNA handelt es sich wohl um den noch fehlenden Absender. Falls die Buchstabenfolge vollständig ist, wäre an abgekürzte Duo Nomina oder Tria Nomina zu denken¹³. Wie der Name letztendlich aufzulösen ist, wird sich wohl nur Gratus selbst erschlossen haben.

Baumaterial und Lebensmittel – daran wird häufig gedacht, wenn man den Rhein als Transportweg betrachtet. Dass aber ein wahrscheinlich nicht geringer Anteil an privater und offizieller Korrespondenz ebenfalls auf dem Fluss befördert wurde, wird meist unterschätzt. Der Brief aus Argenterate an Gratus ist hierfür ein bescheidenes Zeugnis.

Abkürzungsverzeichnis

BOWMAN/THOMAS 1994

A.K. BOWMAN/J.D. THOMAS, *The Vindolanda Writing-Tablets (Tabulae Vindolandenes II)* (London 1994).

ECK 1998

W. ECK, *Inschriften auf Holz. Ein unterschätztes Phäno-*

men der epigraphischen Kultur Roms. In: P. KNEISSL/V. LOSEMANN, *Imperium Romanum. Festschr. K. Christ* (Stuttgart 1998) 203–217.

FELLMANN 1991

R. FELLMANN in: H.F. ETTER/R. FELLMANN BROGLI/R.

⁷ LÖRINCZ 1999, 171.

⁸ LÖRINCZ/REDÖ 1994, 167.

⁹ Tab. Vindol. II 271. 310. 312. 338. 343; Tab. Vindon. 7. 48; RIB II 2443.4; 2443.7; 2443.10 und 2443.11.

¹⁰ Die Zahlenangaben ohne Zusatz werden von Speidel als Hausnummern gedeutet, siehe SPEIDEL 1996, 37 f. – Weiterte bei der Truppenbezeichnung, vgl. NUBER 1979/80, 656 f.; BOWMAN/THOMAS 1994, 55 f.

¹¹ Auf den Tafeln von Vindonissa, s. SPEIDEL 1996, 38 f.; SPEIDEL 1987, 49 ff. – Zu den Ortsangaben auf den Vindolanda-Täfelchen BOWMAN/THOMAS 1994, 43 ff.

¹² RIB II 2443.10 aus *Lugvalium*/Carlisle.

¹³ Vgl. hierzu den stark abgekürzten Empfängernamen ALX auf einer Schreiftafel von Vindonissa: SPEIDEL 1996, 136 f.

FELLMANN/S. MARTIN-KILCHER/P. MOREL/A. RAST, Beiträge zum römischen Oberwinterthur. *Vitudurum* 5 (Zürich 1991) 20–23.

GALSTERER 1985

B. GALSTERER, Wachstafeln aus Köln. In: *Ausgr. Rheinland 1983/84. Kunst u. Altertum Rhein* 122 (Bonn 1985) 261–262.

GALSTERER 1986

B. GALSTERER, Römische Wachstafeln aus Köln (Vorbericht). In: *Stud. Militärgrenzen Roms III. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg* 20 (Stuttgart 1986) 152–154.

LÖRINCZ/REDÖ 1994

B. LÖRINCZ/F. REDÖ (Hrsg.), *Onomasticon Provinciarum Europae Latinarum*. Bd. 1 *Aba–Byzanus* (Budapest 1994).

LÖRINCZ 1999

B. LÖRINCZ (Hrsg.), *Onomasticon Provinciarum Europae Latinarum*. Bd. 2 *Cabalicius–Ixus* (Wien 1999).

NUBER 1979/80

H.U. NUBER, Ein stratigraphischer Aufschluß im Bereich der „Wiesbadener Moorschicht“. *Fundber. Hessen* 19/20, 1979/80, 645–677.

RIB II

R.G. COLLINGWOOD/R.P. WRIGHT, *The Roman Inscriptions of Britain II* (London 1992).

SPEIDEL 1987

M.A. SPEIDEL, Neue Inschriften auf Schreiftäfelchen aus dem Schutthügel des Legionslagers Vindonissa. *Jahresber. Ges. Pro Vindonissa* 1986 (Brugg 1987) 49–64.

SPEIDEL 1996

M.A. SPEIDEL, Die römischen Schreiftäfelchen von Vindonissa. *Veröff. Ges. Pro Vindonissa* 12 (Brugg 1996).

WEEBER 1995

K.-W. WEEBER, *Alltag im Alten Rom* (Zürich 1995).

WILMANN 1981

J.C. WILMANN, Die Doppelurkunde von Rottweil und ihr Beitrag zum Städtewesen in Obergermanien. *Epigr. Stud.* 12 (Bonn 1981) 1–182.

Abbildungsnachweis

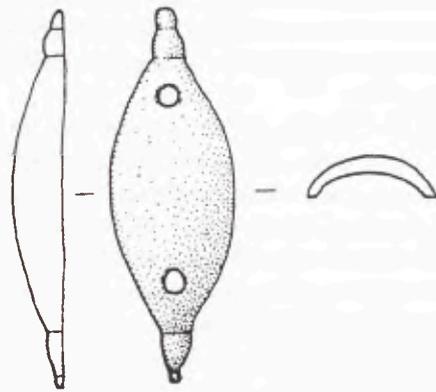
1 H. Stelter, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten; 2–3 Verf.

Eine Dame aus dem Ostalpenraum im römischen Xanten

Das Bild von der Herkunft der Bevölkerung, welche die vorcoloniazeitliche Siedlung auf dem Gebiet der späteren Koloniestadt Colonia Ulpia Traiana (CUT) in Xanten prägte, hat sich im Verlauf der Forschungsgeschichte in den letzten Jahren stark verändert. War lange Zeit von einem erheblichen Anteil autochthoner oder vom rechten Rheinufer deportierter Germanen die Rede, welche die Bevölkerung dieser Siedlung in nennenswertem Umfang prägten, so räumt die gegenwärtige Forschung diesen einhellig nur noch eine geringe Bedeutung ein. Die vorcoloniazeitliche Siedlung von Xanten gibt sich vielmehr als eine nach römischer Art geplante Ansiedlung mit weitgehend römischem Fundstoff, etwa bezüglich der Keramik, zu erkennen, wobei bei letzterer und durch Inschriften ein gewisser gallischer Einfluss sichtbar ist¹. Andere Bevölkerungselemente sind vor der angemessenen Bearbeitung der großen Fundmassen aus den Grabungen der letzten Jahrzehnte noch kaum identifizierbar. Der Sinn dieser Zeilen ist es, auf ein individuelles Schicksal hinzuweisen, das sich in Ansätzen durch ein charakteristisches Fundstück zu erkennen gibt und das ein Indiz für die kosmopolitische Zusammensetzung der Bevölkerung des römischen Xanten in der Frühzeit bietet, wie sie gerade am Rhein so typisch ist.

Unter den zahlreichen Bronzefunden, die im Funddepot des Archäologischen Parks Xanten verwahrt werden, befindet sich auch ein schiffchen- oder kahnförmiger Beschlag (Abb. 1). Dieser soll hier mit herzlichen Geburtstagsgrüßen und mit Dank für die gute Zusammenarbeit zu Ehren des Jubilars vorgelegt werden².

Das wenig spektakuläre Fundstück kam 1991 im Bereich des Matronentempels auf der Insula 20 der



1 Kahnförmiger Bronzebeschlag von einem Gürtel der norisch-pannonischen Frauentracht, Xanten, Insula 20 (Zeichnung K.H. Lenz, Köln). M 1:1.

CUT im Verfüllungsmaterial zum Vorschein. Es trägt die Fundnummer 30020cu1. Das 5,0 cm lange und 1,7 cm breite Stück ist in einer Kupferlegierung („Bronze“) gegossen; beide Enden des Beschlags mit symmetrisch-spindelförmiger Form laufen in profilierten Zipfeln aus. Der gewölbte Mittelbereich ist zweifach durchbohrt. So unscheinbar sich der Fund auf den ersten Blick auch präsentieren mag, er ist doch eindeutig anzusprechen und in einen weiträumigen kulturgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen. Zu den eigenartigsten und typischsten Besonderheiten der norischen Provinzkultur gehört eine besondere Frauentracht, die vor allem im 1. und 2. Jahrhundert bis in das 3. Jahrhundert hinein sowohl in Originalfunden als auch durch bildliche Darstellungen auf Grabsteinen überliefert ist. Besonders J. Garbsch hat sich ausführlich mit diesem Thema befasst³. Das Verbreitungsgebiet der norisch-pannonischen Tracht endet im Westen deutlich an den Provinzgrenzen. Anhand der geschlos-

¹ Vgl. N. ZIELING, Zum Stand der Vorcolonia-Forschung auf dem Gebiet der Colonia Ulpia Traiana. In: G. PRECHT/H.-J. SCHALLES (Hrsg.), *Spurenlese. Beiträge zur Geschichte des Xantener Raumes* (Köln 1989) 69 ff.

² Auf das Stück hat mich dankenswerterweise K.H. Lenz aufmerksam gemacht.

³ J. GARBSCH, Die norisch-pannonische Frauentracht im 1. und 2. Jh. *Münchener Beitr. Vor- u. Frühgesch.* 11 (München 1965); DERS., Die norisch-pannonische Tracht. In: *ANRW II* 12,3 (Berlin, New York 1985) 546 ff.

senen Verbreitung einzelner Formen ist es sogar möglich, innerhalb des Gesamtverbreitungsgebietes der norisch-pannonischen Frauentracht noch wesentlich engere Verbreitungskreise spezieller Trachtvarianten auszusondern. Garbsch hat dabei, hauptsächlich aufgrund spezifischer Merkmale von Fibeln und Kopfbedeckungen, folgende norisch-pannonische Trachtgruppen herausgestellt: Die eine ist in der Gegend von Virunum angesiedelt, eine zweite in der Gegend von Flavia Solva, drei Trachtkreise finden sich in Südwest-, Nordwest- und Ostpannonien.

Nur die Frauentrachten lassen sich als typisch norisch bzw. pannonisch identifizieren und belegen eine erstaunliche Beharrlichkeit im Bereich der Mode. Dagegen treten solche althergebrachten Traditionen bei der Männertracht im römischen Noricum weniger in den Vordergrund. Zumindest bei repräsentativen Darstellungen, etwa auf Grabreliefs, hat sich die Kleidung der Männer oft völlig an die römische angepasst.

Die charakteristischen Bestandteile der norisch-pannonischen Frauentracht sind in zwei Überlieferungssträngen fassbar: Zum einen gibt es das originale Fundmaterial. Hier haben sich nur die Metallbestandteile der Frauentracht, also Fibeln und Gürtelbeschläge, in Siedlungsfunden und vor allem in zahlreichen Inventaren von Brandgräbern erhalten. Obwohl hier Fibeln und Gürtelbeschläge oft durch das Feuer des Scheiterhaufens beschädigt vorkommen, haben sich genügend Trachtensembles auch in gutem Zustand erhalten. Bei den Gürtelbeschlägen kennt man Schließen, Riemenkappen, Entenbügel, Riemenzungen und die Kähnenbeschläge, von denen hier speziell die Rede sein soll. Diese Gürtelbeschläge bestehen aus Bronze, d. h. aus zumeist nicht näher untersuchten Kupferlegierungen. Die Fibeln sind im Vergleich mit sonstigen zeitgleichen römischen Exemplaren, wie Originalfunde und Abbildungen auf Grabsteinen zeigen, in der Regel ungewöhnlich groß; sie werden paarweise auf der Schulter getragen. Man trifft hier vor allem auf Doppelkopffibeln und Flügelfibeln,

deren Feintypologie und -chronologie von J. Garbsch und S. Demetz inzwischen ausführlich dargestellt worden sind⁴. Auch diese bestehen in der Regel aus Bronze, vereinzelt sind aber auch silberne und sogar goldene Exemplare belegt. Wesentlich ergänzt werden die Kenntnisse zur norisch-pannonischen Frauentracht, die aus den Metallbeständen gewonnen werden können, durch das Studium der bildlichen Darstellungen auf Grabsteinen. Bei diesem zweiten Überlieferungsstrang sind z. T. wesentlich vielfältigere Aussagen zur Tracht und zu regionalen Trachtprovinzen zu treffen. Die Steine erlauben Aussagen zum Ober- und Untergewand und zu Hauben. Bei letzteren lassen sich norische Hauben, Modiusmützen, Pelzhüte, Schleierhauben und Turbane unterscheiden.

Außerhalb der Provinz wurden vollständige Kombinationen von norisch-pannonischen Trachtbestandteilen, also Fibelpaare und Gürtelbeschläge, bisher noch nicht angetroffen. Allerdings lassen sich vor allem in Raetien auch einzelne Elemente wie Fibeln z. B. bei der claudischen Gruppe Heimstetten finden, Gürtelbeschläge tauchen dagegen nicht auf⁵. Wenn also diese als typische Bestandteile der norisch-pannonischen Frauentracht in anderen Teilen des römischen Reiches auftauchen, so darf man mit großer Gewissheit auf norische Herkunft schließen. Als Grund für das vereinzelte Vorkommen ist vor allem an die Wanderung von Personen denken. Ein Handel mit solchen personengebundenen Trachtbestandteilen weit außerhalb des geschlossenen Verbreitungsgebietes ist kaum in Betracht zu ziehen. Denkbar ist hier vor allem Exogamie, also der Zuzug einer norischen Frau durch Heirat oder die Wanderung einer ganzen Familie. So hat z. B. G. Ulbert aufgrund von alpin-pannonischem Fundgut aus dem claudischen Kastell von Rheingönheim in der Pfalz mit gutem Grund angenommen, dass die unbekannte Truppe, welche die Besatzung des Kastells bildete, samt weiblichem Anhang aus dem norisch-pannonischen Raum kam. Zu diesen Funden gehören mehrere alpine Fibeln⁶, ein zerbrochener Kähnenbeschlag des Gürtels,

⁴ GARBSCH (Anm. 2); DERS., Ein Flügelfibelfragment vom Lorenzberg bei Epfach. Bemerkungen zu Fibeln der Frauentracht von Raetien und Juvavum. In: G. KOSSACK/G. ULBERT (Hrsg.), Studien zur Vor- und Frühgeschichtlichen Archäologie I. Allgemeines, Vorgeschichte, Römerzeit. Festschr. J. Werner. Münchener Beitr. Vor- u. Frühgesch. Ergbd. 1 (München 1974) 163 ff.; S. DEMETZ, Fibeln der Spätlatène- und frühen römischen Kaiserzeit in den Alpenländern.

Frühgeschichtl. u. Provinzialröm. Arch., Mat. u. Forsch. 4 (Rahden 1999).

⁵ E. KELLER, Die frühkaiserzeitlichen Körpergräber von Heimstetten bei München und die verwandten Funde aus Südbayern. Münchener Beitr. Vor- u. Frühgesch. 37 (München 1984).

⁶ G. ULBERT, Das frühromische Kastell Rheingönheim. Limesforsch. 9 (Berlin 1969) Taf. 20,1–10.

vergleichbar dem aus Xanten⁷, sowie ein Schälchen oberitalischer Auflagensigillata⁸, welche die frühen Sigillataspektren des Ostalpenraumes intensiv prägt, am Rhein aber nach wie vor ein völliges Exotikum darstellt⁹. Dagegen kann man das Vorkommen von einem Paar silberner norisch-pannonischer Doppelkopffibeln im Schatzfund von Regensburg-Kumpfmühl aus der Zeit der Markomannenkriege eher mit dem mitgebrachten Schmuck einer eingehirateten Frau erklären¹⁰.

Nun gehören die kahnförmigen Bronzebeschläge der norisch-pannonischen Frauentracht zu den innerhalb dieses Trachtenkreises überregional verbreiteten Bestandteilen; eine präzisere Angabe zur Herkunft des Xantener Stückes und damit auch seiner ehemaligen Trägerin lässt sich also nicht treffen. Was nun die Feinchronologie der norisch-pannonischen Gürtelbeschläge angeht, so hat Garbsch die kahnförmigen Beschläge in das 1. Jahrhundert n. Chr. datiert. Damit kommt bei dem Stück aus Xanten nur die Periode der vorcoloniazeitlichen Siedlung in Betracht, will man es nicht als versprengtes Altstück ansprechen. Alle epigraphisch-archäologischen Indizien, die auf die Zusammensetzung der Bevölkerung in der vorcoloniazeitlichen Siedlung von Xanten hinweisen, sprechen für eine recht gemischte Menschenansammlung, nicht aber für einen nennenswerten Nucleus an Menschen einheimisch-germanischer Abstammung. Dies verwundert auch nicht, denn gerade die jüngste Arbeit von Karl Heinz Lenz hat gezeigt,

dass das römische Militär in Form von mehreren Hilfstruppeneinheiten einen entscheidenden Anteil an der Gründung dieser frühen Siedlung hatte¹¹. Unter diesen Hilfstruppen, Fußsoldaten oder Kavalleristen, die bisher nicht genauer benennbar sind, könnten sich theoretisch auch norisch-pannonische Einheiten befunden haben. Auf diese Weise wäre der Kahnchenbeschlag relativ zwanglos erklärbar. Allerdings nutzt es wenig, vor der Bearbeitung und Publikation der Fibeln¹², die hier vor allem Hinweise geben könnten, große Überlegungen anzustellen.

Nur eines zeigt das unscheinbare Fundstück deutlich: Unter den Menschen, die hier – vielleicht im Gefolge des Militärs – an den Niederrhein kamen, gehörte auch eine Dame aus dem Bereich der Alpenprovinz Noricum bzw. aus dem östlich daran anschließenden pannonischen Raum. Warum es sie nach Xanten verschlagen hat, ob sie alleine oder mit ihrem Mann bzw. mit diesem im Gefolge einer alpinen Hilfstruppeneinheit an den Niederrhein kam – darüber kann man nur spekulieren. Die Fundlage im Bereich eines Matronenheiligtums¹³ könnte zunächst dazu führen, in dem Stück eine absichtlich deponierte Motivgabe zu sehen. Dies ist aber aus chronologischen Gründen auszuschließen: Der Gürtelbeschlag gehört ja dem 1. Jahrhundert n. Chr. an, der Tempel wurde erst in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. errichtet. Vorher bestand auf der Insula 20 gemischte Wohn- und Gewerbebebauung, unter anderem eine Töpferei.

⁷ Ebd. Taf. 40,2 f. Ein kompletter Beschlagsatz eines Gürtels aus Grab 508 sowie eine Schnalle wurden jetzt aus Günzburg von W. Czysz vorgelegt: W. CZYSZ, Gontia. Günzburg in der Römerzeit (2002) 89 f.; Abb. 71.

⁸ Ebd. Taf. 1,1.

⁹ Ebd.; DERS., Mitt. Hist. Ver. Pfalz 58, 1960, 49 ff. – Zu den hier vertretenen Fibeln mit beißendem Tierkopf siehe jetzt auch DEMETZ (Anm. 4).

¹⁰ A. BOOS/L.-M. DALLMEIER/B. OVERBECK, Der römische Schatz von Regensburg-Kumpfmühl (Regensburg 2000) 30 ff.

¹¹ K.H. LENZ, Militaria des 1. Jahrhunderts auf dem Areal der Colonia Ulpia Traiana. In: G. PRECHT/N. ZIELING (Hrsg.),

Genese, Struktur und Entwicklung römischer Städte im 1. Jahrhundert n. Chr. in Nieder- und Obergermanien. Xantener Ber. 9 (Mainz 2001) 57 ff.

¹² Die Fibeln der CUT und der vorcoloniazeitlichen Siedlung werden derzeit von U. Boelicke bearbeitet.

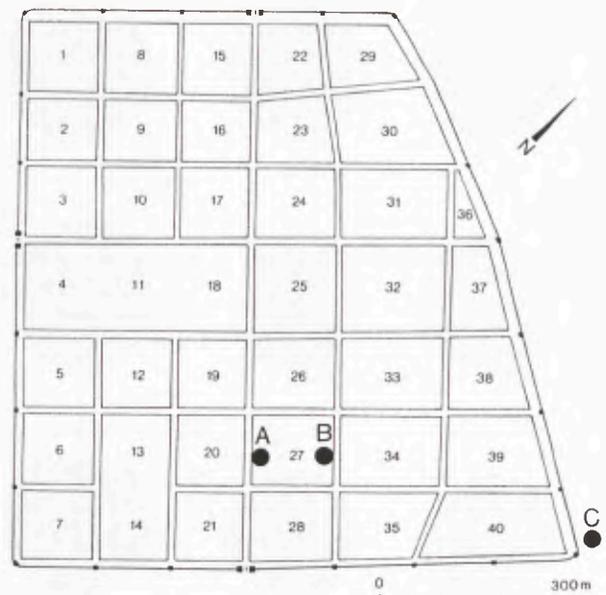
¹³ Y. FREIGANG, Das Heiligtum der Insula 20 in der Colonia Ulpia Traiana. Xantener Ber. 6 (Köln, Bonn 1995) 139 ff.

Silberschätze des 3. Jahrhunderts aus Xanten

Aus der Colonia Ulpia Traiana (CUT) kennen wir fünf Schatzfunde des 3. Jahrhunderts. Ein umfangreicher, bereits publizierter Hort kam nahe des Matronentempels in Insula 20 zutage¹, ein bereits 1848 geborgener ist verschollen². Im Folgenden sollen die drei anderen vorgelegt, strukturell miteinander verglichen und auf ihre Aussagekraft zu den geschichtlichen Abläufen in der CUT während dieser Zeit befragt werden.

Der ‚große‘ Schatz aus der Insula 27

Die Fundstelle befindet sich im Bereich des Hauses C der Insula 27 (Abb. 1), in der neben Wohngebäuden auch Reste von Kleingewerbe angetroffen wurden³. In einer unregelmäßigen, von einer Planierschicht überlagerten Grube (20) (Abb. 2) fand man ein silbernes Instrument⁴. Etwa 1 m östlich davon liegt eine große Grube (321), vermutlich eine Ausbruchszone, deren Westrand durch eine neuzeitliche Störung nicht mehr genau erschlossen werden konnte. Auch die Ausdehnung nach Norden und Süden ist nicht bekannt. In dieser Grube wurden neben großen Mengen Bauschutt unter anderem Keramik und, auf einer Fläche von ca. 1 m² verstreut, 35 römische Silbermünzen geborgen (Abb. 3). Obwohl die genaue Verbergungssituation an-



1 Plan der Colonia Ulpia Traiana mit Angabe der Fundstellen.

A: ‚großer‘ Schatz aus Insula 27; B: ‚kleiner‘ Schatz aus Insula 27; C: Schatzfund aus dem Hafenbereich.

hand der Befunde nicht rekonstruiert werden kann, spricht insbesondere die unmittelbare Nähe beider Fundstellen zueinander dafür, dass das Instrument

¹ ZEDELIOUS 1989. – ZEDELIOUS 1995. – GELSDORF 1995.

² 174 Denare und 157 Antoniniane von Commodus bis Gallienus, mutmaßliches Schlussdatum ist 258/260. Dieser Schatz gelangte in Privatbesitz, der heutige Verbleib ist unbekannt (HETTNER 1888, 150. – BLANCHET 1900, 739. – KOETHE 1942, 212).

³ Schnitt 66/21. – Eine abschließende Analyse der Baubefunde in dieser Insula steht noch aus und kann im Rahmen dieses Beitrags nicht geleistet werden; vgl. bisher die Vorberichte bei RÜGER 1969, 36 f. – WORTMANN 1969, 440 f. – BINDING 1972. – Den besten Übersichtsplan bietet

RÜGER 1987, 635 Abb. 542. – Die bei BRIDGER 1989b, 313 verzeichnete Magisterarbeit von G. ALTHAUS zu diesem Befund war uns nicht zugänglich. Es handelt sich um Häuser mit vergleichsweise aufwendiger Ausstattung, man sehe z. B. die dort gefundene kunsthandwerklich hochwertige Bronzestatuette einer sandalenlösenden Venus (KÜNZL 1970).

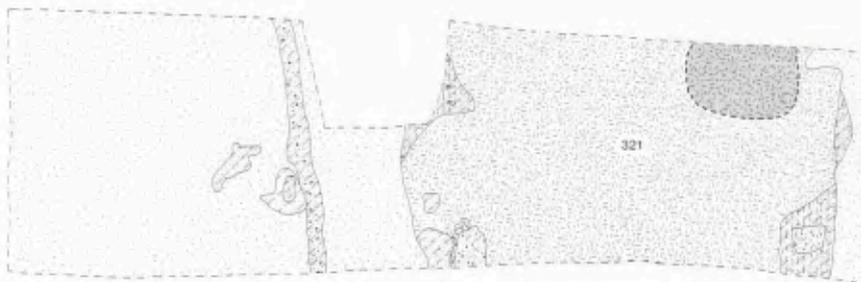
⁴ Eine funktionale Einordnung der Grube, die außerdem wenig Keramik des 2. und 3. Jhs. enthielt, kann aus der wenig aussagekräftigen Grabungsdokumentation nicht abgeleitet werden.



Schnitt 66/21, 3. Planum (22,00 müNN)



2 Schnitt 66/21.



Schnitt 66/21, 22, 8. Planum (21,10 müNN)



3 Schnitt 66/21.22

und die Münzen Teile eines zerstreuten Hortes sind⁵.

Die Denare (vgl. Münzliste; Abb. 4) stammen aus der Zeit vom Ende des 2. bis in die dreißiger Jahre des 3. Jahrhunderts⁶. Durch die Schlussmünze, eine Prägung von Severus Alexander für seine Mutter Julia Mamaea aus dem Jahr 232 (Nr. 35), steht dieses

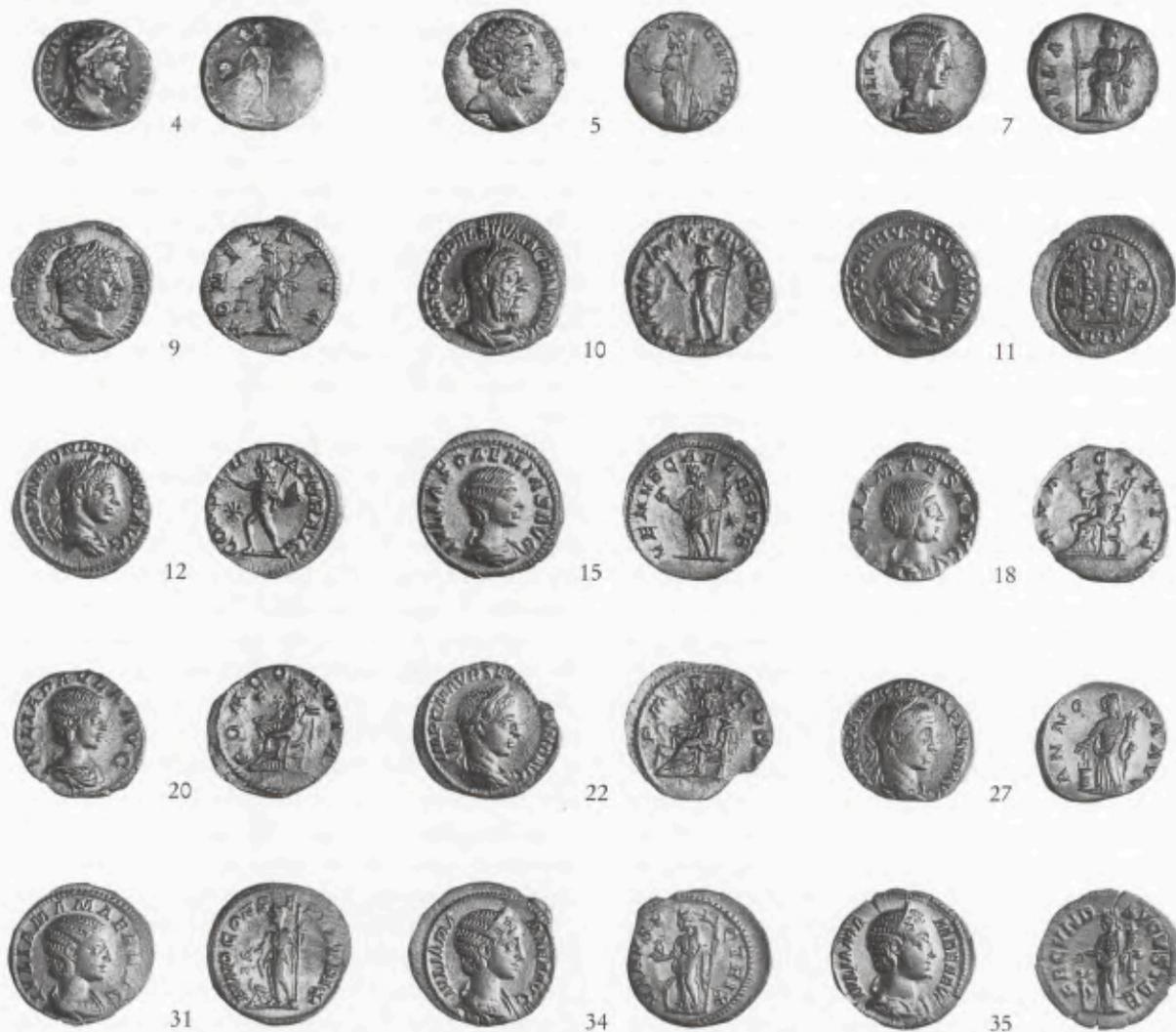
Jahr als frühestmöglicher Zeitpunkt der Verbergung des Schatzes fest. Die Münzen sind sehr gut erhalten und wenig abgegriffen. Manche sind fast stempelfrisch, wie der um 210/13 geprägte Denar Caracallas (Nr. 9) und einer des Elagabal von 219/20 (Nr. 20), obwohl ihre Emission zum Zeitpunkt der Verbergung schon länger zurücklag. Einige Münztypen

⁵ Hierzu seien einige ergänzende Überlegungen vorgetragen: Die Denare können sich bei der Auffindung nicht mehr an ihrem ursprünglichen Vergrabungsort befinden haben, denn sie lagen nicht zusammen, sondern über eine größere Fläche verteilt. Eine solche Zerstreuung wird durch einen Bodeneingriff erfolgt sein, bei dem der Behälter, in dem das Geld vermutlich deponiert worden war, zerstört wurde. Diese zu vermutende Umlagerung von Teilen des Hortes kann mit den siedlungsgeschichtlichen Abläufen im betreffenden Geländeabschnitt auch leicht erklärt werden: Nach Ausweis des Fundmaterials wurde die wohl im Zuge von Ausbruchaktivitäten entstandene Grube 321 im letzten Drittel des 3. Jhs. verfüllt; sie enthielt viel Urmitzer Ware und Trierer Schwarzfirnware (Oelmann D), darunter ein Fragment eines Bechers Niederbieber 33 mit Aufschrift. Ein einzelnes Fragment wohl eines Bechers Niederbieber 33 in später Schwarzfirnware scheint auf eine Verfüllung nach 275 (zur Datierung dieser Waren vgl. zusammenfassend DESBAT/

VILVORDER 2000, 179) hinzuweisen. Eine unmittelbar unter oder noch in der Ackerkrume angetroffene Scherbe neuzeitlicher glasierter Irdenware hat wohl keine Relevanz für die Datierung. Die Ausbruchstätigkeit kann in Zusammenhang mit der Materialbeschaffung und Sichtfeldbereinigung beim Bau der spätantiken Tricensimae, zu der die nördlich angrenzenden Insulae gehören, gestanden haben (dazu BRIDGER 1989a, 75). Anzunehmen ist, dass bei diesen Arbeiten die Grube 20, in der bei der Auffindung nur noch das Silbergerät, ursprünglich aber der gesamte Hort lag, teilweise abgetragen und das Material zur Verfüllung der unmittelbar östlich angrenzenden Grube 321 benutzt wurde. Diese Rekonstruktion des Geschehens im Bereich der Fundstelle lässt darüber hinaus die Vermutung zu, dass eventuell vorhandene weitere Elemente des Depots weiträumig verlagert wurden.

⁶ Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten, Fnd.Nr. C 5388.

Der ‚große‘ Schatz aus der Insula 27



Der ‚kleine‘ Schatz aus der Insula 27



4 Münzen des ‚großen‘ und des ‚kleinen‘ Schatzes aus Insula 27. M 1:1.

kommen mehrfach vor (Nr. 15–16 und 17–19). Je zwei Denare wurden in Antiochia und einer nicht bekannten östlichen Münzstätte, einer in Laodicea ad mare und die übrigen in Rom geprägt. Der hybride Denar des Septimius Severus (Nr. 6) scheint plattiert zu sein⁷. Der Besitzer hortete ausschließlich Denare, bei deren Auswahl das Gewicht wohl keine Rolle gespielt hatte, denn es schwankt zwischen 2,00 und 3,96 g. Dagegen hatte sich der Eigentümer offenbar darum bemüht, außer Münzen mit Bildnissen der Kaiser auch solche mit Porträts weiblicher Mitglieder des Herrscherhauses in größerem Umfang zu besitzen. Alle Kaiser und die Mehrzahl der weiblichen Mitglieder der Kaiserfamilien dieser Zeit kommen vor: Septimius Severus und Julia Domna (8 Ex.), Caracalla (1 Ex.), Elagabal und Julia Paula, Julia Soemias sowie Julia Maesa (10 Ex.), Severus Alexander und Julia Mamaea (15 Ex.) und Macrinus (1 Ex.). Es fehlen Prägungen für Plautilla, die Gattin des Caracalla, Aquilia Severa und Annia Faustina, die zweite und dritte Frau Elagabals, und für Orbiana, die Gemahlin von Severus Alexander. Im Fall der Gattinnen Elagabals dürfte dies an der jeweils kurzen Ehe und deswegen sehr geringen Anzahl der für sie geprägten Münzen liegen. Für Annia Faustina wurde sogar nur jeweils ein Münztyp in Gold, Silber und Kupferlegierung sowie ein Silbermedaillon in Umlauf gebracht. Geldstücke mit dem Porträt dieser Kaiserin waren so selten, dass der antike Sparer vielleicht nie ein Exemplar davon in der Hand hielt. Es ist nicht einmal belegt, dass Prägungen für Annia Faustina bis nach Xanten gelangten. Auch von Aquilia Severa kursierten nur wenige Münztypen. Bezüglich Plautilla ist zu bemerken, dass ihr Gatte Caracalla mit nur einer Prägung ebenfalls relativ schwach in dem Schatz vertreten ist. Mögliche Gründe dafür könnten sein, dass Geldstücke dieses Kaiserpaares bei der Bergung übersehen wurden⁸, dass Caracalla und seine Gemahlin nicht zu den ‚Favoriten‘ des Sammlers gehörten oder dass der Eigentümer wegen der Wirtschaftskrise zur Zeit Caracallas seine Sparfähigkeit vorübergehend einschränkte. Die mit 14

Exemplaren relativ große Anzahl von Prägungen für Kaiserin, Kaisermutter und -großmutter ist bemerkenswert. Sie stellen mehr als ein Drittel der Münzen dar, was nicht den damals üblichen Relationen entspricht. Unter den Severern waren zwischen einem Fünftel und einem knappen Drittel der emittierten Münztypen der Kaiserin (bzw. Mutter oder Großmutter des Kaisers) gewidmet. Von den 424 Münztypen aus der Zeit Elagabals tragen 125 Namen und Bild einer kaiserlichen Dame. In dem Schatz machen sie dagegen mit sechs von zehn Exemplaren mehr als die Hälfte aus. Die Zusammensetzung des angesparten Vermögens hatte sich also kaum zufällig, sondern durch Selektion ergeben.

Die Prägejahre, aus denen die 35 Denare stammen, bilden eine dichte Reihe. Daraus ergibt sich, dass der Schatz systematisch und kontinuierlich angelegt wurde. Aus dem guten Erhaltungszustand der Münzen ist zu schließen, dass sie nicht erst nach längerem Umlauf dem Geldverkehr entzogen, sondern früh als Sparguthaben beiseite gelegt wurden. Als der Besitzer unter der Regentschaft des Septimius Severus zu sparen begann, legte er jährlich etwa einen Denar zurück. Am intensivsten sammelte er während der knapp vierjährigen Herrschaftszeit Elagabals, in der er auf zehn Denare kam. Die 15 Prägungen des Severus Alexander verteilen sich, abgesehen von einem Höhepunkt im Jahr 222, gleichmäßig auf die Regierungsjahre dieses Kaisers.

An der Zusammensetzung des Schatzes fällt das Fehlen von Antoninianen auf, die 215 von Caracalla eingeführt, dann unter Macrinus, Diadumenian und Elagabal, nicht aber unter Severus Alexander und Maximinus Thrax emittiert wurden⁹. Sie gelangten erst ab 238, seit Balbinus, Pupienus und Gordian III., wieder in Umlauf, nun in weit größerem Umfang als zuvor, und wurden für die nächsten Jahrzehnte zum vorherrschenden Silbernominal.

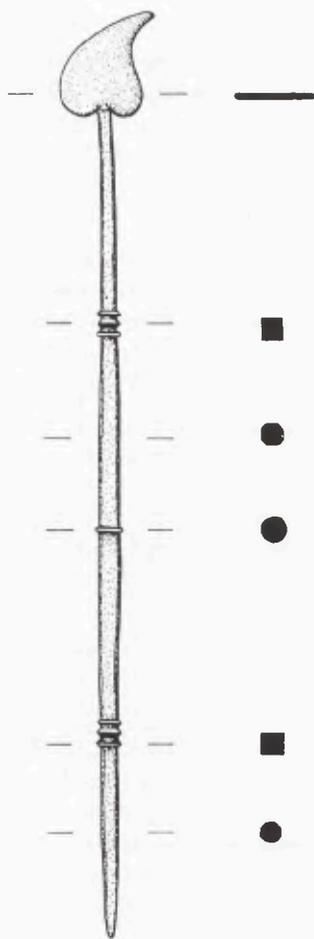
Das in der Nähe gefundene Silberinstrument¹⁰ besteht aus einem langen, annähernd vierkantigen Schaft mit einem Kopfteil in Form eines in der

⁷ Die Beurteilung erfolgte nach Augenschein. Eine metallurgische Untersuchung konnte noch nicht vorgenommen werden.

⁸ Wie aus den Grabungstagebüchern hervorgeht, konnte die Fundstelle zum Zeitpunkt der Bergung nicht durch einen Fachwissenschaftler beobachtet werden.

⁹ CRAWFORD 1975, 568 f.; siehe dazu auch weiter unten.

¹⁰ Von einer Materialanalyse zur Ermittlung der Zusammensetzung wurde hier abgesehen. Maße: Gesamtlänge 12,4 cm, Durchmesser des Schaftes 0,3 cm, Gewicht 7,6 g.



5 Instrument aus dem großen Schatz aus Insula 27.
M 1:1.

Fläche gebogenen Efeublattes (Abb. 5)¹¹. Gegen die Spitze und den Abschluss ist er jeweils durch drei eng beieinanderliegende, quadratische Wülste pro-

filiert, in der Mitte durch einen einzelnen Wulst. Beide Abschnitte des Schaftes sind zur Mitte hin leicht verdickt, ebenso der Bereich kurz vor der Spitze.

M. Martin verdanken wir eine Zusammenstellung der Instrumente mit blattförmigen Spitzen, die um zahlreiche Neufunde erweitert werden konnte (Tabelle 1). Neben dem Xantener Exemplar haben nur je eines aus Orpington (Nr. 7) und Köln (Nr. 14) eine einfache Spitze am anderen Ende, die übrigen zeigen Kombinationen mit Ohrsonden, Löffeln oder Weinsiebchen. Die Spitze des Xantener Stücks wirkt ungleichmäßig und stumpf; vielleicht wurde sie erst zugeschliffen, nachdem ein zunächst vorhandenes Ohrlöffelchen abgebrochen war. Das im Aufbau ähnlichste Gerät, dessen Fundort nicht bekannt ist, befindet sich im British Museum London (Nr. 38). Es besitzt einen glatten, durch drei Knoten gegliederten Schaft und ein blattförmiges Ende in Kombination mit einem Ohrlöffelchen.

Die Fundzusammenhänge von Nr. 17 (Zugmantel) und Nr. 30 (La Alcudia) beweisen, dass diese Instrumente um die Mitte des 3. Jahrhunderts bereits in Benutzung gewesen sein müssen. Die meisten kamen jedoch im 4. Jahrhundert in den Boden¹². Das vorliegende wird, wie die Datierung der oben besprochenen Münzen ergibt, wohl schon in der 1. Hälfte des 3. Jahrhunderts deponiert worden sein und gehört damit zu den frühesten Stücken.

Für die blattförmigen Spitzen wurden verschiedene Zweckbestimmungen diskutiert, etwa als medizinische Geräte¹³ und Austern- oder Schnecken-gabeln¹⁴. Breite Zustimmung fand die von M. Martin bei der Vorlage des Kaiseraugster Schatzes vorgelegte Deutung als Zahnstocher¹⁵. Seiner These

¹¹ Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten, Fnd.Nr. C 5277. U. Boelicke und H.-J. Schalles sei für die Publikations-erlaubnis gedankt. Das Objekt wurde bisher bei WATERMANN 1974, 148 f. – MARTIN 1984, 126 Anm. 18. – RIECHE/SCHALLES 1987, 64 Abb. oben rechts knapp vorgestellt. WATERMANN a.a.O. führt es unter der Fundnummer 3273 und dem Fundjahr 1963. Eine Überprüfung der Originalfundzettel im Archäologischen Park Xanten ergab jedoch die Fehlerhaftigkeit dieser Angabe.

¹² Zur Datierung ausführlich MARTIN 1984, 127 f.

¹³ Dies wurde für das Stück aus Enns (Nr. 25) zuerst von DERINGER 1954, 144 ff. vertreten; KÜNZL 1982, 116 kommentierte diese Zuweisung bei seiner Zusammenschau medizinischer Instrumente aus Gräbern nicht weiter. Zuletzt übernahm UBL 1997, 156 wieder Deringers Ansprache, ohne auf die weitere Diskussion überhaupt einzugehen, desgleichen

WAMSER 2000, 363. – Für ein Instrument aus Kupferlegierung (KÜNZL 1982, 47 Abb. 15,12), das wegen seiner zwar gebogenen, jedoch sehr kleinen und kantigen Blattspitze wohl gegen die hier diskutierte Gerätegruppe abzugrenzen ist (und daher in Tabelle 1 nicht aufgenommen wurde), nimmt KÜNZL 1982, 45 eine Funktion als Brenneisen (Kauterium) an. Das Exemplar stammt aus einem kleinasiatischen Grabfund, der noch zahlreiche weitere medizinische Instrumente enthielt und in die 1. Hälfte des 3. Jhs. datiert wurde. Ebenfalls ausgesondert wurde das bei WATERMANN 1974, 149 Abb. 14 links abgebildete Stück mit gerader blattförmiger Spitze aus Neuss. Allgemein zu dieser Instrumentengruppe KÜNZL 1982, 25 f.

¹⁴ LINFERT-REICH 1974, 167. – JOHNS/POTTER 1983, 54.

¹⁵ MARTIN 1984, 124 ff.; ebenso etwa BARATTE u. a. 1990, 81 ff. und BARATTE 1993, 87. – JOHNS/BLAND 1994, 172.

Nr.	Fundort	Fundumstände	Kombiniert mit	Literatur
1	Thetford	Schatz	Weinsieb	JOHNS/POTTER 1983, 108 Abb. 25,49; Taf. 5,49
2 (Ansprache fraglich)	Caister-on-Sea	Militäranlage	Ohrlöffeln	DARLING 1993, 88 Abb. 56,292
3	Hoxne	Schatz	Ohrlöffeln	JOHNS/BLAND 1994, Taf. 12
4	Hoxne	Schatz	Ohrlöffeln	JOHNS/BLAND 1994, Taf. 12
5	Hoxne	Schatz	Ohrlöffeln ?	JOHNS/BLAND 1994, Taf. 12
6	Hoxne	Schatz	Ohrlöffeln ?	JOHNS/BLAND 1994, Taf. 12
7	Orpington	Villa	Spitze	PARFITT 1996, 56 Abb. 17,9
8	Lydney	-	Ohrlöffeln	MARTIN 1984, 125 Abb. 68,1
9	Dorchester	-	-	SMALL u. a. 1973, 116 Abb. 34b
10	Canterbury	Schatz	Ohrlöffeln	JOHNS/POTTER 1985, Taf. 51a
11	Canterbury ?	Schatz ?	Ohrlöffeln	JOHNS/POTTER 1985, Taf. 52c
12	Richborough	Militäranlage	Weinsieb	MARTIN 1984, 101 Abb. 54,5
13	Richborough	Militäranlage	Ohrlöffeln	MARTIN 1984, 125 Abb. 68,2
14	Köln	Grab	Spitze	GIESLER 1992, 79 Abb. 2
15	Köln	-	Ohrlöffeln	MARTIN 1984, Taf. 34,7
16	Köln	-	Ohrlöffeln	TABANELLI 1958, 62 Taf. 30,3
17	Zugmantel	Militäranlage	Ohrlöffeln	MARTIN 1984, 125 Abb. 68,3
18	Mehring	Villa	Ohrlöffeln	GILLES 1985, 35 Abb. 3
19	Auvergne ?	-	Löffel	MARTIN 1984, Taf. 34,8
20	"Gallien"	-	Ohrlöffeln	MARTIN 1984, Taf. 23,3; 34,6
21	Kaiseraugst	Schatz	Weinsieb	MARTIN 1984, 99 Abb. 52; Taf. 27,36
22	Kaiseraugst	Schatz	Ohrlöffeln	MARTIN 1984, 123 Abb. 64; Taf. 27,38
23	Kaiseraugst	Schatz	Ohrlöffeln	MARTIN 1984, 123 Abb. 65; Taf. 27,39
24	Vienne	Schatz	Ohrlöffeln	BARATTE u. a. 1990, 82 Abb. 54
25	Enns	Grab ?	Ohrlöffeln	UBL 1997, 156 Nr. IV/F-7
26	Deutsch-Altenburg	-	Ohrlöffeln	Nach MARTIN 1984, 125 Anm. 3
27	Deutsch-Altenburg ?	-	Ohrlöffeln	MARTIN 1984, Taf. 34,3
28	Ventimiglia	-	Klappbesteck	MARTIN 1984, 124 Abb. 67; Taf. 33,1
29	Ostia	-	Ohrlöffeln	Nach MARTIN 1984, 126 Anm. 17
30	La Alcudia	-	Ohrlöffeln	MARTIN 1984, 125 Abb. 68,5
31	Lioblen	-	Klappbesteck	MARTIN 1984, Taf. 33,2-3
32	Kertsch	Grab	Löffel	MARTIN 1984, 126 Abb. 69
33	Troja	-	Ohrlöffeln	SAHERWALA 1981, 85; 26 Abb. 34 rechts
34	-	-	Ohrlöffeln	WAMSER 2000, 363 Kat. 102b
35	-	-	Ohrlöffeln	DÖRIG 1975, Abb. 366,1 Nr. 4
36	-	-	Ohrlöffeln	DÖRIG 1975, Abb. 366,5 Nr. 3
37	-	-	Ohrlöffeln	MARTIN 1984, Taf. 34,4
38	-	-	Ohrlöffeln	MARTIN 1984, 125 Abb. 68,6
39	-	-	Ohrlöffeln	MARTIN 1984, 125 Abb. 68,7
40	-	-	Klappbesteck	SHERLOCK 1988, Taf. 49
41	-	-	Ohrlöffeln	TABANELLI 1958, 62 Taf. 30,5
42	-	-	Ohrlöffeln	TABANELLI 1958, 62 Taf. 30,1

Tabelle 1 Instrumente mit blattförmigem Abschluss

liegen folgende Argumente zugrunde: Ein Gebrauch silberner Zahnstocher bereits im 1. Jahrhundert n. Chr. wird durch eine Erwähnung bei Petronius wahrscheinlich gemacht¹⁶. Mittelalterliche Zahnstocher, deren Funktion gesichert ist, stehen typologisch den hier besprochenen spätkaiserzeitlichen Instrumenten nahe. Aufgrund des gehäuften Auf-

tretens der Geräte mit blattförmigen Spitzen in Schatzfunden mit Tafelsilber nahm Martin auch für diese eine entsprechende Zweckbestimmung an und ordnete sie als Vorläufer der mittelalterlichen Formen ein.

Gleichwohl besteht Anlass, dieses Ergebnis kritisch zu hinterfragen: Dass die von Petronius er-

¹⁶ PETRONIUS, *Satyricon* 33.

wähnte Silbernadel schwerlich mit der hier diskutierten Instrumentengruppe in Zusammenhang stehen dürfte, ergibt sich aus dem Fehlen entsprechender archäologischer Funde des 1. und 2. Jahrhunderts. Ebenso wenig zu beweisen ist, dass die frühmittelalterlichen Zahnstocher auf römische Vorbilder zurückgehen, da zwischen den spätesten römischen und den frühmittelalterlichen Geräten eine zeitliche Lücke von ca. 100 Jahren besteht. Dass eine so einfache Grundform über einen langen Zeitraum hinweg keineswegs immer mit derselben Funktion verbunden bleiben muss, versteht sich von selbst.

Zweifel an der Deutung als Zahnstocher ergeben sich auch bei einer genauen Betrachtung einiger der Objekte: So muss auffallen, dass beispielsweise das den Abschluss eines Löffelstiels bildende Stück aus Kertsch (Nr. 32) und das über 20 cm lange, mit einem sehr großen Blatt versehene aus Kaiseraugst (Nr. 21) beim Reinigen der Zähne recht umständlich zu handhaben waren. Mitunter erscheint das Blatt deutlich zu groß, um überhaupt in die Zahnzwischenräume eingeführt und wirksam angewendet werden zu können (Nr. 12.21–23).

Wir möchten uns hier für Multifunktionalität bzw. für unterschiedliche Funktionen der verschiedenen Ausprägungen aussprechen: Die Geräte waren Luxusobjekte, denn sie sind meist aus Silber gefertigt und nicht selten mit kostbarem Tafelgeschirr vergesellschaftet. Die blattförmigen Spitzen hatten wenigstens zum Teil eine Funktion beim Speisen, da sie auch Bestandteil von drei Klappbestecken waren. Da sie oft mit entsprechenden Instrumenten kombiniert sind, dienten sie wahrscheinlich auch zur Körperpflege. Innerhalb des so abgesteckten Rahmens sind neben den bereits genannten weitere Zweckbestimmungen denkbar; so kann man sich mit den Blattspitzen beispielsweise die Fingernägel reinigen oder sich kratzen. Auch eine Verwendung im Bereich der Medizin sollte nicht ausgeschlossen werden, da Geräte mit gebogener Blattspitze nicht nur durch den oben (S. 243 Anm. 13) genannten Grabfund bekannt sind, sondern auch auf Arztreliefs wiedergegeben werden.

So entspricht das auf einem Sarkophag des 4. Jahrhunderts aus Ostia abgebildete Stück den Bodenfunden recht gut¹⁷.

Der ‚kleine‘ Schatz aus der Insula 27

Der ‚kleine‘ Schatz kam am Ostrand der Insula 27 im Hof des Hauses L zutage (Abb. 1)¹⁸.

Er besteht aus fünf teilweise stempelfrischen Denaren des Maximinus Thrax (vgl. Münzliste; Abb. 4). Die in engem zeitlichen Abstand (235/36) geprägten Geldstücke waren zum Verlust- bzw. Verbergungszeitpunkt aktuelles und nicht unbedingt gespartes Geld. Das Fehlen von Kupfermünzen scheint allerdings daraufhin zu deuten, dass es sich bei diesem Fund nicht um einen zufällig zustande gekommenen Börseninhalt handelt. Ein Blick auf antike Gehaltsangaben gibt über den Wert dieser Barschaft Auskunft. In dieser Zeit verdiente ein einfacher Legionär jährlich 1.500 Denare, d. h. täglich 4,1 Denare. Dieser Schatz stellte also etwas mehr als den Tageslohn eines Legionärs dar¹⁹.

Der Schatz aus dem Hafенbereich

Die Fundstelle befindet sich an der Südostecke der CUT südlich der Stadtmauer im äußeren Umfassungsgaben, der an dieser Stelle endet (Abb. 1), also nahe dem römischen Hafen²⁰. Die auf einer kleinen Fläche (ca. 0,3 m²) konzentrierten Münzen lagen wenige Meter südlich des Grabenkopfes an der Westseite des Grabens, dessen Füllung hier aus lehmigem Sand mit Ziegelbruch bestand²¹.

Der Schatz (vgl. Münzliste; Abb. 4) besteht aus 43 Silber- und drei Aes-Münzen. Die Silbermünzen, zwei Denare und 41 Antoniniane, stammen aus der Zeit von Elagabal bis Postumus. Schlussmünze ist ein 260 in Köln geprägter Antoninian. Drei Viertel der Prägungen datieren in die letzten zehn Jahre vor der Verbergung bzw. dem Verlust des Schatzes, die Mehr-

¹⁷ McCANN 1978, 139 Abb. 175. Dieses und andere Bildzeugnisse wurden von MARTIN 1984 nicht ausgewertet.

¹⁸ Schnitt 69/15, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten, Fnd.Nr. C 7103. Aus der Grabungsdokumentation lassen sich keine Einzelheiten der Fundumstände erschließen.

¹⁹ PEKÁRY 1959, 444.

²⁰ Die bisherigen Veröffentlichungen zur Stadtbefestigung behandeln das Grabensystem nur beiläufig; vgl. PRECHT 1978, 10.

²¹ Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten, Fnd.Nr. C 9530.

zahl davon in die Jahre zwischen 255 und 260, eine Zeit, in der Antoniniane gegenüber Denaren generell dominieren. Die Antoninianreihe setzt mit einer Prägung des Kaisers Gordian III. aus dem Jahr 238/39 ein. Obwohl mehrere Münzen typengleich sind, liegen keine Stempelverbindungen vor. Einige minderwertige Antoniniane, die aus Kupfer mit einem Silbersudüberzug bestehen, sind Beispiele für die Geldverschlechterung um die Mitte des 3. Jahrhunderts. Der früheste darunter ist der 244/47 in Rom geprägte Antoninian von Philippus Arabs (Nr. 12). Kleine antike Bohrlöcher auf Vorder- und Rückseite verraten, dass er einer kritischen Prüfung unterzogen wurde, weil schon damals der Verdacht einer unedlen Kerns bestand²². Während bei den älteren Münzen vor allem die Prägestätte Rom vertreten ist, stammt die Mehrzahl der Antoniniane von Valerianus und Gallienus erwartungsgemäß aus Köln. Die Silbermünzen sind insgesamt gut erhalten. Die dagegen stark abgegriffenen Aes-Münzen aus dem 2. Jahrhundert könnten zwar als Kuriosa in die Sammlung aufgenommen worden sein, doch war solches Altgeld im 3. Jahrhundert durchaus auch als Zahlungsmittel gebräuchlich²³.

Dass die Mehrzahl der Münzen in die Zeit zwischen 255 und 260 fällt, belegt, dass es sich nicht um einen kontinuierlich über einen längeren Zeitraum angesparten Betrag handelt, sondern um aktuelles Umlaufgeld, das innerhalb kurzer Zeit gehortet wurde. Man erkennt außerdem, dass der Verlust recht schnell nach dem Datum der Schlussmünze erfolgt sein muss, da die Reihe plötzlich abbricht.

Eine ähnliche Zusammensetzung und das gleiche Enddatum (260) weist der Schatz aus der Insula 20 auf. Die Münzreihe dieses wesentlich umfangreicheren Fundes reicht von Marc Aurel bis Postumus, wobei die Prägungen erst seit dem Ende des 2. Jahrhunderts in dichter zeitlicher Abfolge einsetzen. Anders als der Schatz aus dem Hafengebiet ist dieser ein über 60 Jahre gleichmäßig angespartes Vermögen. Dazu passt die Beobachtung von V. Zedelius, dass die Geldstücke „offensichtlich nach

Erhaltung und Gewicht separiert“ wurden²⁴. Ebenso scheinen einige der mitgefundenen Gegenstände, die zum Zeitpunkt der Verbergung defekt oder stark abgenutzt waren, aufgrund ihres Materialwertes gehortet worden zu sein²⁵. Die Mehrzahl der Antoniniane datiert in die Zeit ab 238. Dies ist hier besonders aussagekräftig, weil sich unter mehr als 120 Silbermünzen aus der Zeit vor 238 nur vier Doppeldenare befinden²⁶. Einer davon entstammt dem Jahr der Einführung dieses Nominals. Das zahlenmäßige Verhältnis von Denaren zu Antoninianen kehrt sich im Jahr 238 um. Die Gruppe der ab 238 geprägten Silbermünzen setzt sich aus drei Denaren und 175 Antoninianen zusammen.

Sowohl das weitgehende Fehlen früher Antoniniane als auch ihr schlagartig vermehrtes Auftreten im Jahr 238 in den Schätzen aus dem Hafengebiet und der Insula 20 entspricht dem, was H. Schubert an 140 von ihm untersuchten Münzschatzen der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts beobachtete²⁷: Darin kommen Antoniniane, die vor 238 geprägt worden sind, selten vor. Ein Blick auf die Münzeinzelfunde aus der CUT zeigt, dass dies keine Besonderheit gehorteten Geldes ist, sondern das Spektrum des Umlaufgeldes jener Zeit widerspiegelt. Die Grabungen brachten dort insgesamt deutlich weniger Antoniniane als Denare aus der Zeit vor 238 zutage²⁸. Der Doppeldenar kam also erst über zwanzig Jahre nach seinem ersten Erscheinen in nennenswertem Umfang in den Umlauf, d.h. ab April/Juni 238²⁹.

Gesamtbetrachtung

Die Zusammensetzung der drei vorgestellten Horte zeigt, dass die einstigen Besitzer ihre Wertgegenstände kurz- oder längerfristig unerwünschtem Zugriff entziehen wollten³⁰. Es erhebt sich die Frage, ob kriegerische Auseinandersetzungen die Niederlegungen veranlassten oder dazu führten, dass die verborgenen Güter nicht mehr hervor-

²² Für die Untersuchung der Münze danken wir U. Sobottka-Braun (Rheinisches Landesmuseum Bonn).

²³ SCHUBERT 1991, 52.

²⁴ ZEDELIOUS 1995, 249.

²⁵ GELSDORF 1995, 265.

²⁶ Vgl. ZEDELIOUS 1995, 249.

²⁷ SCHUBERT 1992, 259 ff.; darauf weist auch Wolters hin (WOLTERS 1999, 379 ff.)

²⁸ z. B. am Burginatumtor (ZEDELIOUS 1990, 358 Nr. 295.313)

²⁹ Zum Hintergrund SCHUBERT 1991, 51. Ähnlich ist auch die Situation in Flerzheim. Dort wurde kein vor 238 geprägter Antoninian gefunden (SCHULZKI 1989, 10.107).

³⁰ Um welchen Personenkreis es sich dabei handelte, kann nicht beurteilt werden. Im 3. Jh. dürften die wohlhabenden Einwohner überwiegend der Militärführung angehört haben, während die Ortsansässigen eine offenbar recht geringe Finanzkraft besaßen (SCHALLES 1995, 416. – SCHALLES 2001, 449 ff.). – Kultisch begründete Verbergungen sind wohl auszuschließen; vgl. dazu JOHNS 1996, 6 ff.

geholt werden konnten. Insbesondere ist zu diskutieren, ob nicht schon vor 276 – dem Zeitpunkt, der aufgrund allgemeiner historischer Überlegungen immer wieder mit dem Ende der CUT in Verbindung gebracht wird³¹ – Teile des Stadtgebietes von mehr oder weniger starken Verwüstungen betroffen gewesen sein könnten³².

Der ‚große‘ Schatz aus der Insula 27 war als langsam angewachsenes Vermögen vermutlich stets in einem Versteck aufbewahrt worden. Aufgrund seiner Struktur könnte das Ende der Thesaurierung bzw. der Verlust des Schatzes durchaus später als 232 erfolgt sein, wobei ein Abstand von nicht mehr als einigen Jahren anzunehmen ist. Die bisher vorliegenden Untersuchungen über die Siedlungsabläufe in der Insula erbrachten keine Anhaltspunkte für eine Zerstörung in den frühen 30er Jahren³³. Auch Befunde in anderen Bereichen der Stadt bieten nur schwache chronologische Anknüpfungspunkte: Die Badeanlage der ‚Herberge‘ in Insula 38 wurde etwa um 220 aufgegeben³⁴, doch liegen keine Hinweise auf eine gewaltsame Zerstörung vor. Das gleiche gilt für die Bebauung in der Insula 39, die ebenfalls ab dem 2. Viertel des 3. Jahrhunderts nicht mehr genutzt wurde³⁵.

Der 235/36 zu datierende ‚kleine‘ Schatz aus der Insula 27 ist mit fünf Münzen zu wenig umfangreich, um überhaupt eine Verknüpfung mit bestimmten historischen Ereignissen zu erlauben, denn

es ist unklar, ob es sich um verstecktes oder verlorenes Geld handelt³⁶.

Anders verhält es sich mit den Schätzen vom Hafen, aus der Insula 20 und wahrscheinlich auch dem 1848 geborgenen. Ihr übereinstimmendes Schlussdatum und das plötzliche Thesaurierungsende des Hafenschatzes legen die Vermutung nahe, dass in den Jahren 260/61 ein gewaltsames Ereignis stattfand, das zumindest mehrere Teile der CUT betraf und den Verlust dieser Vermögen verursachte. Andere archäologische Spuren von Zerstörungen in diesen Jahren sind im Stadtareal jedoch bisher nicht nachzuweisen: Zwar kann nicht ausgeschlossen werden, dass auch die von K.H. Lenz für das 3. Viertel des 3. Jahrhunderts dort vermuteten Kämpfe in gleichem Zusammenhang stehen³⁷, doch ist deren präzise Datierung gegenwärtig nicht möglich. Beachtung verdient hier, dass der – freilich auf dürftiger Materialgrundlage beruhende – Terminus post quem für das Ende des Legionslagers Vetera II bei 260 liegt³⁸. Solange sich dieser Zeitansatz nicht aufgrund neuer Funde widerlegen lässt, kann man annehmen, dass dieser Truppenstandort schon 260/61 aufgegeben und ein Teil seiner Besatzung ins Areal der Colonia verlegt wurde, wo er spätestens 276 unterging.

Möglicherweise zog also die Krise des Jahres 260/61, deren Spuren auch an anderen Orten der Germania inferior zu finden sind³⁹, Xanten stärker

³¹ Als archäologischer Befund, der diese Auffassung stützen könnte, wurde eine Münze des Aurelian aus einer Brandschicht in einem Keller der ‚Herbergsthermen‘ in Insula 38 genannt (zuletzt LENZ 1999, 103 mit Anm. 25 erörtert diesen Fund, der bis auf Vorberichte unveröffentlicht sei. Indes handelt es sich um das bereits von BRIDGER 1989a, 74 besprochene Stück). Bridger wies darauf hin, dass das Geldstück erst später in die Schuttfüllung gelangt sein könnte. Ein stärkeres Argument ist der hohe Anteil von im Areal der CUT gefundenen Münzen, die um 270 geprägt wurden (RÜGER 1979, 522 Abb. 19). – Generell kann sich bei Planierungen und ähnlichen Befunden aus dem letzten Viertel des 3. Jhs. ein Interpretationsproblem ergeben. Einerseits muss mit Spuren der genannten Verheerungen gerechnet werden, andererseits ist nicht auszuschließen, dass Schuttablagerungen kurz darauf bei planmäßigen Abbrucharbeiten im Zusammenhang mit der Errichtung der Tricensimae entstanden.

³² Vgl. dazu HINZ 1978, 36. – KUNOW 1987, 78.

³³ Infrage kämen hier insbesondere die von HERODIAN 7,2 überlieferten Germaneneinfälle unter Severus Alexander. Die These von K.H. Lenz, nach der in diesem Geländeabschnitt ab ca. 250 eine Garnison bestanden haben könnte (LENZ 1999, 109), lässt sich gegenwärtig nicht durch entsprechende Befunde erhärten. Somit erübrigt sich zunächst

auch eine Diskussion der Frage, unter welchen Umständen die Wohnbebauung diesem Militärposten weichen musste.

³⁴ BRIDGER 1989a, 74.

³⁵ VOLLMER-KÖNIG 1995, 109. – KRAUS 1999, 134.

³⁶ Allerdings wurden elf weitere Münzschatze gleichen Enddatums mit den Germaneneinfällen im Frühsommer des Jahres 236 in Verbindung gebracht: GILLES 1996, 19.

³⁷ LENZ 1999, 109.

³⁸ V. PETRIKOVITS 1959, 132. Indes wird, entsprechend V. PETRIKOVITS (ebd.) historischen Folgerungen, stets 275/76 als Enddatum genannt, so bei BECHERT 1995, 50. – LENZ 1999, 99 (vorsichtiger). – BRIDGER 2001, 204.

³⁹ Zu den historischen Ereignissen z. B. KÖNIG 1981, 96 ff.; vgl. das Mithräum mit Kriegsofopfen in Krefeld-Gellep (PIRLING 1986) und Münzschatzfunde aus dieser Zeit: Aachen-Laufensberg (KUNOW 1987, 83), Niederbieber (HAGEN 1968, 39; eine ausführliche Publikation ist in Vorbereitung), zwei aus Bonn (HAGEN 1976, 35 f. Nr. 2 und 3), ein nachträglich zerstreuter Fund „aus der Voreifel“ (für den freundlichen Hinweis danken wir T. Kroha, Köln) sowie die weiter südlichen Funde von Schwarzenacker (FMRD III 42 ff. Nr. 1023), Schatzfund II von Mainz (FMRD IV 307 ff. Nr. 1164) und Spesbach (FMRD IV 248 ff. Nr. 2102), eventuell auch Ramsen (FMRD IV 271 ff. Nr. 2120), die vermutlich 260/61 oder wenig später enden (vgl. SCHULZKI 1989, 46 ff.). Allgemein zu Hortfunden des 3. Jhs. FISCHER 1999.

als bisher angenommen in Mitleidenschaft. Ob es sich dabei um Frankeneinfälle oder innere Unruhen im Zusammenhang mit der Bildung des Gallischen Sonderreiches handelte, ist nicht zu entscheiden.

Sehr wahrscheinlich fiel 276 kein intaktes Siedlungsgefüge, sondern eine in größeren Teilen schon wüst liegende Stadtanlage den Barbarenstürmen zum Opfer.

Münzlisten

Der ‚große‘ Schatz aus Insula 27

1. **Septimius Severus** (193–211), D 194 Rom
2,90 g, 18,9 mm, 6 h, RIC 24 (Fnd.Nr. C 5388/1)
2. Ders., D 196/97 Rom
3,03 g, 17 mm, 6 h, RIC 93 (Fnd.Nr. C 5388/2)
3. Ders., D 197/98 Rom
2,90 g, 16,8 mm, 12 h, RIC 113 (Fnd.Nr. C 5388/3)
- 4.* Ders., D 198/200 Laodicea ad mare (?)
3,10 g, 16,6 mm, 6 h, RIC – (Vs. Kopf mit Lorbeerkranz nach rechts, L.SEPT.SEV AVG IM(...)**MAX**; Rs. Mars nach rechts mit Lanze und Tropaeum, (**MARTI VICTORI**) (Fnd.Nr. C 5388/4)
- 5.* **Septimius Severus für Clodius Albinus** (193–197)
D 194/95 Rom
3,42 g, 16,8 mm, 11 h, RIC 98 (Fnd.Nr. C 5388/5)
6. **Septimius Severus für Julia Domna** D 194 östl. Mzst.
2,84 g, 17,5 mm, 12 h, Coh. 251 (hybrid) (Fnd.Nr. C 5388/8)
- 7.* Ders., D 196/211 Rom
3,04 g, 17,9 mm, 2 h, RIC 556 (Fnd.Nr. C 5388/6)
8. Ders., D 196/211 Rom
2,93 g, 15,6 mm, 12 h, RIC 587 (Fnd.Nr. C 5388/7)
- 9.* **Caracalla** (198–217), D 210/13 Rom
3,59 g, 18,6 mm, 1 h, RIC 224 (Fnd.Nr. C 5388/9)
- 10.* **Macrinus** (217–218), D 217 Antiochia
2,82 g, 20 mm, 12 h, RIC 15 (Fnd.Nr. C 5388/10)
- 11.* **Elagabal** (218–222), D 218/19 Antiochia
2,22 g, 20 mm, 12 h, RIC 187 (Rs. verprägt) (Fnd.Nr. C 5388/20)
- 12.* Ders., D 220/22 Rom
2,94 g, 18,4 mm, 12 h, RIC 63 (Fnd.Nr. C 5388/11)
13. Ders., D 220/22 Rom
3,27 g, 19,7 mm, 12 h, RIC 78 (Fnd.Nr. C 5388/12)
14. Ders., D 220/22 Rom
2,52 g, 18,2 mm, 12 h, RIC 161 (Fnd.Nr. C 5388/13)
- 15.* **Elagabal für Julia Soaemias**, D 218/22 Rom
2,77 g, 20,3 mm, 7 h, RIC 241 (Fnd.Nr. C 5388/15)
16. Ders., D 218/22 Rom
2,47 g, 19,0 mm, 6 h, RIC 241 (Fnd.Nr. C 5388/16)
17. **Elagabal für Julia Maesa**, D 218/20 Rom
2,71 g, 19,1 mm, 7 h, RIC 268 (Fnd.Nr. C 5388/17)
- 18.* Ders., D 218/20 Rom
3,01 g, 18,9 mm, 7 h, RIC 268 (Fnd.Nr. C 5388/18)
19. Ders., D 218/20 Rom
2,00 g, 20,5 mm, 1,30 h, RIC 268 (dezentriert) (Fnd.Nr. C 5388/19)
- 20.* **Elagabal für Julia Paula**, D 219/20 Rom
3,05 g, 18,4 mm, 12 h, RIC 211 (Fnd.Nr. C 5388/14)
21. **Severus Alexander** (222–235), D 222 Rom
2,49 g, 20,3 mm, 12 h, RIC 7 (Fnd.Nr. C 5388/21)
- 22.* Ders., D 222 Rom
2,09 g, 19,5 mm, 6 h, RIC 14 (am Rand ausgebrochen)
(Fnd.Nr. C 5388/22)
23. Ders., D 224 Rom
3,06 g, 19 mm, 6 h, RIC 37 (Kupferkern) (Fnd.Nr. C 5388/23)
24. Ders., D 224 Rom
2,74 g, 20 mm, 6 h, RIC 44 (Fnd.Nr. C 5388/24)
25. Ders., D 226 Rom
2,66 g, 18,6 mm, 6 h, RIC 127 (Fnd.Nr. C 5388/25)
26. Ders., D 226 Rom
2,89 g, 19,5 mm, 7 h, RIC 133 (Fnd.Nr. C 5388/26)
- 27.* Ders., D 222/28 (östl. Mzst.?)
2,67 g, 17,9 mm, 1 h, vgl. RIC 133 (Mzst. Rom)
(Stempelfehler) (Fnd.Nr. C 5388/27)
28. Ders., D 227 Rom
3,96 g, 19,3 mm, 12 h, RIC 61 (Fnd.Nr. C 5388/28)
29. Ders., D 229 Rom
2,79 g, 19,3 mm, 12 h, RIC 92 (Fnd.Nr. C 5388/29)
30. Ders., D 231 Rom
2,49 g, 18,6 mm, 1 h, RIC 200 (Fnd.Nr. C 5388/30)
- 31.* **Severus Alexander für Julia Mamaea**, D 222 Rom
2,55 g, 19,5 mm, 7 h, RIC 343 (Prägeschwäche)
(Fnd.Nr. C 5388/31)

- | | |
|---|---|
| 32. Ders., D 222 Rom
2,42 g, 19,5 mm, 7 h, RIC 343 (Fnd.Nr. C 5388/32) | 34.* Ders., D 231 Rom
3,24 g, 20,1 mm, 12 h, RIC 358 (Fnd.Nr. C 5388/34) |
| 33. Ders., D 226 Rom
2,11 g, 20,2 mm, 1 h, RIC 360 (am Rand ausgebrochen)
(Fnd.Nr. C 5388/33) | 35.* Ders., D 232 Rom
2,33 g, 19,7 mm, 1 h, RIC 331 (Fnd.Nr. C 5388/35) |

Der ‚kleine‘ Schatz aus Insula 27

- | | |
|---|--|
| 1. Maximinus Thrax (235–238), D 235 Rom
2,10 g, 19,1 mm, 5 h, RIC 16 (Fnd.Nr. C 7103/1) | 4.* Ders., D 236 Rom
2,88 g, 19,9 mm, 11 h, RIC 7A (Fnd.Nr. C 7103/4) |
| 2. Ders., D 236 Rom
2,80 g, 20,2 mm, 12 h, RIC 7A (Fnd.Nr. C 7103/2) | 5.* Ders., D 236 Rom
2,94 g, 21,1 mm, 1 h, RIC 12 (Fnd.Nr. C 7103/5) |
| 3.* Ders., D 236 Rom
3,25 g, 21,3 mm, 7 h, RIC 7A (Fnd.Nr. C 7103/3) | |

Der Schatz aus dem Hafengebiet

- | | |
|--|--|
| 1. Trajan (98–117), S 101/02 Rom
19,67 g, RIC 432 (Fnd.Nr. C 9530/1) | 13. Traianus Decius (248–251), An 249/51 Rom
3,93 g, 22,1 mm, 1 h, RIC 11 (b) (Fnd.Nr. C 9530/13) |
| 2. Antike Gussfälschung, Trajan, Aes (Orichalkum)
Osten?
8,29 g, 23,4 mm, Typ ? (Fnd.Nr. C 9530/2) | 14. Traianus Decius für Herennius Etruscus , An 250/51
Rom
4,42 g, 22,5 mm, 8 h, RIC 142 (b) (Vs. verunreinigter
Stempel?) (Fnd.Nr. C 9530/14) |
| 3. Marc Aurel (161–180), S 167/68 Rom
23,08 g, RIC 960 (Fnd.Nr. C 9530/3) | 15. Trebonianus Gallus (251–253), An Rom
3,11 g, 21,8 mm, 7 h, RIC 34 A (Fnd.Nr. C 9530/15) |
| 4. Elagabal (218–222), D Rom
3,09 g, 20 mm, 10 h, RIC 150 (Fnd.Nr. C 9530/4) | 16. Volusianus (251–253), An Mailand
3,58 g, 22,2 mm, 7 h, RIC 206 (Fnd.Nr. C 9530/16) |
| 5. Severus Alexander (222–235) für Julia Mamaea, D
Rom
3,35 g, 19,22 mm, 1 h, RIC 358 (Inv. Nr. C 9530/5) | 17. Valerianus , An 253/59 Rom
3,36 g, 20 mm, 5 h, RIC 89 (Kupferkern) (Fnd.Nr. C
9530/18) |
| 6. Gordian III. (238–244), An 238/39 Rom
4,61 g, 22,5 mm, 6 h, RIC 3 (Fnd.Nr. C 9530/6) | 18. Ders., An 253/59 Rom
3,22 g, 20,6 mm, 6 h, RIC 89 var. (Vs. Panzer) (Fnd.Nr.
C 9530/19) |
| 7. Ders., An 241/43 Rom
4,13 g, 22,5 mm, 6 h, RIC 89 (Fnd.Nr. C 9530/7) | 19. Ders., An 253/59 Rom
3,25 g, 20,8 mm, 6 h, RIC 86 var. (Vs. Panzer,
dezentriert, Vorderseitenstempel stark abgenutzt)
(Fnd.Nr. C 9530/20) |
| 8. Ders., An 241/43 Rom
3,77 g, 22,2 mm, 6 h, RIC 95 (Fnd.Nr. C 9530/8) | 20. Ders., An 255/56 Rom
2,67 g, 20,5 mm, 6 h, RIC 104 var. (Vs. Panzer)
(Fnd.Nr. C 9530/23) |
| 9. Ders., An 242/43 Antiochia
4,49 g, 23,2 mm, 8 h, RIC 216 (Inv. Nr. C 9530/9) | 21. Ders., An 255/57 Rom
2,51 g, 20,5 mm, 11 h, RIC 87 var. (Vs. Panzer,
Kupferkern) (Fnd.Nr. C 9530/21) |
| 10. Ders., An 242/43 Antiochia
3,39 g, 21,5 mm, 5 h, RIC 216 (Fnd.Nr. C 9530/10) | 22. Ders., An 255/57 Rom
3,86 g, 22 mm, 1 h, RIC 87 var. (Rüstung) (Vs. Panzer)
(Fnd.Nr. C 9530/22) |
| 11. Philippus Arabs (244–249), An 244/47 Rom
4,24 g, 22,5 mm, 6 h, RIC 26 (b) (Inv. Nr. C 9530/11) | |
| 12. Ders., An 244/47 Rom
3,87 g, 24 mm, 6 h, RIC 44 (b) (Kupferkern, ange-
bohrt) (Fnd.Nr. C 9530/12) | |

23. Ders., An 255/57 Rom
2,00 g, 19 mm, 7 h, RIC – (Vs. Panzer, Rs. Elmer 2; zu kleiner Schrötling, am Rand ausgebrochen) (Fnd.Nr. C 9530/17)
24. Ders., An 255/57 Rom
3,05 g, 20,1 mm, 12 h, RIC 73 (Kupferkern) (Fnd.Nr. C 9530/24)
25. Ders., An 258 Köln
3,29 g, 21 mm, 6 h, Elmer 11 (Fnd.Nr. C 9530/25)
26. Ders., An 258 Köln
5,01 g, 21 mm, 6 h, Elmer 11 (dicker Schrötling) (Fnd.Nr. C 9530/26)
27. Ders., An 259/60 Köln
2,02 g, 23 mm, 1 h, Elmer 76 (Fnd.Nr. C 9530/27)
28. **Gallienus** (253–268), An 253/54 Rom
2,90 g, 23,1 mm, 2 h, RIC 76 var. (Vs. Strahlenkrone bzw.-diadem) (Fnd.Nr. C 9530/28)
29. Ders., An 253/54 Rom
3,03 g, 22,4 mm, 6 h, RIC 76 var. (Vs. Strahlenkrone bzw. -diadem) (Fnd.Nr. C 9530/29)
30. Ders., An 253/54 Rom
4,26 g, 21,1 mm, 1 h, RIC 144 (dicker Schrötling) (Fnd.Nr. C 9530/30)
31. Ders., An 255/57 Rom
2,67 g, 21,2 mm, 11 h, RIC 182 (Prägefehler) (Fnd.Nr. C 9530/31)
32. Ders., An 257/58 Rom
3,17 g, 23,1 mm, 1 h, Elmer 20 (Prägeschwäche, verschmutzte Stempel?) (Fnd.Nr. C 9530/32)
33. Ders., An 257/58 Rom
3,18 g, 22,1 mm, 6 h, Elmer 57 (Fnd.Nr. C 9530/33)
34. Ders., An 257/58 Köln
2,13 g, 23,4 mm, 7 h, Elmer 57 (Fnd.Nr. C 9530/34)
35. Ders., An 257/58 Köln
3,16 g, 24 mm, 6 h, Elmer 55 (unregelmäßiger Schrötling) (Fnd.Nr. C 9530/35)
36. Ders., An 259/60 Köln
2,64 g, 22,5 mm, 6 h (?), Elmer 83 (stark abgegriffen) (Fnd.Nr. C 9530/36)
37. Ders., An 259/60 Köln
2,27 g, 21,3 mm, 12 h, Elmer 83 (Fnd.Nr. C 9530/37)
38. **Gallienus für Salonina**, An 259/60 Köln
1,52 g, 21,5 mm, 2 h, Elmer 96 (am Rand ausgebrochen) (Fnd.Nr. C 9530/38)
39. Ders., An 257/58 Rom
3,16 g, 19,5 mm, 6 h, RIC 29 (dicker Schrötling, Kupferkern) (Fnd.Nr. C 9530/39)
40. Ders., An 257/58 Mailand
2,46 g, 21,2 mm, 6 h, RIC 59 (Kupferkern) (Fnd.Nr. C 9530/40)
41. **Gallienus für Valerianus Caesar**, An 257/58 Köln (?)
3,54 g, 22,1 mm, 1 h, Elmer 67 a (Fnd.Nr. C 9530/41)
42. Ders., An 257/58 Köln
2,71 g, 21,5 mm, 6 h, Elmer 67a (Fnd.Nr. C 9530/42)
43. Ders., An 257/58 Köln
3,18 g, 22,6 mm, 6 h, Elmer 67a (Fnd.Nr. C 9530/43)
44. **Gallienus für Saloninus**, An 259/60 Köln
2,98 g, 21,4 mm, 6 h, Elmer 69 (Fnd.Nr. C 9530/44)
45. **Postumus** (259–268), An 260 Köln
3,24 g, 21,6 mm, 12 h, Elmer 125 (Fnd.Nr. C 9530/45)
46. Ders., An 260 Köln
2,87 g, 21 mm, 6 h, Elmer 123 (Kupferkern, knapper Schrötling) (Fnd.Nr. C 9530/46)

Literatur

BARATTE 1993

F. BARATTE, La vaisselle d'argent en Gaule dans l'antiquité tardive (III^e – V^e siècles) (Paris 1993).

BARATTE u.a. 1990

F. BARATTE/A. LE BOT-HELLY/B. HELLY/M.-C. DEPASSIOT/V. LANGLET, Le trésor de la place Camille-Jouffray à Vienne (Isère). Un dépôt d'argenterie et son contexte archéologique. Gallia Suppl. 50 (Paris 1990).

BECHERT 1995

T. BECHERT, Zwischen Köln und Xanten. In: T. BECHERT/W.J.H. WILLEMS (Hrsg.), Die römische Reichsgrenze von der Mosel bis zur Nordseeküste (Stuttgart 1995) 37–52.

BINDING 1972

G. BINDING, Holzbauperioden des 1. Jahrhunderts unter der Colonia Ulpia Traiana in Xanten. In: Beiträge zur Archäologie des römischen Rheinlands III. Rhein. Ausgr. 12 (Bonn 1972) 1–23.

BLANCHET 1900

A. BLANCHET, Les trésors de monnaies romaines et les invasions germanique en Gaule (Paris 1900).

BRIDGER 1989a

C. BRIDGER, Colonia Ulpia Traiana, Insula 38: Die Befunde der Grabung 1979 bis 1983. Rhein. Ausgr. 31 (Köln 1989).

BRIDGER 1989b

C. BRIDGER, Bibliographie (1800–1989) zur Archäologie, Alten und Frühen Geschichte Xantens bis ca. 1000 n. Chr. In: G. PRECHT/H.-J. SCHALLES (Hrsg.), Spurenlese. Beiträge zur Geschichte des Xantener Raumes (Köln 1989) 307–329.

BRIDGER 2001

C. BRIDGER, Zur römischen Besiedlung im Umland der Colonia Ulpia Traiana/Tricensimae. In: TH. GRÜNEWALD (Hrsg.), Germania inferior. Besiedlung, Gesellschaft und Wirtschaft an der Grenze der römisch-germanischen Welt. Ergänzungsband. Reallexikon Germ. Altertums. 28 (Berlin, New York 2001) 185–211.

CRAWFORD 1975

M. CRAWFORD, Finance, Coinage and Money from the Severans to Constantine. In: ANRW II,2 (Berlin/New York 1975) 560–593.

DARLING 1993

M.J. DARLING, Caister-on-Sea. Excavations by Charles Green 1951–55. East Anglian Arch. Rep. 60 (Norfolk 1993).

DERINGER 1954

H. DERINGER, Die medizinischen Instrumente des Ennser Museums. In: Forsch. Lauriacum 2 (Linz 1954) 144–159.

DESBAT/VILVORDER 2000

A. DESBAT/F. VILVORDER, Die Trierer Schwarzfirnisware: Produktion und Handel. In: K. STROBEL (Hrsg.), Forschungen zur römischen Keramikindustrie. Produktions-, Rechts- und Distributionsstrukturen. Akten des 1. Trierer Symposiums zur antiken Wirtschaftsgeschichte. Trierer Hist. Forsch. 42 (Mainz 2000) 177–191.

DÖRIG 1975

J. DÖRIG, Art antique. Collections privées de Suisse romande (Genf 1975).

FISCHER 1999

TH. FISCHER, Materialhorte des 3. Jhs. in den römischen Grenzprovinzen zwischen Niedergermanien und Noricum. In: Das mitteleuropäische Barbaricum und die Krise des römischen Weltreiches im 3. Jahrhundert. Spisy Arch. Ústavu AV ČR Brno 12 (Brno 1999) 19–50.

GELSDORF 1995

F. GELSDORF, Der Schatzfund aus der Insula 20: Die Objekte. In: Xantener Ber. 6 (Köln 1995) 251–266.

GIESLER 1992

U. GIESLER, Severinswall 7–13. Archäologie in Köln 1, 1992, 77–79.

GILLES 1985

K.-J. GILLES, Die römische Villa von Mehring. Funde u. Ausgr. Bez. Trier 17, 1985, 33–39.

GILLES 1996

K.-J. GILLES, Das Münzkabinett im Rheinischen Landesmuseum Trier (Trier 1996) 18–19.

HAGEN 1968

W. HAGEN, Münzprägung und Geldumlauf im Rheinland. Kunst und Altertum am Rhein 17 (Düsseldorf 1968) 39.

HAGEN 1976

W. HAGEN, Die Münzschatzfunde aus dem Bonner Raum. In: TH.E. HAEVERNICK/A. v. SALDERN (Hrsg.), Festschrift für Waldemar Haberey (Mainz 1976) 33–49.

HETTNER 1888

F. HETTNER, Übersicht über die rheinischen Schatzfunde. Westdeutsche Zeitschr. 7, 1888, 147–163.

HINZ 1978

H. HINZ in: U. u. W. HAGEN/H. HINZ/M. SCHLÜTER/H.-H. WEGNER, Münzschatzfunde aus Xanten und Umgebung. In: V. ZEDELUS, Geld in Xanten. Führer des Regionalmuseums Xanten 10 (Köln 1978) 34–36.

JOHNS 1996

C. JOHNS, The Classification and Interpretation of Romano-British Treasures. *Britannia* 27, 1996, 1–16.

JOHNS/BLAND 1994

C. JOHNS/R. BLAND, The Hoxne Late Roman Treasure. *Britannia* 25, 1994, 165–173.

JOHNS/POTTER 1983

C. JOHNS/T. POTTER, The Thetford Treasure. *Roman Jewellery and Silver* (London 1983).

JOHNS/POTTER 1985

C.M. JOHNS/TH.W. POTTER, The Canterbury Late Roman Treasure. *Ant. Journ.* 65, 1985, 312–352.

KOETHE 1942

H. KOETHE, Zur Geschichte Galliens im dritten Viertel des 3. Jahrhunderts. *Ber. RGK* 32, 1942, 199–224.

KÖNIG 1981

I. KÖNIG, Die gallischen Usurpatoren von Postumus bis Tetricus. *Vestigia* 31 (München 1981).

KRAUS 1999

K. KRAUS, Die Befunde der Insula 39 in der Colonia Ulpia Traiana (Xanten). *BAR Int. Ser.* 797 (Oxford 1999).

KÜNZL 1970

E. KÜNZL, Venus vor dem Bade – ein Neufund aus der Colonia Ulpia Traiana und Bemerkungen zum Typus der ‚sandalenlösenden Aphrodite‘. *Bonner Jahrb.* 170, 1970, 102–162.

KÜNZL 1982

E. KÜNZL, Medizinische Instrumente aus Sepulkral-funden der römischen Kaiserzeit. *Bonner Jahrb.* 182, 1982, 1–131.

KUNOW 1987

J. KUNOW, Die Militärgeschichte Niedergermaniens. In: H.G. HORN (Hrsg.), *Die Römer in Nordrhein-Westfalen* (Stuttgart 1987) 27–138.

LENZ 1999

K.H. LENZ, Archäologische Zeugnisse zum Untergang der Colonia Ulpia Traiana (Xanten) und zur dortigen spätantiken Befestigung. In: TH. FISCHER/G. PRECHT/J. TEJRAL (Hrsg.), *Germanen beiderseits des spätantiken Limes*. *Spisy Arch. Ústavu av ČR Brno* 14 (Köln, Brno 1999) 99–114.

LINFERT-REICH 1974

I. LINFERT-REICH, Medizinische Instrumente. *Kölner Römer-Illustrierte* 1, 1974, 167.

MARTIN 1984

M. MARTIN, Weinsiebchen und Toiletgerät. In: A. CAHN/A. KAUFMANN-HEINIMANN (Red.), *Der spätrömische Silberschatz von Kaiseraugst*. *Basler Beitr. Ur- u. Frühgesch.* 9 (Derendingen 1984) 97–132.

MCCANN 1978

A.M. MCCANN, Roman Sarcophagi in The Metropolitan Museum of Art (New York 1978).

PARFITT 1996

K. PARFITT, The Small finds. In: B. PHILB, *The Roman Villa Site at Orpington, Kent* (Dover 1996) 57–61.

PEKÁRY 1959

TH. PEKÁRY, Studien zur römischen Währungs- und Finanzgeschichte von 161 bis 255 n. Chr. *Historia* 8, 1959, 443–489.

v. PETRIKOVITS 1959

H. v. PETRIKOVITS, Die Legionsfestung Vetera II. *Bonner Jahrb.* 159, 1959, 89–133.

PIRLING 1986

R. PIRLING, Ein Mithräum als Kriegergrab. In: *Studien zu den Militärgrenzen Roms III*. *Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg* 20 (Stuttgart 1986) 244–246.

PRECHT 1978

G. PRECHT, Der Archäologische Park Xanten – 1. Arbeitsbericht (1974–1975). In: *Colonia Ulpia Traiana*. 1. und 2. Arbeitsbericht zu den Grabungen und Rekonstruktionen (Köln 1978) 7–14.

RIECHE/SCHALLES 1987

A. RIECHE/H.-J. SCHALLES, Arbeit. Handwerk und Berufe in der römischen Stadt. *Führer und Schriften des Archäologischen Parks Xanten* 10 (Köln 1987).

RÜGER 1969

CH.B. RÜGER, Zur Rekonstruktion der Handwerker-viertel in der Colonia Ulpia Traiana bei Xanten. *Das Rhein. Landesmus.* Bonn 3/1969, 36–38.

RÜGER 1979

CH.B. RÜGER, Die spätrömische Großfestung in der Colonia Ulpia Traiana. *Bonner Jahrb.* 179, 1979, 499–524.

RÜGER 1987

CH.B. RÜGER, Colonia Ulpia Traiana. In: H.G. HORN (Hrsg.), *Die Römer in Nordrhein-Westfalen* (Stuttgart 1987) 626–638.

SAHERWALA 1981

G. SAHERWALA, Verzeichnis der ausgestellten Gegenstände aus der Sammlung trojanischer Altertümer. In: *Troja*

– Heinrich Schliemanns Ausgrabungen und Funde (Berlin 1981) 78–91.

SCHALLES 1995

H.-J. SCHALLES, Überlegungen zur Planung der Colonia Ulpia Traiana und ihrer öffentlichen Bauten im Spiegel städtischer Architektur des 2. Jahrhunderts n. Chr. In: Xantener Ber. 6 (Köln 1995) 379–428.

SCHALLES 2001

H.-J. SCHALLES, Die Wirtschaftskraft städtischer Siedlungen am Niederrhein: Zur Frage der wirtschaftlichen Beziehungen des römischen Xanten mit seinem Umland. In: TH. GRÜNEWALD (Hrsg.), *Germania inferior. Besiedlung, Gesellschaft und Wirtschaft an der Grenze der römisch-germanischen Welt. Ergänzungsband. Reallexikon Germ. Altertumsk.* 28 (Berlin/New York 2001) 431–463.

SCHUBERT 1991

H. SCHUBERT, 3. Jahrhundert: Niedergang und Reformen. In: *Geld aus dem antiken Rom* (Frankfurt a. M. 1991) 48–54.

SCHUBERT 1992

H. SCHUBERT, Das Verhältnis von Denar zu Antoninian in den Münzschatzen der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. *Litterae Numismaticae Vindobonenses* 4, 1992, 259–280.

SCHULZKI 1989

H.-J. SCHULZKI, Die Fundmünzen der römischen Straßenstation Flerzheim. *Beih. Bonner Jahrb.* 48 (Köln 1989).

SHERLOCK 1988

D. SHERLOCK, A Roman combination eating implement. *Ant. Journ.* 68, 1988, 310–311.

SMALL u. a. 1973

A. SMALL/C. THOMAS/D.M. WILSON, *St. Ninians Isle and its Treasure*. *Aberdeen University Studies Ser.* 152 (Oxford 1973).

TABANELLI 1958

M. TABANELLI, *Lo stromento chirurgico e la sua storia* (Forlì 1958).

UBL 1997

H. UBL (Hrsg.), *Katalog zur Schausammlung „Römerzeit“ des Museums Lauriacum-Enns. Forsch. Lauriacum* 12,2 (= Sonderband 1/2) (Enns/Wien 1997).

VOLLMER-KÖNIG 1995

M. VOLLMER-KÖNIG, *Insula 39 – Bericht über die Grabung 1989–1991*. In: Xantener Ber. 6 (Köln 1995) 9–109.

WAMSER 2000

L. WAMSER (Hrsg.), *Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer. Zivilisatorisches Erbe einer europäischen Militärmacht* (Mainz 2000).

WATERMANN 1974

R.M. WATERMANN, *Medizinisches und Hygienisches aus Germania inferior* (Neuss 1974).

WOLTERS 1999

R. WOLTERS, *Nummi Signati. Untersuchungen zur römischen Münzprägung und Geldwirtschaft*. *Vestigia* 49 (München 1999).

WORTMANN 1969

D. WORTMANN, *Das Rheinische Landesmuseum Bonn im Jahre 1967. A. Tätigkeitsbericht des Direktors*. *Bonner Jahrb.* 169, 1969, 439–450.

ZEDELIUS 1989

V. ZEDELIUS, *VENVS VICTRIX. Ein seltener Denar der Iulia Domna im Rheinischen Landesmuseum Bonn*. *Das Rhein. Landesmus. Bonn* 4/1989, 57.

ZEDELIUS 1990

V. ZEDELIUS, *Die Münzen aus der Grabung am Burginatiumtor in der Colonia Ulpia Traiana*. *Bonner Jahrb.* 190, 1990, 347–362.

ZEDELIUS 1995

V. ZEDELIUS, *Der Schatzfund aus der Insula 20: Die Münzen*. In: Xantener Ber. 6 (Köln 1995) 235–250.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–3 Zeichnung H. Stelter (Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten); Abb. 4 Fotos C. Klages

(Rheinisches Landesmuseum Bonn); Abb. 5 Zeichnung R. Laubach (Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten).

Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten – eine Zwischenbilanz

1989 setzten sich der Jubilar und der Verfasser dieser Zeilen mit den Entwicklungsmöglichkeiten und Zukunftsperspektiven des Archäologischen Parks und des Regionalmuseums Xanten auseinander¹. Die Abkoppelung beider Außendienststellen vom Rheinischen Landesmuseum Bonn und ihre Zusammenlegung zu einer einzigen Einrichtung lag damals gerade einmal vier Jahre zurück, und dieser Umstand spiegelt sich aus heutiger Sicht in jenem Beitrag deutlich wider – er ist vom Bemühen durchzogen, das Profil und die Identität der noch jungen Institution zu definieren sowie deren Potenziale auszuloten. Nach beinahe eineinhalb Jahrzehnten bietet diese Festschrift die Gelegenheit, eine Zwischenbilanz zu ziehen und die damals formulierten Überlegungen auf den Prüfstand zu stellen: Was von ihnen ist Wirklichkeit geworden, was hat andere Entwicklungen genommen?

Klar war zu diesem Zeitpunkt, dass die Stärke der Einrichtung in ihrem spezifischen Profil liegen werde, denn die Kombination unterschiedlichster besucherbezogener Aktivitäten, die in Xanten realisiert werden konnte, ist anderenorts nur selten anzutreffen: Ständig laufende Grabungen, großmaßstäbliche Rekonstruktionen, Fundpräsentation und Wechselausstellungen im Museum sowie eine Vielzahl auf verschiedenste Adressatengruppen abgestimmter Führungen, museumspädagogischer Programme und Möglichkeiten zur Eigentätigkeit sind zu einem Besucherangebot gebündelt, dessen Breite seinesgleichen sucht. Die verschiedenen Abteilungen des Archäologischen Parks/Regionalmuseums waren in den vergangenen Jahren deshalb ständig darum bemüht, dieses Profil weiter zu entwickeln. So wurden die museumspädagogischen Angebote inhaltlich erheblich erweitert, eine ganze Reihe von

fach- und populärwissenschaftlichen Schriften zur römischen Vergangenheit Xantens veröffentlicht, die Zahl der von uns geschulten nebenamtlichen Führerinnen und Führer erhöht. Seit einiger Zeit haben unsere Besucherinnen und Besucher an den Sommerwochenenden die Möglichkeit, den Archäologen bei ihrer Arbeit nicht nur über die Schulter zu sehen, sondern sich von ihnen die Grabung fachlich erläutern zu lassen – die Faszination der Besucher an ‚Grabung live‘ liegt in der Authentizität der Situation und im Einblick in tatsächliches Grabungsgeschehen. In diesem eigenständigen Profil sind wohl auch die Gründe dafür zu suchen, dass sich die Einrichtung dauerhaft und erfolgreich in der Museumslandschaft etablieren konnte. Zwar sind die Besucherzahlen gegenüber den Anfangsjahren zurückgegangen, was wohl darauf zurückzuführen sein dürfte, dass die Zahl der Museen insgesamt und auch speziell in der Region zugenommen hat, während die Zahl potenzieller Museumsbesucherinnen und -besucher mehr oder weniger gleich geblieben ist. Doch ist hier mittlerweile eine Stabilisierung zu verzeichnen. Mit rund 250.000 Besucherinnen und Besuchern jährlich im Archäologischen Park und mit 50–60.000 im Museum liegen die Zahlen in einer respektablen Größenordnung: nach den Statistiken des Berliner Instituts für Museumskunde weist sie beiden Teileinrichtungen einen Platz in der 10% umfassenden Gruppe der besucherstärksten Museen Deutschlands zu. Dass die Abteilung Museumspädagogik/Öffentlichkeitsarbeit darauf gesetzt hat, ungeachtet der zunehmenden Bedeutung der Neuen Medien auch im Bereich der musealen Vermittlung (sie kommen selbstverständlich auch bei uns zum Einsatz) das personalisierte, auf Führungen aufbauende Vermittlungskonzept nicht einzuschränken oder gar aufzugeben,

¹ G. PRECHT/H.-J. SCHALLES, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten – Entwicklungsmöglichkeiten und Zu-

kunftsperspektiven. In: DIES. (Hrsg.), Spurenllese. Beiträge zur Geschichte des Xantener Raumes (Köln 1989) 297 ff.



1 Colonia Ulpia Traiana, Insula 39. Schutzbau über Handwerkerhaus, Außenansicht. Sommer 2001.

sondern im Gegenteil weiter zu verfolgen, war eine richtige Entscheidung, wie sich an einem aufschlussreichen Phänomen verdeutlichen lässt: Trotz des oben genannten, zwischenzeitigen Besucherrückgangs ist die Zahl der Führungen ständig gestiegen, mit anderen Worten: die Zahl der Kunden, die ein qualifiziertes, auch Rückfragen und kompetente Antworten ermöglichendes Informationsangebot erwarten, hat zugenommen und nimmt weiter zu.

1989 war nicht vorhersehbar, wie umfassend sich die Museumsszene der Region entwickeln und erweitern würde. Allein in der Euregio Rhein-Waal – die grenznahe Lage Xantens fordert die Einbeziehung unserer niederländischen Nachbarprovinz Gelderland in eine solche Betrachtung – sind mit der Beuys-Sammlung auf Schloss Moyland, mit dem Museum Kurhaus Kleve, dem Museum Het Valkhof in Nijmegen, dem Museum der Deutschen Binnenschiffahrt in Duisburg und dem Preußenmuseum in Wesel gewichtige museale Einrichtungen neu eröffnet oder völlig umgestaltet worden. Sie als Konkurrenten anzusehen wäre eine völlig

verfehlte Betrachtungsweise. Ganz im Gegenteil: Diese Häuser bereichern die Kulturregion und liefern in einem relativ begrenzten regionalen Raum ein Spektrum höchst unterschiedlicher musealer Angebote, die sich gegenseitig ergänzen und den unteren Niederrhein zu einer außerordentlich farbigen Museumslandschaft haben werden lassen. Die Potenziale, die hierin liegen, sind bei weitem noch nicht ausgeschöpft: Versuche der Museumsleitung, hier Partner zu gewinnen und einige der genannten Museen zu einem Angebotspaket zu schnüren, das als Einheit präsentiert und entsprechend beworben wird, scheiterten bislang an den meist in unterschiedlichen Trägerschaften begründeten Schwerefällen, an bürokratischen Hemmnissen oder auch am Mangel an Zeit, Energie oder Phantasie. Es wäre aber mehr als kurzfristig, wenn die hier noch vorhandenen Gestaltungsmöglichkeiten künftig nicht adäquat genutzt würden.

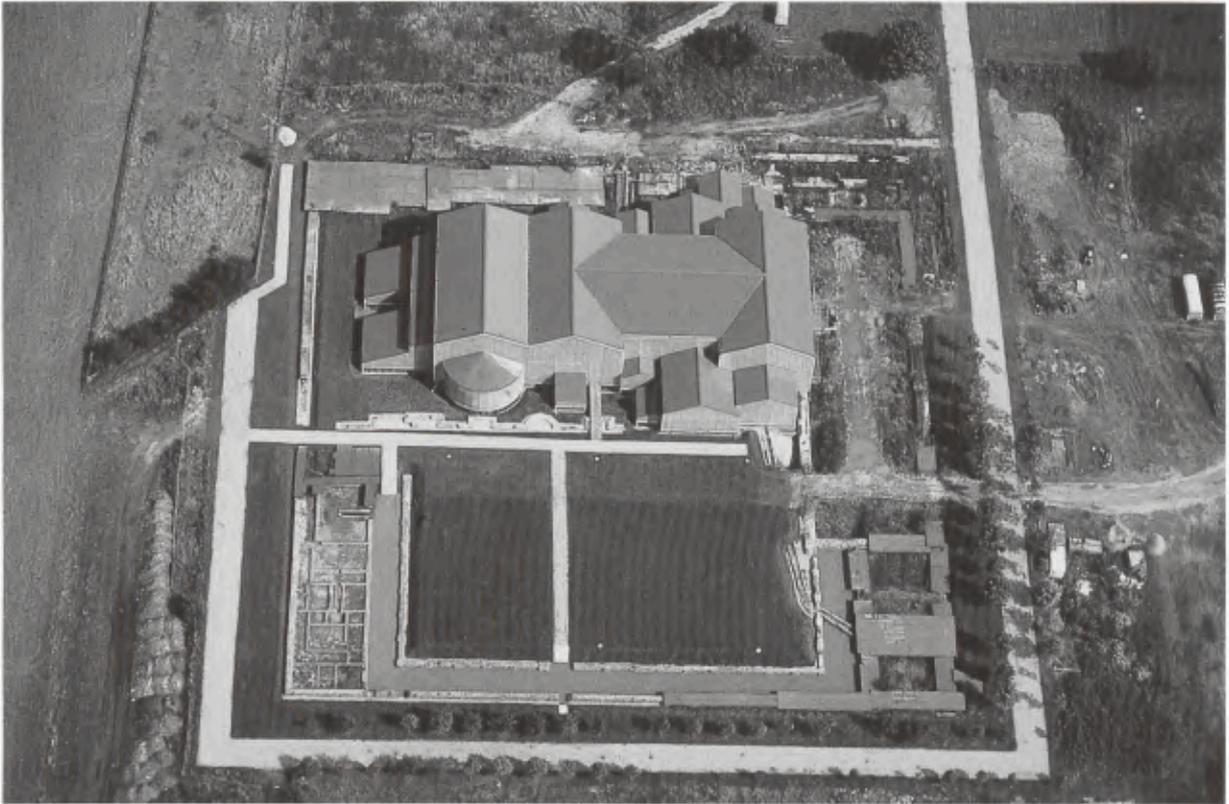
Zurück zum Archäologischen Park selbst. Ein weiterer Grund für das Nachlassen des Besucherinteresses ist möglicherweise auch darin zu sehen,



2 Colonia Ulpia Traiana, Insula 39. Schutzbau über Handwerkerhaus, Inneres. Sommer 2001.

dass nach der intensiven Rekonstruktionstätigkeit in den Siebziger und Achtziger Jahren das letzte Jahrzehnt in dieser Hinsicht durch eine unübersehbare Stagnation gekennzeichnet war. Fördermittel des Landes konnten nicht mehr im gleichen Umfang wie zuvor fließen, so dass Rekonstruktionsmaßnahmen immer wieder zurückgestellt werden mussten und seit der Fertigstellung von Herberge (1984) und Herbergsthermen (1989) keine neuen Anziehungspunkte hinzugekommen sind. Hier ist in erster Linie der schon 1989 geplante Aufbau dreier Handwerkerhäuser zu nennen, die zwischen 1988 und 1993 auf Insula 39 gegenüber der Herberge ausgegraben wurden. Bereits damals war auf deren wichtige Rolle im Vermittlungskonzept des Parks hingewiesen worden. Zum einen könnten sie eine grundlegende, bislang für die Besucherinnen und Besucher nicht erfahrbare urbane Situation verdeutlichen: erstmals würde zumindest abschnittartig ein Straßenraum geschaffen, der von Gebäuden – eben diesen Häusern sowie der Herberge und den Herbergsthermen – gefasst wäre. Zum anderen wären diese charakteristischen Streifenhäuser mit

ihrer Kombination aus Werkstatt- oder Verkaufsräumen, Höfen und dahinter liegenden Wohnbereichen die ersten Gebäude im Park überhaupt, die einen Eindruck von den privaten Lebensverhältnissen einer Provinzstadt im Norden des Römischen Reichs vermitteln würden; die ange dachte Möglichkeit, dort zumindest saisonal ‚römische‘ Handwerker unterzubringen, denen bei ihrer Tätigkeit zugeschaut werden kann, würde für eine zusätzliche Belebung des Archäologischen Parks sorgen. Leider liegen die baureifen Pläne für dieses Projekt – von den Ausgräbern vorgestellt und auf einem Fachkolloquium diskutiert und abgesehen – noch immer in der Schublade. Zwischenzeitig wurde auf dieser Insula ein kleiner Schutzbau errichtet, der die Fundamente eines weiteren solchen Streifenhauses überfängt (Abb. 1–2). Er öffnet zwar für die Interessierten ein Fenster auf einen authentischen Grabungs- und Baubefund, doch ist dies nur als ein ergänzendes Angebot im Rahmen der soeben beschriebenen Vermittlungsfunktion des Gesamtkomplexes zu sehen.

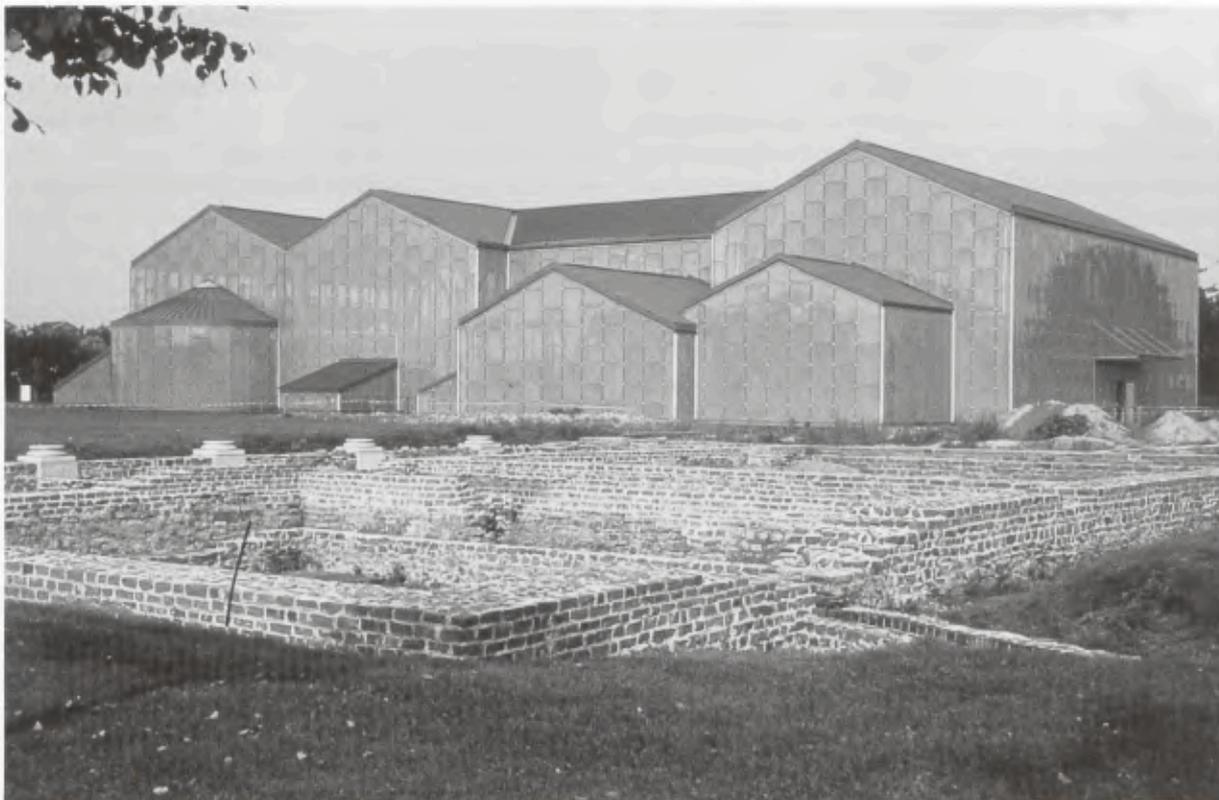


3 Colonia Ulpia Traiana, Insula 10. Schutzbau über den Großen Thermen, Luftaufnahme. Sommer 2001.

Auch zwei weitere Projektierungen jener Jahre sind nicht oder nicht in vollem Umfang Wirklichkeit geworden. 1989 hatten wir vorgeschlagen, der mediterranen Sakralarchitektur, die in der Teilrekonstruktion des Hafentempels bereits zur Anschauung gebracht worden war, ein Pendant zu stellen: Der kleine Tempelbezirk auf Insula 20 mit seinem den Matronen geweihten gallo-römischen Umgangstempel sollte wieder erlebbar werden und die wichtige Rolle auch der einheimisch-keltischen Religiosität in der CUT deutlich machen. Die Rekonstruktion des Tempels, die als eine Möglichkeit zur Erreichung dieses Vermittlungsziels ins Auge gefasst worden war, wurde zwar nicht realisiert, doch sind die Baubefunde freigelegt und im Gelände hergerichtet, so dass man zumindest einen Eindruck von der Gesamtanlage gewinnen kann. Mittlerweile steht die Rekonstruktion dieses kleinen Sakralbaus wieder auf der ‚Agenda 2010‘ (s. u.). Gar nicht verfolgt wurde die seinerzeitige Überlegung, die historische Entwicklung, die der römische Siedlungsplatz CUT genommen hat und die sich in der Parkanlage nicht ausdrückt, mittels punktueller

Überlagerung und ‚Störung‘ durch die Rekonstruktion eines kurzen Abschnitts der spätantiken, massiven Stadtmauer mitsamt Doppelgrabensystem deutlicher zu machen.

Die Besitzverhältnisse an den im westlich der Bundesstraße 57 gelegenen Grundstücken auf dem Areal der CUT haben sich in den vergangenen Jahren für das weitere Fortkommen des Gesamtprojekts uneingeschränkt positiv entwickelt. Der größte Teil der Flächen konnte vom Zweckverband Grunderwerb Colonia Ulpia Traiana angekauft werden und ist damit in öffentlicher Hand. Diese Entwicklung dokumentiert sich nach außen daran, dass das Straßenraster auf einem Teil der Flächen durch Anpflanzen von Baumreihen ablesbar gemacht wurde wie im Archäologischen Park selbst. Die seit langem ins Auge gefasste und diskutierte Verlegung der Bundesstraße hinkt dem allerdings nach wie vor hinterher: Noch immer wird das antike Stadtgebiet von dieser Straße zerschnitten – ein Manko, das schon mit Eröffnung des Thermen-schutzbaus deutlich wurde, spätestens aber mit der



4 Colonia Ulpia Traiana, Insula 10. Schutzbau über den Großen Thermen von Südwesten. Der geplante Museumsstandort liegt im Bildvordergrund rechts. Sommer 2001.

Eröffnung des neuen Museums im Bereich der Thermen (s. u.) erhebliche Probleme bringen wird. Derzeit zeichnet sich immerhin ab, dass die in der Stadt Xanten wieder in Gang gekommene Diskussion dieses Problems bald zu konkreten Ergebnissen und Lösungen führen wird.

Eines der umfänglichsten und ehrgeizigsten Bauprojekte, das zwischenzeitig realisiert werden konnte, war 1989 noch nicht einmal in Ansätzen erkennbar: der Schutzbau über den Großen Thermen. Zwar waren sie zu diesem Zeitpunkt bereits weitgehend ausgegraben worden, doch die Frage, wie sie präsentiert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollten, war noch nicht abschließend geklärt. Der Schutzbau ist eigentlich das Ergebnis einer gänzlich anderen Thematik, die schon im Beitrag von 1989 diskutiert wurde – der geplanten Verlegung des Museums in den Archäologischen Park. Hatten wir für das Museum damals noch verschiedene andere

Standorte erwogen, etwa im Bereich des Grabensystems der spätantiken Stadt oder auf der Fläche des sog. Verwaltungspalastes, so wurde immer deutlicher, dass sowohl aus konservatorischer wie aus konzeptioneller Sicht eine Kombination von Schutz- und Präsentationsbau im Bereich der Thermen die beste Lösung sein würde. Dieser Standort erfüllt eines der wichtigsten Kriterien, die wir im seinerzeit formulierten Anforderungsprofil festgeschrieben hatten: „Des weiteren darf ein Museumsstandort innerhalb des Gesamtkomplexes CUT nicht sich selbst genügen, sondern muss sinnvoll, d. h. begründbar definiert sein: Das Museum muss auch für das antike Stadtareal einen architektonischen Bezugspunkt bilden, der Museumsstandort zum Verständnis der Anlage beim Besucher beitragen“². Das räumliche Volumen, das ein solcher Museumsbau benötigen und dessen Verträglichkeit mit dem Gefüge und der Philosophie des Archäologischen Parks ein nicht zu unterschätzendes Problem darstellen würde, ist in

² Ebd. 298.

der beinahe 70 × 20 Meter messenden Eingangshalle der Thermen ohne größere Schwierigkeiten zu realisieren. Ein langwieriger Diskussionsprozess über die Gestaltung von Schutzbau und Museum setzte ein, in dessen Verlauf keine Lösung gefunden wurde, die architektonisch befriedigte und zugleich finanzierbar war. Am Ende stand 1995 als Ergebnis, den Museumsneubau zunächst zurückzustellen und stattdessen mit der Errichtung des Schutzbaus zu beginnen, der nur den Badetrakt mit seinen Anbauten überfangen, die große Eingangshalle als später museal zu nutzende Fläche jedoch aussparen sollte. Auch dessen architektonische Gestaltung stellte keine einfache Aufgabe dar. Eine Rekonstruktion kam allein schon aus Kostengründen nicht in Frage, war aber auch nie Ziel, denn das Primat lag immer auf der Präsentation des für die hiesigen Verhältnisse außerordentlich gut erhaltenen antiken Baubefundes. Die Alternative – ein moderner Bau in der Architektursprache des 20. Jahrhunderts – durfte jedoch, dem eben zitierten Ansatz folgend, neben den im Park vorhandenen Rekonstruktionen nicht als störender Fremdkörper wirken. Im Ergebnis wurde – vor allem dank der visionären Gestaltungskraft des Jubilars, der hier klare Vorstellungen im Kopf hatte und das Architekturkonzept im Grundsatz selbst entworfen hat – ein Bau konzipiert, der mit seinen Materialien Glas und Stahl seine zeitgenössische Herkunft nicht verleugnet und gleichwohl ähnliche didaktische Funktionen erfüllt wie die Rekonstruktionen: Er folgt annähernd der Kubatur des antiken Baukörpers, dem er auch in der Gliederung der Dachlandschaft entspricht (Abb. 3–4). Die rot gefärbten stählernen Stützen und Bögen im Inneren machen die Dimensionen der verschiedenen Baderäume ablesbar. Ein großzügig bemessenes Stegsystem etwa auf Höhe des antiken Bodenniveaus führt Besucherinnen und Besucher nahe an alle wichtigen Befunde heran. Mauern, Öfen, Böden und Badebecken wurden dort restauriert, wo es aus konservatorischen Gründen unumgänglich war, ansonsten aber bis auf wenige, dem besseren Verständnis dienende Ergänzungen im originalen Zustand belassen.

Mittlerweile ist die Einrichtung auch ihrem Ziel nach Verlegung des Museums auf das Gelände der antiken Stadt ein deutliches Stück näher gekommen. Diese Verlegung war vom Landschaftsverband

Rheinland 1997 beschlossen worden. Dabei bildet die Architektursprache des Thermenschutzbaus die ästhetische Vorgabe für diesen Neubau, der im Bereich der antiken Eingangshalle entstehen soll. Auch hier waren zwei Anforderungen zu erfüllen, die eigentlich gegensätzlicher Natur sind: Zum einen sollte das Erlebnis des antiken Innenraums und seiner gewaltigen Höhe möglich sein, zum anderen mussten Ausstellungsflächen im Umfang von 2.000 m² untergebracht werden. Die gewählte Lösung – ein frei in die Halle gestelltes Rampensystem mit Emporen auf verschiedenen Höhen – schafft die entsprechenden Flächen, ohne das Raumerlebnis gravierend einzuschränken. Dabei kommt der Charakter der Rampe auch der konzeptionellen Gestaltung der künftigen Dauerausstellung entgegen. 1989 hatten wir an der Präsentation des Regionalmuseums kritisiert, dass diese ein idealtypisches und statisches, an strukturellen Merkmalen wie ‚Militär‘ oder ‚Zivilstadt‘ orientiertes Bild der römischen Zeit am Niederrhein zeigt, „ohne den vielfältigen und komplexen Beziehungen zwischen beiden Erscheinungsformen römischer Präsenz in Xanten gerecht“³ zu werden. Alternativ hatten wir vorgeschlagen, in einem künftigen Museum den spezifischen Gegebenheiten des Ortes dadurch Rechnung zu tragen, dass die Vermittlung der römischen Alltags- und Sachgeschichte in einen historisch-chronologischen Rahmen verwoben wird. Genau dies – ein Gang durch die Geschichte von der Spätlatènezeit über die römische Epoche bis in den Ausgang der Antike und das frühe Mittelalter – soll im neuen Museum umgesetzt werden.

Bereits bevor die Planungen zur Verlegung des Museums konkrete Formen anzunehmen begonnen hatten, waren Entwicklungen eingetreten, die das Konzept des Regionalmuseums noch am alten Standort nachhaltig beeinflussten und diesem mehr und mehr seinen Sinn nahmen. So sahen wir uns durch gravierende Veränderungen des Ausstellungs- und Sammlungsbestandes genötigt, das bis dahin gültige Ausstellungskonzept als Präsentationsstätte, die einen von der Vorgeschichte über die Römer- bis in die Frankenzeit, in der Stadtgeschichtlichen Abteilung vom Mittelalter bis in die Gegenwart reichenden Bogen schlug und darüber hinaus den Domschatz und die Paramentensammlung umfasste, grundlegend zu überdenken. Konkreter Auslö-

³ Ebd. 302.

ser war der sukzessive Abzug der großen Altäre, die im Museum als Leihgaben gezeigt worden waren, im Rahmen umfänglicher restauratorischer Maßnahmen in den späten Achtziger und frühen Neunziger Jahren. Der aus denkmalpflegerischer Sicht sinnvollste Platz für ihre Neuaufstellung war und ist ihr angestammter: der St. Viktor-Dom mit seiner einzigartigen spätgotischen Innenausstattung. Die gravierenden Lücken, die durch den Abzug dieser Großobjekte insbesondere in den ersten Ausstellungsbereichen des Museums gerissen wurden, wurden durch eine mehr notdürftige Ausweitung der Präsentation zum römischen Militär geschlossen.

Noch schwerer wog die Tatsache, dass die Planungen der Katholischen Kirchengemeinde St. Viktor und des Bistums Münster für ein Stiftsmuseum am Xantener Dom konkrete Formen anzunehmen begonnen hatten. Den als Dauerleihgaben im Regionalmuseum befindlichen liturgischen Geräten und Textilien des Domschatzes sollte in der Konzeption dieses neuen Museums begreiflicherweise eine zentrale Rolle zukommen. Die Abteilung Museum entschloss sich deshalb im Einvernehmen mit allen Beteiligten, dieses Ausstellungsgut an die Kirchengemeinde zurückzugeben. Dass diese Rückgabe Mitte der neunziger Jahre vorzeitig erfolgte, hatte eine weitere, 1989 noch nicht absehbare Ursache: Ein Jahr zuvor waren die ersten, zahlenmäßig noch nicht weiter ins Gewicht fallenden römischen Fundobjekte aus der Auskiesung Xanten-Wardt ins Museum gelangt. Was dann folgte, war ein unablässiger Strom an militärischen Ausrüstungsgegenständen, Metallgefäßen, Werkzeugen und anderen Objekten, der bis heute nicht abgerissen ist, den Sammlungsbestand des Regionalmuseums nicht nur in zehn Jahren verdoppelte, sondern auf eine völlig neue qualitative Dimension hob und nach einer adäquaten Präsentation verlangte. Die durch Rückgabe des Domschatzes frei werdenden Flächen im Kellergeschoss des Museums boten seit dem Frühjahr 1997 die Möglichkeit, unseren Besucherinnen und Besuchern diese überragenden Funde zu zeigen.

Nicht verschwiegen werden soll aber in diesem Zusammenhang, dass der sich abzeichnende Weg „Vom Museum für Regional- und Stadtgeschichte zum Museum für Archäologie“⁴ mitsamt der Verlagerung in den Archäologischen Park, der nach einer

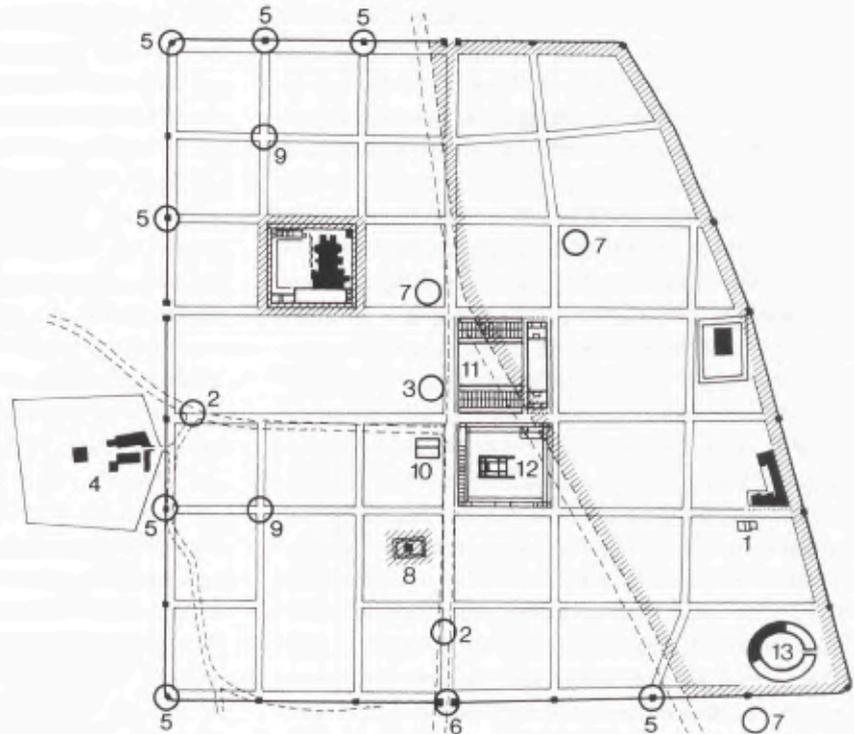
1992 durchgeführten Befragung auch den Interessen und Erwartungen unserer ‚Kunden‘ entsprach, nicht in allen Phasen so geradlinig verlief, wie es im Nachhinein den Anschein haben könnte. Insbesondere die erste Hälfte der Neunziger Jahre war geprägt von einer nicht enden wollenden Unsicherheit, ob ein neues Museum im Park entstehen oder aber ob das alte Haus im Rahmen des Möglichen – und das war angesichts der gegebenen Grundstückssituation wenig – an seinem Standort nur um einige Ausstellungsflächen erweitert werden sollte. Immerhin gab es Phasen, an denen die Umbaupläne für das Regionalmuseum so weit gediehen zu sein schienen, dass im Interesse unserer Besucherinnen und Besucher eine Reaktion nötig zu sein schien. Ein Ergebnis war die 1996 erfolgte Einlagerung der Stadtgeschichtlichen Abteilung, die im Mitteltor und im Wehrgang zum Meerturm gezeigt worden war, und ihr Ersatz durch die von der Abteilung Bodendenkmalpflege eigentlich als temporäre Ausstellung konzipierte Präsentation „Tatort CUT“. Sie schien als Ersatzangebot notwendig: Zu diesem Zeitpunkt waren die Projektierungen für einen Ausbau der Innenhöfe am Dreigiebelhaus so weit vorangeschritten, dass die Schließung des Dreigiebelhauses (und damit der vorübergehende Ausfall wichtiger Bereiche der römischen Abteilung) konkret absehbar zu sein schien. Dass es letztlich anders kam, ist natürlich erfreulich, doch haben die eben beschriebenen Unsicherheiten die Dauerausstellung im Regionalmuseum in einen zunehmend provisorischen und damit unbefriedigenden Zustand manövriert. Um trotz der Verzögerung ein vertretbares ‚Angebot‘ zu sichern, wird die Dauerausstellung im RMX einer sukzessiven ‚Runderneuerung‘ unterzogen.

Das große Interesse, das das Land Nordrhein-Westfalen dem Gesamtprojekt wegen seiner überregionalen Bedeutung, aber auch wegen seiner wirtschaftlichen Impulse für die Region selbst nach wie vor entgegen bringt, drückt sich nicht allein darin aus, dass im Rahmen des Möglichen weiterhin Fördermittel zum weiteren Ausbau des Archäologischen Parks bereit gestellt werden. So hat sich das Land beispielsweise zur Hälfte an den Baukosten des Thermenschutzbaus beteiligt. Im Jahr 2001 wurde vom zuständigen Minister eine aus Vertre-

⁴ H.-J. SCHALLES, Vom Museum für Regional- und Stadtgeschichte zum Museum für Archäologie: Das Regional-

museum Xanten. In: Inform! Museen im Rheinland 1997, H. 4, 24 ff.

- 1 Rekonstruktion dreier Handwerkerhäuser
- 2 Rückbau moderner Straßen
- 3 Museumscafé in der Siegfriedmühle
- 4 Haus Erprath (Verwaltung und Fundmagazin)
- 5 Rekonstruktion von Stadttürmen; Einfriedung des westlichen Stadtareals
- 6 Rekonstruktion des Vetera-Tores
- 7 Infrastrukturelle Maßnahmen; Einrichtung von Parkplätzen
- 8 Rekonstruktion des Matronentempels
- 9 Rekonstruktion des Straßennetzes
- 10 Rekonstruktion zweier Wohnhäuser
- 11 Darstellung des Forums durch Bepflanzung
- 12 Didaktische Teilrekonstruktion des Capitols
- 13 Erweiterung des Sitzbereichs im Amphitheater



5 Agenda 2010: Maßnahmenkatalog zur weiteren Entwicklung des Archäologischen Parks/Regionalmuseums Xanten. Gestrichelt: öffentlich zugänglicher Bereich, Stand 2001.

tern der Stadt Xanten, des Landschaftsverbands Rheinland und des Ministeriums zusammengesetzte Kommission ins Leben gerufen, die u.a. die mittel- und langfristigen Projektierungen des Archäologischen Parks diskutiert und nach Möglichkeit Wege zu deren Realisierung weist. Der von unserer Einrichtung angedachte Maßnahmenkatalog ist in die ‚Agenda 2010‘ eingegangen, die alle Projekte zur Entwicklung der Stadt Xanten während der nächsten Dekade bündelt (Abb. 5). Neben der Wiederaufnahme älterer Planungen (Rekonstruktion der Handwerkerhäuser und des Matronentempels; Abb. 5 Nr. 1 und 8) weist er insbesondere zwei Schwerpunkte auf, die vor dem Hintergrund der Verlegung der Bundesstraße 57, der mit ihr verbundenen veränderten verkehrlichen Anbindung an den mittelalterlichen Stadtkern Xantens und den dadurch sich ebenfalls ändernden Besucherströmen im Archäologischen Park zu sehen sind: Rekonstruktionsprojekte und infrastrukturelle Maßnahmen insbesondere im westlichen Stadtgebiet der CUT. So ist geplant, die architektonische Begrenzung der Westhälfte der römischen Stadt durch Stadtmauer und Türme in ähnlicher

Weise erfahrbar zu machen wie im bereits öffentlich zugänglichen Teil des Archäologischen Parks und das antike Stadtareal damit visuell abzurunden. Zu diesem Zweck sollen nach und nach insgesamt sieben Stadtmauertürme rekonstruiert und die entsprechenden Mauerabschnitte durch Hecken nachgezeichnet werden (Abb. 5 Nr. 5). Einen besonderen Akzent dabei wird der südwestliche, im Bereich einer Park-and-Ride-Anlage in unmittelbarer Bahnhofsnähe gelegene und in diesem Jahr von der Abteilung Bodendenkmalpflege freigelegte Turm setzen, der die mit dem Zug Anreisenden begrüßen wird. Die Rekonstruktion des Vetera-Tores (Abb. 5 Nr. 6) sowie eines zweiten, Richtung Amphitheater gelegenen Tores führt nicht allein das Gegenüber von römischer und mittelalterlicher Stadt plastisch vor Augen, welches die Xantener Situation in besonderer Weise auszeichnet, sondern sie reagiert auch darauf, dass die Erschließung des Archäologischen Parks in der künftigen Planung im wesentlichen unmittelbar von Süden, also direkt vom mittelalterlichen Stadtkern aus, erfolgen soll. Dadurch wird in Richtung Museumsneubau eine weitere, nord-süd-orientierte Besucherachse entstehen, die

es durch zusätzliche Rekonstruktions- und Infrastrukturmaßnahmen zu beleben gilt (neben dem bereits angesprochenen Matrontempel Rekonstruktion zweier Wohnhäuser, didaktische Teilrekonstruktion des Capitols, Sichtbarmachung des Forumsbezirks und Einrichtung eines Cafés in der historischen Siegfriedsmühle; Abb. 5, Nr. 10, 12, 11 und 3). Sinnvoll wäre auch eine Erweiterung des Sitzbereichs im Amphitheater (Abb. 5 Nr. 13): Es gibt deutliche Anzeichen dafür, dass ein Mehrangebot an Zuschauerplätzen diesen ohnehin schon besonderen Spielort für Freilichtveranstaltungen größeren Kalibers wirtschaftlich erst richtig attraktiv machen wird. In diesen Maßnahmenkatalog gehört schließlich auch die Verlegung der Verwaltung des Archäologischen Parks/Regionalmuseums Xanten mitsamt seinen Magazinen und technischen Räumlichkeiten. Sie sind seit inzwischen fast zwei Jahrzehnten in einem ehemaligen Bürogebäude eines Fertigungsbetriebes unweit des Thermenschutzbaus untergebracht. Die Unterbringung in diesem Stahlbetonbau war von Anfang an nur als Provisorium geplant. Spätestens mit der Eröffnung des neuen Museums in direkter Nachbarschaft ist eine vernünftige Gestaltung seines Umfelds erforderlich, der Abriss dieses auch in seiner Substanz maroden und damit langfristig unwirtschaftlichen Baus notwendig. Eine neue Heimat könnte die Verwaltung in Haus Erprath finden – einem ehemaligen, schon für das 13. Jahrhundert belegten Herrensitz, der zur Zeit als landwirtschaftlicher Betrieb genutzt wird und nicht nur durch seine Lage unmittelbar am Westrand des antiken Stadtgebiets für diese Funktion geradezu prädestiniert ist (Abb. 5 Nr. 4). Während die Büroräume im Herrenhaus selbst Platz finden könnten, bieten die vorgelagerten Wirtschaftsbauten ausreichend Flächen für die Unterbringung von Magazinen u. ä. Eine behutsame Restaurierung würde dem ursprünglichen Vierflügelbau sein altes Gesicht wiedergeben, das bei den Kämpfen im Frühjahr 1945 zugrunde gegangen ist. Haus Erprath wäre damit eine weitere Besucherattraktion, denn es soll in das Vermittlungskonzept des Archäologischen Parks unmittelbar eingebunden werden: Es ist daran gedacht, das Magazin mit Zehntausenden von Bodenfunden aus den Grabungen – derzeit wie an vielen anderen Orten auch für

Außenstehende nur bedingt offen – als ‚gläsernes Magazin‘ in Teilen zugänglich zu machen und den Besucherinnen und Besuchern damit einen zusätzlichen, unmittelbaren Eindruck von den Ergebnissen archäologischer Arbeit vor Ort zu vermitteln.

Eine Einrichtung wie der Archäologische Park/das Regionalmuseum Xanten ist zwar in erster Linie auf die Interessen und Wünsche unserer Besucherinnen und Besucher ausgerichtet; sie wäre aber gerade deshalb ohne eine wissenschaftliche Hinterfütterung nicht seriös und würde auch nicht ernst genommen. Die Dienststelle hat daher nach der Abkoppelung vom Rheinischen Landesmuseum Bonn versucht, sich auch hier möglichst zügig auf eigene Füße zu stellen. Dabei kam es zum einen darauf an, den Ausgrabungsort Xanten durch Veröffentlichung der entsprechenden Grabungsergebnisse eigenständig zu positionieren, zum anderen aber auch die Forschung vor Ort durch Kooperation mit anderen Partnern in den größeren wissenschaftlichen Diskussionsprozess einzubinden. Der Beitrag, auf den hier immer wieder rekurriert wird, erschien 1989 in einem „Spurenlese“ betitelten Aufsatzband – der ersten wissenschaftlichen Publikation, die wir eigenverantwortlich veröffentlichten. Der Band war das Pilotprojekt für die Reihe Xantener Berichte, die seit 1992 von der Dienststelle herausgegeben wird. Mittlerweile erscheint der zwölfte Band. Die Reaktionen auf diese Reihe zeigen ebenso wie die ständig wachsende Zahl an Schriftentauschpartnern, dass die wissenschaftliche Öffentlichkeit die Arbeit in Xanten durch die Kontinuität dieser Publikationen deutlich stärker wahrnimmt als zuvor. Dazu trägt sicher auch bei, dass beinahe jeder zweite Band der Xantener Berichte ein Tagungsbericht ist: In den vergangenen Jahren wurden insgesamt sechs Kolloquien ausgerichtet, bei drei weiteren waren wir Gastgeber. Auf diesen Veranstaltungen wurden die eigenen Forschungen mit Kollegen und Partnern im Kontext archäologischer Fragestellungen von allgemeinerem Interesse diskutiert bzw. grundsätzliche denkmalpflegerische Probleme erörtert. Den Anfang machte 1990 „Die römische Stadt im 2. Jahrhundert n. Chr. Der Funktionswandel des öffentlichen Raums“⁵.

⁵ Xantener Ber. 2 (Köln 1992). Partner: Archäologisches Institut der Universität zu Köln; Bayerische Akademie der

Wissenschaften – Kommission zur Erforschung des antiken Städtewesens.

1991 folgten zwei weitere Tagungen – „Untersuchungen zur Herstellung römischer Bau- und Putzmörtel – Der Baubefund als Schauobjekt: Schutz und Präsentation“ im Juni sowie „Prospektion und Sicherung des römischen Hafens der CUT“ im November (beide 1994 publiziert)⁶. 1995 fand das Kolloquium „Römische Gräber des 1. Jahrhunderts nach Chr. in Italien und den Nordwestprovinzen“ statt, dessen Referate unter dem Titel „Grabsitte und kulturelle Identität. Grabanlagen und Grabbeigaben der frühen römischen Kaiserzeit in Italien und den Nordwest-Provinzen“ 1998 erschienen⁷. Im gleichen Jahr wurde die Tagung „Genese, Struktur und Entwicklung römischer Städte im 1. Jahrhundert n. Chr. in Nieder- und Obergermanien“ durchgeführt, deren Ergebnisse 2001 vorgelegt wurden⁸. Den vorläufigen Abschluss bildet die 1999 durchgeführte Tagung „Wirtschaft und Gesellschaft am römischen Niederrhein“, die von Th. Grünwald unter dem Titel „Germania inferior. Besiedlung, Gesellschaft und Wirtschaft an der Grenze der römisch-germanischen Welt“ publiziert wurde⁹.

Bereits 1988 hatte das Rheinische Amt für Bodendenkmalpflege im Regionalmuseum im Rahmen eines Kolloquiums mit auswärtigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern „Die Entwicklungsstufen von der Spätantike bis ins frühe Mittelalter an Rhein und Maas – am Beispiel Xanten“ diskutiert¹⁰. 1996 waren der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz und wiederum das Rheinische Amt für Bodendenkmalpflege zu Gast, um sich dem Thema „Kiesgewinnung und archäologische Denkmalpflege“ zu widmen¹¹. Und im folgenden Jahr veranstalteten das Archäologische Institut zu Köln und das Archäologische Institut der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik Brno in Xanten ein Kolloquium, welches sich mit den „Germanen beiderseits des spätantiken Limes“ befasste; die Ergebnisse dieser

Tagung liegen ebenfalls in publizierter Form vor¹².

Ein weiteres vorrangiges Ziel war und ist, wichtige Material- und Denkmälertypen für die Bearbeitung durch Dritte zugänglich zu machen. Neben der Aufarbeitung einer ganzen Reihe von Altgrabungen, die in den vergangenen Jahren in den Xantener Berichten publiziert worden sind, sind hier beispielhaft die Erfassung und Publikation der Xantener Gemmen in Privatbesitz durch G. Platz-Horster (1996), die Bearbeitung der römischen Wandmalerei durch ein Forschungsprojekt der Universität Köln (Bd. 1 2002 erschienen, Bd. 2 in Druckvorbereitung), die der Militaria durch K.-H. Lenz (2000, in Druckvorbereitung), der Gräber *intra muros* durch U. Danzeglocke (in Arbeit) oder der Amphorenstempel durch J. Remesal Rodríguez (Centro para el Estudio de la Interdependencia Provincial en la Antigüedad Clásica, Universität Barcelona, in Arbeit) zu nennen; sie soll zu einem späteren Zeitpunkt auf größere Materialkomplexe dieser Gefäßgattung ausgedehnt werden. Nicht unerwähnt bleiben darf in diesem Zusammenhang, dass auch hier das Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen, namentlich Ministerialrat Prof. Dr. Heinz Günter Horn, die Produktion der entsprechenden Publikationen immer wieder durch die Gewährung von großzügigen Druckkostenzuschüssen unterstützt.

Schließlich werden die Möglichkeiten des Archäologischen Parks auch für einen sinnvollen Beitrag zur studentischen Aus- und Fortbildung genutzt: Die Internationale Archäologische Sommerakademie ist – dank eines besonderen finanziellen Engagements unseres Trägers – mittlerweile eine feste Einrichtung geworden¹³. 1989 erstmals durchgeführt, findet sie in diesem Jahr bereits zum 14-ten Mal statt. In zwei je vierwöchigen Kampagnen, die

⁶ Xantener Ber. 5 (Köln 1994).

⁷ Xantener Ber. 7 (Köln 1998). Partner: Archäologisches Institut der Universität zu Köln; Museum für Ur- und Frühgeschichte Frankfurt am Main; Landesamt für Archäologische Denkmalpflege Mainz.

⁸ Xantener Ber. 9 (Mainz 2001).

⁹ RGA-Ergänzungsbd. 28, 2001. Partner: Institut für nieder-rheinische Kulturgeschichte und Regionalentwicklung der Gerhard-Mercator-Universität Duisburg; Niederrhein-Akademie/Academie Nederrijn e.V.

¹⁰ 8.–9.6. 1988, unpubliziert.

¹¹ H. KOSCHIK (Hrsg.), Kiesgewinnung und archäologische

Denkmalpflege. Mat. Bodendenkmalpfl. Rheinland 8 (Köln, Bonn 1997).

¹² TH. FISCHER/G. PRECHT/J. TEIRAL (Hrsg.), Germanen beiderseits des spätantiken Limes. Mat. X. Internat. Symposium „Grundprobleme der Entwicklung im nördlichen Mittel-donauegebiet“ Xanten 2.–6.12. 1997 (Köln, Brno 1999).

¹³ U. BOELICKE/A. LEY, 12 Jahre Internationale Archäologische Sommerakademie Xanten 1989–2000. Arch. Nachrichtenbl. 5, 3/2000, 288 f.; U. BRANDL/A. LEY, Excavation/fouilles/ásatás/uitgraven/anaskafi/scavare ... 12 Jahre Internationale Archäologische Sommerakademie Xanten. Ant. Welt 6, 2000, 625 ff.

von einer ganzen Reihe zusätzlicher, im Wesentlichen von der Abteilung Bodendenkmalpflege, aber auch von etlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern angebotenen Veranstaltungen begleitet wird, werden Studierende aus ganz Europa mit allen Bereichen der Grabungspraxis, der Fundbearbeitung, der Restaurierung und Präsentation vertraut gemacht.

Angesichts der Tatsache, dass mit einer Verbesserung der personellen Situation der Einrichtung aufgrund der knappen öffentlichen Mittel kaum zu rechnen sein dürfte, wird es in Zukunft noch stärker als bisher notwendig sein, die Fortentwicklung der Grabungs- und Forschungsarbeiten durch Kooperation mit externen Institutionen zu intensivieren. Ein wichtiger Schritt in diese Richtung war neben dem bereits genannten Amphorenprojekt die 2001 erfolgte Aufnahme einer eigenen, längerfristig angelegten Grabung im Bereich des sog. Verwaltungspalastes der CUT durch das Instituut voor Pre- en Protohistorie der Universiteit Amsterdam. Diese Grabung ist ein Beleg dafür, wie sich aus den Interessenlagen zweier Partner ganz deutliche Synergieeffekte ergeben können. Das Institut suchte zum einen nach Möglichkeiten, seinen Studierenden Grabungspraxis beizubringen; zum anderen passte ein Grabungsprojekt in der CUT inhaltlich aufs Beste in das am Institut aufgelegte Forschungsprogramm „Centrale plaatsen, urbanisatie en stedelijke cultuur: kenmerken en concepten“. Wir wiederum suchten schon seit längerem nach einem Partner, mit dem zentrale Forschungsprobleme der römischen Stadt angegangen werden konnten, und zwar unabhängig von einer auf Rekonstruktion abzielenden Grabungstätigkeit. Die niederländische Grabung wird unsere Kenntnis dieses das Stadtbild bestimmenden Baukomplexes erheblich erweitern und hoffentlich dessen nach wie vor unklare Funktion aufhellen helfen.

Wie zu Beginn bereits kurz erwähnt, haben die Neuen Medien mittlerweile auch im Archäologischen Park/Regionalmuseum Xanten Einzug gehalten. Im Vordergrund des Interesses standen dabei zunächst insbesondere die Möglichkeiten, die sie im

Bereich virtueller Architekturekonstruktionen bieten. Erste Versuche, mit Hilfe dieser neuen Technologie dreidimensionale Modelle römischer Bauten in Xanten zu schaffen, wurden – angeregt durch den Jubilar und im Wesentlichen getragen von der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit – gemeinsam mit der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen unternommen; bedingt durch die damals noch vergleichsweise geringen Speicherkapazitäten, waren ihnen allerdings enge Grenzen gesetzt. Mitte der Neunziger Jahre entwickelte sich dann aus Seminararbeiten am Lehrstuhl für Bauinformatik der Universität Dortmund, in die die Studierenden und Lehrkräfte ihren ganzen Ehrgeiz und einen enormen Zeitaufwand setzten, allmählich ein anspruchsvolles interdisziplinäres Projekt, das die CAD-modellierte Rekonstruktion der römischen Stadt in ihrer Gesamtheit zum Ziel hatte. Auch dieses von der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit betreute Projekt, in das später die Fachhochschule Anhalt in Dessau eintrat, wurde vom zuständigen Ministerium des Landes Nordrhein-Westfalen gefördert. Das Ergebnis dieser Arbeit war „Colonia Ulpia Traiana. Ein Informationssystem zur Archäologie der römischen Stadt“¹⁴. Dieses interaktive Programm, das nicht nur einen virtuellen Spaziergang durch die CUT erlaubt, sondern mit Filmen, Grafiken und Texten umfangreiche zusätzliche Orientierungshilfen bietet, wird vor Ort zur Besucherinformation genutzt; es kann darüber hinaus auch auf CD-ROM erworben und in einer etwas vereinfachten Version im Internet besucht werden¹⁵. Die Arbeiten an einem weiteren Computermodell, das in insgesamt fünf verschiedenen zeitlichen Schichten die landschaftliche und siedlungsgeografische Entwicklung des Xantener Raums von der römischen Okkupation bis zum Beginn der fränkischen Zeit so detailreich darstellen soll, wie es der Forschungsstand zulässt, sind gerade abgeschlossen. Bei der Erarbeitung dieses Modells stand die Frage im Vordergrund, wie dem Betrachter der Unterschied zwischen ausgegrabenen und in ihrer Interpretation weitgehend gesicherten Befunden einerseits, durch Mangel an entsprechenden Erkenntnissen hochgradig hypothetischen Ergänzungen andererseits verdeutlicht werden kann, ohne

¹⁴ Zuletzt dazu: U. BRANDL/C. DIESSENBACHER/A. RIECHE, Colonia Ulpia Traiana – ein multimediales Informationssystem zur römischen Stadt. In: A. RIECHE/B. SCHNEIDER (Hrsg.), Archäologie virtuell. Projekte, Entwicklungen,

Tendenzen seit 1995. Coll. in Köln 5.–6. Juni 2000. Schriften zur Bodendenkmalpflege in Nordrhein-Westfalen 6 (Bonn 2002) 23 ff.

¹⁵ www.apx.lvr.de.

dass der optische und ästhetische Eindruck des Ganzen an Wirkung verliert. Die Befürchtung, dass in dieser virtuellen Welt das Original an Wert verlieren könnte und die vielfältigen Möglichkeiten, die diese Medien bieten, zu einer Konkurrenz oder gar Bedrohung für eher traditionelle Vermittlungsformen werden könnten, sind aus unserer Sicht gänzlich unbegründet. Im Gegenteil: Die Neuen Medien und ihr gezielter Einsatz, etwa auch im Rahmen des neuen Museumskonzepts, eröffnen

ungeahnte Felder – beispielsweise die Möglichkeit, in bislang ungekannter Anschaulichkeit und informativer Dichte alternative Rekonstruktionen nebeneinander zu stellen. Sie sollten also als das gesehen und genutzt werden, was sie sind – als anschauliche, komplexe Phänomene veranschaulichende Vermittlungsform, nicht als Ersatz für vergangene, nur noch an wenigen Spuren festzumachende Realität¹⁶.

Abbildungsnachweis

1–2. 4 I. Jung, Medienzentrum Rheinland; 3 B. Song; 5 H. Stelter, Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten.

¹⁶ Vgl. dazu jüngst die verschiedenen Beiträge in der in Anm. 14 genannten Publikation. – An dieser Stelle fehlt der

abschließende Abschnitt zum Marketing. Unvorhersehbare Ereignisse verhinderten die Fertigstellung. A. R.

Colonia Ulpia Traiana – Ein multimediales Informationssystem zur Archäologie der römischen Stadt

Vorgeschichte

In einem Oberstufenseminar (WS '94/'95 und SS '95) mit dem Titel „Unsichtbares sichtbar machen – Rekonstruktion einer antiken Stadt mit dem Computer“ schufen sechzehn Studierende der Universität Dortmund, Fakultät Bauwesen unter der Leitung von Prof. Ernst Rank und Dr.-Ing. Claus Dießenbacher ein umfassendes räumliches Computermodell einer Stadt in der römischen Provinz Niedergermanien, der Colonia Ulpia Traiana in der Nähe des heutigen Xanten. In Zusammenarbeit zwischen Architekten, Bauingenieuren und Archäologen entstand ein Modell mit unterschiedlichen Abstraktionsgraden. In der städtebaulichen Sicht war die Stadt mit ihrer Umgebung relativ abstrakt modelliert. In der nächsten Detaillierungsstufe waren die wichtigsten architektonischen Objekte (Forum, Thermen, Amphitheater etc.) herausgegriffen und feiner modelliert. In der dritten Stufe wurden einzelne Innenräume rekonstruiert, oder es wurde an Details gezeigt, wie die römische Haustechnik (zum Beispiel in den Thermen) funktionierte.

Zielsetzung und Aufgabenstellung

Im Vordergrund dieses Oberstufenseminars stand die Vermittlung von CAD-Arbeitstechniken und -methoden zur Modellierung und Visualisierung von dreidimensionalen Objekten. Das Seminar bot neben dem Umgang mit einem 3D-CAD-System die Chance, Entwurfs- und Konstruktionsprinzipien vergangener Baukulturen durch die virtuelle Rekonstruktion am Computer zu ergründen und zu verstehen und somit Architekturgeschichte auf eine andere Weise zu erfahren.

Die Objektwahl und die Zusammenstellung der notwendigen Planunterlagen wurden vom Archäologischen Park/Regionalmuseum Xanten vorge-

nommen. Das stieß jedoch an quantitative und qualitative Grenzen, da erstens von den insgesamt 40 Insulae der Colonia 25 noch völlig unerforscht sind und zweitens der Forschungsstand in einigen Teilbereichen noch keine Gebäuderekonstruktion zulässt. Aus dem Katalog der schon erforschten Objekte wurden öffentliche Gebäude ausgesucht, die für die Kenntnis des urbanen Lebens in der CUT von Interesse sind: Amphitheater, Große Thermen, Hafentempel, Capitolstempel, Forum, Matronentempel, Stadtmauer, Herberge und Gesamtstadt mit Umland (in einem sehr abstrakten Detaillierungsgrad).

Das Seminar gliederte sich in zwei Phasen. Im ersten Schritt wurden die notwendigen Planunterlagen und Informationen gesichtet und gegebenenfalls zu einer minimalen Entwurfsgrundlage ergänzt. Die vorhandenen Planunterlagen waren in der Regel Grundriss- und Schnittzeichnungen im Maßstab 1:100 oder Dokumentationen des Bodenbefundes in Form von Feldzeichnungen. Da von einigen Objekten noch keine vollständige zeichnerische Rekonstruktion vorlag, mussten diese zunächst erstellt bzw. komplettiert werden. Das notwendige Wissen hierzu wurde aus der Literatur und in Gesprächen mit den Archäologen zusammengetragen.

Die eigentliche computergestützte Rekonstruktion war der Inhalt des zweiten Arbeitsschrittes mit dem Ziel einer architektonischen und weniger einer exakten archäologischen Rekonstruktion. Das verwendete CAD-System war Allplan (Nemetschek AG, München) in einem Netzwerk von HP-Workstations. Da von Anfang an die Visualisierung von Einzelobjekten und der Gesamtstadt in Form eines Videofilms vorgesehen war, musste eine konsequente Hierarchie des Abstraktionsgrades der jeweiligen Objekte angestrebt werden.

Die Aufgabe jeder Arbeitsgruppe war somit, ihr Gebäude als dreidimensionales Modell mit

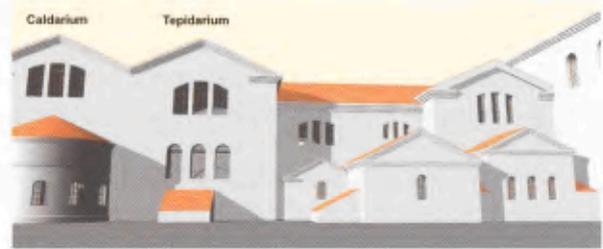


1 Außenansicht der Großen Thermen
(Rekonstruktionszeichnung als Vektorgrafik).

einem im Verhältnis zur jeweiligen Fragestellung vertretbaren Detaillierungsgrad zu entwickeln. Vom Hafentempel beispielsweise wurden zwei unterschiedlich detaillierte Modelle erstellt. Das erste mit einer verringerten Anzahl der Polygonpunkte an den Säulen zur Einbindung in die Gesamtdarstellung der Stadt, das zweite mit einer feineren Detaillierung von Inkrustationen, Pilastern usw. zur Darstellung von Einzelheiten in der Cella. Zu diesem Zweck sollte jede Gruppe zunächst das von ihr behandelte Objekt in Einzelbauteile zerlegen und diese in einen Bauteilkatalog ablegen, der anschließend als ‚Markrokatalog‘ für die jeweilige Objektrekonstruktion der Gruppe herangezogen wurde.

Potential der computergestützten Rekonstruktion in der baugeschichtlichen Archäologie

Die primären Medien für die Rekonstruktion von Bauwerken in der Archäologie sind, ebenso wie in der Architektur, das Papier und der Bleistift für zweidimensionale und das Modell aus Holz oder Pappe für dreidimensionale Darstellungen. Ziel einer archäologischen Rekonstruktion mit Hilfe der traditionellen Medien ist es, eine Vorstellung von einem Objekt zu entwickeln, die eine Interpretation des Befundes darstellt. Das Ergebnis ist in Bezug auf den Abstraktionsgrad und den Informationsgehalt mit dem Vorentwurf des Architekten gleichzusetzen, in dem er eine erste skizzenhafte Vorstellung eines Gebäudes entwickelt. Sobald jedoch das Objekt gebaut werden soll, müssen Überlegungen zur Funktionsfähigkeit des Gebäudes angestellt werden, welche für die Planung eine Erhöhung des Detaillierungsgrades bedeuten. Das ‚virtuelle‘ Bauen bietet dabei eine Dimension der Anschaulichkeit, die Lücken in Forschungsergebnissen sichtbar machen und zu Fragestellungen anregen kann, wie dies mit den traditionellen Medien Bleistift und Papier nur schwer möglich ist.

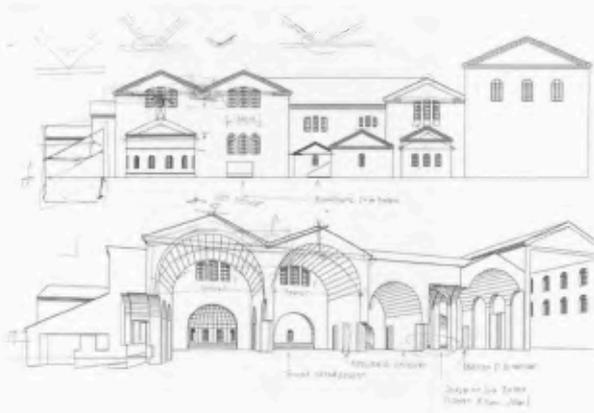


2 Außenansicht der großen Thermen
(Computervisualisierung).

Beispiel: Überarbeitung des Computermodells der Großen Thermen

Im September 1996 fand im Regionalmuseum Xanten eine Ausstellung statt, die das gesamte Material des Seminars auf Schautafeln, in Videoanimationen und in digitaler Form am Computer verfügbar machte. Da nicht alle Ergebnisse der Archäologie korrekt umgesetzt waren und zudem seit Beginn des CAD-Seminars im Oktober 1994 der Grabungs- bzw. Forschungsprozess der Objekte weiter fortgeschritten war, mussten die entsprechenden Computermodelle in einigen Bereichen überarbeitet werden, um damit in der Ausstellung ein aktuelles Modell des Forschungsstandes präsentieren zu können.

Aufgrund des begrenzten Zeitrahmens konnten nur zwei Objekte, das abstrakte Stadtmodell und die Großen Thermen, bearbeitet werden. Das Ausgangsmaterial für die Überarbeitung der Thermenanlage waren Vektorgrafiken und Visualisierungen, die von den Studenten während des Seminars erstellt worden waren. In der ersten Besprechung mit den Archäologen stellte sich heraus, dass diese Ergebnisse wesentliche Lücken aufwiesen, die durch neue Erkenntnisse aus Grabungsbefunden aufgezeigt wurden. Viele Ungenauigkeiten waren auch auf die mit einer gewissen Unschärfe behafteten Rekonstruktionszeichnungen zurückzuführen. Die Folge war die Notwendigkeit einer kompletten Überarbeitung der Gebäudegeometrie. Dies sei an folgendem Beispiel verdeutlicht. Die Position der Fenster in der Außenfassade des Tepidariums sollte aus gestalterischen Gründen auf das Niveau der Fenster des Caldariums angehoben werden (Abb. 1. 2). Die Korrektur wurde vorgenommen und anhand von Vektorgrafiken überprüft. Das Ergebnis in der Außenfassade war zufriedenstellend. Jedoch zeigte die Kontrolle der Innenraumsituation, die sehr schnell von dem 3D-Modell abgeleitet werden

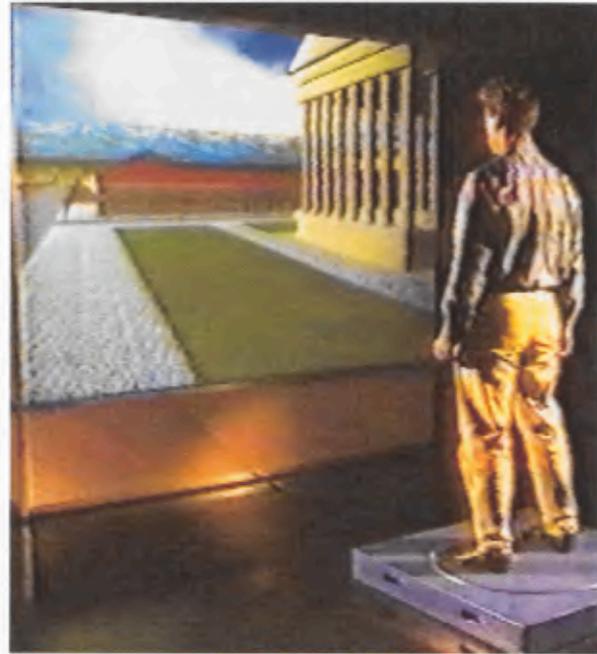


3 Arbeitsskizzen.

konnte, eine konstruktiv unlogische Position der Fenster, da sie sich nun zu dicht unter der Gewölbedecke befanden, so dass die Ausbildung eines Fenstersturzes nicht möglich gewesen wäre. Die Fenster hätten also nach unten verschoben werden müssen, welches aber im Widerspruch zu der korrigierten Lage der Fenster im Außenbereich stand (Abb. 3). Aufgrund dieser Erkenntnis musste die unmittelbar angrenzende Dachkonstruktion in Frage gestellt werden, was zu einer grundlegenden Überarbeitung der gesamten Gebäudegeometrie führte.

Das Projekt¹

Die Ergebnisse des studentischen Seminars wurden auf unterschiedlichen Medien der Öffentlichkeit verfügbar gemacht. Neben der Ausstellung im Regionalmuseum in Xanten und der Darstellung auf den Internetseiten der Universität Dortmund war die von der GMD (Gesellschaft für Mathematik und Datenverarbeitung in Sankt Augustin) entwickelte ‚Virtual Balance‘ (Abb. 4) von besonderem öffentlichen Interesse. Während verschiedener Ausstellungen z. B. auf der TELEPOLIS in Luxemburg (1995) oder der CEBIT in Hannover (1997) bot sie den Besuchern/Besucherinnen die Möglichkeit, auf einer hohen Ebene der Immersion die Illusionsräume zu erfahren. Der Benutzer oder die Benutzerin steht hierbei auf einer beweglichen Plattform und steuert durch Gewichtsverlagerung Position und Blickrichtung im Computermodell, das als



4 Virtual Balance.

Computerbild auf einer vor der Plattform stehenden Leinwand dargestellt ist. In der Verwendung des Datenmodells der Colonia Ulpia Traiana war es so zum ersten Mal möglich, in Echtzeitbewegungen den Weg einer individuellen Erkundungstour durch das Datenmodell zu bestimmen.

Die Perfektion der nahezu fotorealistischen Darstellungen der römischen Stadt vermittelte den Betrachtenden den Eindruck, dass der Forschungs- und Grabungsprozess abgeschlossen und dieses nun die endgültige Version der ehemaligen römischen Stadt sei. Tatsächlich aber handelte es sich hierbei nur um eine idealtypische Form der CUT, welche, bedingt durch neue Erkenntnisse aus den Forschungsarbeiten, ständig ihr Gesicht verändert bzw. verändern kann. Es war also zwingend notwendig, die Computerdarstellungen in den Kontext der Aufgaben, Arbeiten und Ziele des APX zu stellen. Die rasante Entwicklung weltweiter Netze und multimedialer Techniken legte es nahe, die hierfür grundlegenden neuen Informationstechnologien zu diesem Zweck einzusetzen.

¹ „Colonia Ulpia Traiana – ein Informationssystem zur Archäologie der römischen Stadt“ ist ein Gemeinschaftsprojekt der Hochschule Anhalt, Fachbereich Architektur und Bauingenieurwesen und des Archäologischen Park/

Regionalmuseum Xanten des Landschaftsverbandes Rheinland mit Unterstützung des Ministeriums für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen.



5 Räumliches Steuerungselement.

Das Ziel war also die Entwicklung eines multimedialen, digitalen Informationssystems zu Archäologie der römischen Stadt.

Struktur des Infosystems

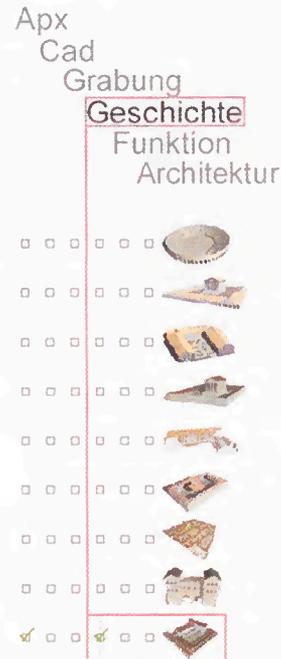
Das Steuerungselement

Das, was das Steuerungselement grundsätzlich leisten sollte, war das Vermitteln von Informationen zu verschiedenen, aber für alle Objekte wiederkehrenden Themen der Archäologie.

Diese Themen gliederten sich in zwei Bereiche: Antike (Architektur, Geschichte, Funktion) und Moderne (Grabung, Präsentation, 3D).

Aufgrund der Fülle der verfügbaren Materialien und Informationen wurde jedes Thema noch mal in drei Subthemen unterteilt wie z. B. Geschichte in „Vorcolonia“, „Colonia“ und „Nachcolonia“ oder Grabung in „Szenen“, „Ergebnis“ und „Funde“.

Die Struktur der Informationsgliederung musste somit nicht hierarchisch, sondern eher netzartig sein. Es war nun notwendig, ein sog. Steuerungselement zu entwickeln, welches dem Benutzer oder der Benutzerin die genannte Struktur auf dem Bildschirm verdeutlicht und die Möglichkeit bietet, die gewünschte Information schnell und sicher aufzufinden.



6 Tabellarisches Steuerungselement.

Zunächst wurde versucht, das oben beschriebene Leistungsmerkmal der Steuerung in Form eines dreidimensionalen, interaktiv zu bedienenden Objektes umzusetzen. Die Gestalt dieses Objektes bestand aus zwei Teilen: einem transluzenten Zylinder, in welchem abstrakte Geometriemodelle der neun Objekte übereinander gestapelt sichtbar waren, und einem den Zylinder umgebenden Ring, welcher mit den genannten sechs Themen beschriftet war (Abb. 5). Wollte nun der Benutzer Informationen zu einem bestimmten Thema bzgl. eines Objektes abrufen, so konnte er mit der Maus den Ring auf die Lage des gewünschten Objektes verschieben und ihn um die vertikale Achse so drehen, dass das gewählte Thema sichtbar wurde. In verschiedenen Testphasen mit unterschiedlichen Testpersonen zeigte sich jedoch, dass die Bedienung dieses Elementes einer gewissen Übung bedurfte, also insbesondere für den Computerlaien eine Hemmschwelle in der Benutzung des Informationssystems darstellen könnte. Da die Qualität eines Multimediasystems sich im wesentlichen durch die schnelle und intuitive Erlernbarkeit der Steuerung auszeichnet, musste diese erheblich vereinfacht werden. Das Ziel musste ein Ordnungssystem in Bezug auf Themen und Objekte sein, welches durch simples Bewegen der Maus und durch maximal zwei Mausklicks die gewünschte Information sichtbar



7 Endgültige Version der Steuerung.

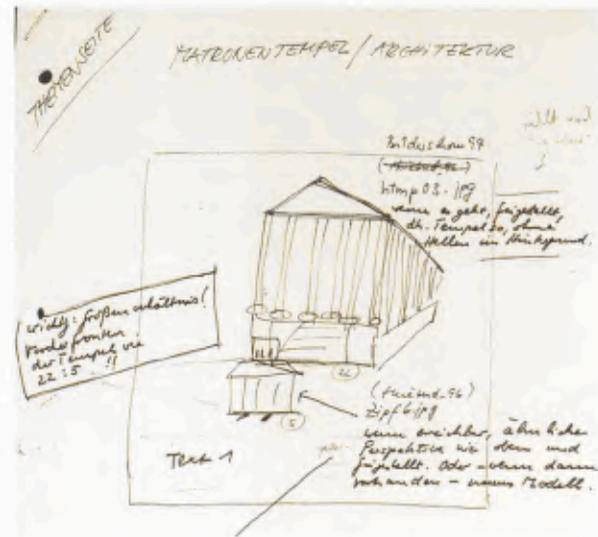
macht. Eine einfache Tabelle war hierbei ein ideales Vorbild und bildet heute die Struktur des Steuerungselementes.

In der ersten Version dieses tabellarischen Steuerungselementes sind die sechs Themen nahezu horizontal, die neun Objekte vertikal angeordnet (Abb 6). Die Verbindung von Thema und Objekt geschieht mit Hilfe einer mit der Maus zu bedienenden vertikalen Linie, die an ihren Enden das gewählte Thema und Objekt umrahmt. Ist die Verbindung hergestellt, können mit einem Mausklick die vorhandenen Informationen sichtbar gemacht werden. Im Verlauf der Projektbearbeitung wurde das Erscheinungsbild der Steuerung vielfach überarbeitet und optimiert bis zur endgültigen Version (Abb. 7).

Recherche und Darstellung der Informationen

Um die gewählten Informationen möglichst übersichtlich auf einem handelsüblichen Bildschirm von 17" sichtbar zu machen, war es notwendig, sie so aufzubereiten, dass sie ohne Scrollbalken, lediglich mit simpel zu bedienenden Informationsverknüpfungen (Hyperlinks) präsentiert werden konnten.

Die Grundlage für die Informationsverarbeitung bzw. -aufbereitung bildete ein digitales Archiv aus Bildern, Texten, Grafiken und Filmen, welches teilweise in recht mühseliger Arbeit durch Scannen aus analogen Medien angelegt wurde. Hierbei stan-

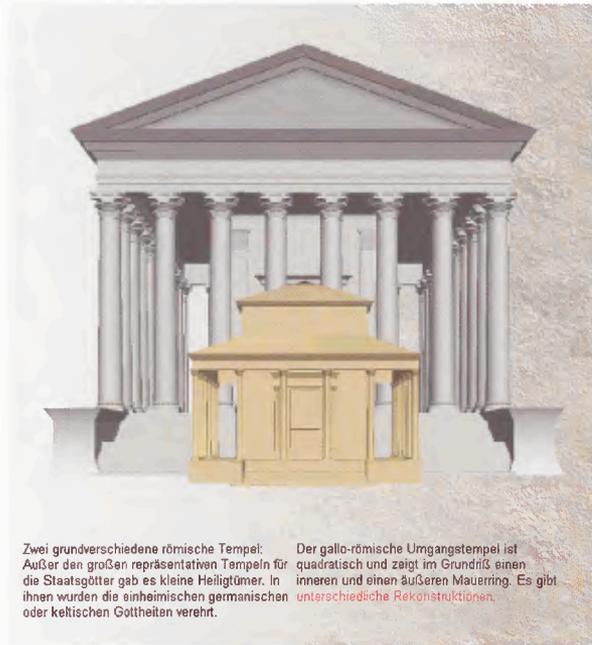


8 Skizze der Themenseite „Architektur/Matronentempel“.

den dem Projektteam drei Quellen zur Verfügung: Die erste, welche auch während der gesamten Bearbeitungszeit am intensivsten genutzt wurde, war die hauseigene Diathek von APX/RMX (Archäologischer Park/Regionalmuseum Xanten). Diese Diathek zählt mittlerweile einen Bestand von annähernd 70.000 Diapositiven und Papierabzügen. Auf diese wurde wiederholt zurückgegriffen, wenn es galt, die entsprechenden Objekte und Themen zu illustrieren. Die zweite Quelle waren Bilder und Illustrationen in den verschiedenen Printmedien. Da APX/RMX über eine wissenschaftliche Bibliothek mit ca. 10.000 Bänden verfügt, war auch hier eine schnelle Recherche gewährleistet. Weiterführende Literatur, die nicht zum Bestand der Hausbibliothek zählte, wurde an größeren Bibliotheksstandorten wie beispielsweise Bonn oder Köln eingesehen und ausgewertet. Die letzte Quellengattung stellten die sogenannten Drittmedien dar. Dazu zählten Filme, Bilder, Postkarten o. ä., die sich nicht im Bestand von APX/RMX befanden und von Privatpersonen, kommerziellen Firmen oder anderen Institutionen angeboten wurden.

Da bei der Recherche mehr Bilder und Grafiken ausgewählt und eingescannt wurden, als schließlich benötigt wurden, entstand im Laufe der Zeit ein umfangreiches digitales Archiv, das allen Mitarbeitern in Form einer CD-ROM aktualisiert zur Verfügung stand.

Die Vorgehensweise für die Herstellung einer Themenseite stellte sich wie folgt dar: Zunächst



9 Beispiel einer Themenseite:
„Architektur/Matronentempel“.

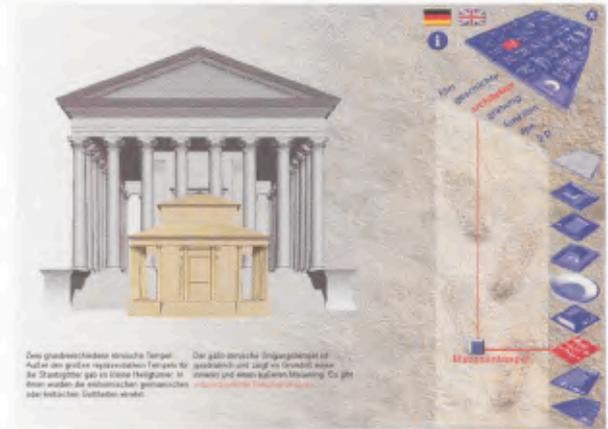
wurde eine skizzenhafte Vorstellung von Inhalt und Layout mit Bleistift und Papier angefertigt (Abb 8). Aus dem Bildarchiv wurden die geeigneten, themenbezogenen Darstellungen gefiltert und mit ihren Dateinamen auf der Skizze gekennzeichnet. Anschließend wurde diese analoge Vorstellung von den Informatikern des Projektteams in eine digitale Darstellung umgesetzt. Dieser Prozess unterlag mehreren Iterationsschritten, bis eine Darstellungsform gefunden war, welche wesentliche Inhalte zum Objekt/Thema übersichtlich, attraktiv und klar verständlich präsentierte (Abb. 9).

Für die Aktivierung von Informationsverknüpfungen (Links) wurden folgende Festlegungen getroffen:

Bild führt zu Bild,
Bild führt zu Text,
Bild führt zu Film,
Text führt zu Bild,
Text führt zu Text,
Text führt zu Film.

Bei einem Bild wird die Verknüpfung nur durch das Überfahren sensibler Bereiche mit der Maus (Mouseover) aktiviert, bei einem Text durch Anklicken.

Die Darstellung des Gesamtsystems auf dem Bildschirm gliedert sich nun in einen Bereich „Steuerungselement“, welcher etwa ein Drittel des



10 Endgültiges Layout der Bildschirmoberfläche. Rechts das tabellarische Steuerungselement und links die Informationen einer Objekt/Thema-Seite (hier: „Architektur/Matronentempel“).

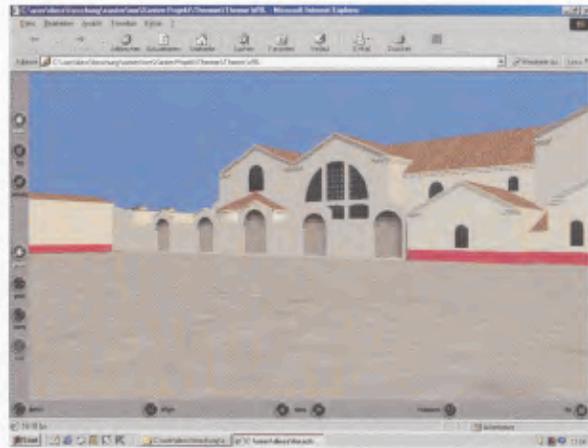
Bildschirmes einnimmt und rechts angeordnet ist, und den „Informationsteil“ auf der linken Seite (Abb. 10).

Das erste Objekt, welches nach dieser Struktur (sechs Themen und drei Subthemen) bearbeitet wurde, war die Thermenanlage. Der Bearbeitungszeitraum hierfür lag bei ca. drei Monaten. Die Bearbeitung aller neun Objekte hätte somit ca. zwei Jahre in Anspruch genommen. Diese Zeitdimension war jedoch nicht realisierbar, da bis zur Fertigstellung und Präsentation zur Archäologischen Landesausstellung im Römisch-Germanischen Museum in Köln im Jahre 2000 noch etwa ein Jahr zur Verfügung stand. Es war also notwendig, die Fülle der Inhalte zu straffen und die geplante Informationsstruktur in Teilen zu verändern. Die immer wiederkehrenden Objektthemen blieben erhalten, jedoch wurde in der Themenanordnung eine benutzerbezogene Hierarchie eingeführt. An erster Stelle steht nun zu jedem Objekt ein Film, der eine Kurzinformation vermittelt. Die Kernstruktur eines Films besteht aus der Darstellung der Gegenwart (Ausgrabungsbefund oder Teilrekonstruktion im APX) in Form von Fotos und/oder Zeichnungen und aus Animationen der Computermodelle, welche die Nutzung bzw. Funktion in der Vergangenheit zeigen.

An zweiter Stelle stehen die sog. Themenseiten zu den Bereichen Geschichte, Architektur, Grabung, Funktion und APX, jeweils mit Informationen in Bild, Grafik, Text und Film, und an dritter



11 Film des Objektes „Stadtmauer“.



12 VRML-Modell der großen Thermen mit dem Steuerungselement „Cortona-Player“.

Stelle virtuelle und interaktiv zu begehende Modelle der Gebäude. Die Subthemen wurden aufgegeben, ihre Essenz in die Themenseiten integriert. Die benutzerbezogene Hierarchie besteht nun darin, dass die Komplexität der Bedienung dieser Bereiche von oben (Film) nach unten (VR-Modelle) zunimmt.

Ein Film wird nur durch einen Mausklick aktiviert (Abb. 11), das Abrufen der Informationen auf den Themenseiten geschieht auf dieselbe Art und Weise, wobei weiterführende Inhalte mit Hilfe von Informationsverknüpfungen über Bild und Text verfügbar gemacht werden können. Die Bedienung der virtuellen Welt der Objektmodelle verlangt den geübten Umgang mit dem hierfür gewählten Steuerungselement „Cortona-Player“ (Abb. 12).

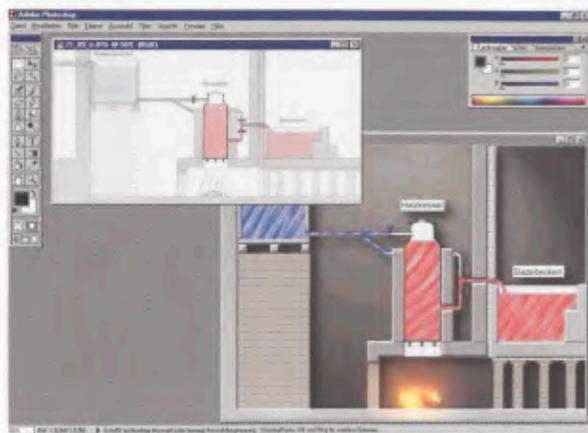
Film

Die Vorgehensweise für die Erstellung eines Films gliederte sich in drei Arbeitsschritte. Zunächst musste ein Drehbuch entwickelt werden, welches in skizzenhafter Form die Sequenzen darstellte (Abb. 13). Anschließend wurden die notwendigen Bilder und Grafiken aus dem digitalen Archiv aufbereitet. Um etwa die Erwärmung des Wassers in der Ofenanlage der großen Thermen deutlich zu machen, wurde eine vorhandene Zeichnung eingescannt und entsprechend animiert, so dass die Fließrichtung des Wassers vom Behälter in den Ofenraum und anschließend in das Badebecken sichtbar wurde (Abb. 14).

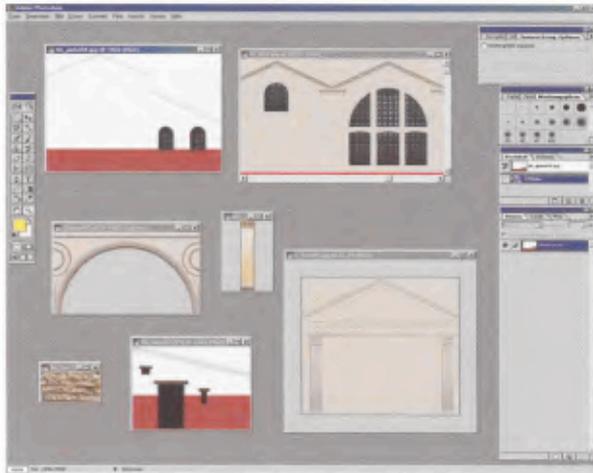
Im nächsten Schritt wurde das Computermodell mit einem 3D-CAD-System modelliert und für die Schluss-Sequenz visualisiert. Zum Schluss wurden

Drehbuch-Skizze Große Thermen	
1. Bildschirmfüllend ein Foto des Ausgrabungsortes - Abdrücke der Hypokaustenanlage (Dia, Cut 91/15) -> Bezug zum APX	
2. Überblendung zum Foto "Rekonstruktion der Hypokausten" (Dia, Herbeige/Bad) -> Bezug zum APX	
3. Überblendung zum Querschnitt des CAD-Modells (Sehn. v2) -> der Ort der Hypokaustenanlage innerhalb der Gesamtanlage wird deutlich.	
4. Einblenden der Handzeichnung "Badeszene und Ofen" (21.19.b) -> Animation von Feuer und Wasser um die Funktion deutlich zu machen	
5. Überblendung zum VRML-Modell. Zoom vom Ofenbereich in die Totale -> der Ort des Ofens innerhalb der Gesamtanlage wird deutlich	
6. 360°-Drehung des CAD-Modells aus Vogelperspektive	

13 Drehbuch zum Film zu den Großen Thermen.



14 Veränderung einer Zeichnung mit dem Programm „Photoshop“.



15 Texturen.

die Einzelemente mit einem Filmgenerierungsprogramm zusammengestellt, mit Ton unterlegt und in die gewünschte Sequenz gebracht.

Virtuelles Modell

Die Grundlage für die Erstellung der sog. VRML-Modelle (VRML = Virtual Reality Modelling Language) waren die Geometriemodelle der Studenten. Sie waren jedoch in ihrer Datenmenge so umfangreich, dass sie mit einem herkömmlichen PC nicht in Echtzeit hätten bewegt werden können. Es war also notwendig, die Datenmenge zu reduzieren. Hierfür wurden die wesentlichen Gebäudekonturen mit einem CAD-System nachgebaut und detailliertere Situationen wie zum Beispiel im Bereich von Fenstern und Gesimsen durch das Aufbringen von Texturen erzeugt. Die Texturen wurden mit einem Bildbearbeitungsprogramm auf der Grundlage von Rekonstruktionszeichnungen hergestellt (Abb. 15).

Die VRML-Modelle der neun Objekte bildeten ein Hauptelement im gesamten Projekt. Archäologisch stellten sie sich neben die gebauten Modelle und forderten zum Vergleich heraus. Die digitalen Modelle können ungleich mehr von dem zeigen, was die archäologischen Ausgrabungen und Forschungen ergeben haben. Sie können die Gestalt der Bauten oder ganzer Gebäudegruppen wiedergeben, ihre Farbe, ihre Wirkung bei jeder Tageszeit und in jeder Perspektive.

Der Detailreichtum kann sehr viel größer sein als der von gebauten Modellen oder Architekturmustern, sowohl hinsichtlich ihres Realitätsgrades als auch hinsichtlich ihres Abstraktionsgrades. Die be-

weglichen VRML-Modelle spiegeln den Betrachtern, die sich in ihnen mit der Maus bewegen, eigene Bewegungen vor, sie bringen damit die Betrachter in ein eigenes definierbares Verhältnis zum Bau.

Die einzelnen Modelle wurden in vielen Schritten korrigiert, verändert und verfeinert. Korrekturen wurden für alle Projektteilnehmer zu einer besonderen Herausforderung.

Es handelte sich aber nicht allein um eine interdisziplinäre Zusammenarbeit mit den Vorteilen der Addition von Potential. Vielmehr war die Erkenntnissteigerung für alle beteiligten Disziplinen von erheblicher Bedeutung. Für die Archäologie lag sie zum Beispiel darin, dass durch die Umsetzung von Rekonstruktionen, also Vorstellungen von antiken Gebäudesituationen, in 3D-Modellen die Plausibilität nebenbei schnell und umfassend überprüft wurde.

Für die Archäologie könnte also die computergestützte Visualisierung eine rasche und exakte Kontrolle ihrer Ergebnisse ermöglichen. Neben der Wirkungsweise in Richtung auf die Öffentlichkeit dürfte dies eine ihrer wesentlichen Anwendungsmöglichkeiten sein.

Team und interdisziplinäre Arbeit

Das Projektteam bestand in der Anfangsphase aus dem Architekten und wissenschaftlichen Mitarbeiter Thorsten Henkel, welcher gemeinsam mit den Archäologen Anita Rieche (Publikationen und Öffentlichkeitsarbeit APX/RMX), Ulrich Brandl (Vollontär APX/RMX) und Gundolf Precht (Bauhistoriker, Architekt und Leiter APX/RMX) unter der Leitung von Claus Dießenbacher (freischaffender Architekt und Dozent an der HS-Anhalt) die konzeptionelle Struktur entwickelte. Im weiteren Verlauf der Projektbearbeitung fand eine Differenzierung der Aufgabenbereiche und somit auch eine Erweiterung der Teammitglieder statt. Anita Rieche beschäftigte sich mit der archäologischen Konzeption, Gundolf Precht mit der architektonischen Rekonstruktion und Ulrich Brandl mit der Materialrecherche. Die Umsetzung der VRML-Modelle, der Videoanimationen und der Filme wurde von den Grafikdesignern Frank Dießenbacher und Ingo Mesche vollzogen. Die Informatiker Thomas Klute und Jens Thiemann programmierten das Gesamtsystem und das Interfacelayout.

Dieses Spektrum von unterschiedlichen Disziplinen lässt vermuten, dass die Grenzen der Tätigkeiten klar definiert waren, während der Projektarbeit zeigte sich jedoch, dass jeder gefordert war, sich mit den spezifischen Arbeitsmethoden und den Inhalten der jeweils anderen Disziplin auseinander zu setzen, ja sogar Teilbereiche dieser zu erlernen. Am Beispiel der Visualisierung des Innenraums der Cella des Hafentempels wird dieses besonders deutlich.

Das Drehbuch für den Film des Tempels sah vor, neben der Darstellung der Teilrekonstruktion im APX und der Visualisierung der ursprünglichen gesamten Gebäudesituation anhand eines Computermodells auch einen Eindruck der Architektur und der Atmosphäre des Cellarraumes zu vermitteln. Das Problem hierbei war jedoch, dass es überlieferte Belege weder über den dort verehrten Gott noch über das Aussehen des Kultbildes gibt. Dieses musste also mit einer gewissen Unschärfe dargestellt werden, und zwar so, dass seine Bedeutung sich selbst erklärte. Der erste Anlauf des Grafikdesigners, den David von Michelangelo auf den Sockel zu stellen, machte deutlich, wie groß die inhaltliche Distanz zwischen den beiden Disziplinen war. Diese Form der Darstellung stieß natürlich auf rigorose Ablehnung der Archäologen (Abb. 16).

Man einigte sich darauf, eine Abstraktionsform zu suchen, welche ausschließlich die menschenähnliche Form des Gottes erkennbar machen sollte. Zunächst wurde versucht, mit Hilfe von wenigen 3D-Linien eine räumliche Figur zu zeichnen, um die Unschärfe des Wissen deutlich zu machen (Abb. 17). Auch dieser Versuch scheiterte, da die besondere Form der Darstellung erst recht die Aufmerksamkeit des Betrachters auf die Statue gelenkt hätte und somit eher die Frage nach dem möglichen ‚Gott‘ hätte aufkommen lassen. Erst nach einer gemeinsamen Studie von Kultbildern in der Literatur wurde die geeignete Darstellung gefunden; eine Kaiserstatue. Dieses Bild wurde eingescannt und mit Hilfe eines 3D-CAD-Systems in eine abstrakte, unscharfe räumliche Darstellung gebracht (Abb. 18).

Interdisziplinäre Kommunikation

Die Kommunikation zwischen den Projektpartnern fand im Wesentlichen, aufgrund der räumlichen Distanz der Teammitglieder, im Austausch von



16 Götterstatue im Hafentempel; Versuch 1.



17 Götterstatue im Hafentempel; Versuch 2.



18 Götterstatue im Hafentempel; endgültige Version.

Email-Nachrichten via Internet statt. Die Archäologen hatten ihren Standort in Xanten, der Grafiker in Wesel, die Informatiker in Dortmund und die Architekten in Dessau. Dieses, so könnte man glauben, stellt im Zeitalter der digitalen Kommunikation kein großes Problem dar. Die Archäologen verfügten zu Beginn des Projektes jedoch weder über die entsprechenden Hardwarevoraussetzungen noch über die Kenntnisse im Umgang mit dieser Form des Informationsaustausches. Es war also notwendig, hierfür in Xanten die erforderliche Plattform zu schaffen und insbesondere für den interdisziplinären Kommunikationsprozess eine eigene Sprache bzw. Terminologie zu entwickeln. Interessant waren z. B. die Missverständnisse, die sich aus einigen Schlüsselbegriffen der Informatik ergaben, die gleichzeitig als Schlüsselbegriffe von Didaktik ein völlig anderes Feld abdecken. Sollte z. B. ein Bild oder ein Wort mit einer weiteren Information verknüpft werden (Link), so wurde dieses, in der Sprache der Informatiker ‚intelligent‘ gemacht, welches im allgemeinen sozialwissenschaftlichen Verständnis verwirrend ist. Oder die Bezeichnung ‚interaktiv‘ für Angebote an Nutzer und Nutzerinnen, die, bis auf die Bedienung der virtuellen Modelle, lediglich in der Wahl zwischen mehreren Möglichkeiten besteht.

Präsentation und Verfügbarkeit des Info-Systems in der Öffentlichkeit

Im Rahmen der Landesausstellung „Millionen Jahre Geschichte – Fundort NRW“ im Römisch-Germanischen Museum in Köln im Jahre 2000 wurde das Informationssystem erstmalig der Öffentlichkeit vorgestellt. Die Gesamtdarstellung erfolgte in einem $3 \times 3 \times 3$ m großen Aluminiumtower, welcher im Eingangsbereich des Museums stand (Abb 19).

Ein Film von etwa 10 Minuten Länge, welcher auf einer 7 m^2 großen Leinwand auf einer Seite des Info-Towers zu sehen war, bot dem Besucher zunächst die Möglichkeit wesentliche Inhalte zur Archäologie der römischen Stadt in Augenschein zu nehmen. Dieser Film ist, bis auf die Eingangssequenz, ein Zusammenschritt sämtlicher Einzel filme der jeweiligen Objekte im Informationssystem. Hierbei befindet sich der Betrachter in einer quasi klassischen Haltung eines Museumsbesuchers; er betrachtet ein ‚Exponat‘, in diesem Fall eben den Film.



19 Computerdarstellung des Ausstellungstowers.

Wurde er hierdurch angeregt, etwas mehr zu einem Objekt bzw. einem Thema erfahren zu wollen, so konnte er sich an eine der sechs Computerstationen begeben und in eine aktive/interaktive Auseinandersetzung mit den Inhalten treten. Die technische Ausstattung der PCs entsprach der eines handelsüblichen Computers, lediglich mit einer Aufrüstung im Bereich der Verarbeitung von grafischen Daten.

Ausstattungsmerkmale einer Computerstation waren

- Midi Tower,
- Pentium III-500,
- 128 MB SD RAM,
- 20 GB Festplatte,
- Grafikkarte: ASUS GeForce V6800,
- Optische MS Maus,
- Netzwerkkarte 100 Mbit,
- Boxen 80W,
- Bildschirm: Belinea 19".

Der Film wurde mit einem Beamer (Nec LCD Datenprojektor Modell MT-830) über eine Distanz von ca. 5 Metern von der Decke auf den Tower projiziert.

Die architektonische Inszenierung des Systems in Form des genannten Aluminiumtowers sollte den High-Tech Charakter des digitalen Mediums unterstützen und bewusst eine Abgrenzung gegenüber den anderen ‚analogen‘ Exponaten schaffen.

Die großzügige Verglasung des Eingangsbereiches des Museums bot die Möglichkeit, den Tower

so zu positionieren, dass der Gesamtfilm auch vom Roncalli-Platz aus betrachtet werden konnte, was Passanten zum Museumsbesuch animieren sollte.

Die Präsentation von Teilen des Informationssystems auch im Internet (www.apx.lvr.de) hat eine rege Nachfrage nach einer CD-ROM ausgelöst. Da die ursprüngliche Version in Umfang und Software nicht auf diese Verwendung angelegt war, bedurfte es umfangreicher Arbeiten, die Datenmenge von über 3.500 MB auf knapp 650 MB zu reduzieren. Technisch war eine Adaption auf alle HTML-Browser notwendig, so dass Text, Bild und Ton in dem ästhetischen Layout des Informationssystems erscheinen. Um das Spektrum der Multimedien wie z. B. Film und virtuelle, interaktiv zu bedienende Modelle verfügbar zu machen, wurden die notwendigen Softwaresysteme auf der CD untergebracht und können bei Bedarf auf dem lokalen Rechner installiert werden.

Die Lehren für zukünftige Projekte

Multimedia (Wirkungsweise der (3D-) VRML-Modelle auf den Benutzer)

Einige Wirkungen der Modelle waren von Anfang an deutlich: Durch ihre Beweglichkeit – seinerzeit noch mit filmischen Mitteln erreicht – vermitteln sie den Betrachtern eine neue Freiheit in der vermeintlich eigenen Bewegung und stellen eine verloren geglaubte Komplexität einer historischen Wirklichkeit dar. Diese Wirkung erzielt das Medium Computer durch die Glaubwürdigkeit, die die neueste Technik besitzt.

Die virtuellen Modelle standen nun neben den materiellen, die seit 20 Jahren den Hauptbestandteil des APX bildeten. Das Verhältnis dieser beiden Modellarten zueinander galt es zu klären. Die materiellen Modelle, Kopien ohne Vorbild, sind größengetreu, materialgetreu und standortgetreu und wiederholen somit wesentliche Merkmale des Originals. Mit diesen Eigenschaften kann das virtuelle Modell nicht konkurrieren. Dennoch besitzt es eine hohe, wenn nicht deutlich höhere Glaubwürdigkeit, als bilde es direkter aus der Vergangenheit die Vorbilder ab. Die Modelle sind im Gegensatz zu den materiellen aus jeder Perspektive zu betrachten, und sie sind komplett, geben folglich einen Eindruck vom unzerstörten, vollständigen Bau wieder. Vor allem das letzte Merkmal ist von Bedeutung, erspart es dem Betrachter doch die Mühe der

„Hochrechnung“ aus angebotenen Teilen zum vollständigen Bild.

Möglicherweise reichten aber diese Merkmale allein noch nicht für die besondere Wirkung der virtuellen Modelle aus. Zwei Wirkungsweisen wären vorstellbar: Die Benutzer, die den Einsatz von CAD beim Entwurf zumindest kennen – also etwa den Bau des Potsdamer Platzes zu Berlin verfolgt haben – werden vielleicht unbewusst die Beglaubigung des Machbaren sehen und auf die Vergangenheit zurückrechnen; diejenigen, die Computerspiele nutzen – also die Jüngeren – sind andererseits an die Ästhetik der Modelle gewöhnt und besitzen eine hohe Bereitschaft, sich von der Atmosphäre einfangen zu lassen.

Multimedia/digitale Technik

Die Möglichkeiten, Informationen multi- bzw. hypermedial verfügbar zu machen, ergeben einen Prozess der Digitalisierung von analogen Informationen, welcher vielerorts zu beobachten ist. Die Erfahrungen in diesem Projekt zeigen, dass die Leistungsfähigkeit der multimedialen Techniken besonders im Bereich der „Virtual Reality“ von einer spezifischen Hard- und Softwareumgebung abhängig sind. Zur Zeit ist es zum Beispiel nicht möglich, das entwickelte Informationssystem zur Archäologie der CUT in vollem Umfang und in der gleichen Funktionsweise im Internet online verfügbar zu machen. Filme und VRML-Modelle müssen hier erst heruntergeladen werden, was in der Regel bis zu einigen Minuten dauern kann. Sollten die entsprechenden Softwaresysteme wie der „Cosmo-Player“ für die Benutzung der virtuellen Objekte nicht auf dem eigenen PC vorhanden sein, so müssen diese ebenfalls im Internet recherchiert, heruntergeladen und installiert werden. Schlussendlich ist die Leistungsstärke bzw. Konfiguration des eingesetzten PCs wichtig. Ist dieser mit einer nicht ausreichenden Grafikkarte ausgerüstet, so kann es zu Verlusten in der Informationsdarstellung kommen. Es kann also passieren, dass die Qualität einer Information durch die Funktionsfähigkeit der eingesetzten Multi-Medien beeinträchtigt wird, obwohl das Gegenteil das Ziel war.

Das virtuelle Projektbüro

Der Grabungs-, Rekonstruktions- und Forschungsprozess in der baugeschichtlichen Archäologie ist in der Regel dynamisch. Das bedeutet, dass einmal gewonnene Erkenntnisse zum Beispiel über die Form

einer Gebäudesituation durch weitere Funde im Grabungsprozess in Frage gestellt bzw. aktualisiert werden. Diese Situation hat natürlich auch Auswirkungen auf die Publikationen, welche in gewissen Zeitabständen aktualisiert werden müssten.

Wünschenswert wäre nun ein Informationssystem, welches diesem dynamischen Prozess gerecht wird, um sowohl den gegenwärtigen Stand der Forschung darzustellen, aber auch die Unschärfe der Kenntnisse über die Vergangenheit zu verdeutlichen.

Gegenwärtig bezeichnet man ein solches System als ‚virtuelles Projektbüro‘.

Das Ziel hierbei wäre, einen nicht verorteten Arbeitsbereich im Internet zu entwickeln, als Plattform für die zeitunabhängige Bearbeitung und den Austausch von Informationen.

Ein Bestandteil dieses VR-Büros könnte ein ‚digitales Archiv‘ mit der Funktionalität eines Datenbanksystems sein, in dem Fotos, Zeichnungen, Grafiken, Texte etc. zentral von den Projektbeteiligten verwaltet und ergänzt würden.

Die für den Austausch von Informationen essentiell wichtige (in Teilen interdisziplinäre) Kommu-

nikation zwischen den Arbeitspartnern würde im Wesentlichen mit Hilfe moderner digitaler Kommunikationssysteme (Email, Videokonferenz, Forum, etc.) geschehen.

Neben diesen Arbeitsbereichen bzw. -werkzeugen der Projektbearbeiter könnte es einen eigenständigen ‚Besucherbereich‘ geben, welcher interessierten Laien und Fachleuten die Möglichkeit bieten würde, die aktuellen archäologischen Erkenntnisse zu betrachten, ja sogar zu kommentieren.

Durch die Verfügbarkeit eines solchen Systems im Internet könnten externe Fachleute aus der ganzen Welt an einem Projekt beteiligt werden, wodurch das Bearbeitungspotential eines Projektes erheblich an Qualität gewinnen könnte.

Die Urheberschaft an Erkenntnissen würde aufgehoben und das gewonnene Wissen stünde der ganzen Welt kostenlos zur Verfügung.

Für die uneigennützig Überlassung von Text- und Bildmaterial habe ich A. Rieche (Xanten/Bonn), U. Brandl (Xanten), F. Dießenbacher (Xanten) und J. Thiemann (Dortmund) sehr herzlich zu danken.

Archäologischer Landschaftspark Fürstenberg

Konzept eines archäologisch-kulturlandschaftlichen Reservates

Als die Gletscher der Saaleiszeit sich vor etwa 200.000 Jahren aus dem Gebiet des heutigen nördlichen Niederrheins zurückgezogen hatten, blieben weithin sichtbare, aufgestaute Erd- und Gesteinsmassen stehen. Eine dieser sog. Stauchmoränen stellt im Raum Xanten der Fürstenberg dar, der von den Römern als Standort des Militärlagers Vetera I ausgewählt wurde. Die nach Süden, Westen und Norden hin ausstreichende Anhöhe überragt die Niederterrasse des Rheins heute um rund 50 m. Ursprünglich erstreckte sich der Höhenrücken im Osten und Nordosten bis zum Rhein. In den letzten Jahrtausenden kann die Moräne dort jedoch nur eine schwache Ausprägung gehabt haben, da der Fluss sein Bett seit dem späten Mittelalter ohne größere Widerstände stetig in Richtung Westen verlagert hat. Tacitus beschreibt in seinen Historien sogar, dass zwischen Legionslager und Rhein eine sumpfige Niederung lag (HIST. V 17–19). Seine Informationen bezog er wahrscheinlich von Plinius dem Älteren, der in der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. in Vetera stationiert war und über entsprechende Ortskenntnisse verfügte. Als Relikt der Flussverlagerungen ist heute im Gelände noch der Altrhein im Bereich der Bislicher Insel zu beobachten. Er hat mit seinem Prallhang im Osten des

Fürstenbergs in der frühen Neuzeit eine deutlich sichtbare Kante herausgearbeitet.

Im Rückblick auf die letzten Jahrhunderte lassen sich anhand des historischen Kartenmaterials im Umfeld des Fürstenberges einige Veränderungen beobachten. Die Karte „Grafschaft Moers“ von Johann Mercator aus dem Jahre 1591 (Abb. 1) zeigt noch keine Bewuchs- oder Höhenmerkmale auf. Dargestellt ist nur das Kloster „Vorstenberg“, an dem westlich, also auf dem Höhenrücken, die Straße Richtung Xanten vorbeiführt. Die Trassenführung ist vermutlich identisch mit der heute noch vorhandenen, als Wirtschaftsweg genutzten „Römerstraße“. Etwas detaillierter ist die Karte „Herzogtum Cleve“ von Wilhelm Bleau (Abb. 2) um 1620: sie zeigt den Fürstenberg als weitgehend unbewaldete Anhöhe, auf der das genannte Kloster liegt. Er führt die Straße östlich am Hangfuß vorbei. Die im Auftrag des preußischen Königs 1731 erstellte Karte des Vermessungsingenieurs Foris (Abb. 3) bildet den mit Bäumen bestandenen östlichen Steilhang und ebenfalls das Kloster ab. Die von Xanten her kommende Straße führt, nach Südwesten abknickend, darauf zu.

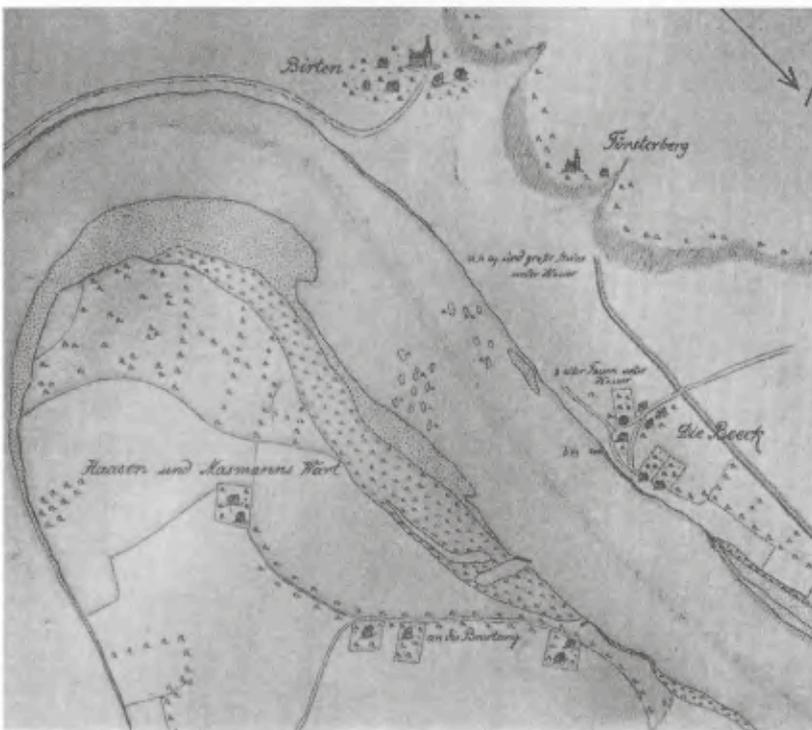
Die Karten des 16.–18. Jahrhunderts besitzen bezüglich der Flächennutzung keinen Aussagewert.



1 Karte von Mercator, 1591.



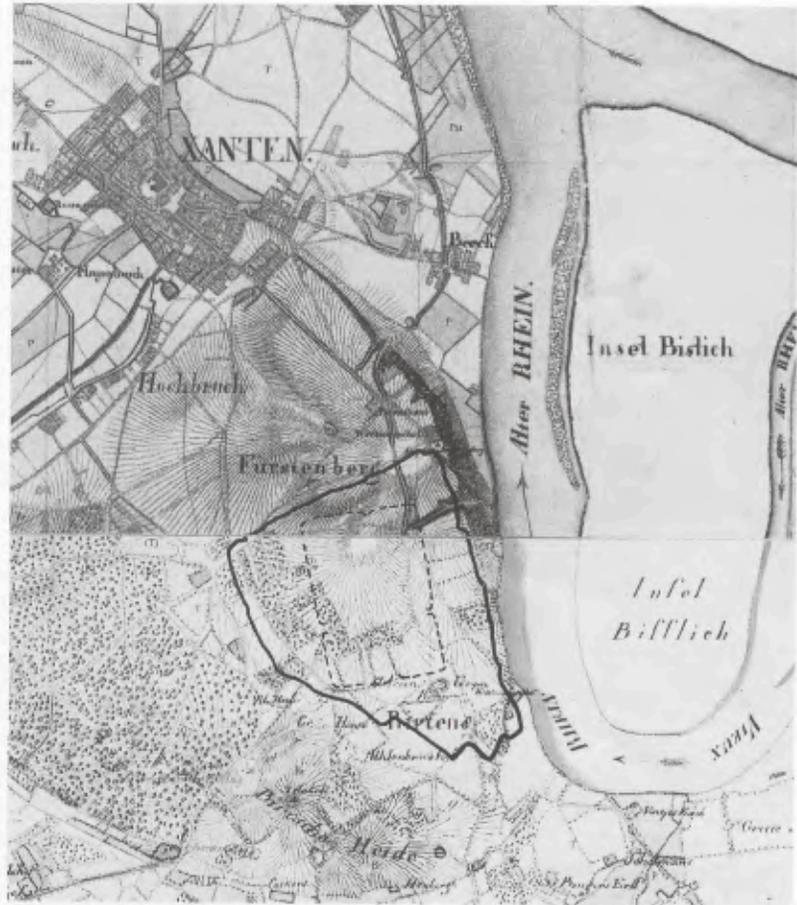
2 Karte von Bleau, 1620.



3 Karte von Foris, 1731.

Dass und inwieweit auf dem Fürstenberg Ackerbau betrieben wurde, zeigt sich erstmals auf Darstellungen des 19. Jahrhunderts. Dies trifft sowohl auf Tranchot/von Müffling 1803–1820 (Abb. 4) als auch auf die „hydro-techniko-graphische“ Karte des königlich-Preußischen Regierungs- und Wasserbau- rates Friedrich Eversmann von 1836 (Abb. 5) zu. Beide weisen die gesamte Hochfläche des Fürsten-

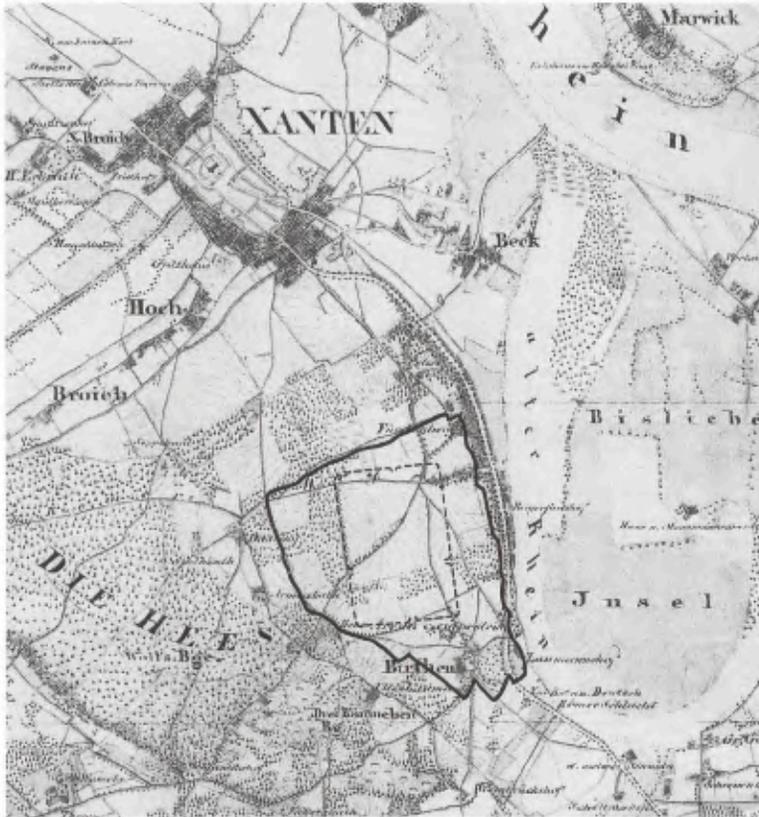
berges als ackerbaulich genutzte Zone aus. Gehölze bzw. kleine Waldparzellen sind entlang des Prallhangs zum Altrheinarm hin und vor allem im Westen eingezeichnet. 1836 ist erstmals nach dem Kartenstand von 1620 die Straße wieder am östlichen Hangfuß unterhalb der Steilkante dargestellt. Die Trasse ist mit der heute noch bestehenden B 57 identisch. Gegenüber dem älteren Kartenmaterial



4 Karte von Tranchot/v. Müffling, 1803–1820.



5 Karte von Eversmann, 1836.



6 Preußische Uraufnahme, 1843.



7 Preußische Neuaufnahme, 1892.

verzeichnet die Preußische Uraufnahme von 1843 (Abb. 6) größere Waldbestände nördlich der Ortschaft Birten und neue Grünlandflächen im Norden des Bodendenkmals. Die Preußische Neuaufnahme von 1892 (Abb. 7) beschreibt dagegen einen gravierenden Rückgang der Bewaldung am Prallhang, auf dem Plateau und im Westen des Areals. Das Wegenetz ist erweitert durch die zwischenzeitlich gebaute Eisenbahnlinie von Wesel nach Goch, die eine künstliche Trennung zur „Hees“ darstellt. Die Bereiche mit ackerbaulicher Nutzung nehmen zu. Diese Entwicklung setzt sich das gesamte 20. Jahrhundert hindurch fort, so dass heute nur noch kleine, vereinzelt Gehölzstrukturen im Gelände sichtbar sind. Der Rest besteht mehr denn je aus großen Ackerflächen.

Erste Ausgrabungen fanden bereits in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts auf Veranlassung des Niederrheinischen Altertumsvereins Xanten e. V. statt. Weitere Untersuchungen gab es durch das damalige Bonner Provinzialmuseum in den Jahren 1905 bis 1914 und 1925 bis 1933. Danach wurden die archäologischen Tätigkeiten eingestellt, da die Erforschung eines römischen Lagers als Instrument der Unterdrückung von ‚freien Germanen‘ nicht in das politische Konzept der nationalsozialistischen Regierung passte. Nach dem zweiten Weltkrieg haben vor allem Ergebnisse aus Baustellenbeobachtungen, Luftbildprospektion, Begehungen und physikalischen Messungen zur Ergänzung der Erkenntnisse beigetragen. So kennen wir heute fünf zeitlich aufeinander folgende Militärlager aus einem Zeitraum von 12 v. Chr. bis 70 n. Chr. Am besten erforscht ist das 56 ha (621 × 902 m) große sog. neronische Zweilegionenlager, das um 60 n. Chr. erbaut wurde. Es besaß als Umwehrung eine Mauer mit einem Doppelgraben und vier Lagertoren. Im Innenraum fand man das übliche rechtwinklige Straßensystem und das zentral gelegene Lagerforum, an das sich die Unterkunft des Kommandanten und die Verwaltungsgebäude anschlossen. Nach 10-jährigem Bestehen wurde das Lager durch die aufständischen Bataver dem Erdboden gleichgemacht, laut Tacitus (HIST. IV 22) nachdem die Lagerbesatzung zuvor die *canabae legionis* selbst zerstört hatte. Vermutlich handelte es sich hierbei um eine Politik der ‚verbrannten Erde‘.

Im Osten, Süden und Westen sind auf dem Fürstenberg durch einige Suchschnitte und Baustellenbeobachtungen Bestandteile der neronischen

canabae archäologisch nachgewiesen. Dort waren auch Zivilbehausungen angesiedelt, in denen vermutlich die ‚Familien‘ der Soldaten wohnten. Der römische Legionär durfte zwar erst nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst heiraten, man kann jedoch davon ausgehen, dass es durchaus zu eheähnlichen Beziehungen mit einheimischen Frauen gekommen ist, aus denen auch Kinder hervorgingen. Des Weiteren gab es Handwerksbetriebe und Freizeitstätten. Hierzu ist auch das heute noch bestehende und für volkstümliche Aufführungen genutzte Amphitheater zu rechnen. Es ist nur deshalb erhalten geblieben, weil es durch die Jahrhunderte als Ort des Martyriums des heiligen Viktor angesehen wurde.

Im Südosten liegt im Bereich des Kirchenhügels das Gräberfeld mit bislang über 60 nachgewiesenen Brandbestattungen aus augusteischer bis vespasianischer Zeit. Einige dieser Gräber kamen bereits beim Bau der Birtener Gemeindekirche in den Jahren 1902–03 zutage. Die meisten Bestattungen wurden jedoch erst bei der Gründung des Waldfriedhofes im Jahre 1960 ausgegraben. Vereinzelt römische Gräber fanden sich auch nördlich des Lagers. Sie waren entlang der römischen Straße in Richtung auf die Colonia Ulpia Traiana lokalisiert, deren genauen Verlauf wir bis heute nur im Stadtgebiet Xanten kennen.

Am 1. Juli 1980 trat das „Gesetz zum Schutz und zur Pflege der Denkmäler im Lande Nordrhein-Westfalen“ in Kraft. Hier wird unter anderem als Aufgabe definiert: „Denkmäler sind zu schützen, zu pflegen, sinnvoll zu nutzen und wissenschaftlich zu erforschen. Sie sollen der Öffentlichkeit im Rahmen des Zumutbaren zugänglich gemacht werden“ (§ 1,1). ... „Baudenkmäler und ortsfeste Bodendenkmäler sind so zu nutzen, dass die Erhaltung der Substanz auf Dauer gewährleistet ist“ (§ 8,1). Damit überträgt der Gesetzgeber einen Teil der Verantwortung auf die Eigentümer und Bewirtschafter eines Bodendenkmals.

Da die archäologische und historische Bedeutung von Vetera I längst unumstritten belegt war, wurde am 2. April 1981 der Stadt Xanten der Antrag auf Unterschutzstellung des neronischen Legionenlagers und des Amphitheaters vorgelegt. Der Bodendenkmalbereich wurde in der Folgezeit durch die Einbeziehung der *canabae legionis* und des Gräberfeldes nochmals erweitert und am 26. November 1984 erneut der Stadt zur Kenntnis

gebracht. Eine Eintragung des ersonnenen Lagers in die Liste der Bodendenkmäler erfolgte im Jahr 1986; die Denkmaleigenschaft der *canabae* und des Gräberfeldes wurde dabei zunächst nicht anerkannt. Sie erfuhr erst eine Berücksichtigung am 22. Oktober 1991 im Anschluss an einen Erlass des damaligen Ministers für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen vom 18. Dezember 1990. Betroffen waren seinerzeit über 50 Eigentümer, von denen drei Parteien einen Widerspruch einlegten. Das Eintragungsverfahren war erst im Jahre 1997 endgültig abgeschlossen, nachdem die Klage eines Eigentümers vor dem Oberverwaltungsgericht Münster zurückgezogen worden war. Somit umfasst das Bodendenkmal heute im Wesentlichen den Bereich zwischen Oberbirten im Süden und dem Fürstenberg-Weg im Norden sowie der Bahnlinie im Westen und der B 57 im Osten.

Mit Ausnahme des Bereiches rund um die Kirche ist das Bodendenkmal seit 2000 Jahren nicht überbaut worden. Ein Ende der 1980er Jahre angedachter Bebauungsplan am Heesweg gelangte wegen der Belange des Denkmalschutzes nicht zur Ausführung. Lediglich fünf Bauvoranfragen, die schon früher eingereicht worden waren, wurde noch stattgegeben.

Im Landschaftsplan „Raum Xanten“ des Kreises Wesel (1983) und in den Gebietsentwicklungsplänen des Regierungsbezirks Düsseldorf (1986; 2000) ist der Fürstenberg östlich der Römerstraße als 46,8 ha großes Naturschutzgebiet ausgewiesen. Der gesamte restliche Bereich unterliegt bis zur Hees dem Landschaftsschutz. Die Gehölzstrukturen entlang des Prallhangs, an den Hohlwegen und im Bereich oberhalb der Eisenbahntrasse sind im Biotopkataster Nordrhein-Westfalen als schutzwürdige Zonen kartiert. Die Festsetzung als Natur- und Landschaftsschutzgebiet hat Konsequenzen zur Folge: „Nach § 34 Abs. 1, 2 LG NW sind ... alle Handlungen verboten, die zu einer Zerstörung, Beschädigung oder Veränderung des geschützten Gebietes oder seiner Bestandteile oder zu einer nachhaltigen Störung führen können.“ Bezogen auf das Bodendenkmal und parallel zum Denkmalschutzgesetz NW greift hier besonders, dass bauliche Anlagen nicht errichtet oder verändert werden dürfen. Untersagt ist auch, „Aufschüttungen, Abgrabungen, Ausschachtungen, Sprengungen oder die Gewinnung von Bodenbestandteilen vorzunehmen.“ Der Landschaftsschutz verbietet speziell für den Fürstenberg

darüber hinaus „Reliefveränderungen“. Eine großflächige, mit Eingriffen in Boden und Natur verbundene Nutzungsänderung wird somit rundum ausgeschlossen. Daher gelangte ein 1988 seitens der Stadt Xanten vorgelegter Plan, auf dem Fürstenberg einen Golfplatz anzulegen und damit das Bodendenkmal zusätzlich zu ‚schützen‘, sowohl aus der Sicht des Natur- und Landschaftsschutzes wie auch von Seiten des Denkmalschutzes nicht zur Ausführung.

Trotz der Eintragung als Bodendenkmal und trotz der Einschränkungen durch Natur- sowie Landschaftsschutz ist Vetera I seit Jahrzehnten in mehrfacher Hinsicht von Zerstörung bedroht:

1. Durch intensive landwirtschaftliche Nutzung, vor allem durch Einsatz des Tiefpflugs, werden oberflächennahe Architekturbereiche in Mitleidenschaft gezogen. Wandert man kurz vor der Aussaat neuer Feldfrüchte über den Fürstenberg, sind in großen Bereichen Konzentrationen von Ziegelbruchstücken und anderen Baumaterialien auf dem Acker zu beobachten. Hinzu kommt, dass eine seit den 1990er Jahren mit Unterstützung der Deutschen Bundesstiftung Umwelt und des Landes Nordrhein-Westfalen durch die Universität Trier durchgeführte Untersuchung auf dem Fürstenberg ergeben hat, dass deutlich erhöhte Nitratgehalte im Sickerwasser vorhanden sind, die offensichtlich durch landwirtschaftliche Düngung verursacht werden. Darüber hinaus wurden konzentrierte Chlorid- und Sulfatablagerungen registriert. Diese Überfrachtung des Bodens führt nachweislich zu „immissionsbedingten“ Schädigungen an den noch in situ befindlichen Metallobjekten. Konkret bedeutet das, dass sie deutliche Korrosionserscheinungen aufweisen, der Metallkern häufig schon zerstört ist. Dies war bei nahezu allen, im Rahmen der Versuchsreihe im Jahre 1994 geborgenen und durch die Forschungs- und Materialprüfungsanstalt Baden-Württemberg untersuchten Funden aus Vetera I der Fall, während sich die in den Ausgrabungen 1905 bis 1933 geborgenen Metallgegenstände in einem hervorragenden Zustand befinden.
2. Nach starken Regenfällen treten, bedingt durch die Hanglage, häufig Erosionsschäden in Form von Bodenabschwemmungen und Rinnenbildungen auf. Dies ist besonders stark im Westen des Bodendenkmals entlang der Bahnlinie zu beob-

achten. Sie musste Anfang der 1990er Jahre sogar einmal gesperrt werden, da nach einem starken Gewitter Erdmassen auf die Schienen hinab gespült worden waren. Dabei waren auch Reste von Mauern aus den *canabae* freigelegt worden.

3. Seit Jahrzehnten führt unerlaubtes Nachforschen nach römischen Kulturgütern durch Raubgräber zu umfangreichen Befunderstörungen und Diebstahl von Fundgut. Bereits mehrfach wurden unbefugte Personen beim Einsatz von Metall-detektoren dingfest gemacht. Ihre Suche galt vornehmlich römischen Münzen und Schmuck. Im Jahre 1986 konnte eine größere Raubgrabung in der *retentura* des neronischen Lagers beobachtet werden. Die Raubgräberaktivitäten, die übrigens auch bei den ortsansässigen Landwirten heftigen Unmut hervorrufen, gehen oftmals auf das Konto von Zugereisten: So beobachtet man hier nicht nur lokale KFZ-Kennzeichen, sondern auch solche aus den Niederlanden, aus Niedersachsen, Schleswig Holstein oder Baden-Württemberg.

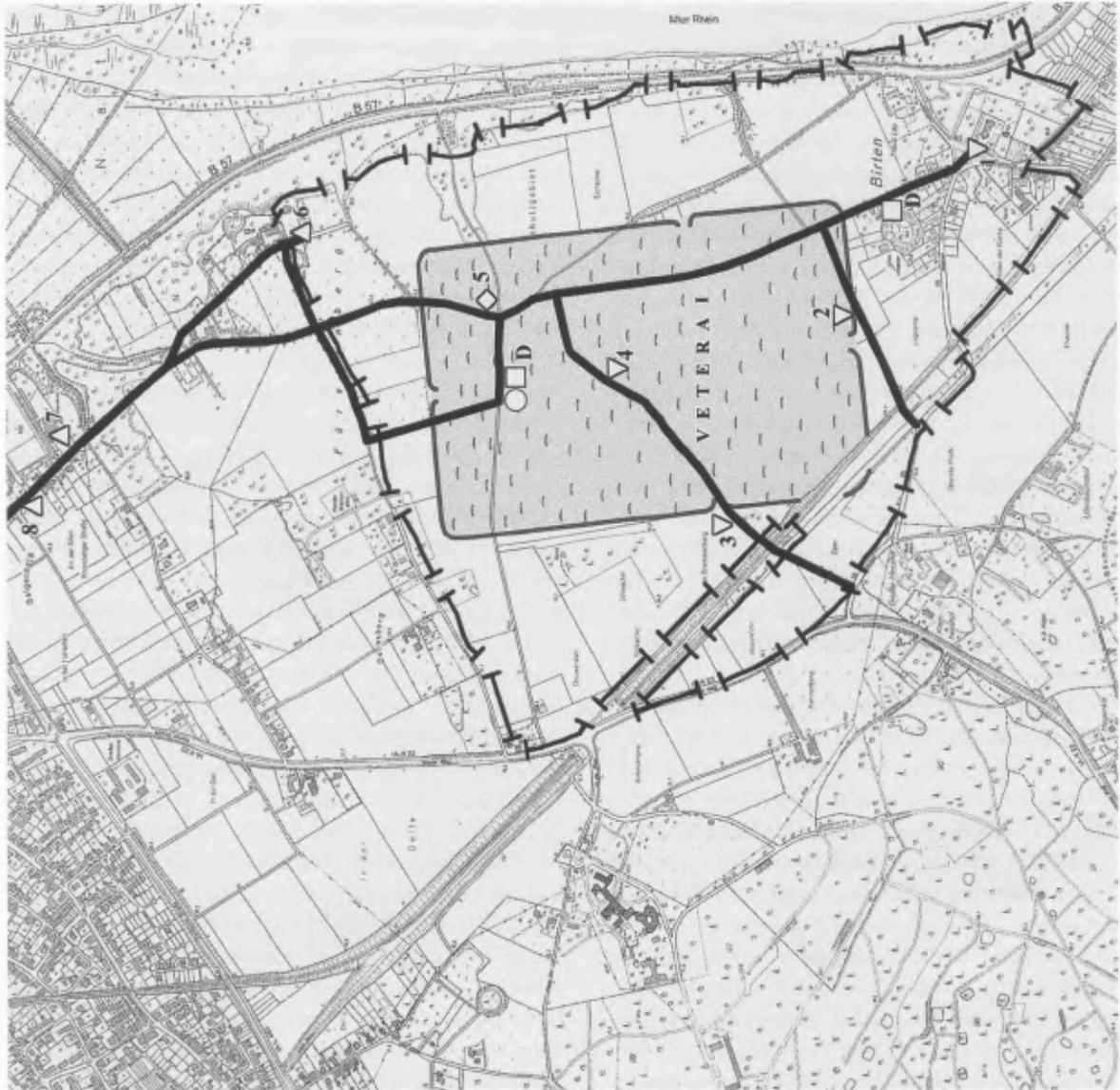
Um die fortschreitende Zerstörung zum Stillstand zu bringen, wurde seit Ende der 1980er Jahre diskutiert, das Bodendenkmal mit finanzieller Hilfe der Nordrhein-Westfalen-Stiftung Naturschutz, Heimat- und Kulturpflege in die öffentliche Hand zu überführen, also durch Kauf zu erwerben, und in ein archäologisch-kulturlandschaftliches Reservat umzuwandeln. Partner und Antragsteller bei der Nordrhein-Westfalen-Stiftung war zunächst der Niederrheinische Altertumsverein Xanten e. V., später der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz e. V. Erste Gespräche hinsichtlich der Realisierbarkeit des Vorhabens fanden im Juni 1989 statt. In den 1990er Jahren wurde durch das Rheinische Amt für Bodendenkmalpflege und durch das Umweltamt des Landschaftsverbandes Rheinland unter Berücksichtigung der Vorgaben aus dem Denkmalschutz und dem Naturschutz ein landschaftliches Entwicklungskonzept erarbeitet. Damit trat das Projekt in eine konkrete Phase ein (Abb. 8. 9).

Aus kultureller Sicht ist das Hauptanliegen zum Schutz und zum Erhalt des Bodendenkmals, den Bereich aus der intensiven ackerbaulichen Nutzung herauszunehmen. Statt dessen soll die Fläche dauerhaft begrünt und den Landwirten als Mähwiese oder Weideland zur Verfügung gestellt werden. Durch den Wegfall des Pflügens wird einerseits das Bodengefüge nicht mehr gestört. Andererseits führt

eine dauerhafte Begrünung dazu, dass Erosionsschäden nicht mehr bzw. nicht mehr in gravierendem Maße auftreten. Darüber hinaus kommt es, anders als bei einem ständigen Wechsel zwischen Brache und Ackerbau, zu einem permanenten Nitratentzug aus dem Boden, der die fortschreitende Zerstörung der Metallobjekte unterbindet.

Die Umwehrgung des 56 ha großen neronischen Lagers kann innerhalb dieser umgewandelten Landschaft durch flach wurzelnde Heckenstrukturen aus Weißdorn, Schlehe, Hundsrose, Pfaffenhütchen und Wildobstarten nach oben hin sichtbar gemacht werden. Begleitet werden diese artenreichen Gehölzstrukturen von einem rund 3 m breiten Kräuter- und Staudensaum, der alle drei bis fünf Jahre zur Verhinderung einer weiteren Verbuschung gemäht werden wird. Vor dem westlich gelegenen Wald kann auf die Anpflanzung zugunsten der Anlage von Benjeshecken verzichtet werden. Hierzu wird vorhandenes Gehölzschnittmaterial als lang gestreckter Wall aufgeschichtet, innerhalb dessen sich durch Samenflug verbreitete Pflanzen zu einem dauerhaften Gebüsch entwickeln. Die Lagertore werden durch herausragende Solitärbaumgruppen hervorgehoben. Die bestehenden, bislang landwirtschaftlich oder durch Spaziergänger genutzten Wege bleiben erhalten. Die naturnahe landschaftliche Anpflanzung und die Nutzung als Extensivgrünland erleichtern die spätere Pflege, die nach einer zweijährigen Entwicklungspflege auf ein Minimum reduziert werden kann: abschnittsweise Auf-den-Stocksetzen der Gehölze im Abstand von 10 bis 15 Jahren. Durch die Umwandlung der Flächen und die Sichtbarmachung eines Teils der archäologischen Befunde stellt Vetera I im Kulturraum Xanten ein attraktives Ausflugsziel und Erholungsgebiet dar.

Um den Besucherinnen und Besuchern das Bodendenkmal zu erschließen, ist geplant, an markanten Punkten Tafeln und Schaubilder aufzustellen sowie an der höchsten Stelle, in Nähe der nördlichen Lagerbegrenzung, einen Aussichtsturm zu errichten (Abb. 8). Dort sowie am Amphitheater sollen zwei Dokumentationszentren eingerichtet werden, die dem Publikum Aufschluss über die kulturelle Einordnung von Vetera I geben: Der einführende Teil beschreibt die Lage des Bodendenkmals im antiken Naturraum und gibt einen historischen Überblick zur Expansionspolitik Roms, zum Limes und zum antiken Militärwesen, zur speziellen Bedeutung von Vetera I sowie zum



Grünland

Hecke/ Staudensaum

Wandweg

Bodendenkmal

Aussichtsturm

Dokumentationszentrum (D)

Standort der Informationstafeln

Römische Zeit

Mittelalter

Kulturlandschaft

1 Gräberfeld

2 u. 3 1. neronisches Lager

4 Innenbebauung des Lagers

5 Kulturlandschafts- und

Naturschutzgebiet

6 Kloster Fürstenberg

7 Galgenplatz

8 Leprosenhaus

9 u. 21 Straßen zwischen Vetera I /

Vetera II und der CVT

10, 18 u. 19 Gräberfelder

11 Legionsziegelei

12, 17 u. 20 Stadtbefestigung und

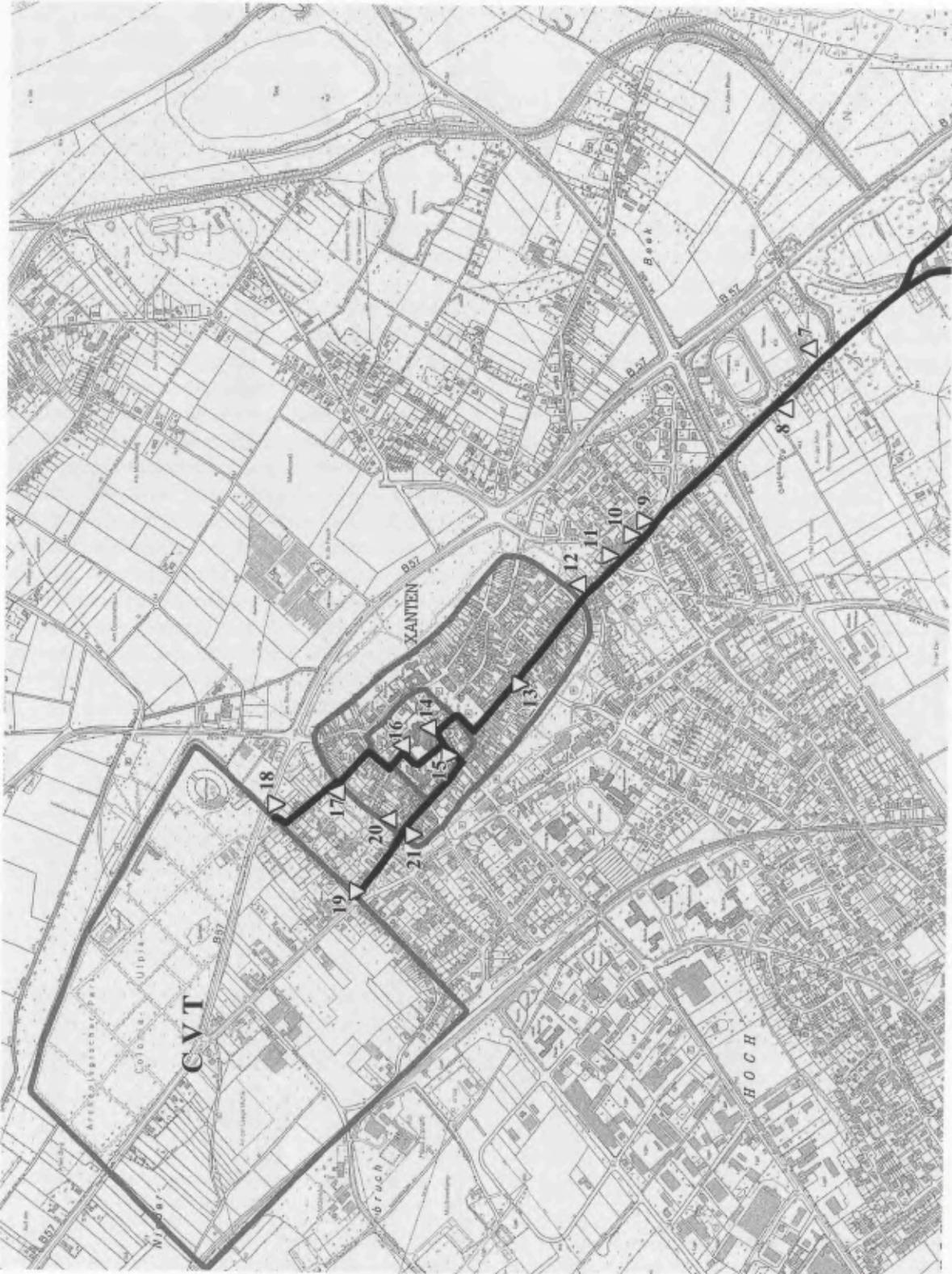
historische Stadt

13 Wasserleitung zur CVT

14 u. 16 Immunität und Dom

15 Töpfereibezirk

0 500 m



9 DGK 5 mit Rundwanderweg für den Archäologischen Landschaftspark und den APX.

Zusammenleben mit der einheimischen Bevölkerung. Ein weiterer Teil umfasst allgemein die Funktion und Organisation eines römischen Militärlagers. Der dritte Teil gibt Aufschluss über die Einzelbereiche von Vetera I aufgrund der archäologischen Forschungen: über die Abfolge der fünf Lager von augusteischer bis neronische Zeit, die Organisation und Funktion der *canabae legionis*, den antiken Friedhof und die Bestattungssitten. Um den Besuchern und Besucherinnen die Möglichkeit zu geben, sich auszuruhen, ist geplant, die Dokumentationszentren zu überdachen und mit Bänken und vielleicht auch mit Tischen auszustatten. Außer den beiden Dokumentationszentren gibt es zusätzliche Infotafeln an weiteren Standorten: zum antiken Friedhof am Fuße des Kirchhügels; über die Abfolge der fünf Lager am West- und Südtor des neronischen Lagers; zur Innenbebauung im Zentrum des neronischen Lagers; zum Kulturlandschafts- und Naturschutzgebiet Fürstenberg an der Wegespinne.

Zwecks Einbindung des archäologischen Landschaftsparks Fürstenberg in den Kulturraum Xanten ist die Ausweisung eines Wanderwegs geplant, der Vetera I und den Archäologischen Park verbindet (Abb. 9): in der Nähe archäologisch nachgewiesener Fundstellen im Stadtgebiet sollen weitere Schautafeln zur römischen Siedlungsgeschichte aufge-

stellt werden. Berücksichtigung finden hierbei u. a. die Straßen zwischen Vetera I sowie Vetera II und der Colonia Ulpia Traiana (heute: Viktorstraße, Marsstraße, Klever Straße), die Legionsziegelei (heute: Lüttinger Straße, Georg-Bleibtreu-Straße), der Töpfereibezirk (heute: Regionalmuseum/Domimmunität), die Wasserleitung von der Hees zur CUT (heute: Marsstraße) und die Gräberfelder (heute: Viktorstraße, Klever Straße, Siegfriedstraße, Domimmunität).

Ende 1997 war durch den Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz e. V. ein konkreter Antrag zur Finanzierung des Projektes bei der Nordrhein-Westfalen-Stiftung eingereicht worden. Eine erste, siebenstellige Rate wurde im Jahre 1998 bewilligt. Da die Ackerflächen auf dem Fürstenberg in den meisten Fällen die Existenzgrundlage für die ortsansässigen Landwirte darstellen, war durch die am Projekt beteiligten Institutionen von vorne herein klar gestellt worden, dass der Landkauf und die Flächenumwandlung ohne Zwang und zu realistischen Bedingungen für die Eigentümer durchgeführt werden muss. In der Konsequenz bedeutet dies, dass in vielen Fällen ortsnahe, für den Ackerbau taugliche Bereiche zu erwerben und als Ersatzflächen zur Verfügung zu stellen sind.

Literatur

- D.V. DETTEN, Die Überreste der augusteischen und tiberischen Legionslager von Vetera I auf dem Fürstenberg bei Xanten. In: J.-S. KÜHLBORN (Hrsg.), *Germaniam Pacavi – Germanien habe ich befriedet* (Münster 1995) 59–77.
- M. GECHTER, Die Anfänge des niedergermanischen Limes. *Bonner Jahrb.* 179, 1979, 1–138.
- DERS. in: H.G. HORN (Hrsg.), *Die Römer in Nordrhein-Westfalen* (Stuttgart 1987) 619–625.
- N. HANEL, Vetera I und der Beginn der römischen Herrschaft am Niederrhein. In: G. PRECHT/H.-J. SCHALLES (Hrsg.), *Spurenlese. Beiträge zur Geschichte des Xantener Raumes* (Köln 1989) 59–68.
- DERS., *Vetera I. Die Funde aus den römischen Lagern auf dem Fürstenberg bei Xanten*. *Rhein. Ausgrabungen* 35 (Bonn 1995).
- H. HINZ, Ein frühromisches Gräberfeld auf dem Kirchhügel in Birten, Kreis Moers. *Beitr. Arch. röm. Rheinland* 3. Rhein. Ausgrabungen 12 (Bonn 1972) 24–83.
- H.G. HORN/A. THÜNKER, *Zeitmarken – Landmarken. Bodendenkmäler in Nordrhein-Westfalen* (Köln 2000) 244–249.
- J. KLOSTERMANN, Die Entstehungsgeschichte der Xantener Landschaft. In: G. PRECHT/H.J. SCHALLES (Hrsg.), *Spurenlese. Beiträge zur Geschichte des Xantener Raumes* (Köln 1989) 11–38.
- P.A. MEMMESHEIMER/D. UPMEIER/H.D. SCHÖNSTEIN, *Denkmalrecht Nordrhein-Westfalen* (Köln 1989).
- J. OBLADEN-KAUDER/S. VOGEL, *Vetera I. Römische Legionslager mit Canabae, Amphitheater und Friedhof 12 v. Chr. – 70 n. Chr. Konzept eines archäologisch-kulturlandschaftlichen Reservates* (unveröffentlicht 1997).
- H. VON PETRIKOVITS, Art. ‚Vetera‘. In: *Pauly’s Realencyclopädie der class. Altertumswiss.* 8 A, 2 (Stuttgart 1955) col. 1801–1834.
- C.B. RÜGER, *Das Amphitheater in Birten bei Xanten*. *Das Rhein. Landesmus.* Bonn 5/1969, 67.
- D. SOECHTING, *Birten/Vetera Castra*. In: W. SÖLTER (Hrsg.), *Das antike Germanien aus der Luft* (Bergisch Gladbach 1981) 257–260.
- TACITUS, *Historien*. *Deutsche Gesamtausgabe* (Stuttgart 1968).

„Denkmallandschaften“ am Niederrhein

Geschichte wird nicht nur durch geschriebene Quellen überliefert und durch museale Präsentation erlebbar gemacht, sie zeigt sich auch in der vom Menschen gestalteten Landschaft, in der wir leben¹. Am Niederrhein haben sich an verschiedenen Orten Spuren der kulturellen Entwicklung seit der Römerzeit bis in die Gegenwart erhalten. Landschaften, in der Zeugen menschlicher Kulturleistung von allgemeiner Bedeutung verdichtet auftreten, können „Denkmallandschaft“ genannt werden². Die Denkmallandschaft ist ein Teil der Kulturlandschaft, die ihre Entstehung dem Zusammenwirken von Mensch und Natur über lange Zeiträume bis in die Gegenwart verdankt. Es handelt sich jeweils um einen Ausschnitt, nämlich einerseits aus großräumigen Zusammenhängen, andererseits um einen begrenzten zeitlichen Abschnitt. Bei der historischen Kulturlandschaft, um die es sich bei der Denkmallandschaft handelt, wird wie beim Einzeldenkmal vorausgesetzt, dass sie bedeutend für die Geschichte des Menschen und/oder die Entwicklung der Region ist und wegen ihrer wissenschaftlichen, künstlerischen oder sonstigen Aussagekraft erhaltenswert ist³. Zunehmend befasst man sich auch auf internationaler Ebene, beispielsweise bei der Aufnahme von Kultur- und Naturerbestätten in die UNESCO-Liste, mit großflächigen „Denkmalbereichen“⁴.

Im Idealfall handelt es sich bei einem derartigen Bereich um ein „anschaulich gewordenes Geschichtsgebiet“⁵. Nicht immer ist allerdings Ge-

schichte am Objekt unmittelbar ablesbar. Sie zeigt sich, überlagert von jeweils späteren Ereignissen, oftmals nur in Spuren. Historische Schichtablagerungen der einzelnen Phasen sind häufig nicht oder nur undeutlich wahrnehmbar. Oftmals erschließt erst das intensive Studium der Quellen die Bedeutung der sichtbaren Spuren und lässt weitere Erkenntnisse zu. Dabei zeigt sich, inwieweit die ablesbare Gestalt bereits ihrerseits auf Historisches verweist und damit Geschichte repräsentiert.

Mithilfe der Denkmalkunde⁶ werden die vorhandenen Spuren mit historischen Geschehnissen in Zusammenhang gebracht. Bei der Spurensuche spielt die Archäologie selbstverständlich eine besondere Rolle, zumal sie mit speziellen Methoden arbeitet und beispielsweise die Stratigraphie einbezieht. Sie befasst sich heute mit Dokumenten aus aller Zeit und jeglicher Art, soweit diese Spuren der Geschichte bergen. Gleichzeitig werden gestaltbildende Elemente analysiert und zur Charakterisierung des Bereiches herangezogen.

Dieser Beitrag, der aus einem Vortrag im Regionalmuseum Xanten im Jahre 1999 hervorgegangen ist, soll auf Erscheinungsformen der historischen Kulturlandschaft in unterschiedlichster Form hinweisen. Er gibt mit – zugegeben teilweise ungewöhnlichen Beispielen – nur einen kurzen Einstieg in das Gesamtthema der „Denkmallandschaft“⁷.

Durch eine ausgezeichnete Fotoausstellung im Römisch-Germanischen Museum in Köln und der Veröffentlichung „Zeitmarken, Landmarken“⁸ aus

¹ Der erste Provinzialkonservator P. CLEMEN bezeichnete Bauwerke als ‚steinerne Chroniken‘, welche die Geschichte des Ortes enthalten. In: Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz 1, 1907, 7–16: „Was wir wollen? Ziele und Aufgaben.“

² Den Begriff „Denkmallandschaft“ hat vor allem T. BREUER geprägt: Österr. Zeitschr. Kunst u. Denkmalpflege 37, 1983, H. 3–4, 75–82: Denkmallandschaft. Ein Grenzbegriff und seine Grenzen.

³ Siehe Definition im Nordrhein-westfälischen Denkmalschutzgesetz § 2 Absatz 1.

⁴ Nach einer modernen Übersetzung der Charta von Venedig

wird der Begriff „Denkmalbereich“ allgemein für Mehrheiten im Sinne des Denkmalschutzes benutzt.

⁵ G. HAJÓS, Kunstgeschichte, Kunstgeographie, Ortsbildanalyse. Österr. Zeitschr. Kunst u. Denkmalpflege 37, 1983, H. 3–4, 82–92.

⁶ T. BREUER, Landschaft, Kulturlandschaft, Denkmallandschaft als Gegenstände der Denkmalkunde. Die Denkmalpflege 1, 1997, 5 ff.

⁷ Das Thema ist ausführlich behandelt in: B. PRECHT V. TABORITZKI, Die Denkmallandschaft. Siehe Literaturangabe.

⁸ H.G. HORN und A. THÜNKER, Zeitmarken/Landmarken. Boddendenkmäler in Nordrhein-Westfalen (Köln 2000).

dem Jahre 2000 fühlt sich die Verfasserin nachträglich in dem Anliegen bestätigt, Geschichte in Bildern von Kulturlandschaften anschaulich zu machen und ein Bewusstsein dafür zu entwickeln.

Xanten

Im Bereich der heutigen ‚Bislicher Insel‘ lag das römische Lager Vetera II, das nach 70 n. Chr. auf einer Anhöhe, dem Fürstenberg, entstand und 276 n. Chr. zerstört wurde. Seine Reste verschwanden im Mittelalter durch Erosion, nämlich die stetige Verlagerung des Rheins. Wenn aus der ersten Gründungsphase auch nur das Amphitheater in Birten in oberirdischen Resten erhalten ist, so ist doch der Fürstenberg insgesamt ein sprechender geschichtlicher Ort, zumal immer wieder Funde zutage kom-

men. Er ist Teil der historischen Kulturlandschaft Xantens, an deren Anschaulichkeit und Bedeutung kein Zweifel herrschen kann.

Da die Geschichte Xantens hier als bekannt vorausgesetzt wird, dienen die folgenden Anmerkungen nur zur Charakterisierung dessen, was die Denkmallandschaft in diesem Fall ausmacht. Die Situation – zwei ganz unterschiedliche Stadtzellen, die nicht übereinander, sondern nebeneinander liegen, aber auf einander bezogen sind – ist nahezu einmalig in Europa. Sie überliefert die römische Colonia Ulpia Traiana, die neben Köln die zweitgrößte Stadt Niedergermaniens war, und die mittelalterliche Stadt. Nach Aufgabe der römischen *civitas* in der Spätantike entstand nicht allzu lange danach über einer spätrömischen Grabkapelle außerhalb der römischen Stadt eine christliche Memorie, dann ein Stift mit Kirchbau, schließlich die befestigte



1 Luftbild ‚Bislicher Insel‘ südöstlich von Xanten.



2 Luftbild Xanten nach Norden.

Bischofsburg, um die sich die Kaufmannsstadt legte, die um 1200 als *oppidum* erwähnt wird. Insofern kann durch die unmittelbare Nachbarschaft von einer Kontinuität der Nutzung gesprochen werden. Das gilt auch für die Wiederverwendung des Steinmaterials der römischen Stadt, das für den Dom und die Befestigung der erzbischöflichen Burg benutzt wurde. Während die Baugeschichte der römischen Stadt archäologisch weitgehend erfasst ist, bezogen sich die Grabungen in der mittelalterlichen Gründung bisher auf den Dom und die Immunität. Einzelfunde wie die Steinsockel von Fachwerkhäusern sprechen dafür, dass weitere Dokumente der frühen Bürgerstadt, die im Laufe der Zeit beispielsweise nach Bränden überformt wurde, im Boden ruhen.

Beide Stadtzellen nehmen auch formal aufeinander Bezug, sind auf eine einheitliche Achse bezogen und in Nordwest-Südost-Richtung angelegt. Sie trennt nur eine schmale Zone, in der im Mittelalter Höfe, darunter vermutlich der Bischofshof lagen. Es gibt innerhalb des Bereiches Sichtbeziehungen vom und auf den Dom.

Trotz Zerstörung und Wiederaufbau bzw. Rekonstruktion sind beide Stadtzellen in ihrer historischen Grundform überliefert. Das bezeugen weniger die rekonstruierten Teile als die Grundstrukturen mit ihren Elementen und dem Bezug zueinander. Dabei entsteht ein Spannungsfeld zwischen der ummauerten großflächigen römischen Stadtanlage und der dicht bebauten mittelalterlichen, die auch heute noch durch Mauerring und Wallanlagen begrenzt ist.

Xanten ist mit seinen nebeneinander liegenden Zeugen der Stadtentwicklung ein nahezu einmaliges Beispiel einer ablesbaren Siedlungs- und Stadtgeschichte.

Die Parklandschaft von Kleve

Die Stadt Kleve, ausgezeichnet durch ihre mittelalterliche Silhouette von Schwanenburg und Stiftskirche, wird „wie ein kostbarer Edelstein“ im Südosten und Nordwesten von Parksystemen – dem Alten Park und dem Neuen Tiergarten – umschlossen. Diese sind auf bewaldeten Höhenrücken eiszeitlicher Endmoränen angelegt und greifen mit Alleen und Kanälen in die Rheinebene über. Ein Geflecht von Sichtschneisen und Alleen, zu Dreiecken geordnet, in Strahlenbündeln und Stern-



3 Stadt Kleve und ihre Parkanlagen von Michael Buyx 1829.



4 Blick zum „Amphitheater“.

plätzen gesammelt, hat der Stadt und der Landschaft ringsum einen unverwechselbaren Charakter aufgeprägt. Wenn auch dieses System infolge vieler Eingriffe im Laufe der Geschichte nicht mehr vollständig ist, so sind dennoch die Grundzüge, verstärkt durch teilweise Ergänzungen in den vergangenen Jahren, wieder ablesbar.

Der Schöpfer dieser einzigartigen Landschaft war Johann Moritz von Nassau-Siegen, Statthalter des Großen Kurfürsten in den 1609 erworbenen Territorien von Kleve, Mark und Ravensberg. Seine Anlagen in Kleve waren sicherlich durch seine vorhergehende Tätigkeit als Gouverneur bei der niederländischen Westindischen Compagnie in Brasilien geprägt, wo er „landeskulturelle Arbeiten“ zur Ausführung gebracht hatte. Der Kurfürst begann gleich zu Anfang seiner Regierung 1647 auf einem Berg außerhalb der Stadt mit dem Bau eines halbrunden Terrassengartens, dem später eine „Fontana miranda“ hinzugefügt wurde. Zur Ausstattung gehörten ursprünglich Trophäen, womit Kriegs-



5 Blick längs der Achse nach Norden zum Eltenberg.

gerät in die eigentlich friedliche Gartenkunst einbezogen wurde. Der Gesamtentwurf, der die Kenntnis italienischer, französischer und niederländischer Gartenarchitektur voraussetzt, stammt vermutlich von dem Niederländer Jakob van Campen. Die oberste Terrasse erhielt 1660 eine halbkreisförmige Galerie mit Antikenschauwand, die den Namen „Amphitheater“ begründete; sie umschloss einen Pavillon. Den Mittelpunkt bildete die Figur der Minerva. Unterhalb stand der Held Martin Schenk von Nideggen als Marsfigur auf hoher Säule. Nachdem 1741 eine eisenhaltige Quelle entdeckt worden war, diente der Terrassengarten auch als Kurpark. Eine Umwandlung zum Landschaftspark erfuhr die Anlage unter Maximilian Friedrich Weyhe, der anstelle der Galerie Tannen pflanzte. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts entstand der mittlere Monopteros, und es wurde nach dem Willen von Friedrich Wilhelm IV. ein Obelisk mit bekrönendem heraldischen Adler auf dem alles überragenden Berg aufgestellt. Beide zuletzt genannten Bauten prägen noch heute die gestaltete Landschaft.

Durch private Initiative erhalten wurde das 1844 errichtete Badehaus südöstlich des Amphitheaters, das über den Badesaal mit dem 1872 entstandenen Badehotel verbunden ist. Dort wurde vor kurzem ein städtisches Kunstmuseum eingerichtet.

Das Amphitheater ist über eine Achse, die durch einen von Lindenbäumen begleiteten Kanal weitergeführt wird und am Kirchturm des Damenstiftes

Hochelten auf dem Eltenberg endet, in das System von Freiflächen um den Tiergarten einbezogen. Den Beginn markieren zwei Inseln im Wasserbecken mit pflanzlicher Ornamentik, die das Johanniterkreuz darstellt.

Der Kurfürst hatte als Verbindung von der Stadt zu dem südlich gelegenen Park eine Allee mit einem mittleren Sternplatz anlegen lassen, in dessen Mitte die Figur des Cupido in Verbindung mit Trophäen stand. (Diese ist heute an verändertem Standort aufgestellt.) Den Tiergarten, nach den strahlenartig geführten Wegen auch „Sternbusch“ genannt, hatte der Kurfürst um 1650 anlegen lassen. Dort befand sich auch sein Landhaus „Freudenberg“. Von diesem sowie von weiteren Ausstattungsstücken des Parks und von den gestalteten Aussichtspunkten hat sich außer der eigenwilligen Grabstätte des Kurfürsten im Tal nichts erhalten. Es handelt sich dabei um ein antikenbesetztes Halbrund mit dem Durchblick auf ein Kenotaph in arkadischer Landschaft.

Die überlieferte Parklandschaft Kleves, die in den letzten Jahren in Details wieder verdeutlicht worden ist, prägt entscheidend die Stadtlandschaft Kleves mit ihrer sichtbar erhaltenen Stadtkrone.

Kevelaer

Der im 14. Jahrhundert erstmals erwähnte Ort war nach der Überlieferung noch 1626 ein Dorf mit wenigen verstreut liegenden Hofanlagen und der im Mittelpunkt errichteten St. Antoniuskapelle. Er wurde im Laufe der Jahrhunderte zu einer baulichen Gesamtanlage, die von der besonderen Nutzung, der Wallfahrt, geprägt ist. Schon die städtebauliche Grundfigur lässt die Funktion des Ortes



6 Kapellenplatz mit Gnadenkapelle.



7 Luftbild Kevelaer.

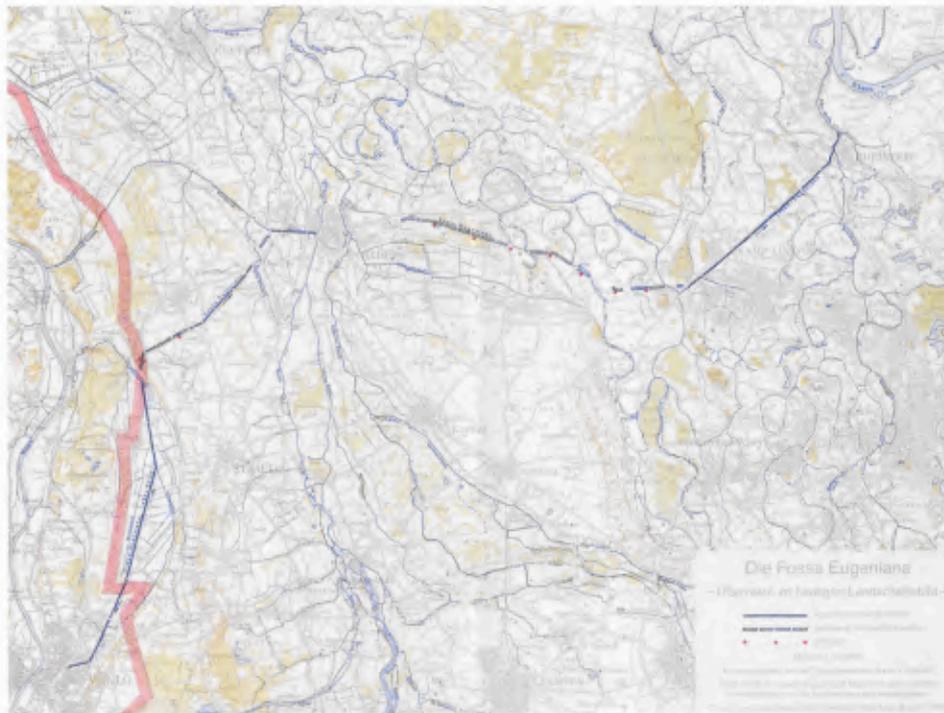
erkennen. Der historische Stadtkern umfasst die beiden Pole um die St. Antoniuskirche und den Kapellenplatz mit der Gnaden- und Kerzenkapelle, der neugotischen Basilika und dem Komplex des Priesterhauses sowie die dazwischen liegende Dreiecksfläche, die von Haupt- und Busmannstraße begrenzt wird. Hinzu gehören der Marienpark und der Kreuzweg beidseitig der Römerstraße.

Die Geschichte des Wallfahrtsortes begann 1642 mit der Aufstellung eines Bildstockes mit einem kleinen Madonnenbild an der Wegekreuzung von alten Handelswegen, die Rhein und Maas verbanden. Das Wunderbild war durch die Vision eines Handelsreisenden mit Namen Hendrick Busmann bekannt geworden. Kurze Zeit später setzte ein Pilgerstrom vor allem aus den benachbarten Niederlanden ein – Kevelaer gehörte seinerzeit zum Bistum Roermond –, der bis heute nicht versiegt. Es siedelten sich im 17. Jahrhundert zur Versorgung der Pilger Oratorianer an, die inmitten des Ortes ein Kloster gründeten. Um das Bildchen angemessen zu ehren, entstand die reich geschmückte Gnadenkapelle. Im 19. Jahrhundert gehörte der Pilgerort zum Bistum Münster. Er entwickelte sich mit Wallfahrtskirche, Beherbergungsbetrieben und

Devotionalienläden sowie Bürgerhäusern, die den gewachsenen Wohlstand der Einwohner dokumentieren, zu dem, was er heute noch ist: ein religiöser Mittelpunkt und die bedeutendste Pilgerstadt der Region. Die Wallfahrt hat trotz teilweiser Zerstörungen und Überformungen der Substanz in neuerer Zeit das Wesen und Erscheinungsbild der Stadt weiterhin maßgeblich geprägt. Kevelaer gehört zu den relativ wenigen Zeugnissen eines Städtebaus des 17. Jahrhunderts im Rheinland. Als Wallfahrtsort hat sich ein selten anzutreffender ablesbarer Ortstyp überliefert, der eine über den Niederrhein hinaus reichende Ausstrahlungskraft hat.

Fossa Eugenia

Das einzigartige Kanalprojekt trägt den Namen der Isabella Clara Eugenia, Statthalterin der spanischen Krone in den Niederlanden. Das Projekt eines Rhein-Maas-Kanals entstand während der langwierigen Auseinandersetzungen der Niederländer gegen die spanische Oberhoheit und sollte einem Wirtschaftsboykott gegen die niederländische Republik dienen. Das ältere Projekt des Ingenieurs Gerhard Haesenvoet, das einen Kanal von der Maas nach Geldern vorsah, wurde in die spanischen Pläne einbezogen. Von Issum bis Rheinberg sollte der Wasserweg durch kurkölnisches Gebiet verlaufen. Mit dem Kanalprojekt verbunden war die Schaffung einer zusätzlichen Verteidigungslinie. Nach Festlegung der endgültigen Trasse bildeten die befestigten Städte Rheinberg und Venlo die Endpunkte, während die Stadt Geldern einen Festungsschwerpunkt in der Mitte bildete. Auf halbem Wege dazwischen lagen jeweils eine große Erdschanze mit vier Bastionen sowie zahlreiche kleine Erdschanzen mit Halbbastionen. Erst bei Vermessungsarbeiten entlang der konzipierten Trasse ergab sich, dass der Kanal nur über Schleusen schiffbar war, um die Höhenunterschiede zwischen dem Rhein und der Maas auszugleichen, was das Projekt erheblich erschwerte. Gleich der Baubeginn 1626 gab Anlass zu militärischen Auseinandersetzungen der feindlichen Parteien. Infolge laufender Zerstörungen durch die feindlichen Truppen verzögerten sich die Kanalbauarbeiten, die ursprünglich für acht Monate angesetzt waren. Nach 1630 – die Niederländer hatten inzwischen mit Venlo und Rheinberg die Endpunkte der geplanten Rhein-Maas-Verbindung erobert – wurden die Arbeiten ganz eingestellt und der Han-



8 Fossa Eugeniana.
Ausschnitt aus der Topo-
graphischen Karte.

del entlang der Wasserwege wieder erlaubt. Im Friedensschluss 1648 in Münster sicherten sich die Niederländer gegen die Wiederaufnahme des Kanalprojekts ab. Dass der berühmte Maler Peter Paul Rubens Interesse an dem Kanalvorhaben bekundet hatte, ist ein Beweis für die Außergewöhnlichkeit dieses Projekts.

In napoleonischer Zeit kam der Verbindungskanal wieder ins Gespräch. Man entschied sich jedoch zugunsten des ‚Grand Canal‘ mit der Trassenführung von Neuss nach Venlo. Die Arbeiten dazu wurden im Jahre 1810 schließlich aufgegeben.

Spuren der beiden Vorhaben prägen noch heute die niederrheinische Landschaft. Während vom napoleonischen Projekt eine Abstiegsschleuse zur Maas zwischen Straelen-Herongen und Nettetal-Kaldenkirchen weitgehend erhalten ist, wurde die 1628 fertig gestellte Schleuse der Fossa Eugeniana am nördlichen Stadtrand Rheinbergs, die ursprünglich direkt am Rhein lag, rekonstruiert. Sie verdankt ihren Bestand einer Bürgerinitiative in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, die sich gegen den Abbruch wandte. Die Rekonstruktion ergänzt das Bild des Zeitdokuments in der niederrheinischen Landschaft, das an verschiedenen Stellen noch ablesbar ist.

Louisendorf

Durch preußische Kabinettsorder von 1820 wurde die Kolonie Louisendorf im damals heruntergewirtschafteten Kalkarer Eichen-Hainbuchenwald von Pfälzer Bauern gegründet, deren Vorfahren nach einem missglückten Versuch, nach Amerika überzusiedeln, zunächst auf der benachbarten Gocher Heide gesiedelt hatten. Der Initiator war ein Forstrat Zimmermann. Von ihm stammte auch der Entwurf eines regelmäßigen Straßenmusters, dessen Mittelpunkt eine quadratische Dorfaue bildete, die um 45 Grad zum Straßenraster gedreht war. Daraus abgeleitet waren die Parzellenzuschnitte. Insgesamt erstreckt sich die Anlage über 837 ha Fläche. Es gab strenge Vorschriften über die Ausrichtung und Herstellung der Gebäude und die Bepflanzung. Zimmermanns Ziel war es, zur „Ehrung der im Jahre 1810 heimgegangenen Königin Louise von Preußen dem verödeten Calcarwaldstrich eine ehrenvolle und erspriessliche Gestalt abzugewinnen und ihr dadurch ein bleibendes Denkmal zu setzen“. Während ähnliche Dorfformen unter absolutistischer Siedlungstätigkeit in Preußen und Österreich-Ungarn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts häufiger zur Anwendung kamen, gab es im Rheinland dazu kein Vorbild. Die strenge Geometrie wurde noch durch die Anlage eines



9 Schleuse bei Straelen-Louisenberg vom Grand Canal.

runden Ehrenhains in der Platzmitte unterstrichen, der aus 34 Eichen – entsprechend den Lebensjahren der verstorbenen Königin – bestand. Als um 1860 die Eichen dem Kirchbau in der Mitte des Dorfplatzes weichen mussten, ersetzte man sie durch zwei Kreise aus Linden. So ergab sich durch die zusätzliche Heraushebung der Mitte eine symbolische Überhöhung. In den Jahren 1887 und 1913 wurden anlässlich der 100. Wiederkehr des Todestages von Kaiser Wilhelm I. die Kaisereiche gesetzt und entlang der Innenseiten der den Platz begrenzenden Straßen 99 Linden zur Erinnerung an die Zahl der Regierungstage des Kaisers Friedrich III. gepflanzt. Zur Anlage von Obstbaumalleen zwischen den Gehöften kam es nicht, es wurden jedoch die Hofparzellen vom umgebenden Wirtschaftsland durch Hecken abgegrenzt und als niederrheinische Bauerngärten angelegt.

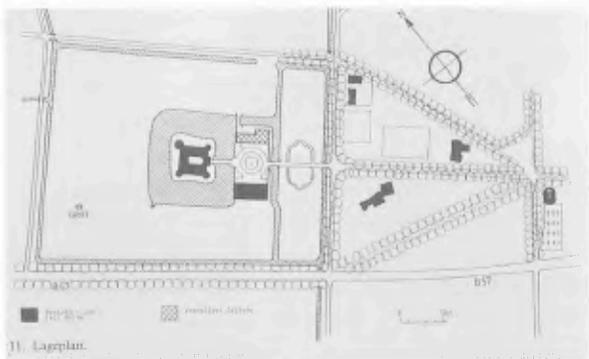
Der Kunstort mit seinem ungewöhnlichen Ortsgrundriss, der Heraushebung der Mitte um die Kirche, der überlieferten Bausubstanz und den zugehörigen Freiflächen ist bis heute in der niederrheinischen Landschaft als Unikum erlebbar.

Moyland

Das südlich von Kleve auf einem Höhenzug innerhalb des Tiller Bruches gelegene Schloss Moyland, das erstmalig im frühen 14. Jahrhundert erwähnt wird, befand sich im Mittelalter in wechselndem Besitz und wurde mehrfach umgebaut. Der Niederländer Alexander von Spaen gestaltete 1662 die mittelalterliche Wasserburg in eine Schlossanlage des frühen Barocks um und ergänzte sie um eine Vorburg; gleichzeitig gestaltete er die Park- und Gartenanlagen nach dem Vorbild der Residenzstadt Kleve. 1695 erwarb der preußische Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, der spätere König von Preußen, das Schloss; es wurde preußische Staatsdomäne. Von dort gingen die Hohenzollern auf Jagd in den Reichswald. Moyland ist auch bekannt als Ort der Begegnung Friedrichs des Großen mit dem französischen Gelehrten Voltaire in der Zeit vom 11. bis 14. September 1740. Im Jahre 1767 wurde Schloss Moyland (der Name soll „schönes Land“ bedeuten) von Friedrich II. an eine begüterte holländische Familie verkauft, in deren Besitz es lange blieb. 1854 wurde die Anlage durch den Kölner Dombaumeister Ernst Friedrich Zwirner im Stile der Neugotik überformt und durch



10 Luftbild Louisendorf.

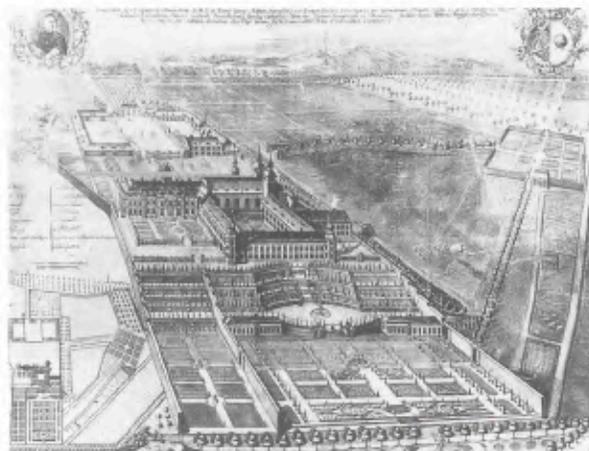


11 Bestandsplan vor Instandsetzung.
Schloss Moyland.

einen Vorbau ergänzt. Die Türme der Vierflügelanlage erhielten Zinnenkränze; auch die Vorburg wurde entsprechend umgestaltet. Das Innere behielt die reiche Barockausstattung und nahm eine berühmte Gemäldesammlung auf.

1945 wurde das Schloss schwer beschädigt und die barocke Einrichtung vollständig zerstört. Nach zahlreichen vergeblichen Versuchen einer neuen Nutzung wurde in den letzten Jahren der Wiederaufbau der Gesamtanlage und die Umnutzung zu einem Museum durch die Stiftung Museum Schloss Moyland e.V. erfolgreich betrieben. (Dass dort die berühmte Sammlung der Brüder van der Grinten, bei der der frühe Beuys im Mittelpunkt steht, untergebracht ist, trägt aktuell zur Bekanntheit des Ortes bei, hat aber mit der Wirkung als Kulturlandschaftsausschnitt nichts zu tun.)

Nach der äußeren Wiederherstellung der Bauanlage bei Verzicht auf die Rekonstruktion der Innenräume – der südliche Vorburgflügel wurde in neuen



12 Vogelschauansicht der Zisterzienserabtei Kamp.
Stich von Creite nach Querfurth 1747.

Formen ergänzt – wurde ein Konzept für die Parkanlagen entwickelt, um das Gesamtkunstwerk Schloss Moyland als wertvollen Bestandteil der Kulturlandschaft wieder zu gewinnen. Da jegliches Archivmaterial fehlt, wurde das Konzept der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zugrunde gelegt, als der Park in einen Landschaftsgarten umgewandelt wurde, zumal Spuren davon ablesbar und dokumentiert sind. Dazu waren einige Maßnahmen erforderlich wie Erhaltung und Sicherung der Wasserflächen, des Alleensystems, Lichtung des Parkraums, Wiederöffnung von Blickbeziehungen zum Schloss und in die umgebende Landschaft etc. Heute nach Fertigstellung sind Schloss und Park, der sich als gestalteter Raum in die Landschaft öffnet, ein wichtiger Bestandteil der Kulturlandschaft am Niederrhein.

Kloster Kamp

Kloster Kamp wurde 1122 unter Erzbischof Friedrich I. als erstes Zisterzienserkloster auf deutschem Boden vom französischen Kloster Morimund aus gegründet und war ehemals eine der bedeutendsten Kunst- und Kulturstätten am Niederrhein. Seit 1150 begannen die zunächst im Tal siedelnden



13 Luftbild Kloster Kamp mit wieder hergestelltem
Terrassengarten.

Mönche mit dem Bau der Klosteranlage auf dem Kamper Berg. Die Klosterkirche war 1182 vollendet. Im 15. Jahrhundert erfolgte eine grundlegende Erneuerung, im darauf folgenden Jahrhundert, während des Truchsess-Kölnischen Krieges, jedoch Zerstörung und Flucht des Konvents. Im 17. Jahrhundert, zu Beginn der eigentlichen Blütezeit des Klosters, entstand ein Kirchneubau mit zwei Chortürmen und geschweiften Dächern. Abt Franziskus Daniels aus Grevenbroich ließ um 1740 als vermittelndes Element zwischen Berg und Ebene einen in mehreren Stufen gegliederten Terrassengarten anlegen. Nach der Säkularisation wurde das Kloster weitgehend zerstört; nur die Kirche und Reste des Gartens blieben bestehen. Heute ist die Anlage nach der Neuansiedlung von Karmelitern wieder klösterlich genutzt. Nach wie vor überragen die Klosterkirche mit den Chorflankentürmen und das ehemalige Hospital mit geschweiftem Giebel die flache Niederrheinlandschaft. Der ursprünglich von den Wirtschaftsgebäuden und der Torkapelle begrenzte Platz vor der Kirche hat noch die aus der Klosterzeit stammende rechteckige Grundform. Am Abteiplatz sind in Stellung und fragmentarisch auch in der Substanz die Abteigebäude überliefert. Die vorgelagerten Terrassen des Barockgartens waren noch gut ablesbar und sind in den letzten Jahren nach Befund und mit zeitgemäßen Ergänzungen erneut angelegt worden, allerdings blieb ein Teilabschnitt des Gartens durch die Bundesstraße abgeschnitten.

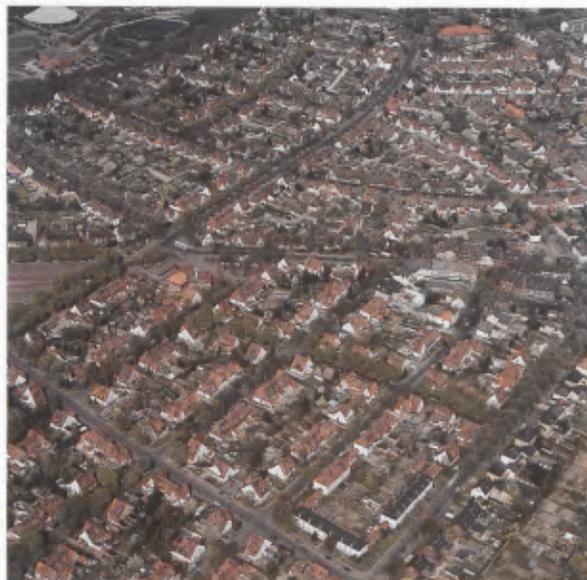
Kloster Kamp ist trotz der Verluste als bedeutender Ort, dessen Ursprung in romanische Zeit zurück reicht, in seiner Lage und Gestalt ablesbar. Es ist ein Dokument der ersten Zisterziensergründung in Deutschland und der Siedlungsgeschichte am unteren Niederrhein. Von überregionaler Bedeutung ist auch die barocke Umgestaltung mit der Anlage des Terrassengartens, welcher heute wieder annäherungsweise erlebbar ist.

Zeche Friedrich Heinrich und Arbeitersiedlung Kamp-Lintfort

Kloster Kamp und die alte Siedlung Lintfort sind erst in jüngerer Zeit zu einer städtischen Einheit zusammengefasst worden. Wie so manche andere linksrheinische Gemeinde nördlich von Krefeld ist auch Kamp-Lintfort von dem etwa 1850 vom Ruhrgebiet her den Rheinstrom überschreitenden Stein-



14 Luftaufnahme Zeche Friedrich Heinrich Kamp-Lintfort.



15 Luftaufnahme Arbeitersiedlung Kamp-Lintfort.

kohleabbau geprägt. Seinen Aufschwung nahm der Ort 1906, als das Grubenfeld aus dem Besitz des Friedrich Heinrich von Diergardt zur Errichtung des Steinkohlenbergwerks Friedrich Heinrich Aktiengesellschaft an eine französische Bankengruppe verkauft wurde. 1907 begann das Abteufen, 1912 wurde die erste Kohle gefördert. 1969 übernahm die Ruhrkohle AG die Zeche, deren Kokerei 1978 stillgelegt wurde. Der gewaltige Förderturm prägte ab den 50er Jahren das Bild, nachdem er das stählerne Fördergerüst ersetzt hatte.

Um die enorme Bevölkerungsentwicklung, die durch den Betrieb der Zeche entstand, aufzufangen – 1914 war die Bevölkerung von 8.100 auf 14.000 Einwohner gewachsen –, entstand ab 1910 in unmittelbarer Nachbarschaft eine Bergarbeitersiedlung. Die ersten vierzig Einzelhäuser waren bereits 1910 an der Ebertstraße fertiggestellt. Man legte Wert auf individuellen Wohnungszugang, eigenen Garten und Stall. Die Gesamtsiedlung, die mit ihren verschiedenen Bautypen eine überdurchschnittliche Wohnqualität hatte, ist von der Gartenstadtidee beeinflusst. Wenn auch die Siedlung, die aufwendig instandgesetzt wurde, Bestand hat, so ist doch die Einheit von Siedlung und Zeche durch die Aufgabe der ursprünglichen Nutzung gefährdet.

Verkehrs-Trassen als Zeugnisse der Geschichte

Griethausen ist eine alte Rheinhafenstadt, die zur Erhebung des Rheinzolls 1364 vom Grafen von Kleve gegründet wurde. Da jedoch der Rhein bereits im 15. Jahrhundert sein Bett verlagerte, stagnierte die Entwicklung der planmäßig angelegten kleinen Stadt. Von besonderem Interesse ist der Ort wegen der fast 500 m langen Eisenbahnbrücke, die seit der Eröffnung der Eisenbahnlinie von Kleve nach Elten und Zevenaar im Jahr 1865 besteht und über einen Altrheinarm führt. Der Entwurf wird dem Königlich Geheimen Oberbaurat Emil Hartwich zugeschrieben; die Ausführung übernahmen die Firma Harcourt und die Kölnische Maschinenbauanstalt. Die Brücke gilt als das älteste Beispiel einer stählernen Fachwerkbrücke mit Parallelgurten in Westdeutschland. Ihre Hauptöffnung überspannt mehr als hundert Meter, hinzu kommen zwanzig Glieder von je zwanzig Metern als Vorflutbrücke. Durch die Stilllegung der Strecke ist die Brücke funktionslos geworden. Doch prägt sie als bedeutendes Zeugnis der Eisenbahngeschichte die Kulturlandschaft.

Um für die Kohleförderung ein leistungsfähiges Transportmittel zu schaffen, plante man ab 1908 die Eisenbahnstrecke von Moers nach Geldern. Wegen des ersten Weltkriegs konnte die Strecke nicht fertiggestellt werden. Heute stellt die Trasse im Abschnitt bei Hartefeld in der Landschaft ein eindrucksvolles Merkmal dar, das zugleich als oberflächiges Bodendenkmal anzusehen ist.



16 Luftaufnahme Griethausen Kreis Kleve.

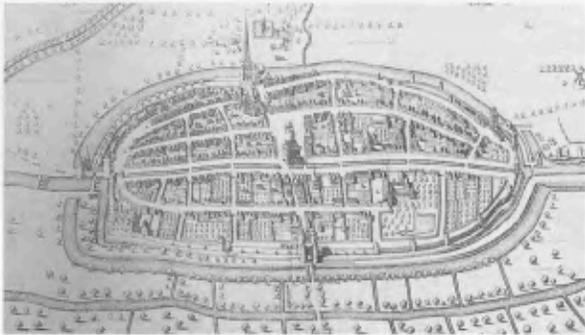


17 Luftaufnahme Bruchgebiet der Düffel mit einer aufgegebenen Trasse der B 9 (nahe Kleve).

Das Bruchgebiet der Düffel ist als Überwinterungsort von Wildgänsen geschützt. Um das Schutzgebiet auf Dauer zu erhalten, wurde der Bau der B 9 in Richtung Kleve unterbrochen. Prägend in der Landschaft aber bleibt die Trasse mit dem riesigen Kreisel, die langsam von der Natur zurückerobert wird, als neueres Zeitdokument und zukünftiges Bodendenkmal.

Kalkar

Die Stadt Kalkar entstand 1230 auf zuvor unbesiedeltem Gelände durch Graf Dietrich V. von



18 Kalkar nach M. Merian 1646.



20 Kalkar, Kellergrundrisse in der Innenstadt.



19 Luftaufnahme Innenstadt Kalkar.

Kleve im Rahmen der Festigung mittelalterlicher Territorien am unteren Niederrhein. Es handelt sich um eine planmäßige Anlage mit zentralem Markt- platz; die seit der Römerzeit wichtige Rhein- uferstraße wurde verschoben und als Nord-Süd- Achse integriert. Um 1300 erweiterte man die Stadt in östlicher Richtung und bezog den ehemals be- grenzenden Monnebach ein, wovon die Graben- straße Zeugnis ablegt. Der günstigen Lage und dem damaligen Wollhandel der um 1242 mit Stadt- rechten ausgestatteten Ansiedlung ist ihre Blütezeit im 14./15. Jahrhundert zu verdanken. Es entstand die Stadtmauer mit vier Toren, eine Stadtburg für die Klever Grafen im Südosten, die – wie auch ein Dominikanerkloster an der Grabenstraße – nicht erhalten sind. Der Marktplatz wurde erweitert und ein Rathaus mit hohem Walmdach und Zinnen- kranz errichtet. Dessen mittig angeordneter poly- gonaler Treppenturm charakterisiert die Marktseite. Inmitten des Platzes ist die Gerichtslinde überlie- fert. Die Stadtkirche St. Nikolai – eine Doppelchor- anlage mit Westturm – entstand anstelle einer spätro- manischen Basilika. Sie ist durch eine Bauzeile vom

Markt abgerückt und bildet einen eigenständigen Bereich. Im Dreißigjährigen Krieg begann der Niedergang der Stadt; im 17. Jahrhundert wurden die Stadtbefestigung niedergelegt und die barocke Festung im Süden geschleift. Der Zweite Weltkrieg verursachte schwere Schäden, die durch den Wiederaufbau teilweise gemildert wurden; die Gasthauskapelle an der Grabenstraße und die spätgotischen Bürgerhäuser an der Südseite des Marktes jedoch waren nicht zu ersetzen. Erhalten hat sich der Stadtgrundriss mit dem zentralen Markt an einem Straßenkreuz, wobei die Hauptstraßen Kessel- und Monroestraße leicht gekrümmt und gegeneinander versetzt sind. Die ehemals kleinteilige Parzellierung und gleichartige Ausrichtung der Bauten, die die Stadtstruktur bestimmt haben, ist an den nahezu unzerstörten mittelalterlichen Kellern abzulesen, die ein wesentliches Stadtdokument darstellen. Die wenigen erhaltenen Giebelhäuser stehen zwischen spätklassizistischen Bauten mit Walmdächern, die teilweise den Parzellenschnitt noch überliefern. Störungen des planmäßigen Grundrisses gibt es an der Stelle, wo die Festung lag, deren Konturen wiederum schwach erkennbar sind. Der Stadtumriss ist durch die begleitenden Freiflächen in der ehemaligen Wall- und Grabenzone ablesbar. Die Stadtansicht von Osten vermittelt mit Kirche, Rathaus und der aus dem 18. Jahrhundert stammenden rekonstruierten Windmühle den Eindruck einer vom Mittelalter geprägten Stadt.

Schneller Brüter

Kalkar hat Ende des vergangenen Jahrhunderts eine traurige Berühmtheit durch das Atomkraftwerk erhalten, das hier unmittelbar am Rheinufer fast zwei Jahrzehnte lang gebaut wurde und die Rheinlandschaft veränderte. Obwohl es nicht in Betrieb ging, ist die Hinterlassenschaft als eine neuartige Festung mit umlaufenden Gräben und einer Betonmauer zu erleben. Die Stadt wurde für den zunächst erhofften, dann aber entgangenen Wirtschaftsaufschwung entschädigt. Der Bau, der vor fünf Jahren in den Freizeitpark „Kernwasser Wunderland“ umgewandelt wurde, bleibt als Zeitzeuge erhalten und prägt weithin die Rheinlandschaft.

Hier mag es erstaunen, dass in diesem Zusammenhang Beispiele einer menschlichen Bautätigkeit betrachtet werden, deren Entstehung erst kurze Zeit



21 Luftaufnahme „Schneller Brüter“ bei Kalkar im Bau.

zurückliegt. Entscheidend ist, dass das Werk einer abgeschlossenen Zeitepoche angehört, was man am Beispiel eines Atomkraftwerkes in Deutschland heute fast annehmen kann. Es wird sich zeigen, ob man dem Gegenstand einen Zeugniswert für einen bestimmten Abschnitt der Geschichte zuerkennt.

Zahlreiche weitere Beispiele unterschiedlichster Zeitstellung wären noch aufzuführen, die eindrucksvoll in ihren individuellen Erscheinungsformen sind. Gemeinsam ist ihnen die Geschichtlichkeit, die Entstehung durch Einwirkung des Menschen und die Prägung, die sie der Kulturlandschaft im Einzelnen geben.

Dafür gibt es in Nordrhein-Westfalen das Schutzinstrument des ‚Denkmalbereichs‘. Dieser eignet sich zum Schutz und Erhalt von Gesamtheiten einschließlich ihrer Schutzzonen und Sichtbeziehungen. Da Parks und vom Menschen gestaltete Landschaftsteile wie Baudenkmäler zu behandeln sind, kann es sich sogar um größere Ausschnitte aus der Kulturlandschaft handeln. Ergänzend sollten Regelungen aus den Bereichen Natur- und Landschaftsschutz sowie der Bauleitplanung und Bauordnung zum Einsatz kommen.

Die Bemühungen der Denkmalpflege richten sich auf den Erhalt der vom Menschen geprägten Umwelt für zukünftige Generationen. Darauf zielte bereits das Bemühen Clemens zu Beginn des 20. Jahrhunderts, der den Blick auf die kleinsten Territorien und auf jedes Dorf mit seinen Denkmälern lenkte, die „die Geschichte des Ortes, seines Auf- und Niedergangs auch der geistigen Strömungen und Anschauungen, der wirtschaftlichen Kultur erhalten“⁹. Clemen wies darauf hin, dass mit der Wegnahme der

örtlichen Zeugnisse jede sichtbare Verbindung zur Vergangenheit abgeschnitten würde. Es ist davon auszugehen, dass die Einbindung des Menschen in sein kulturelles Umfeld für seine Fortexistenz unverzichtbar ist. Seit der Konferenz von Rio im Jahre 1992 haben die Bemühungen der Denkmalpflege, welche ihre Aufgabe darin sieht, überlieferte Strukturen zu erhalten und mit Ressourcen sparsam umzugehen, auch eine neue Bedeutung im Sinne der Nachhaltigkeit erfahren.

Literatur

W. BUSCHMANN/E. JANSSEN-SCHNABEL (Red.), Denkmalsbereiche im Rheinland. Arbeitsheft der rheinischen Denkmalpflege 49 (Köln 1996).

C.-W. CLASEN/W. HANSMANN/V. OSTENECK, Ensembles 1. Landeskonservator Rheinland Arbeitsheft 4 (Köln 1975).

P. CLEMEN, Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. I.2: Die Kunstdenkmäler des Kreises Geldern. (Düsseldorf 1891); ebda. I.3: Die Kunstdenkmäler des Kreises Moers. (Düsseldorf 1892); ebda. I.4: Die Kunstdenkmäler des Kreises Kleve (Düsseldorf 1892).

G. DEHIO, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Nordrhein-Westfalen. 1. Teil. Rheinland. Bearb.: R. SCHMITZ-EHMKE (Düsseldorf 1967).

W.A. DIEDENHOFEN, Gärten und Parks in Kleve. Rheinische Kunststätten 202² (Köln 1986).

DERS., Gartenkunst und Badebauten in Kleve (Kleve 1994).

DERS., Klevische Gartenlust (Kleve 1994).

W. HANSMANN (Red.), Der Terrassengarten von Kloster Kamp. Arbeitsheft der rheinischen Denkmalpflege 34 (Köln 1993).

H.P. HILGER, Die Denkmäler des Rheinlandes, Kreis Kleve, darin Kalkar und Kleve. (Düsseldorf 1964 und 1967).

Abbildungsnachweis

1, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 19, 21 Foto Corneel Voigt, Essen;

2 Foto Song Boaquan, Bochum;

3 Reproduziert nach W.A. Diedenhofen, Gärten und Parks in Kleve. Rheinische Kunststätten 202² Köln 1986 S.40/41;

4, 5 Verfasserin;

6 Landesbildstelle Rheinland, Düsseldorf;

7 Luftbild des Landesvermessungsamtes, Bonn;

8 Reproduziert nach: R.G. Pistor/H. Smeets, Die Fossa Eugenia, Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft; 32, Beilage;

DERS., Kalkar. Rheinische Kunststätten 39 (Neuss 1979).

K.-H. HOHMANN, Schloß Moyland in Bedburg/Hau (Kreis Kleve) Rheinische Kunststätten 346 (Neuss 1989).

H.G. HORN (Hrsg.), Die Römer in Nordrhein-Westfalen (Stuttgart 1987) 619–650.

E. JANSSEN-SCHNABEL, Rheinisches Amt für Denkmalpflege. Stellungnahme zum Denkmalsbereich Louisdorf.

TH.J. LACOMBLET, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins. 4 Bände, Düsseldorf 1840–1858.

C. MECKSEPER, Stadtbild, Denkmal und Geschichte. Zur Funktion des Historischen. Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege 1, 1974, 3–22.

R.G. PISTOR/H. SMEETS, Die Fossa Eugenia. Eine unvollendete Kanalverbindung zwischen Rhein und Maas. Landeskonservator Rheinland Arbeitsheft 32 (Köln 1979).

B. PRECHT VON TABORITZKI, Die Denkmallandschaft. Ensemble, schützenswerte Gesamtheit, Denkmalumgebung. Arbeitsheft der rheinischen Denkmalpflege 47 (Köln 1996); dort weitere Literaturangaben. Studien zur Geschichte der Stadt Xanten 1228–1978. Festschrift zum 750jährigen Bestehen (Köln 1978).

11 Reproduziert nach K.H. Hohmann, Schloss Moyland. Rheinische Kunststätten 346 Köln 1989, S. 12;

12 Reproduziert nach W. Hansmann (Red.), Der Terrassengarten von Kloster Kamp. Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 34, S. 22/23;

18 Reproduziert nach W. Buschmann/E. Janssen-Schnabel (Red.), Denkmalsbereiche im Rheinland. Landeskonservator Rheinland. Arbeitsheft 49, S. 118;

20 Reproduziert nach J. Biecker/I. Nelles/I. Popke, Analyse der historischen Stadtgestalt. Kalkar 1986/7 und 1989/90. Unveröffentlicht.

⁹ Clemen (Anm. 1)

PETER KIENZLE

Vom Dilemma des Rekonstruierens.

Ein Versuch der Annäherung an das Berufsbild
des praktizierenden Architekten
an Archäologischen Ausgrabungsstätten

This leads to another difficult question, that of restoration.
(W. Flinders Petrie)

Über Rekonstruktionsarbeiten und Restaurierungen an archäologischen Stätten wurde seit William Flinders Petries 1904 erschienenem Grundlagenwerk „Methods and Aims in Archaeology“, dem das oben genannte Zitat entnommen ist, viel geschrieben¹. Im Vordergrund steht dabei meist die Auseinandersetzung mit der ethischen Frage, ob Veränderungen an dem ergrabenen Befund, der ja ein Geschichtszeugnis darstellt, zulässig sind. Dabei muss diese Frage seit der Verabschiedung der Charta von Venedig im Jahre 1964 eigentlich nicht mehr grundlegend diskutiert werden. In vielen Beiträgen wird untersucht, falls diese Frage unter dem Gesichtspunkt der Befunderhaltung positiv entschieden wurde, welche Veränderungen durchzuführen und wie sie zu dokumentieren sind, oder aber es werden bereits durchgeführte Maßnahmen kritisch analysiert. Der Prozess des Rekonstruierens an sich und die am Rekonstruktionsprozess beteiligten Akteure spielen dabei meist eine untergeordnete Rolle².

Werden an einer archäologischen Ausgrabung bedeutende Architekturüberreste ergraben, ist im Grabungsteam idealerweise neben anderen Experten ein Architekt vertreten. Manchmal sind Archi-

tekte selbst als Grabungsleiter tätig, meist aber fallen den auf Ausgrabungen beschäftigten Architekten jedoch zwei Rollen zu: Erstens die Tätigkeit des Bauforschers, also die wissenschaftliche fundierte Aufnahme und Auswertung des ergrabenen Befundes, soweit es sich um die Überreste von Gebäuden handelt; zweitens die Tätigkeit des Restaurierens und Konservierens oder die des rekonstruierenden Architekten³. Während die Tätigkeit des Bauforschers in ihrer Methodik derjenigen des Archäologen sehr ähnlich ist, weicht die Tätigkeit des praktizierenden Architekten in erheblichem Maße davon ab. Da jedoch selten ausreichend Mittel vorhanden sind, mehr als einen Architekten in das Team aufzunehmen, wird hier – wenn überhaupt – in Personalunion ein Bauforscher/rekonstruierender Architekt beschäftigt. Das Aufgabengebiet umfasst dann sowohl die Forschung als auch kleinere praktische Maßnahmen, wobei die Grenzen zwischen Konservierung, Restaurierung und Rekonstruktion oft verwischen.

Dies erfordert vom Architekten neben dem Wissen über historische Bautechnik und Baugestaltung eine umfangreiche Kenntnis über die technische

¹ W. FLINDERS PETRIE, *Method and Aims in Archaeology* (London 1904) 172.

² Der Beitrag beruht zum Teil auf den Ergebnissen meiner Dissertation (*Conservation and Reconstruction at the Palace of Minos at Knossos*, University of York, 1998) und zum Teil auf direkten persönlichen Erfahrungen. Es ist der Versuch, die vielfältigen Probleme im Bereich der praktischen Rekonstruktion systematisch zu ordnen. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt erhebt dieser Versuch keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Ich danke Herrn Dr. Schallmayer, Saalburg Museum, und Herrn Dr. Vickers, Ashmolean Museum Oxford, für die Genehmigung zum Abdruck der Abbildungen.

³ Die Begriffe Rekonstruktion, Restaurierung und Konservierung werden oftmals sinnentstellend angewandt. Dieser Beitrag benutzt die Begriffe, wie sie in der Charta von Venedig (1964) festgelegt wurden. Siehe hierzu: M. PEZET, *Grundsätze der Denkmalpflege*. Icomos. Hefte Deutsch. Nationalkomitee 10 (München 1992) 21 ff.; E. BURMEISTER, *Gedanken zum Begriff Rekonstruktion*. In: *Rekonstruktion in der Denkmalpflege. Überlegungen, Definitionen, Erfahrungsberichte*. Schriftenr. Dt. Nationalkomitee Denkmalschutz 57 (Bonn 1997) 16 f.

Machbarkeit moderner Bauführung⁴. Im Idealfall entsteht daraus eine fruchtbare Wechselbeziehung im Sinne der experimentellen Archäologie, in der die in der praktischen Ausführung gewonnenen Erkenntnisse wieder in den Forschungsprozess zurück wirken. Im Zusammenhang mit der Frage nach der möglichst präzisen Ermittlung eines vergangenen Bauzustandes wurde das Berufsbild des Bauforschers immer wieder diskutiert⁵. Im folgenden Beitrag soll versucht werden, das Tätigkeitsfeld des praktizierenden Architekten an archäologischen Stätten und die damit verknüpften Problemfelder aufzuzeigen.

Die Problemstellung

In der Diskussion über Rekonstruktionen an archäologischen Stätten werden überwiegend nur zwei Fragen angesprochen. Die erste Frage ist die, ob zu den ergrabenen Überresten eines Bauwerkes genug Informationen vorhanden sind, um dieses Gebäude zu rekonstruieren. Es wird sich unverzüglich herausstellen, dass die Informationen – entweder implizit im ergrabenen Grundriss enthalten oder über sekundäre Quellen erschlossen – keinesfalls ausreichen, um alle Bereiche eines Bauwerks sicher zu rekonstruieren. In vielen Bereichen wird man auf Vermutungen angewiesen sein. Dabei ist eine Rekonstruktion immer der manifestierte Kenntnisstand der Forschung zu einem bestimmten Zeitpunkt. Neuere Forschung wird zwangsläufig neue Ergebnisse bringen, welche belegen, dass bestimmte Aspekte einer Rekonstruktion ‚falsch‘ sind⁶.

Aus dieser Problematik leitet sich dann zwangsläufig die zweite Frage ab, nämlich ob Rekonstruktionen generell ethisch zulässig sind. Rekonstruktionen

sind keine authentischen Geschichtszeugnisse, sondern moderne Repliken. Vermitteln diese Repliken, zumal sie in Aspekten nicht ‚korrekt‘ sind und sein können, ein falsches Geschichtsbild? Werden die Rekonstruktionen vom Betrachter als moderne Interpretationen der Vergangenheit wahrgenommen oder fühlt sich der Betrachter nicht betrogen, sobald er erfährt, dass das besichtigte Bauwerk kein Originalzeugnis der Vergangenheit ist?⁷ Die Möglichkeit der Verwechslung tritt insbesondere dann auf, wenn die Rekonstruktionen selbst ein gewisses Alter erreicht haben und nicht mehr ‚neu‘ erscheinen⁸. Aus dieser Problematik heraus hat sich im Bereich der Denkmalpflege eine prinzipiell ablehnende Haltung gegenüber Rekonstruktionen ausgeprägt, und konsequenterweise werden Rekonstruktionen in den Internationalen Vereinbarungen wie zum Beispiel der Charta von Venedig a priori abgelehnt⁹.

Beide angesprochenen Fragen gehen jedoch stets davon aus, dass die in Frage kommende oder abzulehnende physische Rekonstruktion das materialgewordene Ergebnis der Bauforschung ist. Es wird jedoch vernachlässigt, dass die praktische Realisierung einer Rekonstruktion vielschichtigen Einflüssen unterworfen ist, welche das Erscheinungsbild dieser Rekonstruktion verändern können. Diese Einflüsse lassen sich in drei Bereiche einteilen, welche den entsprechenden Leistungsphasen in der Architektur gegenüberstehen: Der Arbeitsauftrag, die Planung und die Umsetzung. Diese drei Bereiche sollen im Folgenden untersucht werden.

Der Arbeitsauftrag

Die Tätigkeit des Architekten beginnt mit der Auftragserteilung. Dieser zugegebenermaßen etwas la-

⁴ Der moderne Universitätsbetrieb ist jedoch heute generell nicht mehr in der Lage, den hierfür notwendigen Wissensstand zu vermitteln. Es bleibt den einzelnen Studenten überlassen, sich auf diesem Gebiet selbst weiterzubilden. M. VON GERKAN, Der leidige Zwang zum Mittelmaß. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8. Januar 1999, 41.

⁵ H. SCHMIDT, The impossibility of resurrecting the past. In: Conservation and Management of Archaeological Sites (im Folgenden: CMAS) 3, Nr. 1–2, 61–68; G. ULBERT/G. WEBER, Konservierte Geschichte? Versuch einer Bilanz. In: G. ULBERT/E. WEBER (Hrsg.) Konservierte Geschichte? Antike Bauten und ihre Erhaltung (Stuttgart 1985) 295 ff.

⁶ H. SCHMIDT, Wiederaufbau (Stuttgart 1993) 17 ff.; F. FISCHER, Rekonstruktion – ein geschichtlicher Überblick. In: Rekonstruktion in der Denkmalpflege. Überlegungen, Definitionen, Erfahrungsberichte. Schriftenr. Dt. Nationalkomitee Denkmalschutz 57 (Bonn 1997) 7 ff.

⁷ SCHMIDT (Anm. 6) 43 f.; FISCHER (Anm. 6) 11 f.

⁸ P. KIENZLE, Conservation and Reconstruction at the Palace of Minos at Knossos. Diss.Phil., University of York 1998, 453.

⁹ Charta von Venedig (1964) Artikel 15. Im Gegensatz dazu werden Rekonstruktionen für didaktische Zwecke in der Charta von Lausanne (Artikel 7) ausdrücklich zugelassen.

pidare Satz definiert das Arbeitsverhältnis des Architekten und bleibt doch in der Bewertung der Bauwerke eines Architekten weitgehend unberücksichtigt. Rayner Banham, der Verfechter der rationalen Architekturkritik, hat bereits ausführlich dargestellt, dass zu einer gerechten Beurteilung eines Bauwerks – und in diesem konkreten Fall ist eine Rekonstruktion als Bauwerk zu werten – der ursprüngliche ‚design brief‘, also der ursprüngliche Arbeitsauftrag an den Architekten bekannt sein muss¹⁰. Letztendlich kann über Architektur im Gegensatz zu transportabler Kunst immer nur als Funktionserfüllung am konkreten Ort geurteilt werden.

Der von Kaiser Wilhelm II. ausgeübte Einfluss auf die Rekonstruktionsarbeiten des Limeskastells Saalburg bei Bad Homburg ist bereits anderweitig ausführlich beschrieben worden¹¹. Der Kaiser war als Initiator und als potenter Förderer der Rekonstruktionsarbeiten aufgetreten, um damit auch seine eigenen Machtansprüche zu untermauern¹². Darüber hinaus hat Wilhelm II. auch konkret in die Arbeiten eingegriffen (Abb.1). Der Kaiser ließ sich die Rekonstruktionspläne vom Architekten Louis Jacobi vorlegen und scheute sich auch nicht davor, Änderungen der Pläne zu verlangen¹³. Der enge Zinnenabstand der Wehrmauer wird im allgemeinen als eine Idee des Kaisers erklärt, da die frühe Rekonstruktion eines Eckbereiches der Wehrmauer von L. Jacobi aus dem Jahr 1885 einen weiteren Zinnenabstand zeigt. Dietwulf Baatz vermutet, dass des Kaisers Wunsch nach engerem Zinnenabstand von den zeitgleich stattfindenden Rekonstruktionsarbeiten an mittelalterlichen Burgen stammt¹⁴. Auch in viele andere Details der Rekonstruktionsarbeiten hat Wilhelm II. wohl direkt eingegriffen. Abgesehen von den konkreten Eingriffen war jedoch der gesamte Auftrag zur Rekonstruktion der Saalburg durch die politische Agenda des wilhelminischen Kaiserkults überlagert. Die Machtansprüche des deutschen Kaiserreiches sollten sich auf das römische Kaiserreich stützen.



1 Wilhelm II. mit dem Architekten Louis Jacobi.

Ohne Zweifel hat Dietwulf Baatz Recht, wenn er Rekonstruktionen mit dem Zeitgeist der Epoche ihrer Errichtung in Verbindung bringt¹⁵. Es hat immer eine Wechselwirkung zwischen Zeitgeist und Auftrag an einen Architekten gegeben, und es wird sie immer geben. Dies ist bei einem Neubauvorhaben nicht anders als bei einer Rekonstruktion. Architektur ist eine Ausdrucksform des Zeitgeschmacks, doch betrifft dies nicht nur den architektonischen Stil eines Bauwerks, sondern auch die im weitesten Sinne politischen Umstände des Auftrags und des Auftraggebers. Im 19. Jahrhundert waren

¹⁰ R. BANHAM, Convenient Benches and Handy Hooks, Functional Considerations in the Criticism of the Art of Architecture. In: M. WHIFFEN (Hrsg.), *The History, Theory and Criticism of Architecture* (Cambridge/USA 1965) 91 ff.

¹¹ D. BAATZ, Die Saalburg – Probleme einer 90 Jahre alten Rekonstruktion. In: *Verband der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland* (Hrsg.), *Sinn und Unsinn archäologischer Rekonstruktionen und Restaurierungen* (Stuttgart 1990) 9 ff.; SCHMIDT (Anm. 6) 216 ff.; E. SCHALL-

MAYER, *Insenzierte Geschichtlichkeit, Die Saalburg als wilhelminisches Gesamtkunstwerk*. In: E. SCHALLMAYER (Hrsg.) *Hundert Jahre Saalburg* (Mainz 1997) 4 ff.

¹² SCHALLMAYER (Anm. 11) 17.

¹³ B. DOLEMAYER, *Der Baumeister und sein Kaiser*. In: SCHALLMAYER (Anm. 11) 28 ff.

¹⁴ D. BAATZ, *Die Saalburg – ein Limeskastell 80 Jahre nach der Rekonstruktion*. In: ULBERT/WEBER (Anm. 5) 126 f.

¹⁵ BAATZ (Anm. 14) 119.



2 Palast des Minos, Knossos, Kreta. Überdachung des Thronraum-Areals mit einer ziegelgedeckten Schrägdachkonstruktion, 1904.



3 Palast des Minos, Knossos, Kreta. Überdachung des Thronraum-Areals mit einer Beton-Schutzkonstruktion im rekonstruierenden Stil durch Piet de Jong 1930. Der Steinquader rechts der Türöffnungen ist in Abb. 2 im Bildmittelgrund zu sehen.

die Arbeitsaufträge zur Rekonstruktion der Saalburg, zur Vollendung des Kölner Doms¹⁶ oder des Westturms des Ulmer Münsters¹⁷ durch eine romantische, national-deutsche Idee geleitet. In Frankreich wurden die Befestigungsanlagen von Carcassonne rekonstruiert¹⁸. In Athen wurden nach dem Freiheitskrieg der Griechen gegen das Osmanische Reich die Restaurierungs- und Rekonstruktionsarbeiten an der Akropolis begonnen¹⁹. Diese Arbeitsaufträge sind im Zusammenhang mit der Entstehung der Nationalstaaten zu sehen.

Eine anderer Arbeitsauftrag lag den zwischen 1900 und 1930 errichteten ‚Rekonstruktionen‘ am Palast des Minos in Knossos auf Kreta zu Grunde²⁰. Sie sind vielfach als eigenwillige, irreführende oder schlicht als falsche Baumaßnahmen von Sir Arthur Evans dargestellt worden. Diese Beurteilung kann nur in Unkenntnis des eigentlichen Auftrages Evans' an die drei von ihm angestellten Architekten geschehen. Zu Beginn der Ausgrabungen war Evans Leiter des Ashmolean Museums in Oxford und als solcher war er sich damals seiner Pflicht bewusst, die ergrabenen Funde angemessen zu präsentieren. Sein Auftrag an die Architekten lautete, immer soviel Originalsubstanz wie irgend möglich an ihrem Fundort zu belassen und mit angemessenen

Konstruktionen dauerhaft zu sichern und schützen. Das dreißig Jahre dauernde Bemühen der Architekten Theodore Fyfe, Christian Doll und Piet de Jong, angemessene Formen für diesen Auftrag zu finden, ist heute am Palast abzulesen.

Nachdem die ersten Maßnahmen Theodore Fyfes mit ziegelgedeckten Schrägdächern und Holzkonstruktionen weder ästhetisch noch auf Dauer technisch befriedigt haben (Abb. 2), wurden weitere Bereiche vom zweiten Architekten, Christian Doll, mit Stahlträgern überdeckt. Diese Methode war sehr teuer, da die Träger aus England importiert wurden, und folglich konnten nur wenige Bereiche geschützt werden. Nach der Zwangspause während des Ersten Weltkriegs war Evans an den Ausgrabungsplatz zurückgekehrt und musste schwerwiegende Schäden an den nicht geschützten Bereichen feststellen. Daraufhin wurde der dritte Architekt, Piet de Jong, beauftragt, die weiteren Bereiche mit verhältnismäßig günstigen Stahlbetondächern zu überdecken (Abb. 3).

Die Maßnahmen in Knossos als Rekonstruktion um der Rekonstruktion willen darzustellen und dann zu verurteilen, wird den Arbeiten der drei Architekten nicht gerecht. Vielmehr muss der ursprüngliche Arbeitsauftrag beurteilt werden, mit

¹⁶ A. WOLFF, *Der Kölner Dom* (Köln 1995) 22 ff.; SCHMIDT (Anm. 6) 17.

¹⁷ R. WORTMANN, *Das Ulmer Münster* (Stuttgart 1972) 28.

¹⁸ R. MIDDLETON/D. WATKIN, *Klassizismus und Historismus* (Stuttgart 1986) 358.

¹⁹ F. MALLOUCHOU-TUFANOU, *The history of interventions on the Acropolis*. In: R. ECONOMAKIS (Hrsg.) *Acropolis Restoration. The CCAM Interventions* (London 1994).

²⁰ KIENZLE (Anm. 8) 394 ff.

den Mitteln des frühen 20. Jahrhunderts eine angemessene Form des Schutzes für die gefährdeten Alabasterfußbodenplatten und die Überreste der Wandmalerei herzustellen. Vergleicht man die frühen, eher zweckmäßigen Arbeiten Theodore Fyfes mit den späteren Werken von Piet de Jong, sieht man einen ästhetischen Gewinn in der Ruinenlandschaft. Heute wird der Baustoff Beton allgemein als ‚brutal‘ verurteilt; die technischen Probleme dieses Werkstoffs waren zur Zeit der Ausführung nicht bekannt. Man kann wohl aus heutiger Sicht Arthur Evans' Auftrag kritisieren, mit den Schutzdächern die historische Formensprache aufzunehmen; der Arbeitsauftrag, die sensiblen Bereiche der Ausgrabungsstelle zu schützen, wurde jedoch weitgehend erfüllt.

Die beiden angeführten Beispiele zeigen, dass die Rekonstruktionen nicht nur zum Zweck der Rekonstruktion an sich errichtet wurden. Die Aufgabe ‚Rekonstruktion‘ wurde im Falle der Saalburg durch die politische Agenda des Kaisers beeinflusst. Im Falle des Palastes von Knossos war das vorrangliche Ziel der Schutz der gefährdeten Bauteile, welche die Form der Rekonstruktionen beeinflusst. Konsequenterweise muss sich ein heute in der Rekonstruktion tätiger Architekt Gedanken über seinen Arbeitsauftrag machen. Heute werden archäologische Ausgrabungen in aller Regel entweder im Rahmen von Forschungsvorhaben oder als Rettungsgrabung im Rahmen der archäologischen Denkmalpflege durchgeführt. In beiden Fällen wird die Grabung durch öffentliche Mittel finanziert woraus sich ein Anspruch der Öffentlichkeit auf die Ergebnisse der Grabung ableitet. Dabei wird eine Publikation der Forschungsergebnisse und ein Wiederverfüllen des Grabungsgeländes selten als Option gesehen. Viel mehr wird verlangt, die Befunde in einer anschaulichen Weise dem breiten Publikum zu präsentieren²¹.

Der Arbeitsauftrag an den Architekten ist also heute meist der, den Befund an den Besucher zu vermitteln. Obwohl im musealen Zusammenhang der Begriff der Authentizität eine große Rolle spielt,

wird bei der Rekonstruktion das Erlebnis des Besuchers im Vordergrund stehen. Die didaktische Vermittlung der Grabungsergebnisse und das Erlebnis des Besuchers stellen andere Anforderungen an das rekonstruierte Bauwerk als die originale Nutzung in der Vergangenheit. In der Öffentlichkeit wird die Qualität der Rekonstruktion an der Akzeptanz, also an den Besucherzahlen gemessen. Die Anzahl der Besucher ist gleichbedeutend mit Einkünften, darüber hinaus ist die Besucherzahl auch ein wichtiges Kriterium für die Förderung zukünftiger Projekte durch die öffentliche Hand²². Der rekonstruierende Architekt wird sich in aller Regel nicht auf Dauer diesem Druck vollständig entziehen können. Sind heutige Rekonstruktionen also nur das Produkt des Zeitgeistes einer Freizeit- und Spießgesellschaft oder sind sie die Legitimation der archäologischen Forschung in einer demokratischen Gesellschaft?

Die Planung

Nach der Beauftragung an den Architekten beginnt der eigentliche Planungsprozess für eine Rekonstruktion. Die zeichnerische Rekonstruktion des ergrabenen Befundes gehört zum grundlegenden Handwerkszeug des Archäologen und Bauforschers. Dabei wird versucht, das Aussehen der nicht mehr vorhandenen Gebäude auf Grundlage des Befundes und mit Hilfe von Vergleichsbeispielen und anderen Forschungsergebnissen zeichnerisch darzustellen. Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf dem Aussehen und der Konstruktion des Bauwerks. Diese Rekonstruktionszeichnungen sind eine Hilfe, den Befund anschaulich darzustellen, und sie können auch in mehreren Sequenzen verschiedene Bauphasen eines Gebäudes erläutern. Es bleibt dann dem praktizierenden Architekten überlassen, aus diesen Zeichnungen realisierungsfähige Baupläne zu entwickeln. Es ist jedoch genau dieser Vorgang, der wiederum starken Einfluss auf die Rekonstruktionen haben kann.

²¹ A. KILLEBREW/G. LEHMANN, *Interpreting the Past*. In: CMAS 3, Nr. 1–2, 3 ff.; D. PLANCK, *Archäologie und Rekonstruktion*. In: *Rekonstruktion in der Denkmalpflege. Überlegungen, Definitionen, Erfahrungsberichte*. Schriftenr. Dt. Nationalkomitee Denkmalschutz 57 (Bonn 1997) 21 ff.

²² J. GRENVILLE, *Changing the way we do things. The impact of funding changes on heritage management and site interpretation in late twentieth-century England*. In: CMAS 3, Nr. 1–2, 33 ff.

Zwang zur Aussage

Archäologen und Bauforscher können je nach Befundlage eine mehr oder weniger sichere Aussage über einen Ausgrabungsplatz treffen. Dabei ist es durchaus akzeptabel, die Bereiche mit guter Befundlage eindeutig zu beschreiben und Teilbereiche mit unklarer oder gestörter Befundlage mit hypothetischen Ergänzungen zu versehen, sofern immer deutlich dargelegt wird, was als gesichert gelten kann und was vermutet wird. Für den Zweck der wissenschaftlichen Publikation ist dies völlig ausreichend, ja sogar erwünscht²³. Im konkreten Falle eines Bauwerks können also die Bereiche, die durch Störungen nicht eindeutig nachgewiesen sind, im Plan mit gestrichelten Linien ergänzt werden, so wie es die Logik des Bauens und Konstruierens oder die Nutzung des Bauwerks in der Vergangenheit gebietet.

Diese Möglichkeit wird dem praktizierenden Architekten so nicht gewährt. Er kann in der physischen Rekonstruktion eines Bauwerks einen durch die Befundlagen nicht eindeutig nachgewiesenen Bauteil nicht ‚gestrichelt‘ herstellen lassen. Er ist gezwungen, eine eindeutige Aussage zu treffen. Diese Problematik wird dadurch relativiert, dass es sich bei den rekonstruierten Bauteilen immer um eine Projektion handelt, sich also lediglich der Grad der Vermutung unterscheidet. Im konkreten Fall heißt das, dass eine rekonstruierte Wand über einem ergrabenen Fundament genau so konjunktural ist wie eine Wand über einem gestörten Bereich, welche aber aus der Baulogik heraus vorhanden gewesen sein muss. Dennoch kann der Zwang zur Aussage die Rekonstruktion stark beeinflussen.

Bauunterhaltsrelevante planerische Entscheidungen

Während wichtige repräsentative Gebäude in der Vergangenheit meist sorgfältig aus dauerhaftem Material errichtet wurden, war die überwiegende Mehrzahl der Gebäude, die Wohn-, Arbeits- und Lagerstätten der Bauern und Handwerker, aus einfache-

ren Materialien gebaut. Diese Materialien waren für sich selbst gesehen meist nicht sehr dauerhaft, konnten aber durch regelmäßige Pflege ein beachtliches Lebensalter erreichen. Dies war eine wirtschaftlich durchaus sinnvolle Vorgehensweise, da bis zum 20. Jahrhundert Arbeitskraft im Vergleich zu den Materialkosten günstig war. Im konkreten Fall ergibt eine Lehmwand, die mit Kalk verputzt wurde und jährlich einmal mit einer Kalkmilch gestrichen wird, eine raumklimatisch gute und auch – bei regelmäßiger Pflege – dauerhafte Außenwand.

Wartungsintensive Konstruktionen dieser Art lassen sich archäologisch nachweisen und auch heute wieder herstellen²⁴. Nur wird heute an den wenigsten Einrichtungen genug Personal oder Haushaltsmittel zur Verfügung stehen, um die dann notwendigen regelmäßig wiederkehrenden Bauunterhaltungsmaßnahmen durchzuführen. Der Architekt wird hier bereits genötigt, wider besseren bauhistorischen Wissens die Konstruktion so abzuändern, dass sich mit modernen Materialien oder Konstruktionstechniken eine wartungsarme Lösung findet. So wird heute zum Beispiel Lehmverputz gerne durch braun eingefärbten Zement ersetzt um die Bauunterhaltungsintervalle zu verlängern²⁵.

Vorschriften

Ein weiterer Punkt, der in diesem Zusammenhang nicht außer Acht gelassen werden darf, sind die heute gültigen Vorschriften im Bauwesen. Mit der Begründung, dass ein Gebäude nicht zum ständigen Aufenthalt von Personen gedacht ist, lässt sich die Wärmeschutzverordnung oftmals umgehen. Damit ist die Vorschrift mit dem gravierendsten Einfluss auf die Gestaltung von Fenstern und Türen beziehungsweise der Dicke von Wänden und Dächern außer Kraft gesetzt.

Da die rekonstruierten Gebäude in aller Regel für den Publikumsverkehr geöffnet sind, werden die Bauaufsichtsbehörden die strikte Einhaltung aller sicherheitsrelevanten Vorschriften fordern. Brandvorschriften müssen gerade bei öffentlichen

²³ J. CRAMER, *Handbuch der Bauaufnahme* (Stuttgart 1984) 48.

²⁴ Im Rahmen eines Experimentes wurden im Lemba Experimental Village auf Zypern kupferzeitliche Rundhäuser aus Lehm errichtet. Der Aufwand für die Bauunterhaltung der Lehmwände ist beträchtlich, konnte aber im Laufe des Projektes durch Verbesserungen in der Konstruktion redu-

ziert werden. T. GORDON, *The role of research and education in site management at the Lemba Experimental Village, Cyprus*. In: *CMAS* 3, No. 1-2, 109 ff.

²⁵ Zum Beispiel ausgeführt bei der Restaurierung der osmanischen Häuser in Umm Qais, Jordanien.

Anlagen genauestens eingehalten werden. Die Beschreibung dieser Fluchtwege muss mit den auffallenden grünen Schildern erfolgen, an den dafür vorgesehenen Stellen müssen Feuerlöscher stehen. Feuerlöscher und Fluchtwegschilder werden sicherlich von den Besuchern als moderne Zutat verstanden, manche andere Vorschrift hat jedoch gravierendere, wenn auch weniger offensichtliche Änderungen des Entwurfs zur Folge. Gänge und Treppen, die als Fluchtwege dienen, müssen in ausreichender Anzahl und Breite vorgehalten werden, und die Wände und Decken dieser Fluchtwege müssen aus nichtbrennbaren Baustoffen bestehen. Diese Vorschriften können ganz massive Auswirkungen auf die Rekonstruktion haben. Ein anderes Beispiel ist das Verbot von früher üblichen Materialien. Strohdächer, Trinkwasserleitungen aus Blei und Bleiweiß als Farbpigment sind nur einige Beispiele für Materialien, die heute nicht mehr zulässig sind.

Ein ebenfalls nicht zu vernachlässigendes Problem tritt im Bereich der statischen Berechnung auf. Sollen die Rekonstruktionen auf den originalen Fundamenten wieder errichtet werden, stellt sich die Frage, ob diese Fundamente noch tragfähig sind. Der originale Verband des Fundamentmauerwerks kann durch die historische Zerstörung des Bauwerks, spätere Steinentnahme oder den Ausgrabungsprozess gestört sein. Saure Böden greifen den als Bindemittel im Mörtel dienenden Kalk an und reduzieren die Tragfähigkeit. Noch häufiger wird man jedoch feststellen, dass die antiken Fundamente, obwohl sie damals die Lasten getragen haben, nach heute gültigen Normen nicht mehr zulässig sind. Das Problem liegt hierbei nicht in der konkreten Tragfähigkeit der Fundamente, sondern in der zu Grunde liegenden Norm. Oftmals sehen sich die Statiker nicht in der Lage, die Standsicherheit von Rekonstruktionen nachzuweisen, die nach Befund in historischen Techniken und Materialien erstellt werden sollen. Mauerwerk aus Stampflehm, Lehmziegeln oder verblendetem *opus caementicium* gehört leider nicht zur Standardausbildung angehender Statiker.

Die beschriebenen Schwierigkeiten im Planungsprozess sind bekannt oder, zumindest zum größten Teil, vorhersehbar. Rekonstruktionen müssen prin-

zipiell durch die zuständigen Baubehörden genehmigt werden. Daher ist es notwendig, planerisch auf die Vorschriften und Baubestimmungen einzugehen. Durch Entwicklung von Alternativen und das geschickte Anwenden von Vorschriften und Ausnahmeregeln kann oftmals das Schlimmste vermieden werden; dennoch werden viele moderne Überlegungen die Rekonstruktion nachhaltig beeinflussen. Bereits vor Baubeginn entspricht damit die physische Rekonstruktion nicht mehr der durch Archäologie und Bauforschung entwickelten Rekonstruktion des historischen Zustandes.

Die Realisierung

Nach der Baufreigabe durch die Behörden beginnt die Hauptaufgabe des praktizierenden Architekten. Die bis dahin auf dem Papier erfolgte Rekonstruktion muss mit den heute zur Verfügung stehenden Mitteln umgesetzt werden. Dabei können Maschinen den Bauprozess erleichtern. Umgekehrt ist die Konsequenz daraus aber auch, dass historische Methoden der Baudurchführung nicht mehr zur Verfügung stehen. Dies macht sich insbesondere im Baumaterial und in den handwerklichen Fähigkeiten der ausführenden Handwerker bemerkbar. Die meisten der bei ausgeführten Rekonstruktionen bemängelten Kritikpunkte beruhen auf diesem Problem.

Baumaterialien

Das erste praktische Problem bei der Realisierung einer Rekonstruktion ist die Beschaffung des Baumaterials. Die Baumaterialien der ursprünglichen Gebäude sind meistens bekannt. Geringe Reste von Dachziegeln oder Schieferplatten, von Mauerziegeln oder Natursteinen geben ausreichend Hinweise auf die ehemals verwandten Materialien und die Konstruktionsweise der Gebäude. Interessanterweise hat sich die Anzahl der Baumaterialien von der Antike bis zum 19. Jahrhundert nur unwesentlich geändert. Erst mit der industriellen Revolution wurde Stahl als tragendes Baumaterial eingeführt²⁶, später Beton und daraus dann als Synthese Stahlbe-

²⁶ CH. SCHAEDELICH, Der Baustoff Eisen als Grundlage für die Herausbildung qualitativ neuer Baukonstruktionen im 19.

Jahrhundert. In: R. GRAEFE, Zur Geschichte des Konstruierens (Wiesbaden 1989) 138 ff.

ton²⁷. Im 20. Jahrhundert hat sich die Palette der zur Verfügung stehenden Baumaterialien mit Aluminium und aller Art von Kunst- und Verbundwerkstoffen erheblich erweitert. Insbesondere nach der Mitte des 20. Jahrhunderts haben vorgefertigte Baustoffe die traditionellen Materialien verdrängt und damit auch das Wissen, wie diese Materialien hergestellt und eingesetzt wurden²⁸. Die daraus entstehende Problematik soll an drei Beispielen verdeutlicht werden.

Holz war in der Vergangenheit einer der wichtigsten Baustoffe und ist auch heute aus dem Bauwesen nicht wegzudenken. Selten werden Holzbauteile noch in ihrem originalen Fundzusammenhang gefunden, doch sind genügend Funde und auch Befunde bekannt, um die Holzbautechnik vergangener Kulturen wenigstens in weiten Zügen erfassen zu können²⁹. Obwohl alle in historischen Bauwerken verwandten Holzarten nach wie vor existent sind, können die Balken oftmals nicht in den gewünschten Dimensionen geliefert werden. Die Stämme für die historischen Bauwerke stammen meist aus natürlichen oder naturnahen Wäldern; die nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten geführten Forstbetriebe in Mitteleuropa sind jedoch heute meist nicht mehr in der Lage, Holzstämme zu liefern, die den früher gebräuchlichen Dimensionen entsprechen. So waren Theodore Fyfe und Arthur Evans schon 1901 bei der Überdachung des Thronraums im Palast von Knossos gezwungen, die nachgewiesenen Holzsäulen durch Stein zu ersetzen, da Holzstämme in den gewünschten Dimensionen nicht zu bekommen waren³⁰.

Als zweites Beispiel kann natürlich vorkommender Stein dienen. Durch den Vergleich der exakten chemischen Zusammensetzung lässt sich mit einigem Aufwand herausfinden, aus welcher geologischen Schicht das ursprünglich verbaute Steinmaterial stammt. Oftmals lässt sich sogar feststellen, aus welchem Steinbruch das ursprüngliche Material kommt. Manchmal sind die geologisch nachgewiesenen Steinvorkommen jedoch bereits im

Lauf der Geschichte weitgehend ausgebeutet worden. Steinmaterial lässt sich dort nicht mehr in den gewünschten Dimensionen gewinnen, und deshalb muss für die Rekonstruktion ein anderes Steinvorkommen benutzt werden.

Als drittes Beispiel können Dachziegel erwähnt werden. Tondachziegel sind nachweislich seit mehr als zwei Jahrtausenden zum Eindecken von Häusern verwendet worden. Die Form der Dachziegel wurde jedoch in dieser Zeit ständig weiterentwickelt und verändert. Zudem gab es immer viele regionale Varianten der Ziegel, da diese in der Regel in kleinen, örtlich gebundenen Ziegeleien in der Nähe der Baustelle hergestellt wurden. Dachziegel römischer Art sind nicht im normalen Baufachhandel erhältlich, es haben sich jedoch einige Firmen auf die Produktion von solchen Ziegeln speziell für die Rekonstruktion von römerzeitlichen Gebäuden spezialisiert. Allerdings werden hier auch nur ganz bestimmte Ziegeltypen angefertigt. Werden Sonderformen von Ziegeln gefordert, können diese natürlich von Spezialfirmen in Einzelarbeit hergestellt werden. Dies hat dann aber auch seinen Preis.

Manchmal ist das ursprüngliche Material trotz intensiver Recherche nicht mehr zu beschaffen. Ein Steinbruch ist ausgebeutet oder eine bestimmte Holzart in der gewünschten Dimension nicht mehr zu beschaffen. Oft ist es jedoch der Fall, dass das Steinvorkommen noch vorhanden ist, aus wirtschaftlichen Gründen aber genau dieses Vorkommen nicht mehr ausgebeutet wird, oder Hölzer mit den gewünschten Dimensionen z. B. in den naturnahen Wäldern Rumäniens nach wie vor zu finden sind, aber importiert werden müssen. Tonziegel können in Einzelanfertigung nachgemacht werden. Es ist also oft möglich, benötigte Materialien zu beschaffen. In aller Regel sind die Beschaffungskosten für diese Materialien jedoch unangemessen hoch, und man verzichtet aus finanziellen Gründen. Statt dessen wird ein Ersatzmaterial eingebaut.

²⁷ B.L. HURST, *Structural Use of Cements in England before 1890*. In: *Structures and Buildings*. Proc. Inst. Civil Engineers. 116, Nr. 3–4, 283 ff.

²⁸ Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass sich in den letzten Jahren vermehrt Institutionen wie zum Beispiel das Zentrum für Handwerk und Denkmalpflege in Fulda, die Handwerkerfortbildungszentren in Rasfeld, Trebsen und

auf der Comburg und sogar Universitäten um die Fortbildung von Handwerkern und Ingenieuren auf diesem Gebiet verdient gemacht haben.

²⁹ z. B. J. SHAW, *Minoan Architecture: Materials and Techniques*. Ann. Scuola Arch. Athene 99, N.S. 33, 1971, 134 ff.

³⁰ A. EVANS, *Privates Grabungstagebuch 1901*, Ashmolean Museum Oxford, 31.

Technisches und handwerkliches Vermögen

Wie bereits beim Baumaterial erläutert, haben sich auch die Handwerkstechniken von der Antike bis zum späten 19. Jahrhundert nur unwesentlich geändert³¹. Mit der Industrialisierung und dem Aufkommen des Massenverkehrs wurden die bekannten Materialien in größeren Mengen und Dimensionen produziert und vom Produktionsort zur Baustelle transportiert³². Die vom Fachhandel gelieferten neuen und veränderten Baustoffe haben die traditionell selbst hergestellten Baustoffe verdrängt. Darüber hinaus führt die fortschreitende Mechanisierung der Bauwirtschaft zu einer Normierung der Baustoffe. Mit diesem Verdrängungsprozess verschwinden auch die traditionellen Baumethoden und Handwerkstechniken.

Kalk als Bindemittel für Mörtel, Putz und Farben ist wohl am besten geeignet, um diese Problematik zu illustrieren. Heute sind die wenigsten Maurer, Putzer oder Maler in der Lage, selbst Kalk zu brennen, einzusumpfen, zu lagern und dann, je nach Lagerfrist, in Mauerkalk, Putzkalk und Malerkalk einzuteilen. Der Kalk muss mit den richtigen Sanden gemischt werden, denn auch hier eignet sich nicht jeder Sand. Mit Traufel und Kelle aufgezogen ergibt z. B. ein so hergestellter Kalkputz eine ganz eigene Textur auf der Wandoberfläche. Dies ist mit Fertigputz und der Putzkanone nicht zu erreichen³³. Vergleichbares gilt für Schmiedearbeiten oder Holzbearbeitung.

Ähnlich wie bereits bei den Baumaterialien erläutert, ist es nicht völlig unmöglich, Handwerker zu finden, die eine alte Handwerkstechnik noch ausführen können. Dies sind aber oft ältere Handwerker oder jüngere Leute, die sich dieses Können wieder nach und nach aneignen. In aller Regel sind die traditionellen Handwerkstechniken jedoch zeitaufwendiger als moderne, maschinenunterstützte Arbeit. Eine Ausführung der Arbeiten wird somit meist durch das zur Verfügung stehende Budget geregelt. Falls Rekonstruktionsvorhaben über einen längeren Zeitraum durchgeführt werden, ist es durchaus sinnvoll, Handwerker anzustellen und die

alten Techniken wieder zu erlernen. In Freilichtmuseen wird diese Praxis oft und meist mit gutem Erfolg angewandt.

Zusammenfassung

Es ist bereits dargelegt worden, dass eine Rekonstruktion einen verlorenen Zustand nicht wieder herstellen kann³⁴. Dennoch bleibt die ethische Frage zu stellen, ob denn das Rekonstruieren auch unter den besonderen Umständen eines archäologischen Parks wie des APX oder einer vergleichbaren Einrichtung überhaupt zulässig ist, wenn so viele Sachzwänge bereits eine Rekonstruktion nach bestem Wissen und Gewissen unmöglich machen. Aus den oben angeführten Beispielen wird deutlich, dass die in der Literatur geführte Diskussion über Rekonstruktionen an archäologischen Stätten große Bereiche der Praxis ausgeklammert hat und daher auch nur ein unvollständiges Bild der Situation geben kann.

Die physische Rekonstruktion an der archäologischen Stätte ist ein Produkt eines komplexen Vorganges, dessen verschiedene Einflussfaktoren sich zwar den drei oben beschriebenen Bereichen Arbeitsauftrag, Planung und Realisierung zuordnen lassen, deren einzelne Gewichtung an individuellen Ausgrabungsstätten jedoch sehr unterschiedlich sein kann. Der praktizierende Architekt an archäologischen Stätten wird nicht wider besseres Wissen einen Entwurf realisieren, der auch besser hätte erledigt werden können. Allzu oft sind es jedoch diese externen Einflussfaktoren, die ihn zwingen, Kompromisse einzugehen.

Diese Erkenntnis ist nun in zweifacher Hinsicht von Bedeutung: Erstens, bei der Beurteilung von bereits bestehenden Rekonstruktionen müssen die Umstände, unter denen der Planungsprozess und die Ausführung stattgefunden haben, ebenfalls berücksichtigt werden. Dem Betrachter muss vermittelt werden, dass es sich keineswegs nur um die Frage handelt, wie präzise der Kenntnisstand der Forschung zu einem bestimmten Bauwerk ist. Es

³¹ FREI OTTO, Was könnten die alten Steinbaumeister gewusst haben, um entwerfen und bauen zu können. In: GRAEFE (Anm. 26) 196.

³² R. BRUNSKILL, Brickmaking in Britain (London 1990) 34 ff.

³³ M. HILL/S. BIRCH, Cotswold Stone Homes. History – Conservation – Care (Stroud 1994) 53 ff.

³⁴ FISCHER (Anm. 6); BAATZ (Anm. 11).

handelt sich auch darum, wie gut dieser Kenntnisstand im Prozess des Rekonstruierens umgesetzt werden konnte.

Zweitens, sofern neue Rekonstruktionsvorhaben betroffen sind, sollte die Frage nicht nur lauten, ob die Bauforschung ausreichend Informationen sammeln konnte, um für einen ergrabenen Befund ein glaubwürdiges Rekonstruktionsmodell zu entwickeln. Die Frage muss auch lauten, ob dieses Rekonstruktionsmodell angemessen umgesetzt werden kann. Wie bereits von Gerhard Weber darge-

stellt, soll eine fachübergreifende Diskussion dahingehend erweitert werden, dass auch die Umstände der Realisierung thematisiert werden³⁵. Ein wissenschaftlich entworfenes Rekonstruktionsmodell kann durch überzogene Nutzungsvorstellungen, übertriebene Vorschriften, technische Realisierungsschwierigkeiten oder Geldmangel ad absurdum geführt werden. Ist ein guter Rekonstruktionsentwurf vorhanden, aber eine Möglichkeit zur angemessenen Umsetzung des Entwurfs nicht gegeben, sollte besser auf eine Realisierung verzichtet werden.

Abbildungsnachweis

1 Glasplattenarchiv Saalburg; 2 Ashmolean Museum, Heaton Collection, H 39 a; 3 Verf. 1997.

³⁵ G. WEBER, „So getreu wie möglich in römischer Bauweise“. In: SCHALLMAYER (Anm. 11) 122.

GÜNTHER STANZL

Die neuen Antiken – archäologisches Experiment oder experimentelle Denkmalpflege? Ein Streifzug mit Fragezeichen

Fährt man heute durch bestimmte Gegenden des alten Obergermanien, etwa am Limes oder an der Mosel entlang, so findet man allenthalben die wiedererstandene Antike in bunter Pracht und Herrlichkeit. Tritt der überraschte Zeitgenosse näher, so wird die Verwirrung nicht geringer. Mit der bunten Farbigeit hat sich der gebildete, in der Antike bewanderte Besucher mittlerweile angefreundet, zumindest mental, weniger in echter Anschauung. Die weiß-marmorne, winckelmannsche Antike gab es nicht, aber dass sie so bunt war, trifft das unvorbereitete Auge doch etwas plötzlich. An einigen Stellen, dort wo die Farbe abblättert, erkennt der kundige Besucher beim genauen Hinsehen dann die vertrauten Hohlblocksteine vom Baustoffhändler. Pocht er dann mit dem Fingerknöchel an die stattlichen Säulen der Portikus, so klingt es auch etwas befremdlich, die Oberfläche verrät unzweifelhaft das weithin beliebte Material Beton („es kommt eben darauf an, was man daraus macht“). Wandert der Blick zur Höhe, so mag sich das Auge gar nicht recht erfreuen an den sorgsam gesägten oder merkwürdig gerillten Balken des Dachgestühls, die in den hellen Schwundrissen die bräunliche Lasierung ‚auf Alt‘ enthüllen. Die aufgenagelten Eisenflansche an der Seite zeugen von moderner schneller Zimmermanns‚kunst‘ und die Industriedachpfannen mit den Lochblechen vor den Firstziegeln geben dem Ganzen einen Grundton, der sich problemlos in das Neubaugeschehen der Umgebung einfügt.

Doch an einigen Stellen lösen sich die Steine von den niedrigen Mauern. Mit Interesse beginnt man näher zu forschen, versucht sich ein Bild vom Aussehen der ursprünglich wohl antiken Mauer zu machen – vergebens, denn die harte neue Vermörtelung verhindert jegliches unbefugte Eindringen von Unkraut (sowie Austreten von Feuchtig-

keit) und der Blick gleitet ratlos über die Oberfläche – ist sie nun antik oder neu? Daneben gibt ein modernes Abflussgitter Einblick in das Innenleben eines antiken Kanals aus Coladosen und Zigarettenpackungen. Ratlos steht man auf einem roten Estrich, blickt auf kleine runde Ziegelpfeiler – soll einem da etwas erklärt werden, oder hat man das so gefunden? Wendet sich der Besucher den größeren Zusammenhängen zu, wird er keineswegs durch klare Einsicht belohnt. Längst verschwundene Bauten beleben als archäologische Skelette das Gelände, wo schon in der Antike nichts mehr von ihnen zu sehen war. Der Besucher tritt durch eine malerische ‚natürliche‘ Bresche in einer neuen Mauer, während der antike Hauptzugang, unter Bäumen verborgen, erst spät, wenn überhaupt, entdeckt wird. Ein Tor ist bis zum oberen Drittel vom Geländeniveau überschritten – ein Keller? Doch keine Treppe gibt zu erkennen, wie das funktionieren sollte. Überall tritt man auf Basaltkies, wie ihn die Wege des nahegelegenen Friedhofs bedecken. Die Gedankenverbindung zu untergegangener Kultur stellt sich ein. Oder ist es doch ein Wiederauferstehen?

Ein Verwirrspiel, dem man noch viele wunderliche Details anfügen könnte. Was wird hier gespielt? Wem soll dies dienen? Ist das ein neuer Trend, wird Römisches uns heute so präsentiert oder sind es nur temporäre Verirrungen, regionale Spielarten, provinzielles Provinzialrömisches sozusagen?

Wir werden von Fachleuten belehrt, dass dies heute die angemessene Art sei, dem Volke zu geben, was des Volkes ist. Und dieses will Spielplätze. Unsere armseligen Bruchsteinruinen kann niemand verstehen. Dass diese Tendenz nicht bei den Römern haltmacht, kann man allenthalben besichtigen, ob es karolingische Palastaulen oder mittelalterliche Burgkapellen und Burgruinen sind.



1 Neue Ruine – mittelalterliche Burgkapelle,
Originalmauerwerk drei Fuß hoch
(Stromberg, Pfarrköpfchen, Rheinland-Pfalz).



2 Wiedererstandenes Mittelalter
(Hohkönigsburg, Elsass).

Früher sprach die Ruine direkt, unmittelbar. Sie stellte sich selbst dar, erzählte ihre Geschichte, dem der zuzuhören, zu lesen verstand, der Muße hatte sich darauf einzulassen, Augen hatte zu sehen. Die heutigen Rekonstruktionen und Teilrekonstruktionen aber erzählen seltsamerweise und wahrscheinlich zum Kummer derer, die sie schufen, eine ganz andere Geschichte. Wiederholt hörte ich aus Schulklassen, die vor solchen didaktischen Traktaten standen die Frage, warum denn das „Ding“ (man kann nicht gut sagen „Haus“) nicht fertig gebaut worden sei oder ob da im nächsten Jahr die Baustelle ein Ende haben werde.

Allein diese Frage müsste alarmieren. Zeigt sie doch überdeutlich, dass hier die Didaktik oder die Methode nicht stimmen kann, von falschen Voraussetzungen ausgegangen wird.

Wenn diese Produkte emsigen Fleißes wenigstens die alten Handwerkstechniken wieder zu Ehren

kommen ließen, wäre das eine verdienstvolle Didaktik, hätten sie über den eigentlichen Zweck hinaus noch eine wichtige Funktion für Handwerk und Denkmalpflege. Aber so zeugen diese baulichen Hervorbringungen oft nur vom fehlenden Konzept, einer Schaubudenmentalität und manchmal der politischen Absicht. Letztere fällt dann in ihrer Mediokrität besonders ins Auge, vergleicht man daneben etwa die anspruchsvolle Rekonstruktion des Saalburg-Kastells als Glorifizierung der Hohenzollerndynastie.

Man kann es als experimentelle Denkmalpflege bezeichnen, wenn die einst verputzten Mauern in Bruchstein oder steinsichtig bleiben, aber sofort stellt sich die oben von der Schulklasse aufgeworfene Frage: Ist es eine liegengebliebene Baustelle oder eine Ruine? Grundsätzlicher: Was soll das Konstrukt nun darstellen, wenn Zinnen oben ausfransen, als ob ein Sturm ihre Vollendung verhinderte, wenn Mauerbreschen plötzlich in rekonstruierten



3 Didaktisches Präparat (Villa Rustica in Mehring, Rheinland-Pfalz).

Mauern klaffen? Was soll es dem Besucher vorführen: wie es war, oder wie es gebaut wurde, oder wie es vorgefunden wurde, oder wie es sich der Archäologie vorstellt? Die Variante ‚vorgefunden‘ ist noch am besten zu verstehen. So läuft die Konservierung mittelalterlicher Burgruinen meist nach diesem Muster ab. Doch was sollen diese halben Rekonstruktionen?

Was entstand hier eigentlich? In Tawern, Longuich, Mehring Wachenburg, in Xanten, Kempen oder der Saalburg? Sind es neue Denkmäler, neue Antiken, echte Baudenkmäler, falsche Denkmäler oder einfach historisierende Neubauten?

Der Begriff des Baudenkmals hatte seine Geburtsstunde, als man begann, ein Bauwerk aus dem einzigen Grunde zu erforschen und zu erhalten, weil es Geschichte bezeugt und zugleich ein Kunstwerk ist. Diese Qualitäten erkannte man zuerst an den Bauten der Antike. Damals hießen sie noch Altertümer. Alois Riegel setzt den Zeitpunkt dieses Bewusstseins schon im 16. Jahrhundert an. Das Denkmal ist etwas Gewolltes, seine Bestimmung ist von Anfang an festgelegt. Das Baudenkmal hingegen ist ursprünglich ungewollt und nicht als Denkmal geschaffen worden, wird erst später dazu dank seines Erkenntniswerts, seines Alterswerts, seines künstlerischen Werts. Der Anbruch des Industriezeitalters markiert schließlich mit dem Bruch der traditionellen Handwerkstechniken und Produktionsformen eine Zäsur, die zusammen mit anderen,

geistesgeschichtlichen Faktoren, wie sie in der Romantik entwickelt wurden, den Begriff des Baudenkmals von der Gegenwart trennt.

Diese oben genannten Rekonstruktionen können also keine Baudenkmäler sein, machen eher den Eindruck von Übungsfeldern der enzyklopädischen Kenntnisse der beteiligten Archäologen.

Sind diese Schöpfungen alle Variationen desselben Themas? Ist Xanten wie Tawern oder die Saalburg zu bewerten? Kann man in die Barbarathermen von Trier das Modell Xanten implantieren oder von Carnuntum oder Tawern? Muss man es überhaupt? Wo fängt die unlautere Absicht an?

Einigen wir uns auf ein didaktisches Modell. Ein Modell dessen, was hier einmal war, aber definitiv so nie ausgesehen hat. Mit dieser letzten Feststellung hätten und haben aber viele ihr Problem. Es wird ausführlich wissenschaftlich argumentiert, was zu welcher Zeit wie dagestanden hat, Parallelen und Vorbilder aus allen Regionen des römischen Reiches werden bemüht, denn es war eine Reichskunst und Reichskultur, letzten Endes versuchten die Römer einen Thermenraum in Britannien so aussehen zu lassen wie in Italien oder vielleicht noch weiter südlich.

Nun gut, aber dass hier und jetzt nur immer der Wissensstand der rekonstruierenden Epoche sich ein Denkmal setzt, nicht in einer voluminösen Publikation oder einer Zeichnung, sondern konkret

und massiv als Bauwerk, wenn das immer so klar und unmissverständlich zum Ausdruck käme, wäre schon viel gewonnen. Dann könnte man ohne Zögern später die Irrtümer beseitigen. Aber leider geben sich die Initiatoren und Schöpfer solcher Produkte aus Bürgerengagement, Politikerinteresse und Wissenschaftlerstolz damit nicht zufrieden. Der Vorschlag eines Umbaus nach besserem Wissen in etlichen Jahren stieß auf Unverständnis und entrüstete Ablehnung. „Steuergelder, freiwillig geleistete Arbeitsstunden, dann auch noch Zeitdokument“ – und schon schnappt die Falle zu.

Wenn aber nun solche didaktische Ruinen in die Jahre kommen und wegen schluderiger Qualität nach Reparatur oder Instandsetzung verlangen, dann heißt es Farbe bekennen, im wörtlichen Sinne. Ist die Degradation einer historischen Stätte oder einer *site* (das Wort bezeichnet im Englischen sehr gut alle Aspekte, denn als ‚Grabungsstätte‘ ist sie später nicht mehr erkennbar) dann ein denkmalpflegerisches Problem, ein wirtschaftliches, ein wissenschaftliches oder ein politisch-gesellschaftliches? Also ein technisches oder ein ideelles Problem? Löst man das technische, ist dann das ideelle mitgelöst? Man sehe sich heruntergekommene *sites* an. Vernachlässigung und Missachtung ebenso wie verstärkter Tourismus und Vandalismus, ungeeignetes Restaurierungsmaterial oder abgelaufene Lebensdauer einer Restaurierung sind Gründe für den allmählichen Wertverlust einer historischen Stätte.

Präsentation, Interpretation und Site-Management werden zunehmend unter dem ökonomischen Aspekt des Tourismus in den Volkswirtschaften zu einer Aufgabe für Archäologen und Denkmalpfleger, ebenso die Beobachtung der für das Denkmal schädlichen oder auch ungeeigneten Entwicklungstendenzen (Bauleitplanung, Städtebau, Landschaftsplanung). Jedoch, geschrieben wird über solche Projekte von Archäologen meist nur hinsichtlich des Datierungspotentials, des kulturspezifischen Gehalts der Funde oder Befunde, und von Denkmalpflegern meist nur hinsichtlich der materiellen Charakteristik.

Wenn Archäologen sich früher mit Konservierung befassten, so war ihr Hauptinteresse dem beweglichen Fund gewidmet. Wenn überhaupt Konservierung von architektonischen Resten unternommen wurde, dann zumeist in Form der Anastylose, der Wiedererrichtung aus Vorhandenem, Verstärktem. Aber beides kommt nicht im Lehrplan der Universitäten vor. Gelehrt wird das Ausschaben der



4 Preiswertes Detail – Kanalrohre als Säulen
(Villa Rustica in Mehring,
Rheinland-Pfalz).

Grabungsstelle bis auf die *terra vergine* als letzte Weisheit und einzig wissenschaftlich seriöse Methode – also letztlich die Totalzerstörung.

Des Denkmalpflegers Part in solchen Projekten des Site-Managements sollte die kritische Information sein, etwa über die Bau- und Konstruktionsweise, die Bausubstanz, die Einschätzung des Zustands, aber auch die Diagnose von Prozessen der Wertminderung im Rahmen zeitlicher Abläufe (*monitoring*) und Überlegungen zur weiteren Intervention. Dabei ist gerade die Denkmalpflege prädestiniert, einen ganzheitlichen Ansatz einzubringen, die vielfältige Vernetzung, den historischen, soziokulturellen und materiellen Kontext einer Stätte. Wenn man sieht, wieviele dieser *sites*, einst mit Steuergeldern und echtem Eifer restauriert, heute vor sich hin kränkeln, weil eben einige Punkte und



5 Kunstvolles Ruinenende (Longuich, Villa Rustica).

Bezugslinien in diesem Netzwerk vorher weder bedacht noch später besorgt wurden, dann wünscht man sich nicht nur mehr Engagement, sondern mehr Einsicht, Weitsicht und Fachkompetenz.

Die Charta von Venedig hat schon 1964 die archäologische Rekonstruktion als ungeeignetes Mittel gebrandmarkt, nur akzeptabel in wenigen Fällen. Hat das Folgen gehabt? Kaum, denn die Rekonstruktion wird weiter als Denkmalpflege verkauft. Ist sie das wirklich?

Vielleicht sollte man sich mit den folgenden Fragen jetzt nicht belasten, aber es ist ja ein Streifzug mit Fragezeichen, also blicken wir in die Zukunft: Was wird die Denkmalpflege mit solchen teilrekonstruierten Anlagen in 50 oder 100 Jahren tun? Wie sie bewerten? Als Erinnerung an die Originale oder als Denkmäler? Sind dann Mittel der Denkmalpflege dafür aufzuwenden wie für die Erhaltung romanischer Fresken, wenn schlechte Materialqualität die Säulen bröckeln, die Mauern bröseln, die Dächer zerfallen lässt? Wie mag die römische Villa in Mehring zum Beispiel in 50 Jahren aussehen oder all die wiederaufgebauten Kelteranlagen im Trierer Land? Wird dann nicht das ehemals Halbfertige komplettiert worden sein? Und wo ist das Original geblieben? Kommt es am Ende darunter wieder zum Vorschein? Wird man dann überhaupt noch ein Interesse haben, das armselige Original zu sehen? Der Zementgehalt der aufgemauerten Partien hat seine Salzfracht in die verbliebenen Reste von Originalmauerwerk darunter

entsandt und damit ein Zerstörungswerk in Gang gesetzt, das die alten Mauerpartien in wenigen Jahren schon schäbig und armselig aussehen lässt. Bald löst sich der Mörtel auf, die Steine brechen heraus, und der Neuankömmling darüber hat sich des Originals voll bemächtigt – es wird verschwinden oder unsichtbar gemacht.

Wie steht es also mit der Konservierung von Denkmälern der Denkmalpflege? Die archäologische Denkmalpflege hat offenbar dem Denkmalsbegriff eine neue Dimension, eine neue Denkmalsgattung hinzugefügt: den Erinnerungsbau für eine echte Antike, für ein Original, das Denkmal für ein Original.

Die Saalburg zum Beispiel ist ein Denkmalsbau für die römische Geschichte auf deutschem Boden im Kleid eines römischen Kastells. Wenn wir also beim didaktischen Modell bleiben, das veränderbar, ergänzbar, erneuerbar, reparaturfähig ist, dann müsste viel mehr das Problem bedacht werden, dass diese Art von Modell den Originalbefund für immer verdeckt, die Vorstellung der Zeitgenossen nachhaltig beeinflusst und weitgehend auch die künftiger Generationen.

Wenn dem so ist, dann müsste aber ein ganz anderes Qualitätsbewusstsein im Handwerklichen Platz greifen. Die Kompetenz des Bauens muss geübt werden, muss sichtbar werden und nicht die Mediokrität der Freizeitbastelei. Man muss spüren, dass nichts so klein ist, dass man es vernachlässigen kann, dass „Gott im Detail“ ist¹.

Ist wirklich aus der Einmaligkeit des Originals im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit des Kunstwerks das Konstrukt eines imaginären Museums geworden, das die Erlebensqualität der Antike steigert? Aber dann müsste es viel konsequenter ausgeführt werden.

Wie aber vermitteln wir künftig den Alterswert? Denn für viele Besucher tritt er an die Stelle des künstlerischen oder des geschichtlichen Wertes, er ist keine Chimäre aus der Frühzeit der Denkmalpflege. Auf der einen Seite versammeln die Museen die unterschiedlichsten Dinge, wird von der drohenden oder schon stattfindenden Musealisierung

¹ F. CHOAY, Das architektonische Erbe, eine Allegorie. Geschichte und Theorie der Baudenkmale (Braunschweig 1997) 206.



6 ‚Natürliche‘ Bresche in rekonstruierter Temenosmauer
(Tawern, Tempelbezirk, Rheinland-Pfalz).

unsres gesamten architektonischen Schaffens gesprochen. Auf der anderen Seite versinnbildlicht aber dieser an Bauten haftende Alterswert doch auch den Widerstand gegen die Tendenz, die Welt zunehmend nur über Medien erlebbar zu machen. Das wäre, nein, ist doch eine Chance für das Original.

Warum wirken Rekonstruktionen so steril? Was macht das Römische sinnfällig? Es ist die verstrichene Zeit. Und die kann man sehen, bei der Ruine ist es die Vegetation, die Patina. Dafür war die Epoche der Romantik besonders sensibilisiert. Später meinte man, die Ruine fordere zur Vervollständigung auf und erstrebte die puristische Wiederherstellung des ‚ursprünglichen Zustands‘. Dann kam eine Epoche, da sah man in der Ruine nicht mehr die verstrichene Zeit, die Veränderung, sondern nur noch den Verfall, ja die Hinfälligkeit. Wo stehen wir heute?

Nach der Phase der schöpferischen Denkmalpflege, der wissenschaftlichen Denkmalpflege sind wir jetzt anscheinend in der Phase der experimentellen Denkmalpflege – alle Konzepte werden durcheinandergemischt. Für die einen ist der Befund eine heilige Reliquie, die alles rechtfertigt oder keinen noch so kleinen Spielraum lässt, für andere ist die Freiheit persönlicher Gestaltungskraft herausgefordert. Wenn die Ruine zur virtuellen Rekonstruktion auffordert, ist das unproblematisch. Aber sie wird auch wieder unbekümmert für reale Wie-

deraufbauspiele herangezogen, als Verfügungsmasse für Planungen aller Art.

Findet wirklich durch diese wiedererstandenen Antiken eine Stärkung, ja Förderung des historischen Bewusstseins statt? Konstituieren diese neuen Antiken nicht sogar ein neues historisches Bewusstsein? Aber können sie das überhaupt, diese verlorenen Fragmente, diese bleichen Schemen einer untergegangenen Kultur ohne den historischen Kontext, hohle Gehäuse ohne Kern? Ist da die Maskerade im historischen Kostüm das fehlende Leben, oder das Grillfest, das Reiterspektakel? Sind das die neuen Rituale, um sich der Geschichte zu vergewissern, mit ihr in Kommunikation zu treten? Die Intellektuellen per Buch, das Volk per Event?

Die Lust an Rekonstruktionen ist auch ein Symptom für die Verwissenschaftlichung der Welt, aber eigentlich ist sie eine Flucht aus der Geschichte, keine Vertiefung des historischen Bewusstseins. Archäologie wurde mittlerweile zur Freizeitunterhaltung, nicht mehr nur der ‚gehobenen Stände‘, wurde zum kalkulierbaren Nutzungsfaktor der Tourismusindustrie. Bei der Parole „Geschichte zum Anfassen“ müssen wir sehr achtgeben, dass wir am Ende nicht ein *fake*, nur Gefälschtes in der Hand halten. Die Reduktion der Archäologie auf das Interessante entzieht ihr die historische Dimension. Wir fördern höchstens die triviale Aneignung einer utopischen Vergangenheit, reduziert auf die Formel „Nichts Neues mehr seit Babylon“². Wenn wir den Besuchern nur mehr *fakes* hinstellen, ziehen sie

² J. ZAHN, Nichts Neues mehr seit Babylon. Kulturgeschichtliches und Technisches aus fünf Jahrtausenden (Hamburg 1979).

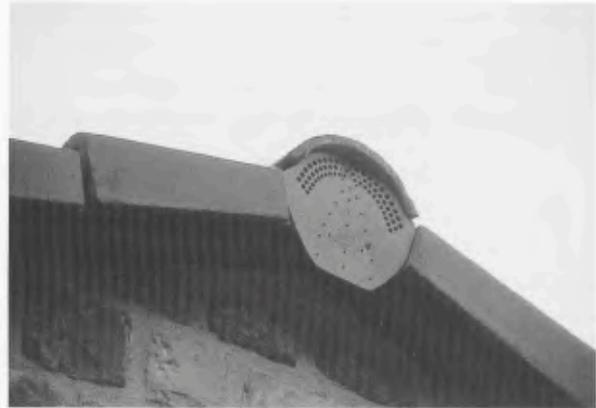


7 Tempel komplett – die wiedererstandene Antike
(Tawern, Tempelbezirk, Rheinland-Pfalz).

durch die falschen Räume ebenso ungerührt, wie sie mit dem Cursor über den Bildschirm flitzen. Wo bleibt da die viel beschworene Vertiefung des historischen Bewusstseins?

Man kann durchaus von der Magie des Originals sprechen: wie oft konnte ich selbst erleben, dass Besucher auf einer Grabung eine unbedeutende Scherbe, einen beliebigen Stein brachten und fragten, ob er „historisch“, also echt sei, und wenn versichert wurde, dass dem so sei (das Gegenteil wagte ich selten zu sagen), wurde er vorsichtig wie eine Reliquie eingepackt.

Die Frage nach dem Original stellt sich gar nicht bei einem Beispiel wie der römischen Villa im Getty-Museum – auch wenn sich die Amerikaner wie die neuen Römer fühlen mögen. Im übrigen sollte man Rekonstruktion und Original nebeneinander stellen. Diese Anschaulichkeit ist unschlagbar. Denn die Lösung in Xanten, wo beim Hafentempel beide kunstvoll übereinander schweben, ist nicht oft wiederholbar, sei es aus technischen Gründen, sei es wegen anderen Befunds. Aber man fand andernorts auch andere Lösungen, wie in England, wo auf der einen Seite die Ausgrabungsstätte und gleich daneben die Rekonstruktion einen unmittelbaren Vergleich ermöglichen, eine fast schon überrealistische Vorstellung mit eingesetzten Menschenfiguren, wie in Momentaufnahmen erstarrt, eben „*Archaeologia viva*“ (nicht zufällig auch der Titel einer publikumswirksamen einschlägigen Zeitschrift). In Trier kam man im Rahmen eines neuen Vermarktungskonzepts auf die verblüffende Idee, solche Figuren aus den Fenstern der Porta Nigra schauen zu lassen, wie aus einem Adventskalender.



8 Dachdetail
(Tawern, Tempelbezirk, Rheinland-Pfalz).

Die Lehre ist: Wenn *fake* und Original vermischt werden, entsteht leider nur Kitsch.

Aber gibt es nicht doch ein dadurch gewachsenes historisches Bewusstsein? Was bedeutet der neue Boom historischer Romane, archäologischer Fernsehsendungen? Ausstellungen von Troja bis zu den Goldschätzen der Barbaren? Die Begeisterung für Archäologie ist sehr ambivalent. Hier das Interesse für die Römer, dort die Abschaffung des Lateinunterrichts aus den Schulen. Latein zu lernen, um das besser zu verstehen, was die *fakes* mit echtem Leben füllen würde, wird nicht akzeptiert. Nicht mehr durch mühsames Lernen der lateinischen Sprache eignet sich der heutige Mensch die Geschichte der Römer in Deutschland an, sondern durch die jederzeit auf CD-Rom verfügbare Bilderwelt. Der öffentliche Sprachgebrauch der Archäologen selbst beginnt sich zu verändern – der Laie verwechselt ständig ein Theater mit einem Amphitheater, also gibt es neuerdings das „Bühnentheater“ – *ad usum delphini*.

Beschäftigung mit Historie muss anscheinend heute spielerischer Natur sein, damit sie überhaupt eine Chance hat. Doch wer bekommt hier eine Chance? Die alljährlichen römischen Kelterfeiern an der Mosel, die Antikenfestspiele mit bekränzten *togati* oder die Mittelalterspektakel sind ein untrügliches Zeichen, dass es ein Bedürfnis nach solchem Umgang mit der Geschichte gibt. Reiterspiele in der Saalburg oder in römischen Amphitheatern bedienen munter diesen Trend nach spielerischem Umgang. Aber es scheint sich eher um eine neue Form von Brauchtumspflege denn um irgend ein gestei-

gertes Verständnis für die Erhaltung der authentischen Zeugnisse dieser Geschichtsepochen zu handeln. Geht es darum, wird der Zeitgenosse zugeknöpft, aber baden in ‚antiken‘ Thermen will er schon.

Ebenso problemlos wie ein Mausclick soll diese Geschichte auch realiter dastehen – mittlerweile durchziehen römische Legionäre als Statisten von einem Event zum anderen, von Pannonien bis Niedergermanien und von Italien bis an die Nordsee die Lande. Die originalen Bauten müssen zu antiken Erlebniscentern gemacht werden, weil anscheinend niemand etwas an ihnen zu sehen imstande ist. Doch wenn der echten Antike, dem Original nur dann noch eine Überlebenschance eingeräumt wird, wenn sie in schriller Verfremdung auftritt, dann stimmt einiges im Werte- und Bezugssystem nicht mehr.

Soll sich die Denkmalpflege hier einmischen, mittun? Mit Sicherheit muss sie das Kulturdenkmal – die antike oder nachantike Ruine – mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln davor bewahren, zur beliebig verfügbaren Spielmasse zu werden. Der Denkmalpflege sind zur Erhaltung des Authentischen genug schwierige Aufgaben gestellt, die mit den weniger werdenden Finanzmitteln kaum zu bewältigen sind. Ihre Aufgabe ist nicht die Kultur-

vermittlung, aber sie sollte mit im Boot sein, um extreme Auswüchse zu verhindern und den Schutz des unverfälschten Originals zu gewährleisten.

Man könnte die Sache auf sich beruhen lassen, es kümmert sich ja ein rühriger Verein darum, kein Handlungsbedarf also. Die Erfahrung zeigt aber, dass in der Regel zwei mögliche Entwicklungen vorauszusehen sind: Entweder es wird ‚zu rührig‘, die Events nehmen zu, die Bedürfnisse steigen, die Bautätigkeit weitet sich aus, bald erkennt man kaum mehr die ursprüngliche Anlage oder Intention, die historische Stätte wird zu einem Freizeitpark verschiedenster beliebiger Aktivitäten. Oder der Verein und seine Mitglieder werden älter, Engagement und Interesse nehmen ab, die Gelder werden weniger, Reparaturen werden nicht mehr durchgeführt, die Bauten bröseln vor sich hin, bis die Schäden nicht nur eine deutliche Degradation herbeiführen, sondern sogar eine Gefährdung darstellen. Ist die *site* im Eigentum der Kommune, heißt das über kurz oder lang, dass die öffentliche Hand mit entsprechenden Finanzmitteln einzugreifen gedrängt wird. Verstreicht angemessene Zeit, kann es sogar dazu kommen, dass die Stätte solchen Wirkens schließlich zum Denkmal erklärt wird ...

Welches der beiden Szenarien wollen wir?

Abbildungsnachweis

1; 3–8 Verf., Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz; 2 Verf.

Bildung und Freizeit. Zu den Grenzen der Unterhaltung in Archäologischen Parks

Der erste Blick auf das Luftbild des Areals des ehemaligen Konzentrationslagers Neuengamme bei Hamburg löst eine Art erschrockenen Wiedererkennens aus: Das Gelände scheint dem Archäologischen Park Xanten zu gleichen¹. Die Ähnlichkeit ist in den Abbildungen 1 und 2 nachvollziehbar, wäre aber in anderen Abbildungen leicht in weiteren Facetten zu belegen. So gibt es Aufnahmen des Archäologischen Parks Xanten (APX) mit Blick in die Landschaft, bei denen das Weichbild dem in Neuengamme ähnelt.

Der Archäologische Park Xanten umfasst einen wesentlichen Teil der ehemaligen römischen Stadt Colonia Ulpia Traiana beim heutigen Xanten. Durch die Anlage des antiken Straßennetzes und die Darstellung der umgebenden Stadtmauer in Rekonstruktion und Heckenanpflanzung ist die Struktur der Stadt im Gelände deutlich sichtbar gemacht. Einzelne Bauten (Stadt Tore, sog. Hafentempel, Amphitheater, Herberge) sind in Teilen oder auch vollständig rekonstruiert. Der Archäologische Park Xanten ist eine bildungsbezogene Freizeiteinrichtung und bietet mit Dokumentation, musealen Bereichen und einem intensiven museumspädagogischen Programm (Führungen, Spiele, Veranstaltungen) Information und Unterhaltung für unterrichtsbezogene Schulausflüge und ein allgemein an Geschichte interessiertes Publikum.

Das Areal des ehemaligen Konzentrationslagers Neuengamme beherbergt heute mehrere Einrichtungen, die als Spuren der Geschichte zu betrachten sind, aber vor allem den unterschiedlichen Umgang mit der Geschichte der NS-Herrschaft seit dem Kriegsende spiegeln: einzelne erhaltene Bauten des ehemaligen Lagers, ein Gefängnis in ehemaligen Lagerbauten, ein weiteres als Neubau errichtet, eine

Gedenkstätte, ein Dokumentationszentrum sowie teilweise rekonstruierte Einrichtungen des Lagers und museale Inszenierungen der ehemaligen Lager-situation.

Die Ähnlichkeit im Erscheinungsbild der beiden Einrichtungen, soweit die Luftbilder es wiedergeben, beruht sowohl auf der Form – dem Gegenstand, der Gestalt des zugrunde liegenden architektonischen Gefüges – als auch auf den Merkmalen seiner Präsentation. Es gibt eine virtuelle Rekonstruktion des Forums der römischen Stadt, montiert in ein Luftbild des APX. Hier ist die Ähnlichkeit mit dem Luftbild von Neuengamme besonders deutlich, da hier auch für die römische Stadt größere Partien der historischen Architektur vorstellbar werden.

Beiden Einrichtungen liegt eine Architektur zugrunde, die durch regelmäßige Anordnung, rechtwinklige Flächenbebauung und Wiederholung einzelner Elemente gekennzeichnet ist. Die römische Militärarchitektur, in der die Stadtanlage ihre Wurzeln hat, zeigt Übereinstimmungen mit der ebenfalls militärisch geprägten Lagerarchitektur. Ihre Kriterien sind in beiden Fällen rationelle Raumaussnutzung, Übersichtlichkeit, Plätze für größere Menschenmengen. Die rekonstruierten Türme der Stadtmauer der römischen Stadt, die etwa denen eines römischen Militärlagers entsprechen, haben ihre Entsprechung in den Wachtürmen des Lagers. Mit der besucherbezogenen Infrastruktur hängen die weiteren Übereinstimmungen der Bereiche zusammen: Rasenflächen anstelle nicht erhaltener Bebauung, Wege mit hellem Belag, ein „Rundweg“ um die Anlage, der im Falle von Neuengamme die abgerundeten Ecken der militärischen Befestigung zu wiederholen scheint. Aus der Luft nicht erkennbar,

¹ Das Thema ist möglicherweise für eine Festschrift sehr ernst. Wenn ich es trotzdem hier bringe, dann möge es als Beitrag zu einem kontinuierlichen Gespräch verstanden

werden, das in Xanten zur Zeit von Gundolf Precht gepflegt und gefördert wurde. – Für Hinweise danke ich Marianne Hilke und Hans-Joachim Schalles.



1 KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Foto 1995-5103).

ergeben sich weitere Übereinstimmungen aus der historischen und der aktuellen Nutzung der Anlagen. Da ist vor allem die ‚Möblierung‘ für den Besucherservice: Informationstafeln, Ruhebänke, Mülleimer und so weiter.

Diese wenigen, hier nur angerissenen Beobachtungen evozieren Fragen zum Verständnis beider Anlagen. Gewissermaßen in einer Umkehrung der Erwartung stellen sich Fragen nach dem Freizeit- aspekt in der Präsentation der Gedenkstätte auf der einen und der Bedeutung und Wertung der Inhalte in der Darstellung der römischen Stadt auf der anderen Seite².

Der Archäologische Park Xanten widmet sich der Darstellung der römischen Geschichte anhand der Auswahl von materiell belegbaren und zumeist positiv oder neutral besetzten Ausschnitten. In Rekonstruktion wiedergegeben sind Bauten der Religion, der Freizeitgestaltung, der öffentlichen Verwaltung und Versorgung. Damit folgt er einer in den Museen und Ausgrabungsstätten allgemein

wenig problematisierenden Geschichtsdarstellung zu dieser Epoche: Die Römerzeit liegt lange zurück, eine Wertung historischer Vorgänge bleibt auf der Ebene der rationalen Interpretation. Es gibt keine Parteinahme oder Betroffenheit in der Rezeption, wie sie z. B. die Geschichte der Indianer oder der Sklaven in Amerika anbieten. Das Fehlen von wertenden Positionen fällt vor allem beim Vergleich mit den Einrichtungen zur jüngeren Geschichte auf. Spätestens seit dem Auslaufen der ambitionierten Geschichtsdidaktik der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts tauchen ‚die Römer‘ als scheinbar völlig neutrales Thema auf. Die Politisierung von Geschichte wie die des Arminius als „Hermann der Cherusker“ etwa ist noch präsent genug, um den Rückzug in die ‚Neutralität‘ geraten sein zu lassen³. Wo ein parteiischer Zugang zur Geschichte denkbar wäre, in dem zur Identifikation eingeladen wird, handelt es sich um vordergründig adaptierbare Bereiche wie Gesellschaftsspiele, Kleidung, Bad, Essen. Dass hier mehr der Freizeitbereich als der der

² Ohne bisher die Diskussion zur Präsentation von Gedenkstätten intensiv verfolgt zu haben, beziehe ich mich auf den jüngst aus der KZ-Gedenkstätte Neuengamme herausgegebenen Band: *Museale und mediale Präsentation in den KZ-Gedenkstätten. Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland 6* (Bremen 2001). Dort waren mir vor allem hilfreich O. MUSSMANN, *Die Gestaltung von Gedenkstätten im historischen Wan-*

del, 14–33, und D. GARBE, „Das Schandmal auslöschen“. Die KZ-Gedenkstätte Neuengamme zwischen Gefängnisbau und -rückbau: *Geschichte, Ausstellungskonzepte und Perspektiven*, 51–71.

³ Dass die Stadt Xanten nun gerade wieder mit der Siegfried-Verbindung Werbung macht und eine unschuldige Mühle „Siegfriedmühle“ nennt, deutet möglicherweise ein Ende der Zurückhaltung an.



2 Archäologischer Park Xanten.
Foto Corneel Voigt, Essen.

Arbeit berücksichtigt ist, liegt in der Natur der Freizeiteinrichtung selbst und in der Tatsache, dass zum Töpfern, Schmieden, Zimmern nicht der gute Wille ausreicht, sondern Fachkräfte vonnöten sind.

Durch die Beschränkung auf diejenigen Bereiche, die durch Fundmaterial und Gebäudereste belegt sind – speziell diejenigen, die positiv besetzt sind –, ergibt sich eine scheinbar neutrale Darstellung von Geschichte. Eine genauere Analyse zeigt jedoch, dass sie keineswegs neutral ist. Das Publikum erhält sehr wohl Angebote zur Parteinahme, und es nimmt sie auch an. Es ist die Parteinahme für die Sieger, die Starken, die Reichen, die Zufriedenen, ohne dass es den Beteiligten bewusst wäre. Die Position dokumentiert sich in Aussagen wie „Die Römer hatten Sklaven“. „Die Römer“ könnte die römischen Bürger im Gegensatz zu Nicht-Bürgern meinen, der Sprachgebrauch lässt aber keine eindeutige Unterscheidung zu der Bedeutung „die Gesamtheit der römischen Gesellschaft“ zu. Auf diese Art und Weise eliminiert die Bemerkung die Sklaven aus der geschichtswerten römischen Gesellschaft, anderenfalls müsste es nämlich lauten: „In der römischen Gesellschaft gab es Sklaven und Freie“. Die Position der sklavenbesitzenden Römer – der Männer zumal – ist dann diejenige, die in der

Freizeitgestaltung automatisch assoziiert und dargestellt wird, etwa wenn im römischen Bad Mädchen den Männern in der Badewanne Weintrauben reichen, wie im Werbematerial für die Gastronomie des APX oder verschiedener ‚Römerthermen‘ in Süddeutschland.

Bei der Darstellung der jüngeren Geschichte stellt sich das Problem der selbstverständlichen Gleichgültigkeit nicht. Im Gegenteil: Wo in der Gedenkstätte eine informative museale Darstellung Geschichte zum Gegenstand hat, versteht sich nicht nur Parteilichkeit von selbst, es ist sogar sehr schwer, die rationale mentale Kommunikation und Information von der emotionalen Wirksamkeit der Gedenkstätte zu trennen und zielgenau zu platzieren, so mächtig ist der Gedenk- und Mahncharakter der Einrichtung insgesamt. So ist es nicht verwunderlich, dass in den Gedenkstätten erst heute „auf die didaktischen Instrumentarien von Freilichtmuseen zurückgegriffen“⁴ wird und sie somit in den Mainstream der Museumspräsentation eingefädelt werden. Noch aber bleibt ihr grundsätzlich anderer Charakter spürbar und Gegenstand der Vermittlungsarbeit.

Das historische Ereignis oder das komplexe Ergebnis einer Fülle historischer Ereignisse hat materielle Spuren hinterlassen. Sie verändern sich, im Wesentlichen indem sie abnehmen, wodurch sich die Deutungsmöglichkeiten exponentiell vergrößern.

Im APX sind es die Reste der römischen Stadt. Sie werden ausgegraben und nach den Ergebnissen der archäologischen Untersuchung aufgebaut. Im Herstellungsprozess eindeutig, ist die Rezeption dieser ‚Modelle‘ zwiespältig, da sie (bisher) augenscheinlich dem erwarteten Alter, der Historizität des Ortes, widersprechen, andererseits durch ihre materielle Existenz authentisch, zumindest glaubwürdig wirken. Es durchschneiden sich rationale und emotionale Wirkungssysteme, sie sind kaum zu entflechten und sicher nicht steuerbar. Neben den Bauten selbst sind Bepflanzung und zufälliger Bewuchs, ja selbst das Wetter ebenso wirksame Bestandteile des Gesamteindrucks wie das Beiwerk von Scheinwerfern und Geländern, Eisbuden und Kassenhäuschen. Die einzelnen Elemente erhalten ihre Wirkung oder Funktion im Zusammenspiel mit den übrigen: Abblättrender Putz wird je nach Er-

⁴ MUSSMANN (Anm. 2) 23.

wartung als Bestätigung für das Alter des Ortes oder die Originalität des Objektes genommen, er bestätigt also Geschichte wie der zum Teil aufgebaute Hafentempel, der scheinbar im Verfall begriffen ist und – wie die Ruinen in den Landschaftsgärten des 18. und 19. Jahrhunderts – den Verfall des Menschenwerks wie auch seine Größe zu belegen scheint. Die Funktion der originalen Hinterlassenschaft ist auch oder gerade heute ambivalent: Ihre archäologische Deutung macht sie zum glaubwürdigen Beleg für historische Faktizität, ihre Unvollkommenheit zum authentischen Beweis für Alter und Geschichtlichkeit.

In der Gedenkstätte Neuengamme ist dies in noch viel höherem Maße der Fall. Wesentliche Parameter sind hier andere. Einige Bauten des Lagers sind erhalten, vor allem weil sie nach dem Krieg genutzt wurden. Andere wurden abgerissen, die weiten Freiflächen sind mit Rasen bedeckt. Der Wiederverwendung alter Bauten etwa für die Ausstellung stehen die modernen Bauten und Elemente der Mahnstätte gegenüber, eine fast sakrale Anmutung geht von diesem Nebeneinander aus. Die originale Spur spielt also die Rolle der Reliquie: Beleg, Beglaubigung in einem. Die Musealisierung führt zu Uneindeutigkeit, was die Gebäudereste betrifft: Im Kontext von Information und angesichts unverwechselbar neuer Rekonstruktionen und Inszenierungen stellt sich plötzlich überhaupt die Frage nach der Originalität der sichtbaren Bauten.

Vielleicht sind hier die an den Rekonstruktionen antiker Bauten⁵ entwickelten Kriterien hilfreich. Danach wäre zu unterscheiden zwischen der Authentizität des Originals und der Autorität der wissenschaftlichen Rekonstruktion. Beide hätten eine bestimmte Wirkung und Funktion (auch) als Geschichtszeugnis. Die Glaubwürdigkeit der Originale wird abgelesen an den – auch vermeintlichen – Altersspuren, die ihnen nachfühlbare Historizität verleihen. Ihr Aussehen entspricht dem organischen Ablauf der Zeit, das so bestätigte Alter gewährleistet Geschichtlichkeit und scheinbar damit die in Zusammenhang stehende Ereignisgeschichte. Den Rekonstruktionen fehlt dieses Beweis-Merkmal: Sie sind eindeutig nicht aus der Geschichte überkommen, sie besitzen keinen eindeutigen Ort in der Geschichte, das fühlbare Alterskriterium

fehlt ihnen. Was sie scheinen und was rational fassbar ist, nämlich ihr Erscheinungsbild historischer Architektur, steht in krassem Widerspruch zu diesem Mangel. Bei der römischen Architektur wird niemand aus dem Vorhandensein nicht beweiskräftiger Nachbauten darauf schließen, die durch sie transportierten Mitteilungen wären unzutreffend.

Anders ist es womöglich bei den Lagerbauten. In einer Gesellschaft, in der politisch rechts orientierte Gruppierungen die historischen Fakten bestreiten, könnte die Präsentation von Rekonstruktionen als ‚Fälschung‘ bewertet werden. In der Interpretation dieser Gruppierungen stünden die Rekonstruktionen als Beleg für das Fehlen eines Originals und als Beleg für die Geschichtslüge der Konstrukteure. Eine solche Rezeption ist natürlich nicht in allen Situationen und von allen Zielgruppen zu erwarten. Sie sei hier erwähnt, um einmal mehr zu verdeutlichen, wie in der Absicht zu informieren Zeichen in die Welt gesetzt werden, deren Wirkung nicht immer vorhersehbar, aber vor allem auch selten zurückzunehmen ist.

Das Publikum orientiert sich in dem, was es für glaubwürdig hält, an populären stimmigen Bildern, sind doch zumeist die ersten Begegnungen mit dem Gegenstand medialer Natur. So wird den Archäologischen Parks nicht nur die Erwartung entgegengebracht, die Erscheinung müsse sich der Ausstattung von Ben Hur annähern: Es wird auch argumentiert, die Hollywoodausstatter hätten sich sicher der fähigsten Kenner bedient. Die Erwartungen an ein KZ-Gelände sind möglicherweise auch geprägt – von Spielbergs „Schindlers Liste“.

Für die Rekonstruktionen antiker Architektur kann zwischen den informativen und den emotional wirksamen Elementen unterschieden werden, wobei die Intention der Erbauer fast ausschließlich auf die rational zu rezipierenden Merkmale zielt, also auf Information. Die emotional wirksamen Merkmale – Altersspuren, Bewuchs – ergeben sich gewissermaßen unbeabsichtigt, sind aber in erheblich größerem Maße wirksam. In den Gedenkstätten ist das Verhältnis von informativen zu emotionalen Teilen anders, phasenweise zugunsten letzter völlig entgegengesetzt. Dieser Charakter, diese Bedeutung sind den Lagerarealen nicht allein durch eine didaktische Entscheidung verliehen, sondern vor

⁵ A. RIECHE, Archäologische Rekonstruktionen: Ziele und Wirkung. Xantener Ber. 6 (Köln 1995) 449–473; Der Neue

Pauly 13 (1999) 216–223 s. v. Archäologischer Park (H.-J. SCHALLES).

allem von den Erwartungen der Gesellschaft aufgegeben, ein Auftrag, an dem ungleich mehr und ungleich wichtigere gesellschaftliche Gruppierungen sich beteiligen als bei den Archäologischen Parks oder den Ausgrabungsstätten. Die Information durch Rekonstruktion bedarf einer Basis von Vorkenntnissen auf Seiten der Rezipienten, die im Wiedererkennen die Bestätigung ermöglicht. Die Emotion bedarf der passenden Grundmuster dazu, die Bilder im Kopf müssen durch die geschaffenen Bilder bestätigt werden. Es geht dabei nicht darum, ob diese Bilder einer historischen Wirklichkeit entsprechen, sondern ob die beiden Bilder zur Deckung gebracht werden können.

Auf dem Gelände Neuengamme sind wenige, zurückhaltende Inszenierungen zu sehen. Darunter eine am ehemaligen Bahnhof des Lagers. Ein originaler Güterwaggon ermöglicht durch die offene Tür den Blick auf ein Großfoto, das Häftlinge im Innern zeigt. Auf einer Mörtelfläche in der Größe des Waggonbodens sind davor Fußspuren zu sehen, die die dicht gedrängte Menschengruppe im Waggon suggerieren. Und obwohl es erkennbar die Abdrücke moderner Schuhe sind, ist die Assoziation der ‚Spuren‘ historischer Menschen sehr nah. Sie erinnern nicht nur allgemein an eine archäologische ‚Spurensuche‘, sondern besonders an ergrabene Oberflächen wie den römerzeitlichen Bauhorizont aus der Colonia Ulpia Traiana⁶, die eine starke emotionale Wirkung besitzen.

Das Gelände des KZ Neuengamme wird von Menschen in ihrer Freizeit besucht. Ähnlich wie in Freizeiteinrichtungen ist das Ziel, ein möglichst zahlreiches Publikum an den Ort zu ziehen, um ihm dort Information, Besinnung, Belehrung zuteil werden zu lassen. Für diesen Zweck bedarf es entsprechender Infrastruktur. Ebene Wege, Bänke, Papierkörbe, Toiletten, Hinweisschilder und Beschriftungstafeln, Blumenrabatten und so weiter finden sich hier wie in Themenparks und Freilichtmuseen. Die touristische Infrastruktur fasst gewissermaßen das Gelände ein und die einzelnen Elemente zusammen, profane Gegenstände, die gleichwohl das Gesamtbild nicht unberührt lassen. Wie in den Archäologischen Parks auch, sind diese Einrichtungen unverzichtbar. Wahlweise werden sie im Stil der Architektur des Themas angepasst, deutlich von ihr abgehoben oder möglichst

neutral gestaltet. Wenige Jahre nach ihrem Einbau erweisen sie sich als Kinder ihrer Zeit: sie sind datierbar oder besser ‚altmodisch‘ und fügen so dem historischen Gegenstand eine weitere geschichtliche Ebene hinzu.

Obwohl in der modernen Museumsdidaktik durchaus bewusst ist, dass Wirkung und Sinn von Geschichtsdarstellung nur dort gegeben sind, wo sie mit den Entscheidungen und Positionen der Rezipienten etwas zu tun haben, gibt es kaum Ansätze – jedenfalls in den Museen zur antiken Geschichte –, die Geschichtsdarstellung in diesem Sinne zu aktualisieren. Es ließe sich sicher kein Freizeitpublikum mit der Perspektive römischer Sklaven zur Annäherung an die Geschichte locken, jedenfalls nicht, wenn die Angebote im Nachvollziehen von deren Lebenswirklichkeit bestünden. Doch kann die Attraktion nicht allein in einer harmlosen Beliebigkeit liegen. Das Bewusstsein für soziale und wirtschaftliche Unterschiede zu wecken, die spezifischen Rollen von Männern und Frauen in der Antike zur Perspektive auch von Rollenspiel zu machen, Aggregatzustände des Lebens wie Jugend und Alter zu thematisieren: Auf diese Weise könnte ein persönlicher, parteiischer fruchtbarer Zugang auch zur weit zurückliegenden Geschichte geschaffen werden.

In jüngerer Zeit ist ein Archäologischer Park entstanden, der Krieg und Tod thematisiert. Auf dem Schlachtfeld von Kalkriese war das Thema schlechterdings nicht zu umgehen, zumal der Ort der Varusschlacht dargestellt werden sollte, der im Bewusstsein des Publikums einerseits historisch ‚entscheidenden‘ Schlacht und andererseits durch die lange vergebliche Suche nach dem Ort eines der ‚Rätsel‘ der Archäologie. Die Ausgangssituation ist eine andere als bei den meisten Archäologischen Parks: Der geschichtliche Ort enthält keine dauerhaften Reste, wie sie bei Städten, Militärlagern, Gräberfeldern selbstverständlich und Basis jeder Rekonstruktion sind. Wenige Spuren ermöglichen eine rekonstruierende Darstellung des befestigten Erdwalls, der dem germanischen Angriff diente. Die Funde sind spärlich und reichen kaum für eine aussagefähige museale Präsentation. Das Thema selbst ist die Schlacht, nicht der Ort⁷. Daher war es notwendig, die Ebene der Sachzeugnisse gewisser-

⁶ N. ZIELING, Spuren im Schlamm – Ein Nachweis römischer Schubkarren. In: H.G. HORN u. a. (Hrsg.), Fundort Nordrhein-Westfalen. Millionen Jahre Geschichte, Mainz 2000, 269–271.

⁷ Die Straßenbeschilderung führt schlicht zur „Varusschlacht“.

maßen zu überspringen und vom historischen Ereignis ausgehend eine ‚Erlebniswelt‘ zu inszenieren. Dabei wird im Park Kalkriese mit Hilfe emotional wirksamer Rauminstallationen und ‚Wahrnehmungspavillons‘ eine konzentrierte, fast kontemplative Rezeption angeregt. Durch entsprechende Informationsmittel werden auf einer sowohl rationalen als auch emotionalen Ebene heutige Kriege zur ‚Übersetzung‘ des historischen Ereignisses angeboten. Zentral ist dabei die Darstellung der Toten als Todesopfer. Die Nebeneinanderstellung der Todesmitteilung für gefallene Römer, eines Textes von Kästner zu Verdun und eines Feldpostbriefes aus dem Zweiten Weltkrieg bietet einen für ‚Römerparks‘ ungewohnten, ernsten Zugang zum Thema.

An dieser Stelle ist vielleicht der Hinweis darauf angebracht, dass eine der populärsten Veranstaltungen in Archäologischen Parks, auch in Kalkriese, in diesem Zusammenhang zur reinen Geschmacklosigkeit wird: die Militärdarstellungen. Die beliebten Militärspiele führen antike Kriegsausrüstung und Kampftechnik in einer scheinbar wertneutralen Weise vor. Sie erläutern anhand von Fundobjekten funktionale Zusammenhänge und isolieren sie von jedem wertenden Zusammenhang. Ihre Rezeption als unterhaltsames Re-enactment ist in einem Umfeld, das Krieg als Leiden und Tote als Opfer vermittelt, nicht möglich.

Ist die Museumsdidaktik im Park Kalkriese behutsam neue Wege gegangen, indem Krieg und Tod auch als Krieg und Tod thematisiert und nicht unter einem Berg von Fakten und Objekten, Lerninhalten und Forschungsthesen verborgen werden, so gelingt es in dem jüngst eröffneten Museum⁸ nicht, diese Linie fortzuführen. Das Gebäude entspricht als ‚Bedeutungsarchitektur‘ dem Ansatz des Parks und ist in enger Verbindung zu diesem zu sehen. Der Ausstellung aber ist keinerlei Nachdenklichkeit mehr anzumerken. Die didaktische Linie besteht in der Anbiederung eines vorgeblichen ‚Ermittlers‘, Rezeptiongeschichte wird durch offene Fragen nur scheinbar problematisiert, und die Gestaltung tut ein übriges, Nachdenken durch Konsumangebot zu verhindern.

Die Souvenirs und ihre launige Vermarktung (Wurst „Harter Hermann“) wollen so gar nicht

zum Thema passen, und das ‚konzentrierte Klettern im VARUSSCHLACHT-Seilgarten‘ gibt seinen Sinn in seinem Zusammenhang nicht preis; außerordentlich problematisch wird es aber, wenn in der Informationsbroschüre auf das von Daniel Libeskind erbaute Museum im nahegelegenen Osnabrück verwiesen wird: „Hinter der Architektur des Felix-Nussbaum-Hauses in Osnabrück steht eine ähnliche Philosophie wie in Kalkriese. Sie sieht das Gebäude nicht nur in seiner Funktion als Museum, sondern als Metapher und Botschaft“⁹. Für die jeweilige Architektur mag dies gelten. Im Kontext des Gesamtprojekts zeigt sich aber deutlich, dass dieser erste Versuch eines ‚ernsten‘ Archäologischen Parks auf dem seifigen Untergrund von Kitsch und Unterhaltung, Vergnügung und Konsum nicht gelingen kann.

Die Archäologischen Parks sind auf Dauer dazu bestimmt, als Ziele für Tourismus und Freizeitgestaltung, auch als Ziele für motivationsbetonten Unterricht oder Klassenausflug in erster Linie leichte Kost zu bieten: nicht zu schwierig, nicht zu anspruchsvoll, ohne Schwellen und ohne stimmungstötende Nachdenklichkeiten. Wenn sich, wie oben skizziert, ein Ende der rein sachorientierten, ‚neutralen‘, das heißt letztlich problemfeindlichen Darstellung abzeichnet, werden entweder die Archäologischen Parks nicht mehr der dann aktuellen Fachdidaktik entsprechen und nicht weiter entwickelt werden oder Freizeitgestaltung in diesen Einrichtungen wird anders zu definieren und anders zu bedienen sein. Der geschichtsdidaktische Ansatz der 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts machte das Begriffspaar ‚Bildung und Freizeit‘ zu einer zunächst unerwarteten, dann aber möglichen Kombination. Im Laufe der darauf folgenden Jahrzehnte verschoben sich die Akzente: Die Erwartung an Freizeit wurde die Erwartung von Vergnügen und Unterhaltung, und die Verbindung von Freizeit und Bildung verschob sich zu ‚Unterhaltung mit Kultur‘. Der ehrenwerte Versuch, der mit Kalkriese unternommen wurde, zeigt trotz allem ein neues Problembewusstsein. Wenn die Zeichen nicht täuschen, werden die Kolleginnen und Kollegen in den entsprechenden Einrichtungen in den kommenden Jahren intensiv diskutieren, ob ‚Bildung und Freizeit‘ einer neuen Definition bedarf.

⁸ Die Einrichtung heißt insgesamt „Varusschlacht im Osnabrücker Land. Museum und Park Kalkriese“.

⁹ H. DERKS u. a., VARUSSCHLACHT im Osnabrücker Land (2002) Rückseite; vgl. A. ORZESSEK, Die heitere Archäologie des Grauens. Süddeutsche Zeitung 20./21.4. 2002.

Anastilosis in Griechenland

Verehrter Jubilar,
kaum ein anderer hat sich so gewissenhaft wie Sie mit den Licht- und Schattenseiten der Wiedergewinnung historischer Denkmäler auseinandergesetzt. Der Archäologische Park Xanten begann seit 1973 als Rettungsaktion und zeigte einen Weg, die Reste der römischen Colonia Ulpia Traiana mit dem heutigen Leben zusammenzuführen, der in ganz Europa Anerkennung und Nachfolge fand. Die Unterscheidung von Alt und Neu ist seitdem ein Gesetz bei derartigen Rekonstruktionen, von denen sich über hundert allein in Deutschland ausgebreitet haben¹. Zeugen sie von einem neuen Geschichtsbewusstsein, oder gehören sie zu den ‚Events‘ unserer ‚Freizeitgesellschaft‘? Gleichviel. Aus der bloßen Neugier erwächst oft ein vertieftes Weltbild.

Nach 1990 entwickelte sich bei den Bürgern einer Stadt, oft sogar gegen die Denkmalpfleger, die Forderung nach ihren verlorenen geschichtlichen Wahrzeichen. Es sind die Dresdner, die ihre Frauenkirche, die Berliner, die ihr Schloss zurück haben wollen, sei es auch als Neubau oder Attrappe. Wir sind immer noch Kinder des von der ‚Moderne‘ (was ist das?) überwunden geglaubten Historismus. Der Kölner Dom ist inzwischen durch und durch ‚echt‘, in Rom besteht für die Besuchermassen der ganze Corso Vittorio Emanuele aus alten Palazzi und am römischsten überhaupt ist das ‚Vittoriano‘.

Ein unvermeidliches Kennzeichen moderner Wiederherstellungen bleibt, dass sie nicht für eine Nutzung, sondern für die Betrachtung und Belehrung erbaut sind. Sie müssen wirken, sie müssen ‚insze-

niert‘ werden. Im Ziel der berechneten Wirkung auf ein sich modisch veränderndes Publikum und der statischen Bewahrung des Denkmals liegt ein Widerspruch. Die spätromantische Saalburg erinnert uns heute an künstliche Ruinen in Parkanlagen des 18. Jahrhunderts. Die Basilika in Trier musste nach dem letzten Krieg ihre historistische Dekoration hergeben. Die ‚Materialgerechtigkeit‘ war Mode geworden. Oder, als ein Beispiel für viele: die Schlosskirche Johannesberg wurde nach ihrer teilweisen Zerstörung aller ihrer historischen Schichten und ‚Kleider‘ beraubt und ‚urromanisch‘ von Rudolf Schwarz neu errichtet². Diese Art von ‚authentischen‘ Rückrufen aus der Geschichte altert schneller als Ruinen – das hat sie mit Kopien und Fälschungen gemein.

Mein Beitrag soll sich jedoch mit Griechenland beschäftigen, wo ich als Bauforscher zu Hause bin³. Die Probleme sind dort zwar prinzipiell die gleichen, doch sind sie praktisch sehr verschieden gelagert, weil die meist gestürzten, ausgeplünderten und dann ausgegrabenen antiken Ruinen und die in Kirchen umgewandelten Tempel fragmentarisches Material zur Wiederaufrichtung (‚Anastilosis‘) bieten⁴. Dennoch verdient Griechenland den Ruhm, dass es bis 1949 (der Planung der amerikanischen ‚Anastilosis‘ der 112 m langen Attalos-Stoa) höchst besonnen restaurierte. Danach fielen die Hemmungen, weil ein enormer Druck durch den existenznotwendigen Massentourismus – die Zahl der Besucher übersteigt die der Einwohner – attraktive Denkmäler zu fordern scheint⁵. Dabei spielt die Inszenie-

¹ Grundlegend: H. SCHMIDT, Archäologische Denkmäler in Deutschland (Stuttgart 2000) mit Literatur.

² R. SCHWARZ, Kirchenbau. Welt vor der Schwelle (Heidelberg 1960) 99 ff.

³ Das Folgende geht auf einen (hier erweiterten) Vortrag zurück, den ich 1997 auf dem XXIV. Deutschen Kunsthistorikertag in München hielt. Vgl. Kunstchronik 50, 1997, H. 12, 657 ff.

⁴ Die verbreitete Schreibweise „Anastylosis“ = „Aufsäulung“ ist unrichtig; griechisch bedeutet Αναστήλωσις Wiederaufrichtung, also als Fremdwort „Anastilosis“.

⁵ Vgl. ausführlich H. SCHMIDT, Wiederaufbau (Stuttgart 1993) mit Literatur. – F. MALLOUCHOU-TUFANO, Η αναστήλωση των αρχαίων μνημείων στη νεώτερη Ελλάδα, 1834–1939 (Athen 1998); interessant für die innergriechische Diskussion: OMENTΩP 37, 1996, passim. – W. EDER, Antike und Tourismus. Ber. Koldewey Ges. 40, 1998, 50 ff.



1 Die Burg von Pergamon, Modell im Pergamon-Museum Berlin.



2 Delphi, Schatzhaus der Athener, nach 507 v. Chr., Anastilosis von Joseph Replat, 1903–06.



3 Ephesos, Fassade der Celsus-Bibliothek und des Südtors der Agora; 1970–89 von F. Hueber.

rung, die den Griechen ohnehin liegt, eine besondere Rolle. Das Theatron (der Schauplatz), die Skene (das Bühnenzelt), die Pinakes (gemalte Kulissen) sind ebenso griechische Erfindungen wie das Drama, die Tragödie und die Komödie.

Die Inszenierung griechischer Heiligtümer und Tempel wäre ein noch kaum bearbeitetes, reizvolles Thema. Dazu nur eine Andeutung: Lage und Ort auch der großartigsten Heiligtümer konnte nicht nach der Wirkung ausgesucht werden. Stets waren kultische Wurzeln vorgegeben, Quelle, Berg, Baum, mykenische Überreste aus der Zeit der ‚Heroen‘. Kleine Holztempel der Frühzeit wurden durch mächtige Steinbauten überbaut, die dann als freistehende Architekturplastiken am angestammten Ort standen (z. B. Bassai, s. u. S. 334 f.). Die oft bewunderte Beziehung zur Natur, auch die reizvolle Bildwirkung beruhen auf vormonumentalen, numinosen Bindungen. Aus diesen sakralen Gruppierungen von Tempel, Altar, Grenzmauer, Eingang usw., die etwa das

lokale Zeus-Heiligtum von Dodona mit dem panhellenischen von Olympia verbinden, entwickelte sich seit dem 5. Jahrhundert ein optisch kalkuliertes Komponieren, zum Beispiel das stufenweise Aufsteigen durch die Propyläen zum Parthenon (Abb. 5).

Die perspektivische Sehweise erhielt einen Schub durch die Pinakes, augentäuschende Bühnenbilder. Danach wurden monumentale Komplexe, ja ganze Stadtkronen inszeniert, im Falle von Pergamon gefährdet um das Theater herum (Abb. 1).

Nun geht es hier aber um die ‚moderne Antike‘, um die Probleme, die beim Umgang und bei der Präsentation antiker Monumente in Griechenland entstehen und die neuerdings durch den Massentourismus kaum mehr zu beherrschen sind. Vorab eine These: Autarke Monumente, gebaute Plastiken (Abb. 2), die eine kaum vorstellbare Präzision und Verfeinerung der Form aufweisen (z. B. durch Kurvaturen), werden durch Restaurierungen empfindlicher gestört als fassadenhafte, auf den Betrachter



4 Athen, Akropolis;
Modell nach G.P. Stevens, von N-W.

(also heute den Touristen) eingerichtete Bauwerke (Abb. 3).

Zunächst möchte ich an dem berühmtesten antiken Ensemble überhaupt, der Akropolis (Abb. 4. 5), die ja wahre Völkerwanderungen an sich zieht, zeigen, welche Verwandlungen, Verluste und Gewinne, welches ‚Drama‘, welche Verfremdungen dieses höchste unbedingt zu bewahrende Kulturerbe durchgemacht hat und noch durchmacht⁶. Die geschichtlichen Metamorphosen haben zunächst etwas Naturgegebenes an sich. Die Akropolis wurde immer wieder neu genutzt, die Bauten zogen neue Aufgaben an sich. So wurde der Parthenon erst Hauptkirche Athens, dann Moschee, aber eben auch türkisches Arsenal, das dann 1687 in die Luft flog. Die Explosionslücke besetzte wieder eine Moschee, die ganze Akropolis diente als Wohnstadt (Abb. 6). Die Propyläen wurden in eine fränkische Burg verwandelt, das Erechtheion zunächst als Kirche, dann als Harem eingerichtet. Soweit der naive Umgang mit dem Erbe, die ‚Exposition‘. Ein bewussteres ‚Szenarium‘ begann mit der Entdeckung und exemplarischen Würdigung der griechischen Originale, zunächst durch Stichwerke im 18. Jahrhundert (Le Roy, Stuart und Revett). Damit wurde jedoch ein ‚tragischer Akt‘ eingeleitet: die Plünderung, die mit Lord Elgin ihren Höhepunkt erreichte. Ausgestattet mit einem Firman der Hohen Pforte, ließ er von seinem Kunstagenten Lusieri den Parthenonfries abbauen. Anschließend stürzte Lusieri die Geisa herunter, um die Metopen auszulösen. Aber: Die Plastiken im Britischen Museum sind seitdem vor Zerstörung und Verwitterung ge-



5 Athen, Akropolis; Luftbild von N-W.



6 Athen, Akropolis; Kolorierter Stich
von E. Dodwell, nach 1801.

schützt (Abb. 7). Die Museen in London, Berlin und München begannen sich mit Spolien zu füllen und wurden mit griechischen Säulenfronten um die gefeierte Beute herum gebaut. Säulenfronten schmü-

⁶ Geschichte, Erforschung und Anastilosis des Parthenon sind kompetent dargestellt in: P. TOURNIKIOTIS (Hrsg.), *The Parthenon and its impact in modern times* (Athen o.J.;

[1994]). Einen guten Überblick bietet U. MUSS/CH. SCHUBERT, *Die Akropolis von Athen* (Graz 1988) 212 ff.



7 A. Archer, Die Elgin-Ausstellung 1819; beachte, dass keiner der ernstesten Gelehrten auf die gewaltigen Leiber des Kephissos und des Dionysos blickt.



8 Friedrich Schinkel, Entwurf eines Schlosses auf der Akropolis, 1834, Ansicht von Westen.

cken seitdem Denkmäler, Universitäten, Börsen, Zollhäuser, Villen.

Die Griechenlandbegeisterung in ganz Europa beförderte die Gründung des griechischen Staates. 1833 erklärte der bayerische König Otto die Kleinstadt Athen zur Hauptstadt, die Akropolis wurde entfestigt und geräumt.

Zunächst folgte ein ‚romantisches Zwischenstück‘: Schinkels idealer Entwurf einer Residenz für König Otto (Abb. 8), ganz im Stil seiner bezaubernden Bühnenbilder⁷. Die antiken Monumente sind ausgesparte Bezugspunkte der Komposition; der Wohntrakt steht an der Stelle des heutigen Museums. Das Ganze erscheint als Versuch, die Akropolis dem Leben wiederzugeben (F. Schinkel: „Wiederbelebung für die Geschichte“) als „hellenisch-deutsches“ Herrschaftszentrum. Das griechische Märchenschloss war zum Glück unerschwinglich⁸. Die Naivität, die Unschuld war jedoch verloren.

Der nächste Akt hieß ‚Die Purifizierung‘. Regie führten Archäologen (Ludwig Ross) und Architekten. Die Bühne kahl, streng und weiß, nur Fels und Marmor, gespielt wurde das Zeitalter des Perikles (Abb. 9). Alle Spuren der nachklassischen Jahrtausende wurden getilgt, zuletzt fiel 1875 auf Schlimmanns Kosten der mittelalterliche Frankenturm (Gregorovius sagt dazu: „Denn die Denkmäler einer geschichtlichen Epoche werden dadurch zugunsten einer anderen vernichtet, und die Verbindung der Zeiten und Schicksale, welche Städte



9 Ph. von Foltz, Perikles auf der Pnyx, 1852 (zerstört).

ehrwürdig macht, die Geschichte aber erst zu Bewusstsein des Weltzusammenhangs erhebt, wird für immer zerstört“⁹. Der Satz gilt noch heute). Der ‚Heilige Felsen‘, wie er jetzt gerne titulierte wurde, seit jeder Rest der Kirchen und der Moscheen im Parthenon und im Erechtheion ausgeräumt war, lag nun so nackt und gleißend da, wie er heute noch ist, eine Epiphanie der reinen Form und des attischen Lichts (wenn der Nordwind den Smogschleier wegbläst) – aber so sah natürlich die Akropolis zu keiner Zeit aus: zugehörige Menschen, Tausende von bunten Weihgeschenken, farbige Bauten, Pflan-

⁷ Vgl. M. KÜHN (Hrsg.), Karl Friedrich Schinkel – Lebenswerk. Ausland. Bauten und Entwürfe (Berlin 1989) 3 ff.

⁸ vgl. ausführlich H. RUSSACK, Deutsche bauen in Athen (Berlin 1942) 37 ff.



10 Tempel der Athena Nike, nach 437 v. Chr., 1835–36 von Christian Hansen und Eduard Schaubert wieder aufgebaut. Mezzotintoblatt von Hansen, 1836.



12 Parthenon von SO, Anastilosis von Nikolaos Balanos, 1899–1902 und 1922–1933.



11 Benoit Lorient, Querschnitt durch den Parthenon, Rekonstruktion 1879.

zen hatten sie belebt, all das ist unwiederbringlich verloren. Und doch will man es zurückholen, genau und ‚authentisch‘.

Eben dies ist der vorläufig letzte Akt, eine Tragikomödie: Die ‚Anastilosis‘, fokussiert auf den Zustand eines einzigen Jahrhunderts. Der erste Schritt hierzu war so einfach und überzeugend gewesen, dass er zur Nachahmung antrieb: Bei der Entfestigung der Propyläen fand Ross sämtliche Steine eines kleinen Tempels, den dann der junge Christian Hansen und der Schinkel-Schüler Eduard Schaubert wie aus einem Baukasten zusammensetzen konnten: den Nike-Tempel (Abb. 10). Danach gab es kein Halten mehr. Klenze ließ Parthenon-Säulen so zusammengeflickt aufrichten, dass sie wieder abge-

rissen werden mussten. 1837 kam das Erechtheion an die Reihe, und so ging es fort. Gewisse Einschränkungen brachten die Entdeckung der Farbigkeit, die in grell bunte Rekonstruktionen ausartete, und die Gewissenhaftigkeit des Historismus, die die wissenschaftliche Legitimität der gebauten Rekonstruktionen forderte, zugleich aber auf seltsame Irrtümer verfiel, wie die von Vitruv überlieferte Öffnung des Dachs (Abb. 11).

Ab 1898 aber wurde auch diese Schwelle überschritten. Der begabte und eifrige Architekt Balanos, der 40 Jahre auf der Akropolis tätig war, forschte, dokumentierte und rekonstruierte in einem. Ganze Partien der drei Hauptmonumente ließ er praktisch neu errichten (Abb. 12). Man verwendete zur Sicherung das damals modernste Material: industrielle Eisenträger und Eisenklammern sowie Stahlbeton. Das Industrieisen jedoch rostet seitdem vor sich hin und sprengt deshalb den Marmor.

Seit 1975 ist klar, dass die gesamte wiederaufgerichtete Bausubstanz abgetragen und gesichert werden muss, nunmehr durch das heute allmodernste und teuerste Metall, nämlich Titanium. Die bewährten antiken Verbindungen – mit Blei vergossene Schmiedeeisen- oder Bronzeklammern – wären wohl zu bescheiden gewesen. Die neuen Arbeiten werden zunächst auf den Zustand vor Balanos, also vor 1933, ‚zurückrestauriert‘, eine Art ‚Katastilosis‘ also. Dann geht man – wiederum auf Grund gesicherter Forschungsergebnisse – zum Neubau

⁹ F. GREGOROVIVS, Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter (Stuttgart 1889) Band 2, 301 f.



13 Parthenon von NW, 1974.

14 Parthenon, Cella von NW, 1986;
Anastilosis von Manolis Korres.

mit originalen und ergänzten Werkstücken über, bei dem mit stupender Sorgfalt und Präzision die Annäherung an die antike Form erreicht wird (Abb. 13). Die Bauplastik wird ausgelöst und durch Abgüsse ersetzt, wie bei der Korenhalle schon geschehen.

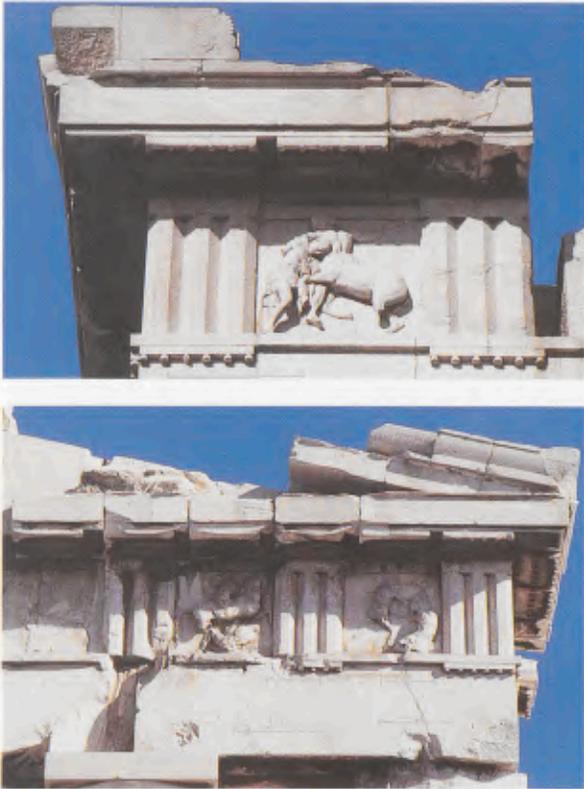
Der Parthenon hat sich in eine Großbaustelle verwandelt (Abb. 13). Unter der Leitung von Manolis Korres, meinem Schüler und Freund, arbeitet dort eine Bauhütte mit den besten Steinmetzen Griechenlands. Eben diese Perfektion aber schiebt die Grenzen des Machbaren immer weiter hinaus. Die Nordseite, im Mittelbereich seit 1930 schon ein Werk von Balanos, wird nun bis zum Gesims komplettiert. Der sechssäulige Pronaos, von dem heute nur eine Ecksäule steht, soll teilweise bis zum Fries (mit Abgüssen aus dem Britischen Museum) rekonstruiert werden. Das fragmentarische Material belegt zwar jede Stelle, doch müsste mehr als die Hälfte ergänzt werden¹⁰.

Was treibt zu diesen Lebenswerken von neun Wissenschaftlern und sechzig Steinmetzen, zu diesen ökonomischen Anstrengungen, zu diesem Risiko eines vielleicht bereits von der nächsten Generation abgelehnten Konzepts? Als erstes steht eine Überzeugung dahinter: der ungebrochene platonische Glaube an die Vollkommenheit der klassischen Architektur. Sie muss ‚aufgerichtet‘ werden, wenn sie gestürzt ist, wie ein zusammengebrochener Mensch. „Zum ersten Mal wird ein Besucher ein neues, deutlicheres Raumerlebnis haben ... während

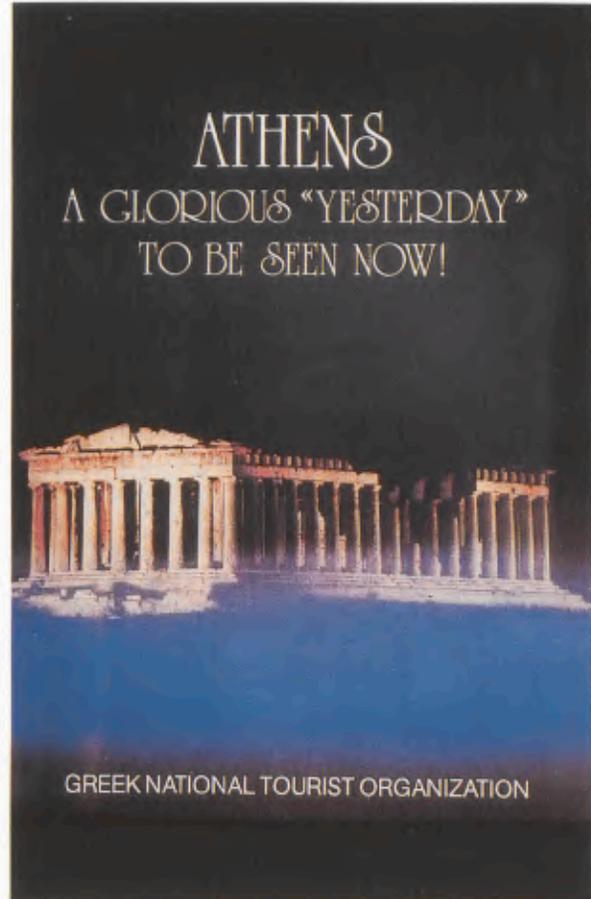
das Monument selbst die neu eingefügten Steine in hellerem Glanze erscheinen lassen wird, deren Zweck nun von neuem die Vollendung der architektonischen Erscheinung und der ästhetischen Wirkung des Tempels ist“ (Korres; Abb. 14). Als Zweites gilt es zu verstehen, dass der Parthenon ein echtes Nationaldenkmal ist, wie bei uns einst die Dome von Köln und Speyer. Als Drittes steht der Schutz des Denkmals vor Erdbeben und Zersetzung des Marmors natürlich im Vordergrund.

Solange keine wirksame Imprägnierung der Marmoroberfläche gefunden ist, wird jedoch der Zerfall der ursprünglichen und der wiederaufgerichteten Teile fortschreiten. Hauptursache ist neben den Abgasen des Autoverkehrs das schwefelreiche, billige Heizöl, das in den dichten Wohnquartieren ringsum verheizt wird. Staatliche Maßnahmen, etwa durch Rauchfilter oder Abgaskontrollen der Autos, fehlen bisher. Dagegen ‚anzurestaurieren‘ (für enorme Summen aus EG-Mitteln) ist ein verlorener Wettlauf. Die Bauplastik ins Museum zu schaffen – eine zweite Plünderung des Parthenon – ist unumgänglich, aber die von denselben Steinmetzen geschaffene Architektur wird zerfressen oder durch Kopien ersetzt. Gerade an diesem Bau sind Bauform und Bauplastik gleichrangig (Abb. 15). Nun ist bei Diskussionen über dieses Thema zu hören, dass jedes bisher am Boden liegende Stück geschützt sei, sobald es bei einer Anastilosis seinen Platz findet. Das ist ideell richtig: Ein Kapitell fühlt sich auf seiner Säule am wohlsten. Tatsächlich aber

¹⁰ Ministry of Culture (Hrsg.), Study for the restoration of the Parthenon. Bände 2a und 2b (M. KORRES u. a.) (Athen 1989).



15 Parthenon, S-W-Ecke; oben von Süden, u. a. die Ergänzung des Geison; unten von Westen, originales Material.



16 Touristenwerbung.

ist es dort der aggressiven Witterung, dem Regen und dem Wind viel stärker ausgesetzt. Gestürzte Bauglieder sollten magaziniert oder mit Sand abgedeckt und konserviert werden, bis ein wirksamer Gesteinsschutz gefunden sein wird. Was die Chemie angerichtet hat, wird sie auch wieder zu schützen wissen, weil dahinter ein weltweites, gewinnträchtiges Auftragsvolumen lockt.

Die eigentlichen Auftraggeber der Anastilosis aber sind die Touristen, die alljährlich in Myriaden die Akropolis durchwandern. Sie selbst wissen nichts davon. Sie wollen vielleicht auch gar keine perfekte Anastilosis, sondern einen malerischen Hintergrund, um sich davor zu photographieren. Die Masse der knipsenden Betrachter ist eine geduldige, aber ungeheure Größe. Für sie werden die Monumente inszeniert. Die Ströme müssen kanalisiert werden, die Photoplätze sind vorgesehen, die Bauten sind gesperrt, die Wege betoniert, weil sonst die letzte authentische Geschichts-urkunde, der Fels, abgetreten würde. Jahrelang

begann am Abend mit ‚son et lumière‘ ein weiterer Bühnenzauber: der Parthenon brannte, die Akropolis flackerte rot, wenn die Perser sie eroberten; inzwischen sind die Scheinwerfer zerstört. Eine gekonnte Werbung (Abb. 16) steigert diese beängstigende Völkerwanderung, die einen großen Teil des griechischen Sozialprodukts bringt. Auch als Reklameplakat und Show-Bühne steht der Parthenon ‚ganz oben‘.

Damit verabschieden wir uns von der Athena Parthenos und ihrem Tempel, um uns einige Beispiele der Anastilosis im Lande sonst anzuschauen. Der Athena-Tempel von Tegea, den Pausanias als den schönsten Tempel der Peloponnes rühmt, liegt inmitten eines Dorfes da, so wie er ausgegraben worden ist (Abb. 17), keine photogen aufgerichteten Säulen – keine Autobus-Karawanen. Aber das verträumte Museum mit Originalwerken des Skopas wurde nachts aufgebrochen, und zwei weltberühmte Köpfe sind spurlos verschwunden: Keine Autobus-Karawanen – keine Wächter. Auch das Heraion



17 Tegea, Athena-Tempel, von Osten.



18 Argos, Heraion, von Nordosten.

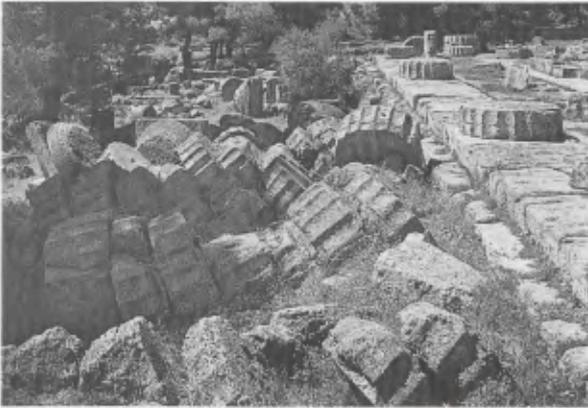
von Argos, das dorische Gründungs-Heiligtum, liegt fast unberührt in heroischer Landschaft (Abb. 18). Nur Einzelreisende landen auf dem kleinen Parkplatz – und vergessen die drei Terrassen über der Argolis nicht mehr. Es gibt glücklicherweise noch viele solcher Orte, die abseits der organisierten Routen liegen.

Anders die obligatorischen Zentren, etwa Olympia und Epidauros. Olympia – seit 1829 ausgegraben, durch die moderne Fortsetzung der olympischen Spiele popularisiert – hat sich bisher durch zurückhaltende Architekturproben, Modelle des Heiligtums und sehr bescheidene Wiederaufrichtungen ausgezeichnet. Das Museum, in dem gemäß einem Staatsvertrag von 1874 alle am Ort gemachten Funde verbleiben müssen, begründete eine bahnbrechende Neuerung, mit der die Schatzgrabungen der europäischen Museen ein Ende nahmen und Erkenntnisse, z. B. durch Beobachtung der Bodenschichten, zum Grabungsziel erhoben wurden. Mit den ersten Nachkriegstouristen kam 1952 der Plan auf, drei der 10,5 m hohen gewaltigen Säulen des Zeus-Tempels wiederaufzurichten (Abb. 19). Mein Lehrer und Vorgänger Friedrich Krauss bewies

damals, dass die originale Gestalt nicht wiederzugewinnen ist und dass dabei eine Säulenprothese herauskommen müsste. Heute steht wieder die Aufstellung mehrerer Säulen auf dem Programm. Auch ist eine teilweise Anastilosis des ‚Philippeion‘, des Heroons der makedonischen Herrscher, geplant.

Epidauros, der antike Wallfahrts- und Kurort, der durch sein gut erhaltenes, aber überrestauriertes Theater seit 1954 zum Festspielzentrum Griechenlands aufgerückt ist, zieht für die über 100.000 zahlenden Festspielgäste die Anastilosis fast zwangsläufig nach sich. In einem der gelungensten Architekturmuseen wurden 1910 die erlesenen Bauglieder der berühmten Tholos als Probe verständlich und geschützt präsentiert (Abb. 20). Nun will man die noch nicht einmal endgültig erforschte Tholos bis zum Dachrand wieder aufrichten. Die bisher geschützten Bauteile würden dabei der Verwitterung preisgegeben. Für unsere Urenkel wären sie verloren. (Das alte Museum ist für Exponate von Theater und Oper mit den neuen Heroen Dimitri Mitropoulos und Maria Callas bestimmt.)

Die schwierigste Restaurierungsaufgabe steht gerade an. Der Apollon-Tempel von Bassai, der vor



19 Olympia, Zeus-Tempel,
Südseite mit Sturzlage der Säulen.

200 Jahren in völliger Bergeinsamkeit aufgefunden wurde, ist der einzige Tempel neben dem Parthenon und dem Hephaistos-Tempel, dessen Peristasis seit der Antike noch aufrecht steht. Mit dem Parthenon hat er auch den Baumeister Iktinos gemeinsam und den Verlust des Relieffrieses an das Britische Museum. Jedoch ist in Bassai, in unwirtlicher Höhe, die Zeit stehengeblieben (Abb. 21). Es gibt keine späteren Änderungen. Die Ausgräber, Cockerell und Haller von Hallerstein, hinterließen die Ruine geordnet. In den 60er Jahren wurden unter Orlandos die Wände mit ihren originalen Vorlagen wieder aufgerichtet und eine Straße gebaut. Seitdem gehört der Ort zum Pflichtprogramm der Peloponnes, ein Höhepunkt von Landschafts- und Architektur-erlebnis. Dass die Säulen nicht gerade stehen, hat bisher keinen Besucher gestört. Nun haben zwei starke Erdbeben 1965 und 1966 der Ruine zugesetzt. Die Säulen sind bis zu 25 cm aus dem Lot, aber immer noch standsicher. Bei einem Symposium 1995 wurden Gefährdung und Restaurierungsmöglichkeiten in einem vierbändigen Werk vorgestellt und durch eine demokratische Befragung von etwa 40 Fachleuten ein radikales Restaurierungskonzept abgesegnet¹¹. Tatsächlich verwittert der Kalkstein in Schichten wie ein Blätterteig, verursacht durch Regen und vor allem durch Frost.

Zunächst wurde der ganze Tempel unter einem riesigen Schutzzelt geborgen, das nun wie vom Himmel herab gesegelt in der Landschaft steht (Abb. 22). Es bildet einen spannenden Kontrast



20 Epidauros, Museum von 1905,
Bauglieder der Tholos.

zwischen moderner Leichtbautechnik und antikem Steinbau. Der Wetterschutz ist perfekt. Nur hat das eigentliche Konzept mit der Erhaltung wenig zu tun. Der Tempel soll nämlich mit zahlreichen verstreuten Bauteilen bis zum Dach wieder aufgebaut werden, um sich danach ‚in alter Vollkommenheit‘ zu präsentieren, natürlich ohne Schutzbau, aber unter einem gläsernen Tempeldach. Diese Anastilosis ist jedoch wegen verschiedener Setzungen nur durchführbar, wenn zunächst der ganze Tempel bis zu den Fundamenten abgetragen und exakt horizontal nivelliert wiederaufgebaut wird, was einem Neubau gleichkommt. Deshalb ist das Zelt für einen 22 m überspannenden Laufkran eingerichtet (Abb. 23). Es entstünde dann ein ahistorisches Faksimile. Dabei wäre doch die Konsolidierung der Ruine im heutigen Zustand durch kraftschlüssige Füllungen aller Fugen und Ritzen sowie durch einen Ringanker über den Architraven und drei bis

¹¹ Zur Restaurierung vgl. TH. KARAGIORGA-STATHAKOPOULOU, The preservation of the temple of Apollo at Bassai in Phigaleia (Athen 1995). – K. PAPANTONOPOULOS, Ναός

Επικούριου Απόλλωνος Βασσών. Μελέτη δομικής αποκαταστάσεως (Athen 1995).



21 Bassai, Apollon-Tempel, von NO, Dodwell, kolorierter Stich, nach 1801.



22 Bassai, Schutzzelt von NO, projiziert für einen Laufkran, Zustand 1989.

vier dünne Zuganker in Querrichtung zu erreichen! Vor allem müsste das Zelt beibehalten oder in absehbarer Zeit durch ein besseres ersetzt werden, das nicht für die Baustelle, sondern für den Tempel entworfen wäre. Wenn aber der ganze Tempel erst einmal abgetragen ist, ist die stets im Munde geführte Authentizität verloren. Außerdem wird nach 30 Jahren Bauzeit das jetzt schon überholte Restaurierungskonzept zweifellos obsolet sein – aber dann wird es zu spät sein.

Zelte bieten überhaupt, wie jeder Zirkusbesucher wissen könnte, den besten Schutz für eine große freie Fläche, weil sie transparent und flexibel sind und die Verankerung außerhalb des Schutzareals angesetzt werden kann. In Frei Ottos Atelier werden alle möglichen Ideen an Modellen durchgespielt.

Für flachere Ruinen bieten auch, wie in Mallià (Abb. 24), weitgespannte Schalen eine gute Lösung, bei der keine Pfeiler im Grabungsareal stehen. Eine dritte Möglichkeit der Erhaltung am Fundort wurde an den von Andronikos 1976 entdeckten makedonischen Königsgräbern in Vergina erprobt, wo ein neuer Tumulus über einer Stahlbetonkonstruktion als Schutzbau wieder aufgeschüttet ist. Das gleichmäßig feuchte Raumklima dient der Erhaltung der Malereien. Die Tiefbauten kosteten jedoch nicht nur Geld, sondern auch antike Substanz. Die für Besucherscharen ausgelegten sechseckigen Räume sollen dort ein ‚Grufterlebnis‘ inszenieren. Für tief liegende Ausgrabungen ist ein derartiger ar-



23 Bassai, Der Tempel im Zelt, 1995.

chäologischer ‚Bunker‘ dennoch eine brauchbare Schutzmöglichkeit¹².

Am Ende muss ich zugeben, dass auch ich bei meinen Arbeiten auf Naxos die aufgezeigten Apo-

¹² Vgl. H. SCHMIDT, Schutzbauten (Stuttgart 1988).



24 Mallia auf Kreta, Quartier D des Palastes;
weitgespannte Schutzhalle.
Der Grabungsbefund ist unverändert; 1994.



26 Naxos, Yria, während der Ausgrabung 1987,
Reste von vier Tempeln übereinander; von N.



25 Naxos, Apollon-Tempel auf der Halbinsel Palati.
Die Ruine ist geordnet, aber unverändert.



27 Naxos, Yria, der Dionysos-Tempel IV, von N;
die älteren Tempel 1 bis III zur Konservierung
verschüttet; 1993.

rien zwischen Inszenieren und Erhalten nicht habe lösen können¹³. Der archaische Apollon-Tempel auf einer Halbinsel bei der Stadt ist unverändert, aber auch ungeschützt geblieben (Abb. 25). Bei Sonnenuntergang strömen Hunderte zu dem romantischen Tor und löschen die letzten Spuren, wie zum Beispiel Ritzlinien, von den antiken Bauteilen.

Das Dionysos-Heiligtum von Yria, das ich gemeinsam mit Lambrinouidakis, Bournia, Korres und Ohnesorg seit 1986 ausgegraben habe, brachte vier Tempel zutage, die als immer größere Schachteln übereinander gebaut worden sind (Abb. 26). Die

ersten drei Tempel des 8. bis 7. Jahrhunderts wurden zur Erhaltung wieder mit Erde bedeckt, der vierte Tempel des 6. Jahrhunderts z. T. mit neuen Platten über den zerfallenden Granitmauern geschützt, die originalen Säulenschäfte sind wieder aufgerichtet (Abb. 27). Die Besucher können sich mit Schaubildern und einem Modell informieren. Das Zuschütten ist eine triste Aktion, jedoch der sicherste Schutz; aber eine romantische Ruine ist dabei natürlich nicht herausgekommen.

Das dritte Heiligtum auf Naxos, das der Demeter bei Sangri, auch eine griechisch-deutsche Zusam-

¹³ Forschungsberichte, Naxos Apollon-Tempel: Arch. Anz. 1968, 693 ff.; 1970, 135 ff.; 1973, 319 ff.; 1982, 160 ff. – Zu Yria und Sangri zusammenfassend G. GRUBEN, Griechische Tempel und Heiligtümer (München 2001) 366 ff.; DERS., Jahrb. DAI 112, 1997, 263 ff. (dort in Anm. 5–9 Lit. mit Grabungsberichten).

Zur Restaurierung vgl. V. LAMBRINOUDAKIS, Επετηρίς Εταιρείας Κυκλαδικών Μελετών 12, 1995, 458 ff.; DERS., G. GRUBEN u. a., Naxos (Führer, neugriech.; Athen 2001); in Vorbereitung für Ant. Welt 2002.



28 Naxos, Sangri, Demeter-Tempel (Telesterion); Skizze von M. Korres für eine damals noch nicht geplante Anastilosis 1977, von Süden.

menarbeit, bestand nach der Ausgrabung aus einem wirren Haufen von 1.600 Marmortrümmern, aus denen wir in jahrelanger Arbeit eine lückenlose Rekonstruktion auf dem Papier entwickelt haben. Eine Ideenskizze (Abb. 28), wie man sich den Tempel, der in eine byzantinische Basilika umgebaut worden ist, vorstellen könnte, wurde 1977 publiziert. Diese experimentelle Zeichnung wird nun von der Wirklichkeit eingeholt. Zwei junge Architekten sind für die Anastilosis eingesetzt. Der sorgfältige, bis ins Detail gesicherte partielle Wiederaufbau steht seit 2001 fertig da. Über 70% des

Abbildungsnachweise

F. Tournikiotis, *The Parthenon* (1994): Abb. 4, 7, 8, 10, 11, 14, 15, 17, 18, 19 (z. T. von M. Korres); F. Kyrieleis,



29 Naxos, Sangri, Anastilosis 1997, von SO.

Materials ist original (Abb. 29). Straße, Museum und Parkplatz sind fertig, die ersten Busse rollen an. Mein steter Spruch: „weniger ist mehr“ konnte ein wenig mäßigen. Aber der Druck des Tourismus und der für die Landesentwicklung angebotenen Mittel ist größer. Und dazu ist zu bedenken: Bauforscher sind leidenschaftliche Architekten. Wenn sie schon keine kühnen Konstruktionen eigener Erfindung hochziehen dürfen, wollen sie antike Meisterwerke nicht nur auf dem Papier rekonstruieren, sondern auch wirklich erbauen. Man sollte sie unter Kuratel stellen.

Kunstdenkmäler in Griechenland, Bd. II (1984): Abb. 20, 21; der Rest Archiv Lehrstuhl für Baugeschichte der Technischen Universität München.

KLAUS GREWE

Kaya Köy – Infrastruktur am Beispiel eines Toten Dorfes in der Türkei

Wenn man von Fethiye aus das küstennahe Gebirge nach Süden befährt, kreuzt man mehrfach eine alte Straße, die in gewundener Trasse einem unbekanntem Ziel in den Bergen zuzustreben scheint. Diese alte Straße fällt durch ihren soliden Ausbau auf. Sie war zweispurig angelegt und ist selbst in problematischen Streckenabschnitten noch gut erhalten. Dazu hat ein offensichtlich qualitätsvoller Unterbau beigetragen, der dem Verkehrsweg auch dort Stabilität verlieh, wo steile Hänge und scharfe Geländeeinschnitte zu passieren waren. Um auch in stark geneigtem Gelände eine horizontale Fahrbahnführung zu erreichen, war der Ausbau kräftiger Mauerzüge erforderlich gewesen, welche die Straße gegen ein Abrutschen absicherten. Das Ziel dieser Straße muss irgendwo in den Bergen gelegen haben, und möglicherweise führte der Straßenneubau genau in diese Richtung. Jedenfalls stößt man bei der kurvenreichen Fahrt immer wieder auf den Vor-

gängerbau des heute wesentlich gestreckter geführten Verkehrsweges. Ein solcher Fund macht neugierig: Wo mag das Ziel dieser Straße gelegen haben, was war der Grund für den Ausbau einer solch soliden Trasse?

Hat man bei dieser Fahrt den ersten Höhenrücken des Gebirges erreicht, überrascht der Ausblick auf ein weites und offensichtlich fruchtbares Tal. Vereinzelt liegende Gehöfte inmitten von abgegrenzten Ackerflächen bestimmen fürs Erste das Landschaftsbild. Bevor man sich der Weiterfahrt zuwendet und in diese ausladende Ebene eintaucht, bleibt der Blick jedoch an einem merkwürdig ausgeprägten Teil der Landschaft hängen: Jenseits des Tales, im Hang des nächsten Höhenzuges, der das Tal zum Meer hin abschließt, erblickt man eine Ansammlung von Häusern, die starke Beschädigungen aufweisen und offensichtlich nicht mehr bewohnt sind. Erst bei genauerem Hinsehen be-



1 Kaya Köy.



2 Kaya Köy. Gepflasterte Dorfstraße, wegen der steilen Hanglage mit Stufen versehen.

merkt man die große Anzahl dieser Häuser, die eine weite Fläche des Berghanges belegen und früher zusammen ein großes Dorf dargestellt haben müssen. Im Licht der schräg stehenden Sonne ergibt sich das Bild einer morbiden Dorflandschaft, deren außergewöhnlicher Eindruck durch die Stille der Landschaft noch unterstrichen wird.

Es liegt nahe, an die Auswirkungen eines starken Erdbebens zu glauben, was zumindest aus der weiten Entfernung nicht unberechtigt erscheint. Nähert man sich aber dem verlassenen Dorf, so ergibt sich ein etwas anderes Bild, denn die aus Bruchsteinen gebauten Häuser sind in ihrer Bau- substanz großenteils doch erstaunlich gut erhalten. Es sind die in allen Fällen eingestürzten Dächer, die dem Gesamtbild diesen traurigen Ausdruck verleihen. Da auch die Straßenzüge, von denen das Dorf in einzelne Viertel aufgeteilt war, noch gut erhalten sind, wird man neugierig und geneigt, einen Erkundungszug zu unternehmen. Tatsächlich führt ein regelrechter Rundgang durch das Areal, und auf diesem sind die Gassen begehbar, während andere

Straßenabschnitte zwar erhalten, aber vom Unkraut längst überwuchert sind.

Bei diesem Rundgang kommt man dann zum anderen Ende des Dorfes, und dort wird man auch eine Erklärung für diese doch so ungewöhnliche Häuseransammlung finden. Hier trifft man sogar auf einen Busparkplatz und damit auf ein untrügliches Zeichen dafür, dass dieser Ort längst touristisch erschlossen ist – wenn auch noch in bescheidenen Ausmaßen. Ein großes Hinweisschild belehrt den Besucher, dass er sich hier in Kaya Köy (= Felsendorf) befinde und dass dies einst eine ansehnliche Siedlung gewesen sei. Die Angaben über die Anzahl von Häusern und Einwohnern schwanken gewaltig: So ist auf Hinweisschildern in Kaya Köy von 350 bis 400 Häusern die Rede, während in Reiseführern von annähernd 3.000 Häusern mit fast 25.000 Einwohnern berichtet wird. Schon der Augenschein lehrt, dass letztere Angaben übertrieben sein müssen.

Für den Fremden ist es überraschend, den Grund für die Verlassenheit des Ortes zu erfahren. Die ehemaligen Bewohner von Kaya Köy waren Griechen – zu deren Zeit hieß der Ort allerdings noch Karmylassos. Nach der Ausrufung der türkischen Republik fand im Jahre 1923 ein großes Umsiedlungsprogramm statt, bei dem die auf dem türkischen Festland lebenden Griechen mit den Türken von den Inseln ausgetauscht wurden. Die Bewohner verließen diese ihnen angestammte Siedlung Karmylassos auf dem türkischen Festland und gingen nach Westthrakien – ihr Dorf wurde aber von Türken nicht neu besiedelt, sondern dem Verfall überlassen. Heute – achtzig Jahre später – gibt es allerdings Pläne für eine neue Nutzung des verlassenen Dorfes. Dazu gehört der Plan, hier eine internationale Begegnungsstätte einzurichten. Bis dahin wird es wohl noch eine Weile dauern.

Aber bis dahin kann der Besucher hier eine ergiebige Entdeckungsreise unternehmen, denn in der Tat sind hier außergewöhnliche Einblicke zu gewinnen. Die Lebensweise der Menschen vergangener Zeiten wird daran deutlich, wie sie sich ihr Umfeld eingerichtet hatten. So war die Errichtung einer Infrastruktur Voraussetzung für eine gewisse Lebensqualität. Allein die Sicherung der Wasserversorgung war lebenswichtig und dabei in dieser felsigen Gebirgslandschaft keine leichte Aufgabe, denn Quellen waren nur unzureichend vorhanden. Aber die Menschen waren anpassungsfähig, und so schufen sie sich hier einen Lebensraum, der den



3 Kaya Köy. Aufrecht stehende Mauern und Kamine der Häuser.



4 Abortanlage im Vorhof eines Wohnkomplexes.

örtlichen Gegebenheiten entsprach und der dennoch rückblickend sogar einen gewissen Komfort erkennen lässt.

Der größte Teil des Baubestandes ist erst Ende des 19. Jahrhunderts entstanden, wenngleich eine Kirche und das Brunnenhaus (17. Jahrhundert) sowie die Schule (18. Jahrhundert) einer älteren Bauphase zuzurechnen sind. Die dicht beieinander liegenden Häuser sind sich untereinander sehr ähnlich. Es gibt zwar große und kleine Wohneinheiten, auch einfache und luxuriösere, aber vom Wohnangebot her waren sie ziemlich gleich. Jede Einheit war selbstständig und durch eine Einfriedung vom Nachbarn abgeschirmt. Man betrat den Wohnkomplex durch ein kleines Tor in der Umfassungsmauer und gelangte über einen kleinen Hof zum Wohngebäude. In vielen Fällen war es nur ein einziger Raum, den ein solches Haus bot. Daneben gab es aber auch Häuser mit zwei Etagen. Auffälligste Überbleibsel des Interieurs sind in vielen Häusern die offenen Kamine mit ihren Rauchfängen, die als Herdstellen zum Kochen und im Winter auch zum Heizen gedient haben dürften. Die an den Außenwänden der Häuser untergebrachten Schlotte sind oftmals gut erhalten geblieben und bestimmen das Gesamtbild bei einem Rundblick über die Häuserlandschaft. Überhaupt stehen die Außenmauern von vielen Häusern bis in Dachhöhe aufrecht. An den oberen Begrenzungen der Mauern ist manchmal sogar noch das Gesims erkennbar, auf welchem einst das Dach gelagert war. Man erkennt, dass es Rundhölzer waren, aus denen die Dächer gefertigt waren – hölzerne Stangen, deren Länge von der Breite der Häuser bestimmt war. Auf einem Holzgeflecht war sicherlich eine dicke Lehmschicht aufgetragen, die vor Regen und noch mehr vor der



5 Brunnenhaus im Unterdorf (17./18. Jh.).

Sonne schützte. Nach der Ernte konnten hier Zwiebeln und Gemüse getrocknet werden – man kennt das aus anderen Gegenden in südlichen Ländern. Diese Bauweise war nicht für eine lange Lebensdauer bestimmt, weshalb sich auch kein einziges Dach erhalten hat.

In der Regel gehörte zu jeder Wohneinheit ein kleiner Anbau, der dem Vieh als Unterstand diente. Etwas entfernt vom Wohnteil, am vorderen Ende des kleinen Hofes, war der Abort untergebracht. Davon ist heute nur noch der kleine kahle Raum übriggeblieben, auf dessen ehemalige Funktion eine kleine Schablende vor dem Durchschlupf hindeutet. Von einem Kanalanschluss ist nichts zu sehen, weshalb man vielleicht davon ausgehen darf, dass hier transportable Fäkalienbehälter zum Einsatz gekommen sind. Ein Kanalsystem ist in der ganzen Siedlung nicht zu erkennen: Bei dem felsigen Untergrund wäre der Bau auch ein schwieriges Unterfangen gewesen. Entwässert wurde demnach über die Gassen, wobei das steile Gelände für einen guten Abfluss gesorgt haben dürfte.



6 Kaya Köy. Die rechteckige Zisterne fängt das Wasser des Hausdaches und der Zisternenabdeckung auf.



7 Runde Zisterne mit dem Rest des aus Ton gefertigten Fallrohres.

Ein besonderes Augenmerk musste natürlich der Wasserversorgung gelten. Es gab zwar im unteren Bereich der Siedlung ein Brunnenhaus (17. Jahrhundert), das der öffentlichen Versorgung diente; dessen Lage war aber sehr ungünstig, und die Schüttmenge dürfte ebenfalls nicht ausreichend gewesen sein. Da die Versorgung über eine Fernleitung nicht in Frage kam, musste man statt einer zentralen Wasserversorgung auf eine individuelle Form zurückgreifen. Das heißt, jedes Haus versorgte sich aus einer an der Außenwand errichteten Zisterne selbst. Die Zisternen wiederum wurden gespeist vom Regenwasser, das auf den jeweiligen Hausdächern und den Abdeckungen der Zisternen gesammelt worden war. Hier haben wir also eine weitere Zweckbestimmung für die zuvor beschriebenen Dächer. Jedes Dach muss mit einem entsprechenden Gefälle ausgestattet gewesen sein, so dass alles Dachwasser zu einem Fallrohr geleitet wurde.

Die Fallrohre waren aus Ton gefertigt, von denen sich einige Beispiele erhalten haben. Über die Fallrohre wurden die Zisternen gefüllt, die aus Stein aufgemauert und innen verputzt waren. Da die Zisternen dicht bei den Häusern lagen, konnte aus ihnen der Wasserbedarf der Haushalte bequem gedeckt werden. Wie sehr man auf sauberes Trinkwasser achtete, wird an der sorgfältigen Gestaltung mancher der Wassersammelflächen augenfällig – man sieht sogar ein aus Kieselsteinen sorgsam gepflastertes Zisternendach.

Auffälligste Bauwerke von Karmylassos waren die Kirchen. Zwei große Kirchen sind sehr gut erhalten, und in jüngster Zeit ist eine davon sogar mit einigem Aufwand restauriert worden. Der Vorhof der oberen Kirche hat ein wunderschön gestaltetes Pflaster mit Ornamenten aus schwarzen und weißen Kieselsteinen. Im Inneren fallen in den Wänden untergebrachte Schall-Löcher auf. Hier



8 Kaya Köy. Älteres Dorfviertel mit der oberen Kirche (rechts).



9 Kaya Köy. Vorplatz vor der oberen Kirche, mit schwarzen und weißen Kieseln gepflastert.

wird ein später Einfluss Vitruvscher Regeln sichtbar, denn dass man in die Wände eines Raumes Tontöpfe einmauern solle, um die Akustik zu verbessern, hat schon Vitruv in seinen ‚Zehn Büchern über die Baukunst‘ vorgeschlagen. Soziale Einrichtungen in dieser stadttähnlichen Siedlung waren ein kleines Krankenhaus und die Schule, die an exponierter Stelle bei der Quelle im unteren Bereich lag.

Was beim Besuch dieser verlassenen Stätte beeindruckt, ist die Geschlossenheit des anzutreffenden Siedlungscharakters von Kaya Köy oder Karmylassos. Das dargebotene Ensemble ist der Rest einer verlassenen Siedlung, ohne Zweifel. Man hat fast das Gefühl, an einen archäologischen Platz gekommen zu sein, denn von der Befundlage her könnte es sich hier um das Ergebnis von archäologischen Ausgrabungen einer nach Vulkanausbrüchen verschütteten Stadt handeln. Statt dessen steht dieser Platz aber erst am Beginn einer archäologischen

Karriere. Er ist noch viel zu gut erhalten. Der übliche Weg zum archäologischen Denkmal ist bis heute erst mit wenigen Schritten begangen. Die nächsten Schritte wären: weiterer Verfall, Einsturz der Mauern, Überdeckung mit Hanggeröll und Flugsand, Vergessenheit – dann irgendwann vielleicht: Wiederentdeckung, archäologische Untersuchungen und Freilegung der Mauerreste. Mit viel Glück wäre danach der ursprüngliche Bauzustand zu rekonstruieren. Aber Kaya Köy ist noch kein archäologisches Denkmal – ein Baudenkmal aber sicherlich. Vielleicht sollte man in einer Art „präventiver Archäologie“ als erstes eine eingehende Prospektion des Gelände vornehmen. Ein sicherlich unverzichtbarer Schritt dabei wäre die Vermessung der obertägigen Baureste. Durch eine solche Befund-sicherung wäre zumindest der derzeitige Zustand dokumentiert und es stände eine Grundlage für weitere Planungen zur Verfügung.

Abbildungsnachweis

Sämtliche Fotos vom Verfasser.

GABRIELE ISENBERG

Opus spicatum – eine Variante Vitruvscher Bautechnik in der hochmittelalterlichen Sakralarchitektur Westfalens

Ausgrabungen in Kirchen haben ihre ganz besonderen Probleme. Zwar findet der Archäologe Mauern, Fußböden, Bau- und Abbruchschichten, Gräber und Ausbruchgruben meist in großer Zahl vor, mehr oft als ihm lieb ist. Doch fehlt es ihm durchweg an geeignetem Fundmaterial, um all die freigelegten Befunde zu datieren. Selbst Münzfunde, die man in Kirchenräumen noch am ehesten erwartet, sind in der Regel nicht gerade im Überfluss vorhanden. In der Natur der Sache liegt auch, dass Siedlungsabfall äußerst selten ist, es sei denn, für eine Auffüllung des Fußbodenniveaus wurde Lehm von außen geholt, der – aus einem Siedlungsareal stammend – mit einigem Glück eine Handvoll zur Datierung hilfreicher Scherben enthält.

Der Versuch, über die sich vom Grundriss her erschließbare Architektur Vorstellungen zur Bauzeit einer Kirche zu gewinnen, führt ebenfalls meist nicht weiter. Sie gelingt immer nur dann, wenn

dieser eine zeittypische Form zeigt. Eine solche Chance ist am ehesten bei den mit vielen individuellen Merkmalen ausgestatteten sakralen Großbauten gegeben, seltener dagegen im Kleinkirchentypus, der meist eine wenig charakteristische und damit baugeschichtlich präzise einzuordnende Ausprägung besitzt.

Da ist manchmal der Seufzer zu hören, dass es schön wäre, wenn man mit dem, was bei Ausgrabungen in Kirchen im Überfluss vorhanden ist, datieren könnte. An vorderster Front der Wünsche steht die zeitliche Einordnung von Mauerwerk. Auf den ersten Blick erscheint dieser Datierungswunsch unerfüllbar zu sein. Hat man jedoch lange in einer Region gearbeitet, dann merkt man, dass es für die verschiedenen Zeiten durchaus charakteristische Mauerformen gibt, die zumindest die Einordnung in ein grobes Zeitraster erlauben (Abb. 1).



1 Bochum-Wattenscheid, Propsteikirche. Blick auf die Fundamente verschiedener Zeitstellungen. Unten das Fundament der romanischen Basilika, darüber das Fundament des ottonischen Vorgängers, oben das gotische Fundament.



2 Herzfeld, St. Ida. Blick auf die Ecke der karolingischen Kirche, um 800.
Ein aus quaderförmig behauenen Tuffstein gefertigtes Mauerwerk der aufgehenden Wand.

Für die Region Westfalen lassen sich hier, den Vitruvschen Klassifizierungen folgend, deutlich Phasen unterschiedlicher Mauertechniken unterscheiden, die zudem auch von verschiedenen Graden der handwerklichen Sorgfalt und Sauberkeit gekennzeichnet sind, auch wenn es meistens nur die Fundamente sind, kaum die aufgehende Wand, die bei Ausgrabungen angetroffen werden. Aber selbst im Grundmauerbereich lassen sich deutliche Unterschiede und Entwicklungen wahrnehmen.

Beginnen wir unsere Betrachtung mit der Zeit, in der in Westfalen der Steinbau eingeführt wurde, mit der Zeit der Christianisierung der Region durch Karl den Großen. Das karolingische *opus incertum* oder *opus antiquum* kann, wie etwa in St. Laurentius in Bünde, auch in der Fundamentzone ausgesprochen sorgfältig ausfallen, was verrät, dass professionelle Bauhandwerker am Werk waren. Da jedoch in einem Gebiet, in dem der Steinbau vor der Christianisierung weitgehend unbekannt war, auch die Techniken bei der Steingewinnung Neuland gewesen sein dürften, können die Fundamente in frühkarolingischer Zeit andererseits durchaus noch einen sehr archaischen Charakter haben. Ein Beispiel dafür ist der zweite Kirchenbau, zugleich die erste Kathedrale in Minden. Dessen Fundamente bestehen aus in Lehm verlegten groben

Sandsteinklötzen von unregelmäßigem Format, deren Grobkörnigkeit und tigerartige Streifung zudem die Herkunft aus einer der oberen Bänke im Bereich des Porta-Sandsteinabbaus verrät. Das heißt aber noch nicht, dass in Minden weniger professionelle Bauleute am Werk waren als in Bünde.

Denn in Minden ist nicht mehr nachvollziehbar, was in Herzfeld an der Lippe, der um 800 erbauten Kirche der Hl. Ida, noch im Ansatz erkennbar war (Abb. 2–3). Über einem groben Feldsteinfundament saß nach einer Ausgleichsschicht eine aus ‚opere polito‘ hochgezogene Wand. Sie bestand aus einem aus sorgfältig bearbeitetem, quaderförmigem Tuff in Mörtel verlegtem Mauerwerk, dessen Qualität dafür spricht, dass vermutlich im Steinbau versierte Wanderhandwerker aus der ripuarischen Heimat der Ida von Herzfeld am Werk waren und wohl kaum örtliche Bauleute ihr Glück versuchten.

Einheimische Bauleute scheinen nach einer Lernphase dann im 10. Jahrhundert in Westfalen das Baugeschäft weitgehend selbst in die Hand genommen zu haben, ohne dass ihre Arbeit jedoch die Qualität ihrer karolingischen Lehrmeister erreichen konnte. Im Gegenteil: vielfach trifft man das *opus incertum* in einer äußerst kläglichen Art an. Nur dort, wo große Baulasten zu erwarten waren, ver-



3 Herzfeld, St. Ida. Blick auf den Fußboden der karolingischen Kirche. Sorgfältig verlegtes *opus spicatum* zur Befestigung des sandigen Untergrundes.

suchte man, mit einem Guss aus besonders stark bindendem Mörtel über in die Baugrube einfach eingeschüttetes Steinmaterial eine besondere Festigkeit der Substruktion herzustellen, wie das für den in der Mitte des 10. Jahrhunderts entstandenen dritten Kathedralbau in Minden nachzuweisen ist.

Die Mauertechniken änderten sich jedoch ganz grundlegend im 11. und 12. Jahrhundert. Fundamente wie aufgehende Wand wurden nun in einer Weise gestaltet, die einen Qualitätsstandard aufwies, der in den Jahrhunderten davor wie in denen danach nichts Vergleichbares hat.

Für die aufgehende Wand lässt sich allenthalben sauberes, lagerhaft verlegtes Zweischalenmauerwerk beobachten. Auch bei nicht lagerhaftem Mauerwerk sind die Sichtkanten sorgfältig bearbeitet.

Überwiegend aber trifft man lagerhaftes Bruchsteinmauerwerk mit Eckquaderung oder aber gequadrertes Mauerwerk (*opus romanum*) im gesamten Wandbereich an. In Minden arbeitete gegen Ende des 12. Jahrhunderts eine Bauhütte, deren Markenzeichen ein besonders qualitätvolles Mauerwerk war, bei dem jeder Quader in der Endphase seiner Bearbeitung mit der Feinfläche geglättet und mit einem äußerst sorgfältigen Randschlag versehen wurde. Charakteristisch für diese Bauhütte war jedoch in erster Linie, dass die Quader jeweils in Lagen unterschiedlicher Höhe – in ganz regelmäßigen Sequenzen wiederkehrend – und einer Präzision verlegt waren, als habe man serienmäßig produzierten Kunststein vor sich.

Anders als im 9. Jahrhundert setzten sich Sorgfalt und Präzision auch bis in den Grundmauerbereich hinein fort. Für die Fundamente wurde nahezu das gesamte 12. Jahrhundert hindurch eine Mauertechnik angewandt, die Vitruv als festigendes Element bei weichem Untergrund für Estriche empfiehlt: das *opus spicatum*, d. h. kleinere, in der Baugrube hochkant gestellte Steine, die lagenweise die Richtung ändern und die, betrachtet man das Fundament in der Seitenansicht, ein Fischgrät- oder Ährenmuster bilden.

Opus spicatum kommt allerdings auch abschnittsweise schon im karolingischen Mauerwerk vor. Aber wie etwa an der Substruktion von Gebäuden des 9. Jahrhunderts im nördlichen Seitenschiff des Osnabrücker Doms zu erkennen ist, diente es offenbar allein zur Ausnutzung aller Formate des verfügbaren Steinmaterials, war also ein Notbehelf zur Herstellung gleich hoher Steinlagen zur Vereinfachung des Mauerns. Entsprechend erscheint die Grundmauer auch als ein Werk, dass ohne viel Aufwand und große Sorgfalt hergestellt wurde.

Aber bereits im 11. Jahrhundert entwickelt sich auch für den Fundamentbereich eine Mauertechnik, deren kunstvolles Erscheinungsbild, wie es sich dem Archäologen bietet, erstaunt, wenn man in Betracht zieht, dass eine Grundmauer doch wohl kaum einen ästhetischen Anspruch erheben kann. Denn es liegt nun einmal in der Natur der Sache, dass sie sich während der Existenz eines Bauwerks dem Auge entzieht. Dennoch lässt sich im westfälischen Sakralbau des 11. Jahrhunderts im Bereich der Substruktionen immer wieder ein nahezu ornamental wirksamer Wechsel von waagrecht verlegtem, lagerhaftem Mauerwerk und *opus spicatum*



4 Billerbeck, St. Johannis. Fundament der Kirche des 11. Jahrhunderts.
Für diese Zeit typischer Wechsel von horizontalen Steinlagen und *opus spicatum*.

beobachten, die in ganz bestimmter Abfolge das Fundament entstehen lassen (Abb. 4).

Im 12. Jahrhundert fielen dann die waagerechten Lagen ganz weg, und das Mauerwerk im Grundmauerbereich bestand aus einem mit höchster Präzision und Kunstfertigkeit verlegten *opus spicatum*. Diese Mauertechnik erfreute sich im ganzen westfälischen Raum großer Beliebtheit, völlig unabhängig davon, was die Grundmauer zu tragen hatte, ob es sich nur um das Seitenschiff einer Kirche oder das hochragende Mittelschiff einer Basilika handelte. Und selbst viele der romanischen Westtürme in Westfalen erhielten ihre Standfestigkeit durch ein kunstvolles *opus spicatum* im Fundamentbereich. Die Gleichmäßigkeit der Steinformate, oft nur faustgroß, setzt eine für diesen Zweck gesonderte Herstellung und Bearbeitung des Baumaterials voraus.

Für den Archäologen sind diese Fundamente zwar beim Freilegen und Säubern ausgesprochen lästig, weil die in der Regel nur in Lehm verlegten Steine viel Geschick und vor allem zeitaufwendige Handarbeit verlangen. Was aber die Erhaltung des Mauerbefundes betrifft, bleibt das *opus spicatum* unschlagbar. Denn dieses hatte den Vorteil, das es beim Abriss einer Kirche fast nie Wiederverwendung fand, weil spätere Generationen für ihre

Neubauvorhaben mit dem kleinteiligen Steinmaterial offenbar wenig anfangen konnten (Abb. 5). Denn schon im 13. Jahrhundert kehrte man zum gewohnten *opus incertum* oder *opus antiquum* zurück. Jedoch wurden die Fundamente nun in der Regel wesentlich breiter und die Steinformate größer. Und schon im Substruktionsbereich wurde fast ausschließlich als Bindematerial Mörtel eingesetzt. Warum man im 12. Jahrhundert, mit Anfängen bereits im 11. Jahrhundert, viel Zeit und Mühe auf eine solche ‚Fundamentkunst‘ im wahrsten Sinne des Wortes verwendete, entzieht sich unseren Kenntnissen. Ob man sich davon bautechnische Vorteile versprach oder ob dahinter sogar theologische Vorstellungen stehen, ist nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge nicht zu ergründen. Auch lässt sich das romanische *opus spicatum* nicht in ungebrochener Linie auf die Vitruvsche Baukunst zurückführen. Aber es hilft bei der zeitlichen Ansprache von Mauerwerk, grob zwar nur, und vermutlich auch in regionalen Grenzen. Doch immerhin bietet es in Westfalen dem Archäologen in gewissem Maße eine Chance, bei seiner Arbeit ein wenig die ‚Datierungsengpässe‘ in mittelalterlichen Kirchen zu überwinden.



5 Höxter, Propstei „tom Roden“. *Opus spicatum*-Fundamentierung des 12. Jahrhunderts.

Literatur

VITRUV, *De architectura libri decem* – zehn Bücher über Architektur. Übers. und m. Anm. versehen v. C. FENSTERBUSCH (Darmstadt 1976).

G. BINDING, *Architektonische Formenlehre* (Darmstadt 1995³; m. weiterführender Lit.).

G. ISENBERG, Die Propstei „tom Roden“. Ein Vorbericht über die Grabung 1976–1980. *Westfalen, Hefte für Gesch., Kunst und Volkskunde* 61, 1983, 84–91.

G. ISENBERG, Bemerkungen zur Baugeschichte des Mindener Doms. *Westfalen. Hefte für Gesch., Kunst und Volkskunde* 70, 1992, 92–111.

Abbildungsnachweis

Sämtl. Abb. Westf. Landesmus. f. Arch. Münster.

Zur Schindeldeckung im Gebiet der Sachsen

Familiäre Wurzeln des Jubilars liegen im Unterwesergebiet und in Bremen-Vegesack, jenem an der Weser gelegenen Hafen, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts für Bremen von eminenter wirtschaftlicher Bedeutung wurde. Damals machte die zunehmende Versandung der Weser dem alten mittelalterlichen Hafen Bremens zu schaffen, und auf Beschluss des Rates wurde in Vegesack mit dem Bau des ersten künstlichen Seehafens auf deutschem Boden begonnen. Insofern wäre es naheliegend gewesen, ein Thema zu wählen, das der Seefahrt gewidmet ist. Nun bildet aber in den letzten Jahrzehnten die Erforschung der Römischen Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit, die im Bremer Raum mit den germanischen Stämmen der Chauken und Sachsen verknüpft ist, einen Schwerpunkt der archäologischen Tätigkeit der Bremer Landesarchäologie. Deshalb bot sich ein Thema an, das sich mit diesem Zeitraum beschäftigt, aber auch Berührungspunkte mit dem Arbeitsgebiet des Jubilars, der historischen Bauforschung, hat.

Fundstellen zu beiden Stämmen, die ja ethnisch miteinander verwandt sind, finden sich auf dem Bremer Dünenrücken, der sich entlang der Weser durch das Bremer Becken zieht, und auf der nördlich und südlich anschließenden Geest zahlreich. Der nördliche Geestrücken („Hohe Lieth“) ist durch spektakuläre Funde aus der frühen sächsischen Zeit im angrenzenden Landkreis Cuxhaven bekannt geworden. Über die einschlägigen Funde im Land Bremen wurde unlängst im Rahmen einer Sonderausstellung mit begleitender Publikation im Focke-Museum/Bremer Landesmuseum berichtet¹.

Bei dieser Gelegenheit wurde überlegt, ob für die Besucher des Museum-Parks nicht etwas Anschaulicheres als nur Pläne oder Rekonstruktionszeichnungen in der Ausstellung präsentiert werden sollte. Gedacht war zunächst an den Bau eines Wohnstallhauses, ähnlich denen in der Feddersen Wierde, wie es auch im Bremer Raum mehrfach nachgewiesen wurde, zuletzt in der Siedlung von Bremen-Kirchhuchting². Wegen der zum Teil gewaltigen Länge dieser Wohnstallhäuser – Bremen hat mit einem bei Rekum auf der Geest gelegenen, 61 m langen Haus das bisher längste in Nordwestdeutschland aufzuweisen³ – kam man letztlich von diesem Vorhaben ab. Fast zwangsläufig richtete sich so der Blick auf die Bremer Grubenhäuser der gleichen Zeitepoche. Diese Häuser weisen durchschnittlich eine Grundfläche von 3 × 4 m auf. Sie sind in der Regel begleitendes Element der germanischen Hofanlagen. Für fast alle germanischen Stammesgebiete sind sie belegt. In den Siedlungen treten sie in mehr oder weniger großer Anzahl auf, können aber auch ganz fehlen.

In Bremen-Grambke, wo schon seit den 60er Jahren gegraben wird, finden sich Reste einer Siedlung, die im Unterschied zu anderen noch bis ca. 600 n. Chr. bewohnt worden ist. Sie besteht fast ausschließlich aus Grubenhäusern. Da in deren Verfüllungen immer wieder Spinnwirtel und Webgewichte zutage treten, handelte es sich bei ihnen sehr wahrscheinlich um Webkeller⁴. Es ist insofern möglich, von Grambke als einem Weberdorf zu sprechen. Zur Konstruktion dieser eingetieften Hütten konnten viele Beobachtungen im Detail gemacht werden.

¹ D. BISCHOP, Siedler, Söldner und Piraten. Chauken und Sachsen im Bremer Raum. Bremer Arch. Bl. Beih. 2. (Bremen 2000).

² D. DÖTHMANN, Eine Siedlung der Römischen Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit aus Bremen-Kirchhuchting. Bremer Arch. Bl. N.F. 4, 1996/97, 18; BISCHOP (Anm. 1) 61 Abb. 86.

³ K.H. BRANDT, Neue Ausgrabungen und Funde in der Freien Hansestadt Bremen 1981 und 1982. Bremer Jahrb. 60/61, 1982/1983, 208 Abb. 3.

⁴ H. WITTE, Frühgeschichtliche Besiedlung in Bremen-Grambke. In: BISCHOP (Anm. 1) 94.

Es wäre nun ein Leichtes gewesen, der Tradition anderer Rekonstruktionen zu folgen und das Dach einer solchen Hütte mit einer weichen Deckung aus Reet oder Stroh auszuführen. Reet hat es im Altertum in den sumpfigen Nebenschlingen der Weser reichlich gegeben, und Stroh fiel regelmäßig bei der Ernte des Getreides an. Die Dachdeckung ist bei allen Rekonstruktionen vorgeschichtlicher Häuser ein Problem. Vom Unterbau haben sich bei günstigem Bodenauftrag, insbesondere im gut konservierenden Marschland, sowohl bei den Großhäusern als auch bei den Nebengebäuden gut sichtbare Gruben mit Pfostenresten erhalten. Auf der Düne oder der sandigen Geest sind es lediglich Pfostengruben mit schwachen Spuren vergangener Pfosten, die manchmal bei zwei nebeneinander sitzenden Pfosten keine Aussage darüber erlauben, ob es sich etwa um Doppelpfosten oder Spuren einer Erneuerung handelt. Zu den Grubenhäusern gibt es in der Regel ausreichende Informationen über die Wandkonstruktion und die ungefähre Höhe des ehemaligen Lauffhorizontes. Keine überzeugenden Hinweise gibt es im Fundkontext über die Art der Dachdeckung. Selbst in den konservierenden Fundschichten der Feddersen Wierde, in denen Pfosten der Häuser zum Teil meterhoch erhalten waren und viele bemerkenswerte Teile an bearbeitetem Holzwerk gefunden wurden, wie etwa der obere Teil eines Pfostens mit ausgestemmter Rosette, waren keine sicheren Hinweise auf die Dachdeckung zu finden. W. Haarnagel vermutete allerdings, dass Reetbündel und „kreisförmige Bindungen aus Weidenzweigen“ für Reetdächer sprechen könnten⁵. Zum gleichen Ergebnis, nämlich dass man aus dem archäologischen Befund heraus eigentlich nichts über die Art der Dachdeckung der Grubenhäuser sagen könne, kommt auch H. Zimmermann in einer breit angelegten, auch die ethnographischen Parallelen einbeziehenden Untersuchung über die Grubenhäuser in Nordwestdeutschland⁶. Mit wenigen Ausnahmen sind die dort vorgestellten, neuzeitlichen Bauten unterschiedlicher Funktion weichgedeckt.

Das Vorhaben, es bei der Bremer Rekonstruktion einmal anders zu machen und es mit einer Schindeldeckung zu versuchen, ergab sich aus verschiedenen Überlegungen. Eine ganz naheliegende war, dass ein schon im Sommer 1998 in ‚Eigenregie‘ mit einem Reetdach errichtetes Grubenhaus im Park des Focke-Museums den folgenden stürmischen Winter nur in ‚zerzaustem‘ Zustand überstanden hatte. Das Haus war nicht mehr präsentabel; ein neues Reetdach von fachmännischer Hand hätte den verfügbaren Kostenrahmen aber deutlich überstiegen.

Es gibt aus Bremen in der Gesta Hammaburgensis Adams von Bremen, eine interessante Notiz zur Dachdeckung. Unter Erzbischof Unni seien die Ungarn um 915 n. Chr. bis nach Bremen vorgezogen und hätten die ganze Stadt verwüstet. Es sei aber ein Wunder geschehen, indem ein Sturm die halbverbrannten Schindeln von den Dächern der Kirchen gerissen und sie den Heiden ins Gesicht gewirbelt hätten. Diese suchten daraufhin ihr Heil in der Flucht⁷. Die von Adam von Bremen erwähnten *semicremis scindulas* werden keine Phantasie gewesen sein, denn noch in den umfangreichen Rechnungsbelegen zum Bau des neuen Bremer Rathauses 1404 ist mehrfach von Schindeln die Rede, mit denen die Bauleute ihre Hütten deckten. Auch im Sachsenspiegel sind Nebengebäude, wie Schweineställe oder Aborthäuschen, mit Schindeln gedeckt⁸. Die Schindeldeckung dürfte im norddeutschen Raum auf einer lokalen Tradition fußen. Doch auch in weiteren mittelalterlichen Städten wie etwa Danzig, Braunschweig⁹ und London gibt es archäologische Hinweise auf Schindeln.

Nun könnte man argumentieren, dass es sich hier ausschließlich um punktuelle Hinweise aus dem Mittelalter handelt, daraus aber nicht Rückschlüsse auf die Römische Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit gezogen werden dürften. Hierauf ließe sich entgegen, dass die Schindeldeckung in einer ganzen Reihe von Gegenden Europas bekannt war und noch in historischer Zeit angewendet wurde. Man kannte

⁵ W. HAARNAGEL, Die Grabung Feddersen Wierde (Wiesbaden 1979) 105.

⁶ W.H. ZIMMERMANN, Die Siedlungen des 1. bis 6. Jahrhunderts nach Christus von Flögeln-Eekhöltjen, Niedersachsen. Die Bauformen und ihre Funktion. Probleme der Küstenforschung 19 (Hildesheim 1992) 156 ff.

⁷ ADAM VON BREMEN, Gesta Hammaburgensis Ecclesiae Pontificum I,53 (W. TRILLMICH [Bearb.]). In: R. BUCHNER/E.-J. SCHMALE (Hrsg.), Ausgewählte Quellen zur deutschen

Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe XI (Darmstadt 1978) 137 ff.

⁸ Oldenburger Bilderhandschrift, Folio 56, verso. In: M. FANSA (Hrsg.), Der Sachsenspiegel. Aus dem Leben gegriffen. Ein Rechtsbuch spiegelt seine Zeit. Arch. Mitt. Nordwestdeutschland Beih. 4 (Oldenburg 1996) Abb. S. 26 unten.

⁹ Freundl. Mitteilung H. Rötting, Wolfenbüttel.

und kennt sie nicht nur im alpenländischen Raum, sondern auch in den Waldgebirgen Mitteleuropas und in Nord- und Osteuropa. Im Norden Europas sind die teilweise noch in das Mittelalter zurückreichenden Schindeldächer und Schindelverkleidungen norwegischer Kirchen eindrucksvolle Beispiele dieser Dachdeckung. Schindeldächer waren eine typisch wikingsche Tradition, weshalb bei modernen Rekonstruktionen wikingscher Häuser wie z. B. in Fyrkat, Trelleborg oder Ribe das Schindeldach Verwendung findet; in Trelleborg ist eine Schindel gar als Bodenfund geborgen worden¹⁰. Spätestens bei den Wikingtonern muss also das bremische Gefolge der ersten Missionsbischöfe, wie Ansgar (801–865), Schindeldächer gesehen haben. Allein aus ihrer europaweiten Tradition heraus ließe sich aber ableiten, dass die Schindeldeckung auch in vorgeschichtlicher Zeit in größeren Gebieten – bevorzugt in Waldgebieten – flächendeckend bekannt gewesen sein muss. Natürlich wird es daneben auch andere Deckungen gegeben haben. Diese Thematik konnte im Jahr 2000 anhand verschiedener Beispiele in Lettland untersucht werden.

Die Landschaft in Lettland ist ähnlich strukturiert wie die der norddeutschen Tiefebene. Es gibt viele Fluss- und Bachläufe, Seen und Moore, die sich mit Waldstücken, Wiesen und Ackerflächen abwechseln. Die heutige Bewaldung ist jedoch ausgeprägter als die in Norddeutschland, auch die Zahl der Feuchtgebiete ist höher. Viele Flächen sind noch nicht trocken gelegt. Die Materialien Holz, Reet und Stroh waren und sind somit reichlich vorhanden. Wenn man die Situation in Lettland zwischen 1800 und 1945, die im Ethnographischen Freilichtmuseum Lettlands zu Riga anschaulich dargestellt wird, aber auch in der einschlägigen Literatur festgehalten wurde¹¹, betrachtet, so spielte die Stroheckung so gut wie keine Rolle. Bei den kleinen Höfen war das Wohnhaus überproportional oft mit Reet gedeckt, bei den Nebengebäuden hingegen überwog die Deckung mit rechteckig zugeschnittenen Brettschindeln. Bei den ziemlich dickwandig aufgebauten Reetdächern hat offenbar die höhere Wärmespeicherung eine Rolle gespielt, die bei Nebengebäuden mit Schindeldeckung nicht von Be-



1 Scheune mit Schindeldach bei Saldus, Lettland.

deutung war. Festzuhalten ist jedenfalls, dass bei ausreichendem Vorhandensein von Reet Stroh nicht verwendet wurde. Da inzwischen auch in Lettland das Material zur Dachdeckung meist aus Kunstschiefer oder Asbestplatten besteht, sind solche Schindeldächer nur noch selten zu sehen und verfallen zusehends (Abb. 1).

Bei der Planung des Grubenhauses im Focke-Museum war weiterhin zu bedenken, dass die Tradition des Schindeldachs oder vergleichbarer Dächer aus Rindenstücken im europäischen Raum schon seit der Jungsteinzeit und Bronzezeit auch archäologisch nachgewiesen werden kann. Dies gelang bislang aber nur in den Feuchtsedimenten der süddeutsch-schweizerischen Pfahlbausiedlungen, weshalb dort Rekonstruktionen mit Schindeldächern oder vergleichbaren Deckungen durchgeführt wurden. Bei einem spätbronzezeitlichen Blockbau im Freilichtbereich des Federseemuseums wurde das Dach beispielsweise mit rechteckigen Rindenstücken gedeckt¹²; bei der Rekonstruktion des Wehrgangs der hallstattzeitlichen Heuneburg entschied man sich ebenfalls für die Schindel als Bedeckung¹³.

Die Verwendung von Schindeln oder zurechtgeschnittener Rindenstücke lässt sich also schon in vorrömischer Zeit annehmen. Auffällig ist deshalb, dass das Wort Schindel vom lateinischen *scindula*

¹⁰ C. AHRENS, Wiederaufgebaute Vorzeit. Archäologische Freilichtmuseen in Europa (Neumünster 1990) 153.

¹¹ Z. LIGERS, Volkskultur der Letten (Riga 1942) 236 ff.; 255 ff.

¹² H. SCHLICHTHERLE/M. STROBEL (Hrsg.), Archäologie und Naturschutz im Federseemoor (Stuttgart 1999) Abb. S. 37.

¹³ S. HOPERT, Freilichtmuseum Heuneburg. Arch. Deutschland 2000,2, Abb. S. 36; D. PLANCK, Keltischer Fürstensitz und vorgeschichtliche Moordörfer. Arch. Deutschland 2000,4, Abb. S. 65.



2 Bootsgrab von Wremen bei Freilegung
(nach M.D. Schön).

abgeleitet ist. Im Althochdeutschen hieß es noch *scindula*, es handelt sich also um eine direkte Übernahme des lateinischen Fachbegriffs¹⁴. Ähnlich verhält es sich mit dem englischen *scindle*, das sich vom Altenglischen *scindel* ableiten läßt. J. Schofield vermutet, dass dieser Begriff bereits mit den frühen Angelsachsen nach Britannien gekommen sei; auch habe man in der Altstadt von London eine Schindel gefunden, die mindestens in das 8./9. Jahrhundert datiert werden kann¹⁵. Hinsichtlich der Wortableitung weist H. Beck darauf hin, dass sich im Altnordischen die Bezeichnung *spann/spaenir* (pl.)

für die Schindel deutlich vom Sprachgebrauch Mittel- und Westeuropas abhebt¹⁶. Möglicherweise hat es also dort eine jüngere Namensüberlagerung gegeben.

Damit richtet sich der Blick zwangsläufig auf den Unterweserraum mit einem Fund vom spektakulären Gräberfeld von Wremen, Lkr. Cuxhaven.

In den Jahren 1994/96 gelang es M.D. Schön dort Körpergräber des 4. und 5. Jahrhunderts n. Chr. auszugraben und zahlreiche Aufsehen erregende Holzfunde, wie den sogenannten Thron von Wremen, unweit der Wurt Fallward zu bergen. Der einmalig gute Erhaltungszustand der Holzfunde wurde durch den absoluten Luftabschluss des Kleibodens in der Marsch ermöglicht¹⁷. In diesem Gräberfeld kamen unter anderem zwei Bootsbestattungen zutage. Das prunkvollere der beiden Bootsgräber, vielleicht die wichtigste Grablege des Gräberfeldes, ist das eines Mannes, zu dessen Tracht eine aufwendige spätromische Gürtelgarnitur gehört. Bestattet war der Mann in einem ca. 4,40 m langen Einbaum aus Eiche, von dem angenommen wird, dass er zu Lebzeiten des Verstorbenen tatsächlich als Wasserfahrzeug eingesetzt war. Aus der archäologischen und schriftlichen Überlieferung ist bekannt, dass die Sachsen – und um einen solchen handelt es sich hier – mit großen, gepaddelten Einbäumen raubend die Küsten Frankreichs verheerten. Die Seetüchtigkeit dieser Fahrzeuge wurde durch das Aufsetzen von ein oder zwei Plankengängen erhöht¹⁸.

Als man nun den Krieger von Wremen in seinem Boot bestattete, wurde nicht einfach eine Kuhhaut über das Boot gelegt, sondern man baute ihm ein aufwendiges Zeltdach aus ca. 60 Holzbrettchen (Abb. 2). Das Dachgerüst selbst besteht aus einer ‚firstähnlichen Konstruktion‘ mit einem Rundholz oben und Kanthölzern an den abfallenden Enden¹⁹. Die der Breite des Einbaums angepassten Brettchen lagen mit ihrem unteren Ende, wie schon bei der Aufdeckung des Grabes zu ersehen war²⁰, auf der Bordwand auf und überragten diese etwas. Die

¹⁴ G. DROSDOWSKI, Duden, Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache² (Mannheim u. a. 1997) 632.

¹⁵ Freundl. Auskunft J. Schofield vom 10.10.2000 während des Hanse-Kolloquiums in Lübeck.

¹⁶ RGA² V, 128 s. v. Dach, philologisch (H. Beck).

¹⁷ M.D. SCHÖN, Feddersen Wierde, Fallward, Flögeln. Archäologie im Museum Burg Bederkesa, Lkr. Cuxhaven (Bremerhaven 1999) 40 ff.

¹⁸ D. ELLMERS, Schiffe der Angelsachsen. In: C. AHRENS (Hrsg.), Sachsen und Angelsachsen. Veröff. Helmsmus. 32 (Hamburg 1978) 500 Abb. 3.

¹⁹ SCHÖN (Anm. 17) 76.

²⁰ Ebd. Abb. S. 77.

Kanthölzer der abfallenden Enden sind mit Dübellöchern versehen. Letztere haben im Mittel einen etwa 1 cm großen Durchmesser. Die ebenfalls aus Eiche bestehenden Brettchen sind am oberen Ende mit ähnlich großen Löchern versehen²¹. Diese Brettchen sind im Mittel etwa 15 cm breit, bis zu 70 cm lang und 1 bis 2 cm stark. An den Kanthölzern der abfallenden Firste waren sie mit Holzdübeln befestigt, am Rundholz oben aber nur aufgehängt.

Da der gesamte Wremer Befund inzwischen zwar konserviert und im Museum Bederkesa aufgestellt, aber eine wissenschaftliche Veröffentlichung noch aussteht, können weitere Details noch nicht angegeben werden. Es ist aber in jedem Fall zu erkennen, dass eine dachartige Konstruktion mit Holzbeplankung errichtet worden ist, die vermutlich das Walmdach eines zeitgenössischen sächsischen Wohnstallhauses nachahmen sollte. Ob man in der Verbretterung nun die Kopie eines Daches mit sich überlappenden Brettschindeln sehen will oder ob nur eine nahtlos aneinandergelegte Verbretterung eines Dachstuhls imitiert wurde, lässt sich aus diesem Befund allein nicht erschließen.

Die Idee, einen Toten unter einer Dachkonstruktion zu bestatten, ist in Nord- und Mitteleuropa nicht neu. Man denke nur an die Totenhäuser der frühbronzezeitlichen Fürstengräber von Helmsdorf oder Leubingen, an die Aufnahme des Leichenbrandes in Hausurnen²² oder an die aus Rundhölzern errichtete zeltartige Grabkammer des wikingerzeitlichen Schiffsfundes von Gokstad in Norwegen²³. Zwei leichte Dachkonstruktionen aus Eschenholz im etwas jüngeren Oseberg-Schiff mit sich überkreuzenden Tierköpfen an den Firstenden waren wahrscheinlich mit einer Tierhaut überspannt²⁴.

Das Dach des Wremer Bootes ist nun allein noch kein ausreichender Beweis für Schindeldeckungen von Wohnhäusern und Wirtschaftsgebäuden sächsischer Zeit im Unterwesergebiet.

Das Gräberfeld von Wremen und andere verwandte Gräberfelder, wie beispielsweise das von

Bremen-Mahndorf, zeigen durch die Beigabe römischer Importgeschirrs und römischer Militärgürtel, dass sächsische Söldner nach Ende ihrer Dienstzeit in ihre Heimatdörfer zurückkehrten. Es ist sicher, dass die Römer in ihren gallischen und germanischen Provinzen, in denen die chaulischen und sächsischen Söldner des Unterweserraumes hauptsächlich stationiert waren, auch Dächer mit Schindeln deckten. Selbst im frühen Rom, als die Siedlung noch aus vielen Holz- und Lehmbauten bestand, waren Schindeldächer die verbreitetste Dachdeckung²⁵. Selbst nach dem Aufkommen des Tonziegels hatte sich diese Form der Dachhaut in entfernten Provinzen, wo im Gegensatz zu Italien noch eine dichte Waldbedeckung vorhanden war, weiter gehalten. Die Römer haben beispielsweise entlang des Limes ihre Wachttürme oft mit Schindeln gedeckt. Von der Saalburg sind seit längerem Schindeln bekannt. Bei Rekonstruktionen von Gebäuden am Limes werden deshalb auch gelegentlich deren Dächer mit Schindeln gedeckt. Neben dem Fehlen von Dachziegeln oder Schieferplatten im Fundgut führte die Wiedergabe eines Wachturmes mit Schindeldach auf der Trajan-Säule (113 n. Chr.) zu dieser Rekonstruktion²⁶. Bei einer solchen militärischen Anlage verbot sich eine Eindeckung mit Stroh oder Reet, die ein Feind leicht hätte in Brand stecken können. Dennoch erstaunt der Verzicht auf den feuerresistenten, gebrannten Tonziegel, da gerade das römische Militär über eigene Produktionsanlagen zu Herstellung von Ziegeln verfügte. Bei den *villae rusticae* und römischen Städten geht man ebenfalls davon aus, dass ein Teil der Gebäude, vornehmlich Nebengebäude, mit Schindeln gedeckt war. Auch hier ist es das Fehlen von Dachziegeln, das zu dieser Annahme führt²⁷. Schindeln wurden bei Grabungen an römischen Plätzen auch sonst mehrfach gefunden²⁸. Besonders erwähnenswert sind die bis zu einen Meter langen Schindeln aus dem römischen Oberwinthertur (Vitodurum)²⁹. Der Ausgräber R. Fellmann hat es nicht bei ihrer Er-

²¹ Freundl. Mitteilung M.D. Schön, Bederkesa.

²² F. BEHN, Grabhaus. In: M. EBERT, Reallexikon der Vorgeschichte IV (Berlin 1926) 489.

²³ A.W. BRÖGGER/H. SHETELIG, The Viking Ships. Their Ancestry and Evolution (Oslo 1951) 84; RGA² XII, 299 s. v. Gokstad (T. Capelle).

²⁴ BRÖGGER/SHETELIG (Anm. 23) Abb. S. 138.

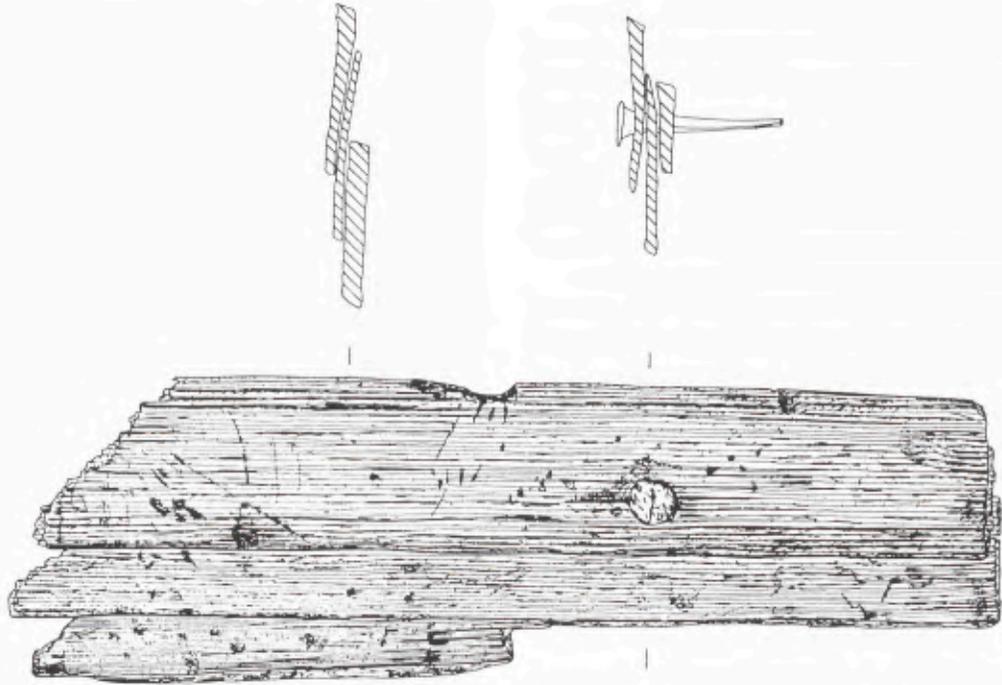
²⁵ A. NEUBURGER, Die Technik des Altertums⁴ (Leipzig 1919) 282.

²⁶ D. BAATZ, Der römische Limes⁴ (Berlin 1974) 44 Abb. 27.

²⁷ Vgl. z. B. C.A. GAUBATZ-SÄTTLER, Die Villa rustica von Bondorf (Ldkr. Böblingen). Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 51 (Stuttgart 1994) 139; K. HEILIGMANN-BATSCH, Der römische Gutshof bei Büßlingen, Kr. Konstanz. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 65 (Stuttgart 1997) 45 ff.

²⁸ Ebd. 46.

²⁹ W. Drack/R. Fellmann, Die Römer in der Schweiz (Stuttgart 1988) 559.



3 Fragmente dreier Brettschindeln mit Nagelung, Oberwinterthur (Vitudurum). M 1:2.

wählung belassen, sondern hat diese auch genauer beschrieben und zeichnerisch abgebildet³⁰. Mit einer Ausnahme sind alle Schindeln, die nach Fellmann „schön parallel geschnitten, resp. aus dem Stamm herausgespalten“ sind, abgebrochen. Es sind schmale brettartige Schindeln von nur 6 bis 7 cm Breite, die aus dem Stamm von Weiß- oder Rottanne, aber auch aus Eichenstämmen hergestellt wurden. Die Schindeln waren mit einer 1/3 Überlappung nebeneinandergelegt und mit eisernen Nägeln fixiert bzw. an die darunter befindlichen Sparren genagelt worden (Abb. 3). Eine der Schindeln besaß noch ihre exakte Länge von 1,01 m bei einer Breite von 7,6 bis 8,5 cm. Der Schindelmacher muss also neben einer hohen handwerklichen Meisterschaft über ein geeignetes astfreies Stammstück verfügt haben. Auch bei jenen vielen gallorömischen Umgangstempeln und Heiligtümern, die in der Gegend vom Rheinland bis hin zur Kanalküste errichtet wurden und bei denen es keine Hinweise auf eine Ziegeldeckung gibt, wie z. B. bei der Anlage von

Ribemont-sur-Ancre in der Picardie, wird als Dachdeckung ein Schindeldach angenommen³¹.

Liegen diese Anlagen auch außerhalb des Freien Germanien, so befindet man sich mit den früh-römischen Lagern an der Lippe schon mitten in den Gebieten unabhängiger germanischer Stämme. Auch hier kam wohl nur das Schindeldach zur Anwendung, zumindest hat man keine der üblichen römischen Dachziegel wie *tegulae* oder *imbrices* gefunden.

Zusammenfassend kann man also davon ausgehen, dass die sächsischen Söldner in ihrem hauptsächlichen Stationierungsgebiet im Hinterland der Maas solche Dächer gesehen haben. Dies darf man auch für ihre ‚Vorfahren‘, die Chauken des Unterwesergebietes, annehmen. Eine chaukische Kohorte stand nach Tacitus im ‚Bataveraufstand‘ auf der Seite des Civilis³².

Die Rekonstruktion eines Grubenhauses mit einer harten Deckung aus Schindeln speist sich also

³⁰ R. FELLMANN in: H.F. ETTLER u. a., Beiträge zum römischen Oberwinterthur. Vitudurum 5. Ber. Züricher Denkmalpfl. Arch. Monogr. 10 (Zürich 1991) 88 ff. Taf. 13; freundl. Hinweis W. Gaitzsch, Niederzier.

³¹ G. FERCOQ DU LESLAY/P. TOUSSAINT, Gaulois et Gallo-romain à Ribemont-sur-Ancre (Amiens 1996) 16.

³² TACITUS, Historien 4,79.

aus verschiedenen Quellen. Dabei erscheint es nicht von großer Bedeutung, ob man diese Rekonstruktion nun für die Kaiser- und Völkerwanderungszeit oder eine etwas jüngere Epoche annehmen will; Grubenhäuser sind in Bremen für die Karolingerzeit bisher an zwei Stellen nachgewiesen. Es geht hier um die Frage des Prinzips und ob dieses in der Rekonstruktion funktioniert.

Wie wurde nun der Dachstuhl des Grubenhauses im Park des Focke-Museums gestaltet? Bei den Sechs-Pfosten-Konstruktionen, die man in der Regel bei den Grubenhäusern im Bremer Gebiet vorfindet, kann der jeweils mittlere Pfosten einer Dreierreihe an den Schmalseiten in der Flucht der Außenpfosten oder aber außerhalb davon stehen. Er trägt die Firstpfette. Ob der Kopf dieser Firstpfosten gabelförmig, mit einer eingearbeiteten Nut oder anders ausgebildet war, lässt sich nicht entscheiden³³. Wir haben uns für die einfachste Art, nämlich einen stumpfen Abschluss entschieden. Die Verbindung mit der Firstpfette, einem dicken, nur grob behauenen Ast, erfolgte mit Hilfe eines zurechtgeschnittenen Dübels aus Eiche. Dies stellte sich später als eine stabile Verbindung heraus. Angeregt wurde diese Art der Verbindung durch die verschieden großen Holzdübel und Holzpfropfen, die man in der Feddersen Wierde gefunden hat³⁴. Entsprechend wurden an den Breitseiten eine Fußpfette und an den Schmalseiten Querbalken aus bis zu 10 cm starken Stämmchen an den Köpfen der übrigen Pfosten befestigt. An den beiden durchgehenden Mittelpfosten erfolgte dies von der Seite her. Die zunächst vorgesehene Lösung, nämlich geeignete Stämmchen einer bestimmten Länge mit gabelförmigen Enden zu verwenden, erwies sich als zu aufwendig. Die nur wenig behauenen, etwa 15 cm starken Tragepfosten wurden leicht angespitzt in den sechs Pfostengruben versenkt. An ihrer Unterseite wurden sie zur besseren Haltbarkeit im Feuer gehärtet. Die verwendeten Baumarten waren Eiche, Tanne und Buche. Unterschiedliche Holzarten wurden auch bei den tragenden Pfosten eingesetzt, um Rückschlüsse auf ihre unterschiedliche Haltbarkeit zu gewinnen. Die Wände wurden als Flechtwerk aus Hasel- und Weidezweigen zwi-



4 Schindelaufhängung am Dach des rekonstruierten Grubenhauses im Park des Focke-Museums Bremen.

schen entsprechenden Staken gebildet. Die Staken aus biegsamen Buchenstämmchen sitzen mit dem unteren Ende in Wandgräbchen, mit dem oberen Ende in muldenförmigen Vertiefungen auf der Unterseite der Traufpfette. Diese Konstruktion war den archäologischen Befunden nach im Bremer Raum und darüber hinaus wohl die gebräuchlichste Art der Sechs-Pfosten-Bauten. Außen und innen wurde das Flechtwerk mit einem Gemisch aus Lehm, Ton und Strohhäcksel beworfen und glattgestrichen.

Das Dach wurde als Rofendach ausgebildet und unterscheidet sich vom Sparrendach. Als Rofen werden alle Dachrippen bezeichnet, „die nicht in

³³ H. LULEY, Urgeschichtlicher Hausbau in Mitteleuropa, Universitätsforsch. Prähist. Arch. 7 (Bonn 1992) 62 ff.; W.D. ZIMMERMANN, Pfosten, Ständer und Schwelle und der Übergang vom Pfosten- zum Ständerbau. Eine Studie zur

Innovation und Beharrung im Hausbau. Probleme der Küstenforschung 25 (Oldenburg 1998) 49 Abb. 4.

³⁴ HAARNAGEL (Anm. 5) Taf. 19. 31.

der Lage sind, ohne innere Unterstützung durch Pfetten oder Stühle, an denen sie aufgehängt sind, gegen die sie sich lehnen oder auf denen sie liegen, die Dachhaut zu tragen³⁵. Dies ist bei der vorliegenden Bremer Rekonstruktion der Fall, denn die einzelnen Rofen – auf jeder Dachseite sechs – sind an der First- und Fußpfette angebunden. Sie haben unten einen Überstand von 0,4 m. Da Schindeln aufgehängt werden sollten, wurde quer dazu eine ‚Lattung‘ aus bis zu 5 cm starken Ästen angebracht und an den Rofen durch eine Hanfschnur befestigt (Abb. 4).

Nun zu den Schindeln. Eigentlich wäre es notwendig gewesen, die Schindeln in Anlehnung an den Wremer Schiffsfund als Brettschindeln aus einem Eichenstamm herzustellen. Technisch ist dies kein Problem. Wie bei jeder Schindelherstellung müssen die Stammstücke astfrei sein, dann ist ein Schindelmacher, der seine heute nur noch gelegentlich geübte Kunst in der Regel an Lärchen- und Tannenholz zeigt, in erstaunlich kurzer Zeit in der Lage, Schindeln Schicht für Schicht abzuspalten. Dazu braucht er nur ein mit seitlichen Griffen versehenes Spalt-eisen und einen kräftigen Hammer, um auf die stumpfe Rückseite des Schindelmessers schlagen zu können. Im 18. Jahrhundert, als das Gewerbe des Schindelmachens in Waldgebieten noch üblich war, konnte ein Schindelmacher zwischen 500 und 1.000 Schindeln am Tag herstellen, in jedem Falle also mehr, als in gleicher Zeit von einem Mann an teureren Tonpfannen produziert wurde. Schindeln sind in bäuerlichen Gesellschaften im Nebenerwerb hergestellt worden, zumeist im Winter, wenn die landwirtschaftlichen Tätigkeiten im Wesentlichen ruhten.

Während des oben erwähnten Besuches in Lettland konnte ein Dachdecker beim Auswechseln von Schindeln am Dach einer Holzkirche im Lettischen Freilichtmuseum Riga beobachtet und dazu befragt werden. In den baltischen Ländern hat sich das Schindelmachen als Nebenerwerb fast bis in die Gegenwart erhalten. Das gebräuchlichste Material ist das Kiefernholz, die wegen ihrer Härte gerühmte Eiche wird wegen des geringen Vorkommens kaum noch verwendet; Schindeln aus Birke oder anderen Laubholzarten wird dagegen eine geringe Lebensdauer nachgesagt. Eine wesentliche Steigerung der Schindelproduktion gelingt durch einen Hobel, der



5 Grubenhaus mit Schindeldeckung im Park des Focke-Museums Bremen (Oktober 2001).

durch ein Göpelwerk angetrieben wird. Die so hergestellten, bis zu 72 cm langen Brettschindeln sind leicht gebogen. Wichtiger als der eigentliche Vorgang des Schindelmachens scheint für die Herstellung optimaler Produkte die richtige Jahreszeit bei der Auswahl der Baumstämme und eine entsprechende Lagerung der Schindeln zu sein, um ein Verziehen zu vermeiden³⁶.

Die im ländlichen Raum Lettlands noch vorhandenen Schindeln auf zumeist verfallenden Dächern sind maschinengefertigt. Sie sind durchschnittlich etwa 13 cm breit, bis 40 cm lang und nur 3 mm stark. An der Lattung sind sie mit zwei Nägeln befestigt. Deutlich ist zu sehen, dass diese nicht verzinkten und folglich korrodierten Nägel die Zerstörung der Schindeln begünstigt haben. Die bereits erwähnte Holzkirche wurde hingegen mit Schindeln aus Kiefer gedeckt, die zwischen 15 und 20 cm breit, 50 und 70 cm lang sowie 5 mm stark waren. Sie sollen eine Lebensdauer von 40 Jahren haben. Denkt man an die ungleich stärkeren Eichenbrettchen des Wremer Bootes, so hätten diese, übertragen auf ein richtiges Dach, ohne Probleme die wohl doppelte Zeit überdauern müssen.

Die bei der Rekonstruktion des Grubenhauses im Park des Focke-Museums verwendeten Schindeln sind allerdings nicht vom Schindelmacher hergestellt worden. Vielmehr wurden aus normalen,

³⁵ H. HINZ, Zum Aufriß der eisenzeitlichen Hallen in Schleswig-Holstein, Offa 13, 1954, 71.

³⁶ LIGERS (Anm. 11) 248; freundl. Auskunft A. Caune, Riga.



6 Hütte mit Bretterdach in Kurland, Lettland.

17 cm breiten Brettern aus Tannenholz jeweils Stücke von 35 cm Länge abgeschnitten. Die Stärke der Bretter beträgt 1 oder 1,5 cm, unterschiedlich deshalb, um das Langzeitverhalten bei unterschiedlicher Dicke studieren zu können. Um eine bessere Haltbarkeit zu gewährleisten, wurde die Oberfläche aus einem Gemisch aus Leinöl und Birkenteer eingestrichen. Die Schindeln wurden jeweils mit einer seitlichen 1/3-Überlappung in Reihe an der Lattung aufgehängt (Abb. 4). Die Aufhängung erfolgte durch ein gebohrtes Loch am oberen Ende jeder Schindel und das Anbinden mit einer Hanfschnur. Eine Schnur aus Rindenbast oder die Verwendung von dünnen Weidenruten wäre der historischen Wahrheit vermutlich näher gekommen³⁷. Bei diesem Experiment geht es aber vor allem um die Frage, wie haltbar Brettschindeln der beschriebenen Art, die wegen der leicht krummen Rufen und Querstangen nicht gut aufliegen, überhaupt sind. Bisher sind die Erfahrungen gut: Trotz zum Teil heftiger Stürme im letzten Winter, die die

Schindeln heftig zum Klappern brachten, musste nur eine der Schindeln neu angebunden werden. Das Klappern erweist sich als Vorteil, da dadurch ein Teil der auf dem Dach lastenden Windkraft aufgehoben wird. Weiterhin ist auffällig, dass sich die Schindeln nicht verzogen haben. Vom Juli 2000 bis Oktober 2001 (Abb. 5) gab es keine schwerwiegenden Baumängel. Das Dach ist nach wie vor dicht. Lediglich der locker aus Eichenschwarten aufgelegte First hatte sich durch die Stürme verzogen. Das Eigengewicht der schweren Schwarten reichte nicht aus, um eine feste, dauerhafte Lage zu gewährleisten.

Bewiesen ist mit diesem Experiment natürlich nichts, doch kann es dazu beitragen, die Schindeldeckung bei den germanischen Stämmen Nordwestdeutschlands sowie der Sachsen als eine denkbare Art der Dachdeckung wahrzunehmen. Vor einigen Jahren wurden von F. Leineweber nachgebaute Häuser in der ‚Langobardenwerkstatt Zethlingen‘ bereits ganz oder partiell mit Holzschindeln bzw. grasbelegten Lehmschindeln gedeckt³⁸.

Möchte man den Befund des Wremer Bootsgrabes als eine schräg gelegte Verbretterung und nicht als Schindeldach auffassen, so kann man auch in diesem Fall in Lettland verwandte Konstruktionen beobachten. Es handelt sich dort um eine Dachhaut aus an den Breitseiten aneinandergelegten und sich mit den Kanten leicht überlappenden Brettern (Abb. 6). Diese setzen wegen des höheren Gewichts einen deutlich stärkeren Dachstuhl als die Schindeldächer voraus. Sie scheinen wegen der höheren Sturmresistenz besonders bei Fischerhütten Verwendung zu finden. Da die Bretter miteinander verdübelt sind, ist die Verbretterung absolut dicht. Diese Art der Deckung, die nach H. Beck aus dem Schiffsbau kommt, wurde im Altnordischen *bordpak* genannt³⁹.

Abbildungsnachweis

1, 4-6 Fotos M. Rech; 2 nach M.D. Schön, Der Thron aus der Marsch. Ausgrabungen an der Fallwand bei

Wremen/Lkr. Cuxhaven I (Bremerhaven 1995) 18; 3 nach H.F. Ettlcr u. a. (Anm. 30) Taf. 13 Nr. 89.

³⁷ Ebd. 357.

³⁸ R. LEINEWEBER, Hausmodelle in der Langobardenwerkstatt Zethlingen 2 – Ende eines Langzeitversuchs. In: M. FANSA

(Hrsg.), Experimentelle Archäologie. Bilanz 2000. Arch. Mitt. Nordwestdeutschland Beih. 37 (Oldenburg 2001) 74 ff.

³⁹ BECK (Anm. 16) 127.

Burg Schüpf – eine Burgengrabung des 19. Jahrhunderts

Die Mittelalterarchäologie als wissenschaftliche Disziplin im Rahmen der früher so genannten ‚Altertumswissenschaften‘ hat als eines ihrer Ergebnisse neben zahllosen Kirchen- und Siedlungsgrabungen seit dem 19. Jahrhundert auch planmäßige Ausgrabungen mittelalterlicher Burgstätten gezeitigt¹. Eine insbesondere seit der Mitte des 20. Jahrhunderts beträchtlich angewachsene Literatur hat die Erträge dieser Arbeiten in umfangreichen Publikationen in der Form von Vorberichten und abschließenden Darstellungen ausgewiesen, während andere noch der Veröffentlichung harren.

Ausgehend von der seit mehr als zweihundert Jahren perfektionierten Arbeitsweise und Systematik der Klassischen Archäologie und Ausgrabungswissenschaft, wurde hier ergänzend zu den älteren Fachgebieten der Mediävistik, der Bau- und Kunstgeschichte sowie der jüngeren Vor- und Frühgeschichte, ein neues Feld der Forschung eröffnet, das dem 19. Jahrhundert noch weitgehend verschlossen war. Mit der konsequenten Anwendung der archäologischen Methodik und Grabungstechnik ging eine zügige Entwicklung und Vertiefung dieser Wissenschaft einher, so dass im 20. Jahrhundert allmählich ein überzeugender Gleichschritt zu den Leistungen der Klassischen Archäologie erreicht wurde. So sind, wenn nicht – wie so oft – finanzielle oder merkantile Zwänge Fortschritte auf diesem Gebiet einschränken oder gar verhindern, auch in Zukunft reiche Erkenntnisse zu erwarten, die das Bild des mittelalterlichen Sakral-, Siedlungs- und Profanbaues entscheidend zu erweitern vermögen.

Problematisch bleibt freilich immer der Umgang mit den Resultaten früherer Ausgrabungen, insbesondere von Burgengrabungen, sei es, weil diese inzwischen als nicht mehr aktuell einfach vergessen oder aber ignoriert wurden, sei es, weil das Aufar-

beiten des Materials lang zurückliegender Kampagnen fremder Forscher – selbst abgesehen von den Fortschritten der angewandten Methoden – bekanntlich eine äußerst undankbare Aufgabe ist. Auch erneute Nachgrabungen bieten, wenn die örtliche Situation das überhaupt noch zulässt, selten genug die Chance zu nochmaliger gezielter Auswertung am Objekt. Manchmal fristen in solchen Fällen Einzel- und Sammelfunde (wenn überhaupt noch vorhanden und lokalisierbar, unterschiedlich oder gar nicht dokumentiert), bestenfalls als Ausstellungsstücke in Museumsvitrinen ein Schattendasein. Oft genug aber sind sie in den Magazinen abgelegt und verstaubt, ungünstigstenfalls dagegen durch widrige Zeitumstände verloren gegangen.

Eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte älterer Burgengrabungen, zu denen man vorzugsweise die des 19. Jahrhunderts zählen muss, fehlt bisher, wobei eher von einer ersten Erfassung der Materie als von einer nachträglichen Aufarbeitung unter heutigen Aspekten auszugehen wäre.

Als herausragendes Beispiel einer frühen Burgengrabung in diesem Sinne soll die im späten 15. Jahrhundert zerstörte, danach nicht wieder aufgebaute, später durch Steinraub dezimierte und dann nahezu völlig abgebrochene, seit 1888 mit den Mitteln jener Zeit ausgegrabene Burg Schüpf über dem Ort Oberschüpf in Baden vorgestellt werden (Abb. 1). Auf Grund der urkundlich bezeugten Rolle ihrer mutmaßlichen Erbauer, der Ministerialen und Schenken von Schüpf (später von Limpurg), der für ihre Zeit typischen Umstände ihrer Freilegung und der hervorragenden Qualität der dort gefundenen Bauskulptur, kommt dieser Burg auch heute noch ein beachtlicher Rang zu und rechtfertigt ein besonderes, baugeschichtliches und archäologisches Interesse².

¹ Der folgende Beitrag basiert auf einem Vortrag, den der Verfasser im September 2000 anlässlich der Tagung des Wissenschaftlichen Beirats von Europa Nostra/IBI in Prag (in englischer Sprache) gehalten hat und der hier in einer bedeutend erweiterten Fassung vorliegt.

² Eine regional begrenzte Einführung in die Burgengrabungen der 2. H. des 20. Jh. mit einer Liste von 26 Objekten gibt D. LUTZ, *Mittelalterliche Burgen. Bemerkungen zu ihrer archäologischen Erforschung*. In: D. PLANCK (Hrsg.), *Archäologie in Württemberg* (Stuttgart 1988) 371–380.



1 Karte des Main-Tauber-Raumes mit den Burgen um Oberschüpf.



2 Oberschüpf. Burgberg von Westen.

Trotz gründlicher Zerstörung ohne Wiederaufbau und jahrhundertelanger Nichtachtung war ihre Lage auf dem markanten Burgberg über Oberschüpf immer bekannt, vielleicht auch an wenigen oberirdischen Mauerresten lokalisierbar, das Burggelände aber vollständig verschüttet und überwachsen. Die historische Bedeutung der Burg freilich war keineswegs vergessen. Historiker und Burgenkenner des 19. Jahrhunderts (Friedrich Gottschalk, Hermann Bauer, Ottmar F.H. Schönhuth, Gustav Bossert) hatten sich mit ihr beschäftigt und Abhandlungen verfasst, sich dabei aber vorwiegend mit der verzwickten Genealogie der 1713 im Mannesstamm ausgestorbenen Schenken auseinandergesetzt³.

Seit etwa 1888 hatte der Schüpfener Pfarrer und Dekan Friedrich Ludwig Schenck (1845–1932), offenbar aus der Bevölkerung unterstützt, eine Ausgrabung der verlassenen Burgstelle angeregt und energisch betrieben, dafür dann auch offizielle Förderung erfahren (Abb. 2)⁴. So bot sich für ihn die erhoffte Möglichkeit, die Burg, die „ganz zu Grund ausgebrannt, zerbrochen und geschleift war ... und manchen Mauerstein unten im Thale geliefert hatte“, in ihren Überresten wieder ans Tageslicht zu bringen. Dieser Initiative kam noch zugute, dass sich der Pfarrer, nach seinen Worten „vielleicht ein Nachkomme jener Schenken von Schüpf“, zu solchem Tun besonders legitimiert fühlte. So machte er sich mit zahlreichen Helfern daran, „den Berg

selber zu fragen“. Dabei berief er sich ausdrücklich auf das große Vorbild Heinrich Schliemanns und führt in seinem Bericht aus: „In Schliemanns Arbeit mit der Wissenschaft des Spatens suchte man sich durch die hohen Schuttmassen hindurchzuarbeiten, und bald traten Mauern zu Tage, die dank der vom Großh. Ministerium in Karlsruhe verwilligten Mittel immer weiter konnten aufgedeckt werden“⁵.

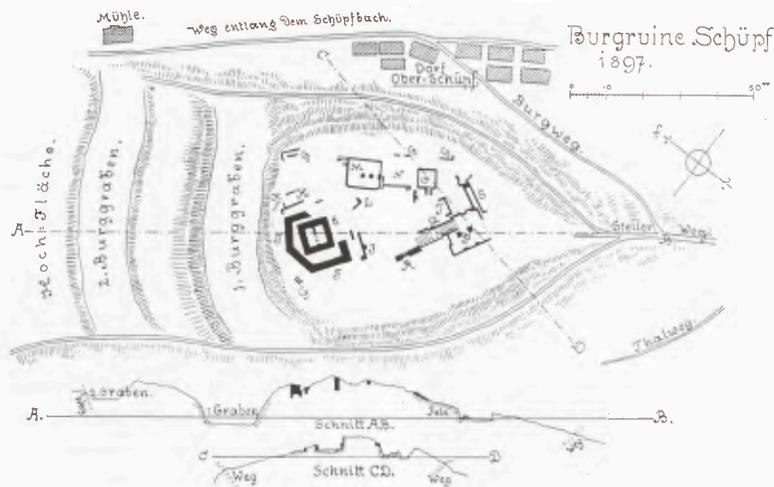
Angesichts der Frage nach dem methodischen Vorgehen der Ausgräber ist zu berücksichtigen, dass wesentliche Voraussetzungen heutiger Grabungstechnik und -durchführung einschließlich sachgerechter Dokumentation nicht bekannt waren, jedenfalls nicht erfüllt wurden, dass die Forderungen der Stratigraphie und die inzwischen selbstverständliche Eindringtiefe in diese Erfahrungsgebiete nicht vorauszusetzen sind. Die entscheidende Aussagekraft der Keramik, von der nur die Ofenkacheln ernstgenommen wurden, zählte noch nicht, und dasselbe gilt für die Beurteilung der Tierknochenfunde. Auch die Fotografie war auf der Grabungsstelle noch nicht im Einsatz, so dass allein die geodätische Einmessung der Mauerreste und die Aufnahme der Geländeprofile auf dem Programm standen.

Allerdings gingen die Arbeiten ‚unter den Auspizien‘ des Geheimrats Dr. Ernst Wagner aus Karlsruhe vor sich, der damals als erste Autorität in

³ S. die Werke dieser Autoren im Literatur- und Abkürzungsverzeichnis, von denen bereits Heinrich Prescher 1789–90 eine ‚Geschichte und Beschreibung der ... Reichsgrafschaft Limpurg‘ herausgegeben hatte.

⁴ Die Nachrichten über die Ausgrabung stützen sich ausschließlich auf die Berichte Friedrich Schencks (über deren Verbleib nichts zu erfahren war) und Ernst Wagners im Badischen Denkmälerwerk von 1898.

⁵ Zitate nach SCHENCK 1893, 273.



3 Burg Schüpf. Lageplan und Schnitte mit den Ergebnissen der Grabungen von 1888 ff.

Baden galt und über gesicherte Erfahrungen bei prähistorischen und römischen Grabungsvorhaben verfügte. Er gab einen ausführlichen, qualifizierten Bericht über die Grabung und ihre Ergebnisse, der später auch in das Badische Denkmälerwerk des Amtsbezirks Tauberbischofsheim von 1898 aufgenommen wurde⁶. Vermutlich hat er die Grabungsstätte mehrfach aufgesucht, währenddessen Pfarrer Schenck offenbar für die Dauer der Arbeiten als örtlicher Grabungsleiter fungierte.

Zunächst aber zur Burg selbst und ihrer Geschichte⁷. Sie stand oberhalb des Dorfes im Tal des Schüpfbaches, der seinerseits bei Unterschüpf in die Umpfer mündet. Beide Orte gehören heute zur Stadt Boxberg (Main-Tauber-Kreis). Südwestlich von Oberschüpf steigt der Burgberg auf, eine spitz zulaufende, ca. 100 m hohe, von West nach Ost gerichtete Hochfläche, zu der ein „versteinter Burgweg“ empor führte (Abb. 3). Das Burgterrain von etwa 2.000 m² Größe wird durch einen mächtigen, aus dem anstehenden Muschelkalk herausgearbeiteten, ca. 60 m langen, an der Sohle ca. 30 m breiten und ca. 12 m tiefen Halsgraben von der bewaldeten Bergnase abgetrennt. Etwa 20 m weiter westlich verläuft parallel dazu ein gleich breiter, aber weniger tiefer Graben als Schutz gegen die Bergseite.

Heute sind außer den Gräben nur noch mit Mühe Reste der einstigen Burganlage auszumachen.

Die älteste Erwähnung von Schüpf ist durch eine Urkunde vom Jahre 807 überliefert, in der Kaiser Karl der Große einen Gütertausch bestätigt, wobei eine Kirche im Taubergau im Orte ‚Sciffa‘ oberhalb des Schüpfbaches genannt wird⁸. Noch vor der Mitte des 12. Jahrhunderts treten Herren von Schüpf als königliche Ministerialen auf, die – obwohl Dienstmännern – schon früh einen beachtlichen Rang erreicht haben müssen. Als Inhaber eines der vier Hofämter, des Schenkenamtes (lat. *pincerna*, Mundschenk), standen sie im Dienste des Königs. Als erster dieser Familie begegnet 1138 Schenk Konrad als Zeuge bei König Konrad III. von Hohenstaufen in einer Nürnberger Urkunde und führt seit 1144 (wie auch 1146) den bisher ungeklärten Beinamen ‚Pris‘⁹. Er und seine Nachfolger, deren genealogische Einordnung freilich manche Schwierigkeiten bereitet, haben das Schenkenamt mehr als ein Jahrhundert lang verwaltet, und es gibt dafür eine Vielzahl von Nachweisen in den königlichen Urkunden. Schon Schenk Konrad (1152–1185) war im Umkreis Kaiser Friedrich I. Barbarossa eine angesehene Persönlichkeit. Sein (vermutlicher) Sohn Walter von Schüpf (1200–1218)

⁶ Kunstdenkmäler IV 2, 125–33.

⁷ Zur Geschichte der Schenken von Schüpf ist auf die jüngste, umfassende Darstellung von RÖDEL 1990 zu verweisen. Ferner: NEUMAIER 1987, WUNDER/SCHFOLD/BEUTTER 1982 und WUNDER 1983, alle mit (z. T. abweichenden) Stammtafeln.

⁸ WUB 1, Nr. 62, 66–67: 807, Aug. 7, Ingelheim: „in pago Dubragave... in villa cuius vocabulum est Sciffa“.

⁹ MGH DD Bd. 9, Die Urkunden Konrads III ..., Nr. 15, 24–25: 1138, Dez., Nürnberg; WUB 2, Nr. 320, 32–33: 1144, (Juli/Sept.), Lorch: Walterus de Schippa, Cunradus Pris; MGH DD Bd. 9, Nr. 160, 291–293: 1146 (Ende Nov.), Würzburg: „Uvaltherum de Skipt et fratrum eius Chunradum Pris“.



4 ‚Der Schenke von Limpurg‘.
Minnesänger Konrad(?) aus der Großen Heidelberger
Liederhandschrift. Im Wappen die drei schwarzen
‚Schippen‘ der Herren von Schüpf.

setzte diese Linie fort und diente den Königen Philipp, Otto IV., Friedrich II. und seinem Sohn Heinrich (VII). Er war einer der Großen im Dienste des Reiches, und „sein Gesichtskreis ging weit über den heimatlichen Umkreis der Burg Oberschüpf hinaus“. Nicht zuletzt sei daran erinnert, dass die Schenken von Limpurg als Minnesänger in der Manessischen Liederhandschrift mit Bild und Liedern vertreten sind (Abb. 4)¹⁰. Um 1230 verlegten die Schenken aus unbekanntem Gründen ihren Sitz nach Limpurg bei Schwäbisch Hall. Mit dem Schenken Walter I. von Limpurg (1230–1249) erreichte

die Schenkenfamilie den Höhepunkt an Macht und Einfluss und nannte sich seitdem nach ihrer damals neu errichteten Burg über dem Kochertal (Abb. 5). Während wesentliche Teile der Burg Schüpf schon unter Schenk Konrad ihr späteres Gesicht erhielten, dürfte ein entscheidender Ausbau unter Walter I. erfolgt sein, ohne dass hierüber urkundliche Nachrichten vorliegen¹¹.

Walter I. von Limpurg stand entschieden auf Seiten der Stauer und auch König Heinrichs (VII.), als dieser sich gegen seinen Vater Friedrich II. auflehnte. Er blieb zusammen mit Ludwig von Schüpf dessen Parteigänger, indem er im Verein mit den Anhängern des jungen Königs auch die Herren von Hohenlohe an ihren Gütern schädigte. Durch den Schiedsspruch des Kaisers von 1235 in Hagenau verlor Ludwig seine Burg Schüpf an die Hohenlohe, die er auch nicht zurück erhielt, als er später vom Kaiser und seinem Sohn Konrad IV. wieder in Gnaden aufgenommen wurde. Walter von Limpurg musste seine Burg Schenkenberg an Gottfried von Hohenlohe abtreten, söhnte sich aber 1237 mit diesem und Friedrich II. wieder aus¹².

Die Geschichte des Schenkenhauses und der Burg im Einzelnen weiter zu verfolgen, kann hier nicht das Ziel sein, auch wenn zu ergänzen bleibt, dass Walter von Limpurg und sein Vetter Konrad von Klingenberg schon bald darauf im Reichsrat für den erwählten, noch unmündigen König Konrad IV. tätig wurden, auch das ein Beweis für die ungebrochene Stellung der Schenken im Reichsdienst¹³. Aussagen einer Urkunde von 1274 bezeugen nochmals deren enge Bindung an das staufische Haus: Man vermutete, dass sie unter König Konrad III. ein Burglehen (Burgseß) auf dem Hohenstaufen erlangten, das aus einem Turm und zugehöriger Hofstatt auf der Burg bestand. Neuerdings wird dieser Besitz dagegen mit guten Gründen mit der sogenannten ‚Wäscherburg‘ unterhalb des Burgberges identifiziert, die sich Schenk Walter von Schüpf (der sich von Staufeu nannte) als Wohnturm im frühen 13. Jahrhundert errichtet habe¹⁴.

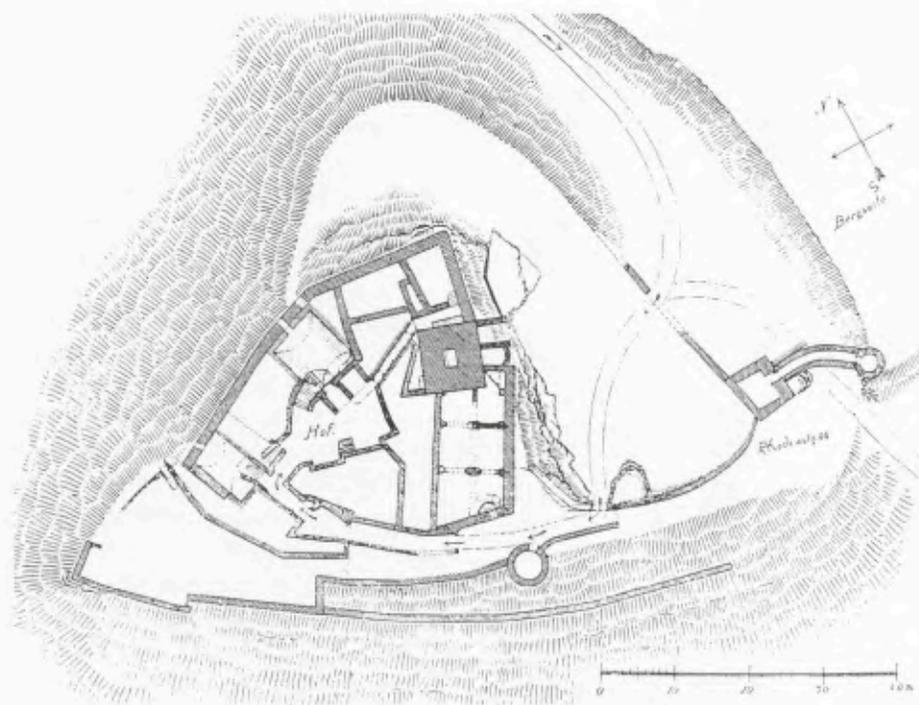
¹⁰ WUNDER 1982, 17–19; RÖDEL 1990, 36; WALTHER/SIEBERT 1992, 70–71.

¹¹ Die Limpurg über Schwäbisch Hall ist mit ca. 1230 hinreichend sicher datiert, wie auch bauplastische Funde bestätigen: H. ZÜRN, Die mittelalterliche Burgstelle Limpurg u. der Abschnittswall bei Oberlimpurg. Führer zu vor- und frühgesch. Denkmälern 23 (Mainz 1973) 148. – Für die letzte Gestalt der Burg Schüpf in der Stauerzeit kann das späte 12. Jh., für einen weiteren Ausbau evtl. das frühe 13. Jh. in Anspruch genommen werden.

¹² WELLER 1903, 72–75. 93; HUB Nr. 141, 142, 83–86; NEUMAJER 1987, 55; RÖDEL 1990, 37–38 m. Anhang; Urkunden 42–46, 1245, Verona.

¹³ WELLER 1903, 79–80. 91–93.

¹⁴ MAURER 1985; ZIEGLER 1998, bes. 40–42. Ziegler meint abschließend, dass dem Wohnturm der ‚Wäscherburg‘ unter Walter von Schüpf (der sich zwischen 1202 und 1214 Schenk von Staufeu nennt) und seinem Vertreter Egeno ein Sitz auf dem Hohenstaufen vorangegangen sein könne, 40–42.



5 Burg Limburg bei Schwäbisch Hall. Grundriss der Ausgrabungen von 1905 und 1906.

Im Jahre 1316 trat König Ludwig der Bayer die Lehnshoheit an das Erzbistum Mainz ab. Noch im 14. Jahrhundert gelangten dann Burg und Dorf Schüpf durch Verkauf von 1388 in den gemeinschaftlichen Besitz der Niederadelsgeschlechter von Rosenberg und von Tottenheim, deren letzteres 1556 ausstarb¹⁵. Infolge räuberischer Überfälle der Herren von Rosenberg wurde die Burg Schüpf schließlich im Jahre 1470 vom Erzbischof Adolf von Mainz, von Bischof Rudolf von Würzburg und dem Pfalzgrafen Friedrich I. mit einem Heer von 300 Mann zu Pferde und 900 Mann zu Fuß belagert und am 28. April nach mehrtägiger Belagerung erobert¹⁶. „Hierauf wurde die Burg ausgeleert, geschleift und nie wieder aufgebaut“, wie Gottschalck das ausdrückte. Sein Bericht vom Jahre 1821 besagt: „von Mauerwerk sieht man nirgends eine Spur“, und Pfarrer Schenck erklärte schließlich nach Abschluss der Grabungsarbeiten, dass „der ganze Burgberg gründlich und genau umgegraben wurde“¹⁷. Das bedeutet, dass auch bei einer Wieder-

aufnahme von Untersuchungen kaum noch Aussicht auf entscheidende Neufunde bestehen dürfte.

Was aber war das Ergebnis der Arbeiten von 1888 und folgenden (Abb. 6)? Im Zuge einer horizontalen Flächengrabung entstanden ein Lageplan und zwei Geländeschnitte des Burgbergs mit Eintragung der beiden Burggräben sowie der im Burgareal freigelegten Mauerzüge und der in den Felsen eingetieften Kellergelasse. Dazu liefert Pfarrer Schenck folgende Aussage: „Die aufgedeckten Mauern sind im Auftrage des Großh. Konservators nach genauer Messung aufgenommen worden“, eine offensichtlich sorgfältige und fachlich einwandfreie Vermessungsarbeit im Sinne der Zeit, und weiter: „Alle Funde wurden der Großh. Alterthumssammlung in Karlsruhe überwiesen“¹⁸.

Bei der Betrachtung des Lageplanes ist man verständlicherweise versucht, den Grundriss der Burg aus den relativ wenigen, gesicherten Mauerzügen zu einem schlüssigen Gesamtbild zu ergänzen. Das bereitet jedoch gewisse Schwierigkeiten und führt zu

¹⁵ Handb. Histor. Stätten 6, 1980, 596. – Schüpf galt im 13. Jh. als Reichslehen: RÖDEL 1990, 23; NEUMAIER 1987, 110–118.

¹⁶ GOTTSCHALCK 1821, 145; Handb. Histor. Stätten 6, 1980, 596; RÜDIGER/BURGER 1982, 58–65; NEUMAIER 1987, 116, 141–146.

¹⁷ GOTTSCHALCK 1821, 145; Schenck: Notiz des Verfassers ohne Herkunftsnachweis.

¹⁸ SCHENCK 1894, 274.



6 Burg Schüpf. Lageplan der Ausgrabungen und Rekonstruktionsversuch des Grundrisses.

keinem völlig überzeugenden Ergebnis. Der starke, vom Ausgräber als „Berchfrit“ bezeichnete Vierecksturm, der noch in Mannshöhe erhalten war, folgt in seinen Maßen von ca. $9 \times 8,6$ m tatsächlich den Abmessungen eines Bergfrieds, weist allerdings mit ca. 1,6–1,7 m eine verhältnismäßig geringe Mauerstärke auf. Das Mauerwerk aus dem anstehenden Kalkstein (im Inneren zum Teil auch aus rotem Sandstein), ohne Buckelquadern (wie ausdrücklich vermerkt), scheint eher nachlässig ausgeführt gewesen zu sein. Allerdings ist das beobachtete Vorkommen von *opus spicatum* im Vergleich zu benachbarten Burgen wichtig und könnte zur Vermutung führen, dass hier (wie in Schweinberg) die äußere Quaderverkleidung fehlte¹⁹. Darauf könnte auch die schwache Mauerdicke

hindeuten. Die innere Zweiteilung und ein nicht näher gedeuteter Abflusskanal nach außen lassen an einen Wohnturm des frühen 12. Jahrhunderts denken, dessen Zugang aus den Resten nicht mehr ersichtlich war.

Mehr Rätsel noch gibt die (später hinzugebaute?) mit drei Kanten gegen außen gerichtete, 2,4 m starke Schildmauer auf, die den Turm an mindestens drei Seiten umfasste und an der Nordseite von diesem einen Abstand von nur ca. 0,5 m einhält, „in solcher Gestalt eine seltene Erscheinung“, wie schon Wagner bemerkte²⁰. Könnte hier ein (älterer?) Turm nachträglich ‚ummantelt‘ und damit vom restlichen Burgbereich abgetrennt worden oder aber ein im Ursprung salischer Turm des frühen 12. Jahrhunderts in die spätere Burg einbezogen worden sein?²¹

¹⁹ Kunstdenkmäler IV 2, 127. – Schweinberg: Kunstdenkmäler IV 3, Amtsbezirke Buchen und Adelsheim, bearb. von A. VON OECHELHAEUSER (Freiburg i. Br. 1901) 82–86 m. Abb. 49. Der Bergfried zu Schweinberg hatte ursprünglich 11,10 m Seitenlänge bei 4,05 m Mauerstärke. Das Rumpfmauerwerk dürfte (ähnlich wie in Schüpf) noch ca. 2 m stark sein. In Schüpf hätte eine äußere Quaderschale den ohnehin geringen Raum zur Schildmauer allerdings weiter verengt.

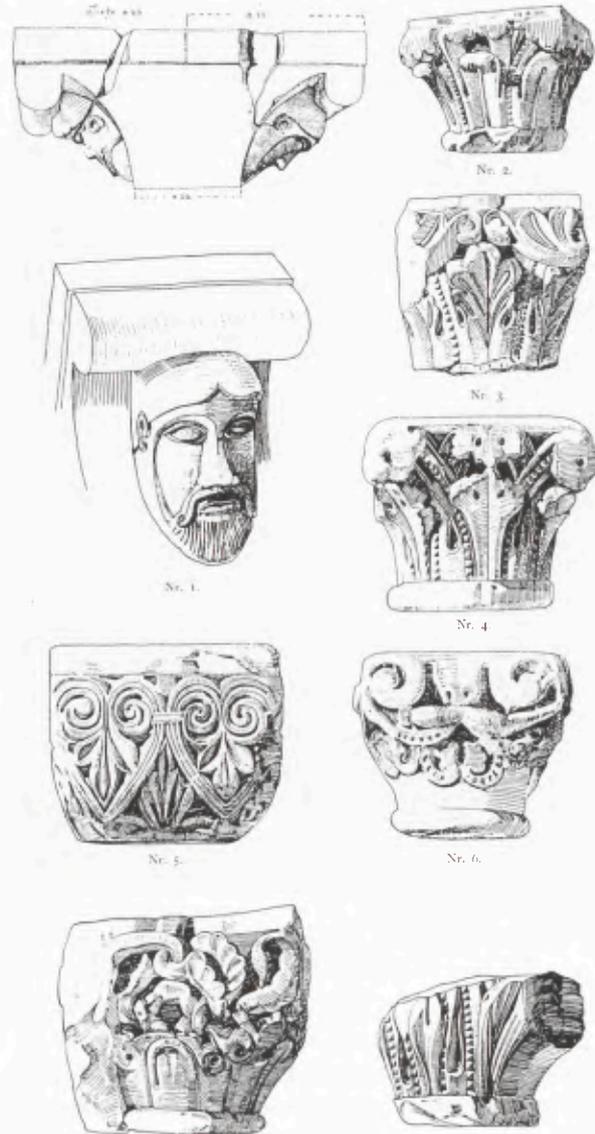
²⁰ Kunstdenkmäler IV 2, 127.

²¹ Schon RÖDEL 1990, 35–36, erwägt einen salischen Ursprung des Turms und spricht von „einer wohl in die salische Zeit zurückreichenden Anlage“. Vor allem die innere Teilung des Turms könnte in diese Richtung weisen, auch wenn diese nicht häufig vorkommt. Vgl. H.W. BÖHME (Hrsg.), Burgen der Salierzeit, 2 (Sigmaringen 1992) mit den Beispielen: Alteburg im Brexbachtal (100–108); Dorndorf (14–16); Zweibrücken-Niederauerbach (41) und Neustadt-Gimmel-

Die übrigen Teile der Burgbauten lassen sich aufgrund der (möglicherweise erst später eingetieften?) Kellerräume und Mauerreste mit einiger Sicherheit einordnen, auch wenn ihre Zweckbestimmung und Baugestalt keineswegs klar wird. Der Zugang dürfte an der Südostecke, vielleicht von einem Torturm überbaut, an der Spitze der etwa keilförmigen Kernburg gelegen haben²². Schwierigkeiten bereitet vor allem das Fehlen verlässlicher Hinweise auf den einstigen Verlauf der Umfassungsmauer und deren möglichen Anschluss an die Schildmauer. Ein erster Versuch zur Rekonstruktion des Burggrundrisses soll daher nur eine vorläufige Anschauung vermitteln. Insgesamt kann man hypothetisch eine von Nordwest nach Südost zugespitzt verlaufende Anlage vermuten, deren Bauten und Einzelformen sich einer schlüssigen Interpretation aber einstweilen entziehen und deren letzte Baugestalt sicher nicht aus einer Bauzeit allein stammt.

Höchste Beachtung im Hinblick auf den einstigen Ausstattungsgrad der Burg verdient der durch Fels- und Steinpfeiler zweischiffig geteilter Kellerraum „M“ wegen der überwiegend dort zutage geförderten Funde an bedeutender Bauplastik. Dieser Fundkomplex, bisher erstaunlicherweise zu wenig gewürdigt, gehört zu den wichtigsten Zeugnissen romanischer Kapitellskulptur auf deutschen Burgen (Abb. 7). Er spiegelt anschaulich die hohe Stellung der Reichsschenken im Hochmittelalter, ihre herausragende Position im Herrschaftsgefüge der Stauferzeit, den Kunstwillen ihrer Vertreter und ihre beachtlichen Vermögensverhältnisse angesichts des Schmuckreichtums dieses Burgsitzes.

In der Burgruine und in den Häusern des Ortes Oberschüpf wurden folgende Spolien gefunden und im Badischen Denkmalwerk dokumentiert²³:



7 Burg Schüpf. Kapitellfunde und Sattelstein.
Badisches Landesmuseum Karlsruhe.

dingen (166–167). Bekanntlich weist noch der Turm des Trifels eine Zweiteilung auf, die hier freilich andere Voraussetzungen haben dürfte.

²² Im Vergleich zu Wertheim könnte man an einen ehem. Torturm denken, auch wenn dafür keine Beweise vorliegen. Eine Burgkapelle, nach der man suchte, konnte nicht gefunden werden, ebenso wenig ein Brunnen. Die in *Kunstdenkmäler IV 2*, 133 erwähnte Vertragsurkunde von 1463 dürfte darauf hinweisen, dass die beiden Hauptbauteile den verschiedenen Anteilseignern gehört haben. Auch wird ein Turm (Bergfried?) als abgebrochen erwähnt, ohne dass dieser lokalisiert werden kann.

²³ *Kunstdenkmäler IV 2*, 129–131 mit Abb. 36–38 (Zeichnung Prof. Ernst Häberle). – Ausführliche Behandlung der Stein- und Metallfunde von Schüpf durch ZIMMERMANN 1985, u. a. mit genauen Materialangaben: Kalkstein, Keupersandstein. – Bei VON SCHNEIDER 1938 sind nur drei Objekte erwähnt (Nr. 55, 56, 58). – Eine Liste der in der Karlsruher Steinhalle 1954 vom Verfasser mit Eva Zimmermann aufgenommenen Schüpferspolien: s. Anhang. – Leider muss die Frage offen bleiben, ob und welche Architekturteile von der Burg noch heute unerkannt oder verborgen in Ober- und Unterschüpf zu finden sind, worauf RÜDIGER/BURGER 1982, 22–23 hinweisen. In jedem Fall wäre deren Erfassung dringend zu fordern.



8 Burg Schüpf. Sattelstein. Detailansicht mit bärtiger Maske. Badisches Landesmuseum Karlsruhe.

1. Ein an beiden Stirnseiten mit bärtigen menschlichen Masken besetzter Sattelstein (Abb. 36, Nr. 1).
2. Fünf Kelchblockkapitelle und ein weiteres, derartiges Bruchstück, verziert mit (teils diamantierten) Palmettenmustern, Höhe meist ca. 0,30 m (Abb. 36, Nr. 2–6 und Abb. 37)

3. ein Korbkapitell mit flacher Deckplatte und großen, von dreisträhnigen Bändern herzförmig eingefassten Palmetten (Abb. 36, Nr. 5)
4. eine prismatische, im Grundriss achteckige (?) Halbsäule mit Basis und Palmettenkapitell vor rückwärtigem Wandansatz (Kaminsäule?), (Abb. 38, Nr. 1)
5. ein Doppelkapitell mit über glatten, ausladenden Blättern aufsteigenden Voluten, einschließlich Resten von Säulen und Basen (Abb. 38, Nr. 2)
6. ein Gesimsstück (Sattelstein?) mit beiderseitigem Bogenansatz und vorderer Profilkante (Abb. 38, Nr. 3).

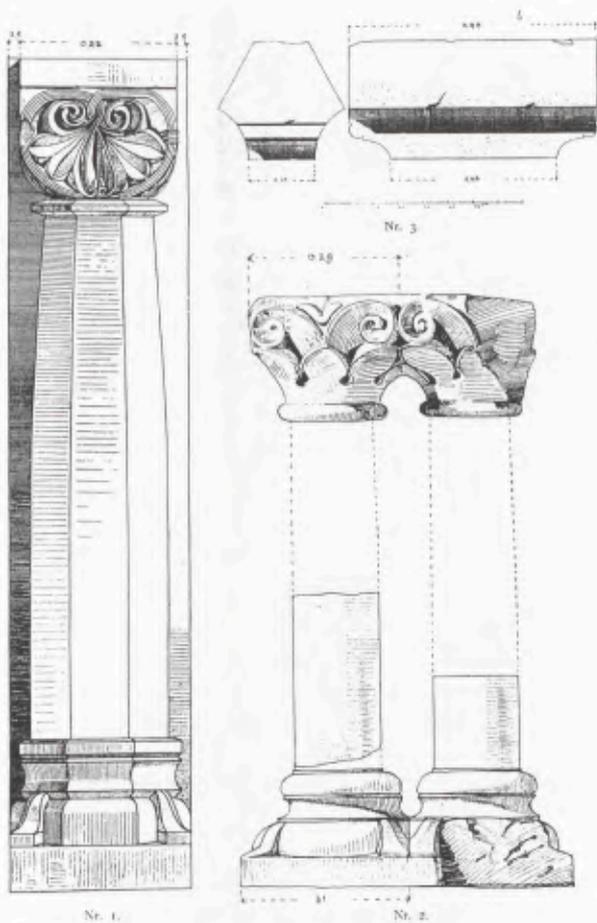
Diese Einzelstücke, die über die erkennbaren Zusammengehörigkeiten hinaus keine sicheren Hinweise zur Lokalisierung oder Rekonstruktion bestimmter Architekturelemente im baulichen Kontext geben, dürften jedenfalls in der Mehrzahl zu Fensterstellungen (eines Palas) gehört haben. Das wertvollste Stück stellt ohne Zweifel der mit Masken verzierte Sattelstein – vermutlich ehemals Teil eines Saalfensters – dar, der früher noch Farbspuren zeigte und zu den charaktervollsten Werken dieser Art und Zeitstellung gerechnet werden kann (Abb. 8). Deutliche, wenn auch nicht bis in die Einzelformen belegbare Vergleichsbeispiele bieten die (weniger zahlreichen) bauplastischen Funde auf den benachbarten Burgen Boxberg, Schweinberg und Wertheim, die der gleichen Epoche angehören²⁴. Auch an der sogenannten Johanniterkirche von Wölchingen unterhalb Boxbergs, dem neben Kloster Bronnbach bedeutendsten romanischen Bauwerk in weitem Umkreis, sind einzelne vergleichbare Formbildungen der Kapitellornamentik festzustellen²⁵.

Auffallend ist die Zahl, die Vielfalt und Qualität dieser bauplastischen Fundstücke, und so bleibt die Aufgabe einer stilistischen und zeitlichen Einordnung (Abb. 9). Von der altertümlich wirkenden

²⁴ Boxberg: LEISTIKOW 1958a; LEISTIKOW 1958b. – Wertheim: U. PLATE/U. GROSS, Funde auf der Burg Wertheim, Main-Tauber-Kreis. Arch. Ausgrab. Baden-Württemberg 1987, 1988, 235–238; D. LEISTIKOW, Palas- und Schloßbauten auf Burg Wertheim am Main. In: Forschungen zu Burgen und Schlössern 3 (München-Berlin 1997) passim. – Schweinberg: s. Anm. 19. Das von dort stammende Doppelfenster ist vermutlich das älteste Beispiel aus diesem Kreis.

²⁵ Kunstdenkmäler IV 2, 226–243; V. RÖDEL, Der Johanniterorden, seine Geschichte und die Erwerbung Boxbergs. Mein Boxberg 23, 1989, 5–27; U. PLATE, Die Kirche in Wölchingen. In: NEUMAIER 1987, 62–71 (basierend auf der

Magisterarbeit der Verf., Stuttgart 1987, mit Datierung 2. V. 13. Jh.); C. JÖCKLE, Boxberg-Wölchingen. Ehem. Johanniterkirche, heute evang. Pfarrkirche. Schnell Kunstführer Nr. 1862 (München-Zürich 1992) (mit Datierung 1250–70!). Diese Datierung des (vermutlichen) Johanniterbaues entschieden zu spät im Hinblick auf die Bauformen der St. Johanneskirche in Mergentheim (1250–70) und die Deutschhauskirche in Würzburg (beg. um 1260), die als Ordenskirchen um diese Zeit errichtet wurden. – Die Bauornamentik der Wölchinger Kirche bedürfte einer speziellen Darstellung.



9 Burg Schüpf. Kaminstütze, Kämpferstück und Reste von Doppelsäulen und -basen. Badisches Landesmuseum Karlsruhe.

Grundfigur und Dekorationsweise des ‚Korbkapitells‘ bis zur fortgeschrittenen Erscheinung des Doppelkapitells und der prismatischen Kaminstütze mit ihrem eher traditionellen Dekortypus reichen die Varianten dieses Formenapparates. Unter den ‚normalen‘ Säulenkapitellen mit Palmettenmustern finden sich einige mit deutlich ‚rheinischen‘ Anklängen. Somit eröffnen sich dann auch Möglichkeiten zur Datierung dieser Bauskulptur, für die Georg Wagner im Denkmälerwerk bereits den Zeitraum von etwa 1180–1200 vorschlägt, also die letz-

ten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts. Weiter darf man – auch im Hinblick auf die genannten Vergleichsbeispiele – nicht zurückgehen, sofern man nicht überhaupt zwei Bauperioden ansetzen will. Diese könnten dann Ende des 12. Jahrhunderts und etwa um 1220 festgemacht werden, bedürften aber noch der Präzisierung.

Die weiteren, im Inventar erwähnten und zum Teil abgebildeten Kleinfunde (Abb. 10) bewegen sich weitgehend im Rahmen des bei Burgengrabungen auch sonst Bekannten, bedürfen allerdings heute einer genaueren Überprüfung. Armbrustbolzen, Steigbügel, Hufeisen, Pferdetranssen, ein kleiner goldener Ring, ein bronzener Hahn, eine Schüssel, ein Zinnteller, tönernen Spinnwirtel, ein Brettstein, Reste von Ofenkacheln dürften jedenfalls aus der Zeit vor der Zerstörung der Burg 1470 stammen. Darüber hinaus wurden auch „schmale, stark gewölbte Hohlziegel“ vorgefunden, die Schlüsse auf die einstige Bedachung zulassen. Als Werkzeugfund ist ein eisernes Beil bemerkenswert, dessen Form eine mindestens spätmittelalterliche Entstehung anzeigt. Die wichtigsten Objekte, nach Fundorten geschieden, sind seinerzeit schon zeichnerisch einwandfrei erfasst und dokumentiert worden²⁶.

Diese Funde lagerten vermutlich bis in den Zweiten Weltkrieg in den Depots des Badischen Landesmuseums Karlsruhe. Die Steindenkmäler konnte der Verfasser noch 1951 zur Zeit ihrer Auslagerung in der sogenannten Steinhalle in Abstimmung mit Dr. Eva Zimmermann auflisten und fotografieren (s. Anhang). Alle anderen Funde sind laut Feststellungen von Rüdiger/Burger und Auskunft des Landesmuseums im Zweiten Weltkrieg offenbar durch Kriegseinwirkung verloren gegangen²⁷. Ob von den zahlreichen „Scherben von Tongefäßen“, die sich seinerzeit „in der Ruine verstreut“ vorfanden, überhaupt welche geborgen wurden, ist nicht bekannt. Jedenfalls müssen auch diese unter die Verluste gerechnet werden²⁸.

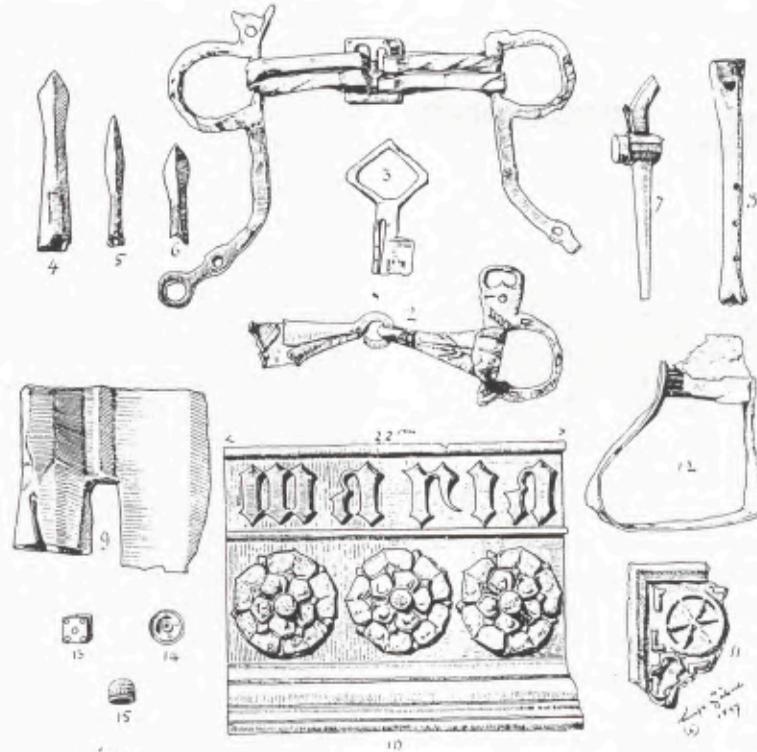
Als Resümee ist festzuhalten: die im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts unter dem Eindruck

²⁶ Kunstdenkmäler IV 2, 129–133 m. Abb. 39 (Zeichnung Prof. Ernst Häberle).

²⁷ Laut Auskunft des Badischen Landesmuseums sind nach RÜDIGER/BURGER 1982, 38 „die kleineren Gegenstände nicht mehr auffindbar. Man nimmt an, dass diese durch Brand und Zerstörung während des Zweiten Weltkrieges vernichtet wurden.“ – Welche der vom Verfasser 1954 erfassten Spolien

heute noch vorhanden sind, bedürfte erneuter Prüfung. Das ornamentierte Bruchstück eines romanischen Gesimses (wohl von der Burg) ist im Südturm des Schlosses Unterschüpf unterhalb eines Bildwerkes eingemauert; RÜDIGER/BURGER 1982, 95.

²⁸ Kunstdenkmäler IV 2, 132.



10 Burg Schüpf. Funde der Burggrabung. Ehem. Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Kriegsverluste).

der spektakulären Erfolge der Klassischen Archäologie initiierte Ausgrabung der Burg Schüpf muss trotz aller zeitbedingten methodischen Mängel und Versäumnisse als beispielhafte frühe Burgengrabung betrachtet werden. Sie war unter den gegebenen Verhältnissen ein durchaus ernsthaftes Vorhaben, stand unter der Aufsicht des zuständigen Fachkonservators, und erbrachte über den fragmentarischen Grundriss der Burg hinaus die Sicherstellung und Dokumentation bedeutender Funde und Erkenntnisse. Es wäre ungerecht, wollte man diese aus Idealismus geborene Unternehmung heute nur abqualifizieren. Sie ist vielmehr nach mehr als hundert Jahren als historisches Faktum zu akzeptieren.

Da die Burgbauten bald nach der Zerstörung abgetragen, ihre Reste später weitgehend beseitigt, die örtliche Situation durch die Grabungsarbeiten einschneidend verändert wurden, die Schichtfolgen zerstört und die Kleinfunde unwiederbringlich verloren sind, könnte auch eine neuerliche Wiederaufnahme der Grabung mit verfeinerten Methoden

kaum noch lohnende Aufschlüsse erwarten lassen, die einen solchen Aufwand rechtfertigen würden. Voraussichtlich ist damit das Kapitel ‚Burg Schüpf‘ aus archäologischer Sicht abgeschlossen.

Anhang²⁹:

Steindenkmäler der Burg Oberschüpf in Baden (Kreis Tauberbischofsheim) in der Steinhalle zu Karlsruhe 1954

1. Ein Kämpferstein mit zwei seitlich angebrachten menschlichen Köpfen (Masken). Inv.-Nr. C 6100. (Badisches Inventar Kreis Tauberbischofsheim S. 128, Fig.36, Nr. 1). Größte Länge ca. 54 cm, Breite 0,26 m, unteres Auflager 0,22 × 0,22 m, rekonstruierbare Gesamtlänge ca. 0,66 m. Am oberen Rand eingeritzt „1890“. Gelber Sandstein. Der obere Teil einer Maske mit dem anschließenden oberen Teil des Kämpfers fehlt (im Inventar noch vollständig gezeichnet).
2. Kaminsäule mit unbearbeitetem Teil zum Einset-

²⁹ Originaltext des Verf. über die mit Dr. Eva Zimmermann abgestimmte Aufnahme der Steindenkmäler der Burg Schüpf.

- zen in die Wand. Oben eingeritzt „1890“. Inv.-Nr. fehlt. (Badisches Inventar S. 131, Fig. 38, Nr. 1). Größte Tiefe 0,50 m, gelber Sandstein. Gesamthöhe ca. 1,15 m, Gesamtbreite ca. 0,26 m, Breite der Kapitelldeckplatte (Ansichtsseite) 0,215 m.
3. Kapitell mit herzförmig gebogenen Palmetten. Inv.-Nr. C 690. (Badisches Inventar S. 128, Fig. 36, Nr. 5). Gelber Sandstein. Ziemlich gut erhalten, an 2 Stellen abgebrochen. Höhe ca. 0,22 m, Größe der Deckplatte ca. 0,25 × 0,25 m (es fehlt eine Ecke und ein Teil einer Langseite).
 4. Kapitell mit diamantierten Palmetten, oben überfallend. Inv.-Nr. fehlt. (Badisches Inventar S. 128, Fig. 36, Nr. 4). Kalkstein. Höhe 0,235 m, obere Fläche ca. 0,26 × 0,26 m, Säulendurchmesser (untere Fläche) ca. 0,20 m, ziemlich gut erhalten, eine Ecke abgebrochen.
 5. Kapitell mit fleischigen Blattranken aus wulstiger, unterer Hülle aufsteigend. Inv.-Nr. fehlt. (Badisches Inventar S. 129, Fig. 37, links). Kalkstein. Höhe ca. 0,24 m, obere Fläche (mit anschließendem Stück zum Einsetzen in die Wand) ca. 0,19 × 0,30 m. Säulendurchmesser ca. 0,145 m.
 6. Kapitell mit diamantierten Palmetten. Halbpalmetten bilden die Ecken des Kapitells und treffen sich in der Mitte der eingezogenen, in der Mitte betonten Deckplatte. Inv.-Nr. fehlt. (Badisches Inventar S. 128, Fig. 36, Nr. 3). Kalkstein. Höhe 0,22 m, obere Fläche ca. 0,23 × 0,28 m (ehemals wohl quadratisch), Säulendurchmesser (untere Fläche) bis zu 0,18 m.
 7. Doppelkapitell. Voluten auf kelchförmigen Blättern. Inv.-Nr. fehlt. (Badisches Inventar S. 131, Fig. 38, Nr. 2). Kalkstein. Höhe 0,245 m, Breite 0,56 m, Tiefe 0,27 m. Säulendurchmesser 0,18 m. Teil eines Kapitells abgebrochen.
 8. Doppelbasis (zu Nr. 7). Attische Basen mit Eckblättern. Inv.-Nr. fehlt. (Badisches Inventar S. 131, Fig. 38, Nr. 2). Kalkstein. Länge ca. 0,63 m, Tiefe 0,32 m, Höhe 0,23 m, Säulendurchmesser ca. 0,19 m. Ziemlich gut erhalten, teils abgebrochen.
 9. „Basisstück eines Bündelpfeilers mit vier Säulchen“ (so bezeichnet im Badischen Inventar S. 130, Zeile 1; dort nicht gezeichnet). Inv.-Nr. fehlt. Gelber Sandstein. Untere Seitenlänge insgesamt ca. 0,30 m, Höhe ca. 0,40 m, Durchmesser der einzelnen Säulen ca. 0,11 m (die Säulen sind jedoch zu einem Bündel verschmolzen). Ziemlich gut erhalten, jedoch zum Teil abgebrochen. Die drei Kapitelle (Badisches Inventar S. 128, Fig. 36, Nr. 2 und Nr. 6 sowie S. 129, Fig. 37 rechts), die bei A. von Schneider „Die plastischen Bildwerke des Badischen Landesmuseums“ Karlsruhe 1938, S. 14 oben genannt sind, waren nicht aufzufinden, ebenso das im Badischen Inventar S. 131, Fig. 38, Nr. 3 abgebildete Kämpferstück.

Karlsruhe, den 30.7. 1954 Dankwart Leistikow
 Parkring 2–4 Dipl.-Ing. Architekt

Die drei seinerzeit nicht aufgefundenen Kapitelle nach VON SCHNEIDER 1938, mit falschen, inzwischen korrigierten Inventar-Nummern, sind im maßgebenden Katalog von Eva Zimmermann 1985 wieder aufgeführt, demnach nicht verloren. Die Aufstellung des Verfassers von 1954 ist aber um das Kapitell Nr. 15, Inv.-Nr. C 10735 (nicht im Badischen Inventar), zu ergänzen, das erst 1916 von Kirchenrat Schenck in Heidelberg erworben wurde³⁰. Das Kämpferstück³¹ dagegen ist offenbar nicht wieder aufgefunden worden.

³⁰ ZIMMERMANN 1985, 45.

³¹ Kunstdenkmäler IV 2 = Badisches Inventar S. 131 Abb. 38 Nr. 3.

Abgekürzt zitierte Literatur

GOTTSCHALCK 1821

F. GOTTSCHALCK, Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands Bd. 5 (Halle a. d. Saale 1821) 122: Oberschüpf 143–146.

HUB

Hohenlohisches Urkundenbuch, hrsg. v. K. WELLER, Bd. I, 1153–1310 (Stuttgart 1899).

Kunstdenkmäler IV 2

Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Tauberbischofsheim (Kreis Mosbach) (= Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, IV, 2), bearb. von A. VON OECHELHAEUSER (Freiburg i. B. 1898). Oberschüpf 123–135. Burgruine, bearb. von Geh.Rat. Dr. E. WAGNER, 125–133.

LEISTIKOW 1958a

D. LEISTIKOW, Über den Stand der wissenschaftlichen Erforschung der Burg Boxberg. Mein Boxberg 12, 1958, 3–7.

LEISTIKOW 1958b

D. LEISTIKOW, Die romanischen Kapitelle der Burg Boxberg. ebd. 8–13.

MAURER 1985

H.-M. MAURER, Die Schenken von Schüpf-Limpurg und die Burg Hohenstaufen. Zeitschr. Württemb. Landesgesch. 44, 1985, 294–301.

NEUMAIER 1987

H. NEUMAIER, Geschichte der Stadt Boxberg mit Beiträgen über ihre Stadtteile, hrsg. von der Stadt Boxberg, mit einem Beitrag von U. PLATE (Boxberg 1987) 45–57.

RÖDEL 1990

V. RÖDEL, Die Schenken von Schüpf. In: Mein Boxberg 24, 1990, 21–46.

RÜDIGER/BURGER 1982

R. RÜDIGER/A. BURGER, Sciffa-Niederschlipfen, Unterschüpf Chronik, hrsg. von den Schüpf Vereinen (Tauberbischofsheim 1982).

SCHENCK 1893

F. SCHENCK, Burg Schipfe, Wahrheit und Dichtung (Schüpf 1893).

SCHENCK 1894

F. SCHENCK, Die Schenkenburg bei Oberschüpf unweit Königshofen-Mergentheim. Württemberg. Vierteljahresh. Landesgesch. NF 3, 1894, 273–274.

VON SCHNEIDER 1938

A. VON SCHNEIDER, Die plastischen Bildwerke (vorwiegend oberrheinischer Herkunft). Veröffentl. Badisch. Landesmus. Karlsruhe (Karlsruhe 1938) Nr. 55–57.

WALTHER/SIEBERT 1992

I.F. WALTHER/G. SIEBERT, Codex Manesse. Die Miniaturen der Großen Heidelberger Liederhandschrift (Frankfurt/Main, 5. Aufl. 1992) Taf. 35: Der Schenk von Limpurg (82 v).

WELLER 1903

K. WELLER, Geschichte des Hauses Hohenlohe I. Teil, bis zum Untergang der Hohenstaufen (Stuttgart 1903).

WUB

Württembergisches Urkundenbuch; Bd. 1–11 (Stuttgart 1849–1913).

WUNDER 1983

G. WUNDER, Limpurg und Hohenlohe. Bemerkungen zu ihren Erbensprüchen im 13. Jahrhundert. Zeitschr. Histor. Verein Württemberg. Franken 67, 1983, 19–30.

WUNDER/SCHEFOLD/BEUTTER 1982

G. WUNDER/M. SCHEFOLD/H. BEUTTER, Die Schenken von Limpurg und ihr Land. Forschungen aus Württemberg. Franken 20 (Sigmaringen 1982).

ZIEGLER 1998

W. ZIEGLER, Bartenbach in spätstaufischer Zeit. In: Bartenbach, Die Geschichte eines Ortes im Wandel der Zeit. Veröff. Stadtarchiv Göppingen Bd. 38 (Göppingen 1998) 31–43.

ZIMMERMANN 1985

E. ZIMMERMANN, Badisches Landesmuseum Karlsruhe. Die mittelalterlichen Bildwerke in Holz, Stein, Ton und Bronze mit ausgewählten Beispielen der Bauskulptur (Karlsruhe 1985) 39–47 Kat.-Nrn. 6–18 (Bauskulptur der Burg Schüpf bei Oberschüpf [Boxberg, Main-Tauber-Kreis]).

Weitere Literaturnachweise

- H. BAUER, Über den Stammsitz der Kaiserschenken von Schüpf und Limpurg. Württomb. Jahrb. für vaterländische Gesch. 1844, 201–222.
- H. BAUER, Die letzten Herren von Schüpf. Zeitschr. Histor. Verein Württemberg. Franken 5/1, 1859, 49–53.
- H. BAUER, Urkunden und Überlieferungen. Ludwig von Schüpf (1230–1276). Zeitschr. Histor. Verein Württemberg. Franken 5/1, 1859, 75–79.
- H. BAUER, Der Hohenstaufen und die Schenken von Limpurg. Zeitschr. Histor. Verein Württemberg. Franken 7/1, 1865, 57–62.
- G. BERNINGER, Im Dienste Gottes und der Kirche – Leben und Wirken der Personen geistlichen Standes aus der Reichsschenkenfamilie von Schüpf-Clingenburg ... im Mittelalter. Beitr. Erforsch. Odenwald u. Randalandschaften III, 1980, 79–120.
- K. BORCHARDT, Der sogenannte Aufstand Heinrichs (VII.) in Franken 1234/35. Forsch. bayer. u. fränk. Gesch. Festschr. Peter Herde (Würzburg 1998) 53–119.
- K. BOSL, Die Reichsministerialität der Salier und Staufer, 2 Bde. (Stuttgart 1950–51) 2, 376–379.
- G. BOSSERT, Wie kamen die Reichsschenken von Schüpf nach Limpurg bei Hall? Württemberg. Vierteljahresh. Landesgesch. 11, 1888, 52–62. 128–133.
- W. DINNENDAHL, Meine Heimat Oberschüpf, hrsg. von der Gemeindeverwaltung Oberschüpf (Lauda 1959) 20–28, mit Zeichnungen von Fr. Schenck.
- G. FEHLEISEN, Eine Gedenkrede für Schenk Ludwig Georg. Die alte Schenkenburg bei Oberschüpf in Baden. Württemberg. Vierteljahresh. Landesgesch. NF 17, 1908, 326 ff.
- Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, Bd. 6 Baden-Württemberg, hrsg. von M. MILLER und G. TADDEY (Stuttgart 1980²) 596–597. 726–727.
- E. KOST, Der Schenk von Limpurg, ein ritterlicher Minnesänger der Hohenstaufenzeit. Zeitschr. Histor. Verein Württemberg. Franken 20/21, 1939/40, 215–240.
- A. KRIEGER, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden 2, hrsg. von der Badischen Historischen Kommission (Heidelberg 1903²) Sp. 913–916.
- W. MÖLLER, Stammtafeln westdeutscher Adelsgeschlechter im Mittelalter 1 (Darmstadt 1922, Nachdr. Neustadt a. d. Aisch 1995) 42–45.
- K.O. MÜLLER, Das Geschlecht der Reichserbschenken zu Limpurg bis zum Aussterben des Mannestammes (1713). Zeitschr. Württomb. Landesgesch. 5, 1941, 215–243.
- H. NICKLES, Herrschaft, Gericht und Genossenschaft in der ehemaligen Zent zur Eich. (Diss. München 1970) 30. 41.
- H. PRESCHER, Geschichte und Beschreibung der zum fränkischen Kreis gehörigen Reichsgrafschaft Limpurg, 2 Bde. (Stuttgart 1789, 1790; Repr. Kirchberg 1978).
- O.F.H. SCHÖNHUTH, Bocksberg und der Schüpfer Grund. Zeitschr. Histor. Verein Württemberg. Franken 4/1, 1856, 1–68 (Nachdr.: Mein Boxberg 18, 1981, 5–70).
- TH. STEINMETZ, Burgen im Odenwald (Brensbach 1998) 30, 158.
- C.W.F.L. STOCKER, Chronik von Boxberg, Wölchingen, Schweigern, Bobstadt, Epplingen. (Heidelberg 1867).
- C.W.F.L. STOCKER, Der Schüpfergrund und seine Besitzer. Freiburger Diözesanarchiv 25, 1896, 151–193.
- W. STÖRMER, Staufische Reichslandpolitik und hochadelige Herrschaftsbildung im Mainviereck. Festschr. Friedrich Hausmann (Graz 1977) 505–529.
- G. WUNDER, Walter Schenk von Schüpf. Lebensbilder aus Schwaben und Franken 8, 1962, 13–18.
- und des Oberamts Schwäbisch-Hall (Eßlingen a. N. 1907) 92 (Zeichnung K.A. Koch 1906); 6 (oben) wie 3 (unten) Rekonstruktionszeichnung des Verf.; 7 wie 3, 128 Abb. 36. 129 Abb. 37; 8 Bad. Landesmus. Karlsruhe; 9 wie 3, 131 Abb. 38; 10 wie 3, 132 Abb. 39.

Abbildungsnachweis

1 Zeichnung Verf.; 2 nach W. Dinnendahl, Meine Heimat Oberschüpf (1959) 10; 3 nach Die Kunstdenkmäler des Kreises Tauberbischofsheim (1898) 126 Abb. 35; 4 Universitätsbibliothek Heidelberg; 5 nach E. Gradmann (Hrsg.), Die Kunst- und Altertums-Denkmal der Stadt

Maya-Pyramiden aus Lehm und Lianen: Denkmalpflege im Urwald Guatemalas

Der Nordosten des Petén Guatemalas ist ein von dichtem Regenwald bedecktes tropisches Feuchtgebiet mit ausgedehnten Sumpfarealen. Diese unwegsame Urlandschaft enthielt in vorspanischer Zeit eine bezogen auf ganz Altamerika besonders hohe Konzentration von Siedlungen und Städten. Hier erlebte die Maya-Kultur im letzten Viertel des vorchristlichen Jahrtausends ihre Anfänge. Die eigentliche Blütezeit der Maya-Städte fiel in die klassische Periode von 300 bis 900 n. Chr. mit einer anschließenden nachklassischen Besiedlung bis ins 16. Jahrhundert n. Chr.

Ein besonderes Merkmal der Baukunst der Maya waren massive, gestufte Pyramiden, die bis zu 55 m Höhe erreichten und auf ihrer obersten Plattform Tempelhäuser mit den für die klassische Periode typischen Kraggewölben trugen. Über ebenfalls massiven Unterbauten wurden Palastanlagen angelegt, um Innenhöfe gegliedert und auf mehreren Geschossen mit Gewölberäumen ausgestattet. Bis zu 3.000 einzelner Kalkmörtelbauten in einer komplizierten urbanistischen Ordnung mit großen Plätzen und Prozessionsstraßen umfasste eine solche Maya-Stadt.

Charakteristisch für die Bauweise aller dieser Pyramidenbauten ist eine innere Füllung, aus Steinen und Kalkmörtel oder auch nur aus Steinen und Lehm zusammengesetzt. Ihre äußere Begrenzung war klar geometrisch definiert durch senkrechte oder leicht geböschte Mauerschalen mit einem Mauerwerk aus Kalkstein, verlegt in Kalkmörtel und außen verputzt mit Kalkstuck. Diese geböschten Außenschalen aus Mauerwerk schützten den empfindlichen Kern der massiven Innenfüllung vor Verwitterung. Auf den horizontalen Oberflächen der Pyramidenstufen leitete eine dicke Pflaster-schicht aus Steinen und Kalkstuck das Regenwasser nach außen ab. Der Verputz der Außenschalen und der Horizontalpodeste wurde von den Maya-Bau-meistern in periodischer Abfolge immer wieder ausgebessert und erneuert.

Seit dem Ende der klassischen Blütezeit und der nachklassischen Periode blieben alle diese Bauten verlassen und fielen ohne anschließende Weiterbenutzung durch spätere Besiedlungsphasen oder Nachfolgekulturen und ohne regelmäßige Bauunterhaltung wieder dem tropischen Urwald anheim. In der mehr als tausendjährigen Zeit der Auflassung dieser Monumentalbauten gab es vor allem zwei Schadensfaktoren, die zur kontinuierlichen Zerstörung beitrugen: die aggressive Urwaldvegetation und das tropische Klima mit seinen ganz extrem hohen Niederschlägen. Die Urwaldbäume schlugen auf den verlassenen Bauwerken Wurzeln und sprengen dadurch Mauerwerk und Außenschalen regelrecht auseinander. Wasser dringt ins Innere der massiven Auffüllungen ein, das Außenmauerwerk wird ausgelaugt und fällt zusammen. Im jetzigen Zustand haben nahezu alle Stufenbauten der Maya im Petén ihre schützenden Außenschalen verloren und zeigen sich als dicht mit Urwaldvegetation überwachsene amorphe Hügel. Ein zusätzlicher Schadensfaktor sind die Löcher und Tunnel, die Raubgräber bei der illegalen Schatzsuche hinterlassen haben und die die Standfestigkeit der Bauwerke ernstlich gefährden. Die Mehrzahl aller noch oberirdisch anstehenden Mayabauten im Petén ist deshalb unmittelbar vom Einsturz bedroht.

Die traditionelle denkmalpflegerische Methode der Konservierung von Maya-Pyramiden hat sich seit den großangelegten Ausgrabungs- und Restaurierungsarbeiten der Pennsylvania-University in Tikal von 1959–1969 in Guatemala als schulbildend durchgesetzt und wird heute in Guatemala und ganz Mittelamerika bei der Bearbeitung von Maya-Ruinen im Sinne einer architektonischen Wiederherstellung bei den meisten archäologischen Konservierungsprojekten angewendet: Die verschwundenen gemauerten Außenschalen werden aus Kalkstein und Mörtel wieder neu aufgemauert, und dadurch wird die von Erosion bedrohte innere Pyramidenfüllung dauerhaft stabilisiert. Soweit als



1 Stampflehm wird mit Wasser und kleingehackten Schlingpflanzen zu einer formbaren Masse gemischt. (Foto Wurster)

Mörtel nicht – wie neuerdings oft auch – Zement, sondern Kalkmörtel verwendet wird, ist diese Art der Böschungswiederherstellung der Konstruktion des originalen Baubestandes gegenüber angemessen und führt auch zu einer homogenen Verbindung zwischen neuen Außenschalen und innerem Kern. Allerdings wird dabei zwischen neuer Ergänzung und altem Baubestand keine optische Unterscheidung mehr möglich. Auch neue Mauern verwittern im Urwaldklima rasch und werden von Flechten und Moos befallen, so dass die neuen Bauteile von originalem Mauerwerk nicht mehr unterscheidbar sind.

Hinzu kommt, dass die Konsolidierung von Monumentalbauten durch gemörtelte Steinmauern sehr viel Zeit und Arbeitsaufwand erfordert und die Gewinnung von Kalkstein im Urwaldbereich große natürliche Ressourcen verbraucht und diese Lösung irreversibel ist. Technischer Aufwand und hohe Kosten sind die Gründe, weshalb die ‚Tikal-Lösung‘ mit neu gebautem Mörtelmauerwerk nur an einzelnen Maya-Pyramiden angewandt wurde, die ganz gezielt für die Zwecke des Tourismus rekonstruiert wurden; ein allgemein anwendbares Konservierungssystem für die Mehrzahl der Tausende von Ruinen im Petén stellt sie wegen des großen Aufwandes jedoch nicht dar.

Östlich von Tikal, im Gebiet der großen Maya-Städte Yaxhá, Nakum und Naranjo, führt seit 1992 die guatemalteckische Archäologiebehörde Instituto de Antropología e Historia (IDAEH) ein großan-

gelegtes Projekt der archäologischen Erforschung und denkmalpflegerischen Erhaltung von Maya-Siedlungen innerhalb einer ausgedehnten Urwaldregion durch. Ziel dieses langfristigen Projektes „Triángulo Cultural Yaxhá-Nakum-Naranjo“ ist nicht die Untersuchung einzelner Maya-Städte als isolierte Plätze, sondern die Erforschung und Erhaltung einer ganzen Urwaldregion mit Hunderten von kleinen Siedlungen und Dutzenden größeren Städten als historischer Lebensraum einer vorspanischen Hochkultur. Das Gebiet soll als Kultur- und Naturreservat dauerhaft unter Schutz gestellt und verwaltet werden und aus einem sanften, nicht zerstörerischen Tourismus seine erneuerbaren Ressourcen ziehen. Das Deutsche Archäologische Institut ist seit 1990 durch die Bonner Kommission für Allgemeine und Vergleichende Archäologie (KAVA) an der Planung und an Teilen der Ausführung des Triángulo-Projektes beteiligt. Der Hauptteil der Finanzierung dieses aufwendigen Projektes stammt aus Entwicklungshilfemitteln der deutschen Bundesregierung im Rahmen eines Schwerpunktprogrammes zur Rettung des tropischen Regenwaldes im Petén. Die Fördermittel aus dem Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) werden abgewickelt und betreut von der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) in Frankfurt.

Als erstes Pilotprojekt der Restaurierung wurden im ‚Kulturellen Dreieck‘ die ganz unmittelbar von Einsturz bedrohten Monumentalbauten der nach-



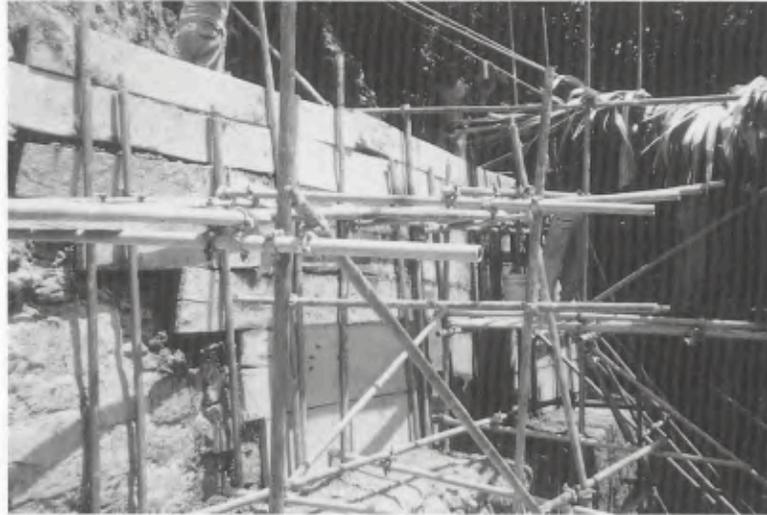
2 Aus starken Urwald-Lianen werden Armierungsmatten zur Aufnahme der Zugkräfte geflochten.
(Foto Wurster)

klassischen Maya-Periode auf der Insel Topoxté im See von Yaxhá denkmalpflegerisch bearbeitet und dauerhaft konserviert. Dabei wurden Steinmauerwerk und Kalkmörtel verwendet, wobei die Außenschalen von massiven Pyramidenfüllungen nicht Mauerrekonstruktionen des alten Zustandes sind. Die neuen Mauern sind in der Baukörperkontur nach innen versetzt und in einer unregelmäßig aus Feldsteinen gemauerten andersartigen Oberfläche vom Original unterscheidbar. Keine Rekonstruktion also, sondern Konservierung, aber trotzdem eine zeit- und materialaufwendige Lösung, die selbst bei den kleinen Stufenpyramiden in Topoxé sechs Jahre Arbeit benötigte und keinesfalls im großen Stil auf die Hunderte von bis zu 50 m hohen gefährdeten Großbauten im gesamten Arbeitsgebiet übertragbar war.

So kam es, dass bei der denkmalpflegerischen Bearbeitung der Stufenpyramiden von Yaxhá nach bautechnischen Alternativen für die Wiederherstellung verlorenener Bauvolumina und die Erneuerung von Außenschalen gesucht wurde. Die Experimente standen unter der Leitung des Projektkoordinators Architekt Oscar Quintana, sie wurden geplant und ausgeführt vom denkmalpflegerischen Konservator Raul Noriega und seinen zahlreichen Mitarbeitern und statisch betreut und begleitet vom Bauingenieur und Statiker Hugo Galindo. Die für die Versuche notwendigen Festigkeitsproben an Pflanzenfasern wurden ausgeführt von Ingenieur Pablo de León am Forschungszentrum

für Ingenieurwesen der Universität San Carlos, Guatemala City. Von vornherein war klar, dass kostspielige Lösungen von Böschungskonstruktionen, wie sie zum Beispiel durch den Einsatz von Maschennetzen aus Metall oder aus Plastik zum Erosionsschutz vor allem im Straßenbau international angewandt werden, nicht in Frage kamen wegen der zu hohen Kosten der Maschennetze, wegen der schnellen Korrosion von Metallnetzen im tropischen Klima und wegen der schädlichen Auswirkung von verrotteten Plastiknetzen für das Ökosystem des Urwaldes. Auch die Verwendung von Geotextilien als Erosionsschutz aus synthetischem Material oder aus organischen Fasern wie Cocos oder Yute, wie sie in industrialisierten Ländern üblich sind, kommt in einem Drittweltland Mittelamerikas wie Guatemala aus Kostengründen nicht in Frage. Gesucht wurde ein möglichst an Ort und Stelle leicht zu gewinnendes Baumaterial, das einerseits die verlorenen äußeren Füllungsbereiche massiver Stufenpyramiden ergänzen sollte und andererseits eine senkrechte oder sehr steile Außenböschung ausführbar und ohne große Erosionsschäden mittel- bis langfristig erhaltbar machen konnte.

Nach jahrelangen Experimenten an den Ruinen von Yaxhá und im Ingenieurlaboratorium Guatemala City konnte eine Lösung gefunden werden, die auf einer Kombination von Stampflehm mit einer statischen Zugarmierung aus Lianenmatten beruht. Zur Sicherung der senkrechten Außen-



3 In einer Holzschalung werden Lehm und Lianenmatten eingebracht und ergänzen so die zerstörte Außenböschung einer Stufenpyramide.
(Foto Wurster)

flächen wurde ein Pflanzenzuschlag zur Lehm-masse ermittelt, der nach dem Aushärten der Lehm-masse an der Oberfläche weiterwächst und so den Lehm vor Auswaschungen durch Regen schützt. Die notwendige Verbindung zwischen neuem Stampflehm und originaler Pyramidenfüllung erfolgt durch horizontale Hartholzpflocke. Lehm, Lianen, kleingehackte Schlingpflanzen, Harthölzer sind durchweg Materialien, die unmittelbar im Bereich der Maya-Bauten und dem sie umgebenden Regenwald ohne große Mühe gewonnen werden könnten.

Im Folgenden werden die einzelnen Schritte des durch Feldversuche gefundenen Verfahrens geschildert, das nach einer Erprobungsphase inzwischen in großem Stil bei der Konservierung von Bauten in den Maya-Städten Yaxhá und Nakum beim Projekt ‚Kulturelles Dreieck‘ zum Einsatz kommt.

Ausgangsprodukt für den Stampflehm ist der Verwitterungsschutt, der im Umfeld der Monumentalbauten als Erosionsprodukt überall ansteht. Diese Erde wird gesiebt, um Steine von einem größeren Durchmesser als 5 cm auszusondern, und dann mit Wasser zu einer breiigen Masse vermischt. Als pflanzlicher Zuschlag zur Verbesserung des dreidimensionalen Zusammenhaltes dieser Masse werden der Erdmischung kleingehackte Pflanzenfasern der Grassorte *paspalum notatum* beigemischt. Diese Mischung kann in Eimern transportiert und über Flaschenzüge zur Baustelle gebracht werden, wo sie in eine aus Brettern und stählernem Gerüst-

material gefertigte Schalung eingebracht wird, deren äußere Begrenzung den Konturen der verlorenen Außenschale des massiven Pyramidenkörpers entspricht.

Bei den anfänglichen Versuchen zeigte sich schnell, dass Stampflehm allein keine genügende Zugfestigkeit und Kohäsion aufweist, Risse bildet und in einzelne Schollen zerfällt. Deshalb wurden zur horizontalen Armierung Matten aus Lianenfasern entwickelt, die in regelmäßigen Abständen in das feuchte Erdmaterial eingebracht werden. Verwendet werden die im Regenwald häufig vorkommenden Lianenarten der beiden Spezies *amphiphidium molle* und *banisteropsis cornifolia*. Diese Lianen sind über 30 m lang und bestehen aus Stängeln mit einem Durchmesser von 0,6–1,0 cm und Knoten von 0,8–1,5 cm Durchmesser. Es ergab sich keine unterschiedliche Bruchfestigkeit auf Zugbeanspruchung zwischen Stengeln und Knoten. Bei den Feldversuchen wurden Probenetze geflochten und diese in unterschiedlichen Tiefen bei unterschiedlicher Feuchtigkeit der umgebenden Erde eingegraben. Die anschließenden vergleichenden Proben auf Zugfestigkeit im Laboratorium zwischen ganz frisch geknüpften Lianenmatten und monatelang eingegrabenen Netzen ergaben keine geringere Zugfestigkeit für die eingegrabenen Netze; vielmehr starben die eingegrabenen Lianen nicht ab, sondern wuchsen weiter. Bei einer Bruchfestigkeit von 1,00 Kilonewton Zug in Faserrichtung (1 Kilogramm = 0.009807 Kilonewton = kN) jedes



4 Stufenplattform eines Zeremonialbauwerks in der Maya-Stadt Yaxhá mit ergänzten Böschungen. (Foto Wurster)

Lianenstranges ergäbe sich bei einem Maschenabstand von 15 cm einer Armierungsmatte in Zugrichtung ein Bruchwiderstand von 6,67 Kilonewton pro Meter Breite der Armierungsmatte. Dieser Wert wurde von den Statikern als ausreichende Zugfestigkeit für die horizontale Verstärkung der Stampflehm Böschungen angesehen. Andere Kräfteinwirkungen, zum Beispiel Drehmomente, wurden bei den Berechnungen nicht angenommen.

Die Armierungsmatten wurden jeweils im Lianenabstand von 15 cm in der anzunehmenden Zugwirkungsrichtung und in 25 cm in der anderen Richtung in der für die zu armierende Stampflehm Böschung benötigten Breite als Netze mit rechtwinklig sich überkreuzenden Lianen geflochten. Die zu verwendenden Lianen können ganzjährig geschnitten werden. Allerdings dürfen keine bei abnehmendem Mond geschnittenen Pflanzen verwendet werden; sie sind nicht haltbar. Es ist wichtig, die Armierung stets aus frischen Fasern herzustellen; es dürfen keine Fasern verwendet werden, die vor mehr als drei Tagen abgeschnitten wurden. Die geflochtenen Matten sollen spätestens 48 Stunden nach dem Flechten im Stampflehm eingebaut werden. Die Überdeckungsbreite bei sich überlagernden Matten soll mindestens 50 cm betragen.

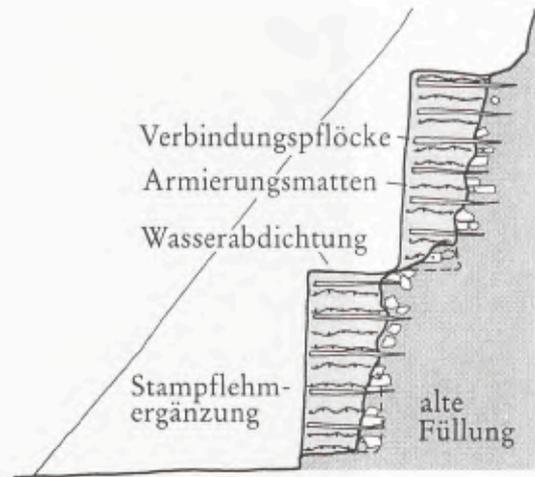
Zur homogenen Verbindung des originalen Pyramidenkernes, bestehend aus einer massiven Füllung aus in Lehm oder in Kalkmörtel verlegten Kalksteinen, mit der neu zu ergänzenden Außenschale aus armiertem Stampflehm werden horizontal in

die alte Füllung eingeschlagene Pflöcke aus Hartholz verwendet. Ihre statische Funktion ist eine Verbindung zwischen beiden Materialien auf Zug sowie auf Abscheren. Außerdem dienen diese Reihen von eingeschlagenen Pflöcken, die aus dem alten Kern in die neue Stampflehm masse vorragen, als Montagehilfe für die horizontale Verlegung der Armierungsmatten beim Vorgang des Aufschüttens des weichen, breiartigen Lehms. Bewährt haben sich Pflöcke aus Hartholz, zum Beispiel des ‚palo tinto‘, des Rotholzbaumes (*haematoxylum campechianum*), mit einem Durchmesser von 5 cm und einer Mindestlänge von 100 cm. In den alten Füllungskern werden 30 cm tiefe Löcher mit handbetriebenen Stahlbohrern vorgebohrt und dann die horizontalen Pflöcke jeweils 50 cm tief mit Vorschlaghämmern in den Kern eingeschlagen.

Im Anschluss sollen die einzelnen Arbeitsschritte dargestellt werden, die für den Bau der Stampflehm Böschungen aufeinander folgen. Zuerst wird der ursprüngliche Pyramidenkörper von Schutt und Humus ganz befreit. Wichtig ist dabei die Entfernung des gesamten Bewuchses einschließlich der tief eingedrungenen Baumwurzeln. Aus dem gesiebten und von Steinen befreiten Schutt wird mit Wasser und einem Zuschlag von kleingehackten Pflanzen eine formbare und geschmeidige Stampflehm masse gemischt. Anschließend werden in horizontalen Reihen die Verbindungspflöcke aus Hartholz in den Kern des originalen Bauwerks gebohrt und eingeschlagen. Der vertikale Abstand zwischen



5 Querschnitt durch eine Stufenpyramide mit verlorenen Außenschalen. (Zeichnung Wurster)



6 Querschnitt durch eine Stufenpyramide mit ergänzten Böschungen. (Zeichnung Wurster)

den übereinander folgenden Reihen von Pflöcken soll etwa 20 cm betragen. Inzwischen wird mit Stahlgerüsten und Holzbrettern die äußere Schalung montiert, in die der Lehm dann in etwa 20 cm hohen Schichten eingebracht wird. Darauf wird jeweils eine horizontale Armierungsmatte aus Lianen verlegt, dann folgt die nächste Lehmschicht. Wichtig ist das sorgfältige Verdichten und Einstampfen der Lehm Masse, um eine enge Verbindung zwischen Holzpflöcken, Armierung und Stampflehm zu erreichen. Der vertikale Abstand zwischen den einzelnen horizontalen Lagen von Armierungsmatten sollte im ersten Höhenmeter vom Pyramidenfuß aus 20 cm betragen; bei dem darüber folgenden zweiten und dritten Höhenmeter der Böschung genügen vertikale Abstände von 25 cm zwischen den Mattenlagen. Dieser Wert sollte jedoch keinesfalls überschritten werden.

Je nach Regen- oder Trockenzeit ist die formbare Lehm Masse in der Schalung nach 8 bis 15 Tagen ausgehärtet; dann kann die Schalung entfernt werden und innerhalb kurzer Zeit zeigen sich auf der vertikalen Außenseite die Ansätze von Pflanzenwuchs. Das gehackte Gras der Zuschlagsmasse schlägt aus, wächst weiter und bedeckt die Außenseite des ausgeschalteten Lehm Bereiches mit einer schützenden vegetabilischen Außenschicht.

Zum Schutz gegen Erosion und Auswaschung der horizontalen oberen Flächen der Stampflehm ergänzungen an Stufenbauten ist es nötig, diese horizontalen Plattformbereiche mit einer wasserfesten Schicht aus Kalksteinplatten und Kalkmörtel aus-

zustatten. Dabei muss durch die Anlage von kanalartigen Wasserabläufen für die möglichst rasche Ableitung der im Regenwald extrem hohen Niederschlagsmengen nach außen gesorgt werden. Es darf keine Feuchtigkeit zwischen Stampflehm ergänzung und originale Kernfüllung eindringen. Wichtig ist außerdem zu verhindern, dass sich Büsche oder Bäume auf den Stampflehm ergänzungen ansiedeln und durch die Einwirkung von Wurzeln und Wasser erneut der alte Kreislauf der Zerstörung einsetzt. Als flächendeckender Schutz gegen Erosion und Pflanzenansiedlung wird eine endemische Grasart gesucht, die tief wurzelt, Trockenzeiten überdauern und ganz extreme Temperaturschwankungen aushalten kann. Gegenwärtig wird im Bereich der Oberflächen der Steilböschungen mit einer schnell wuchernden Schlingpflanze (*hippocreata floribunda*) experimentiert, die alle übrigen Pflanzen erstickt und ganze Flächen in kurzer Zeit bedeckt.

Die ersten Feldversuche mit der hier geschilderten Konservierungsmethode durch armierten Stampflehm fanden ab 1998 innerhalb von zwei Jahren an der Pyramide 216, dem höchstgelegenen Monumentalbau der Stadt Yaxhá statt. Dabei waren die durch Lehm konservierten Bereiche jahrelang der Sonne, dem Wind und den tropischen Niederschlägen ausgesetzt, ohne größeren Schaden zu nehmen. Es zeigte sich jedoch auch, wie wichtig es war, das Wasser von den horizontalen Plattformflächen systematisch abzuleiten. Seit 1999 wird diese Konservierungsmethode an den gerade neu

bearbeiteten Bauwerken der Gruppe Maler und in der Nordakropolis von Yaxhá angewendet, ebenso seit 2000 an der Pyramide N von Nakum.

Inzwischen kann versichert werden, dass die angewendete Konservierungsmethode bei allen Bauten bisher höchst zufriedenstellende Ergebnisse erbrachte. Im Vergleich zum hergebrachten Abmauern der Böschungen ist das Erdverfahren wesentlich preiswerter; es erfordert weniger Arbeitskräfte für die Ausführung und erspart außerdem die Verwendung von Löschkalk für den Mauermörtel und das sehr aufwendige Gewinnen von Kalksteinmaterial, was im Urwald schwierig ist, hohe Transportkosten verursacht und die Geländeoberfläche verändert. Die neue Methode benutzt ausschließlich nachhaltige Materialien des tropischen Regenwaldes und verwendet darüber hinaus auch den in den Ruinenbereichen der Maya-Städte anfallenden Bauschutt, der sowieso bei einer Herrichtung der Ruinen für einen zukünftigen Tourismus bis zur ursprünglichen Oberfläche von Plätzen und Ebenen weggeräumt werden müsste. Vom ästhetischen Gesichtspunkt her sind die bisherigen Wiederherstellungen der ursprünglichen Volumina von massiven Bauwerken überzeugend. Nicht nur werden durch die Stampflehm ergänzungen die gefährdeten inneren Füllungen vor der weiteren Zerstörung geschützt, sondern auch die ursprüngliche Steilheit und stereometrische Definition der Monumentalbauten für das Auge der Besucher auf eindrucksvolle Weise wieder anschaulich gemacht. Dabei bleibt, im Gegensatz zur ‚Methode Tikal‘, stets deutlich unterscheidbar, was originales Monument und was Ergänzung aus Lehm ist.

Was bisher nicht eindeutig gelöst werden konnte,

ist die Frage der jahreszeitlich gleichmäßigen Begrünung durch flächendeckenden Schlingpflanzenbewuchs an den Stirnseiten der Steilböschungen. Der Bewuchs wirkt bisher in der sehr niederschlagsreichen Regenperiode extrem grün und sieht dagegen in den periodischen Trockenzeiten schütter und mitunter braun verbrannt aus, ohne jedoch ganz abzusterben. Hier sind noch weitere Erprobungen mit unterschiedlichen Grassorten notwendig.

Natürlich sind auch die Stampflehmaußenschalen keine konservatorische Lösung für alle Ewigkeit, aber für etwa 20 weitere Jahre werden sie wohl die Standfestigkeit der tausendjährigen Stufenbauten der Maya verlängern können, bis neue Verfahren entwickelt werden oder die Stampflehmkonservierung dann noch einmal erneuert wird. Entscheidend ist, dass der Stampflehm wegen seiner geringeren Kosten im Gegensatz zum bisherigen Steinmörtelmauerwerk, das stets auf einzelne Monumente als Solitäre beschränkt bleiben musste, universell eingesetzt werden kann. Mit der neuen Methode lassen sich viel mehr Ruinen sanieren und so vor dem Einsturz bewahren. Im Gegensatz zu den Totalkonstruktionen, wie sie mit sehr viel weißem Zement und armiertem Beton in den letzten Jahren im Dienste des Massentourismus an Maya-Städten vor allem in Yucatan und Belice zelebriert wurden, sind die Konservierungen mit Lehm und Lianen der Situation des tropischen Urwaldes und den ökonomischen Beschränkungen der Länder Mittelamerikas angemessen. Das Konservierungssystem, das im Triángulo-Projekt entwickelt wurde, wird hoffentlich schulbildend über die Region des Nordostens des Petén hinaus weiter wirken.